Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundneunzigster Band.

Mit den Portraits von:
Viceadmiral Alfred Tirpitz, Knut Hamsun, Wilhelm Doerpfeld.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Inhalt des 92. Bandes.

Januar — Februar — März.

1900.

Seite

Wanda von Bartels in München.
Von einer Königin, die schon lange gestorben. Ein Märchen der Zeit ... 277

M. Beerel in Hirschberg.
Gähren hilft klären ... 232 381

Alfred Berger in Breslau.
Heimkehr ... 227

Heinrich Brömse in Cuxhaven.
Quelle und Weg des philosophischen Denkens. Ein Beitrag zur Psychologie der Philosophie ... 259

Paul Elsner in Athen.
Wilhelm Doerpfeld ... 293

Ludwig Fuld in Mainz.
Rechtseinheit ... 95

Ludwig Geiger in Berlin.
Briefe von Justinus Kerner an Varnhagen von Ense ... 51

Julius Gesellhofen in Breslau.
Der kategorische Imperativ ... 102

Josef Glaser in Breslau.
Knut Hamsun ... 198

Adolf Kohut in Berlin.
Ludwig Rellstab und Varnhagen von Ense. Mit ungedruckten Briefen. 212

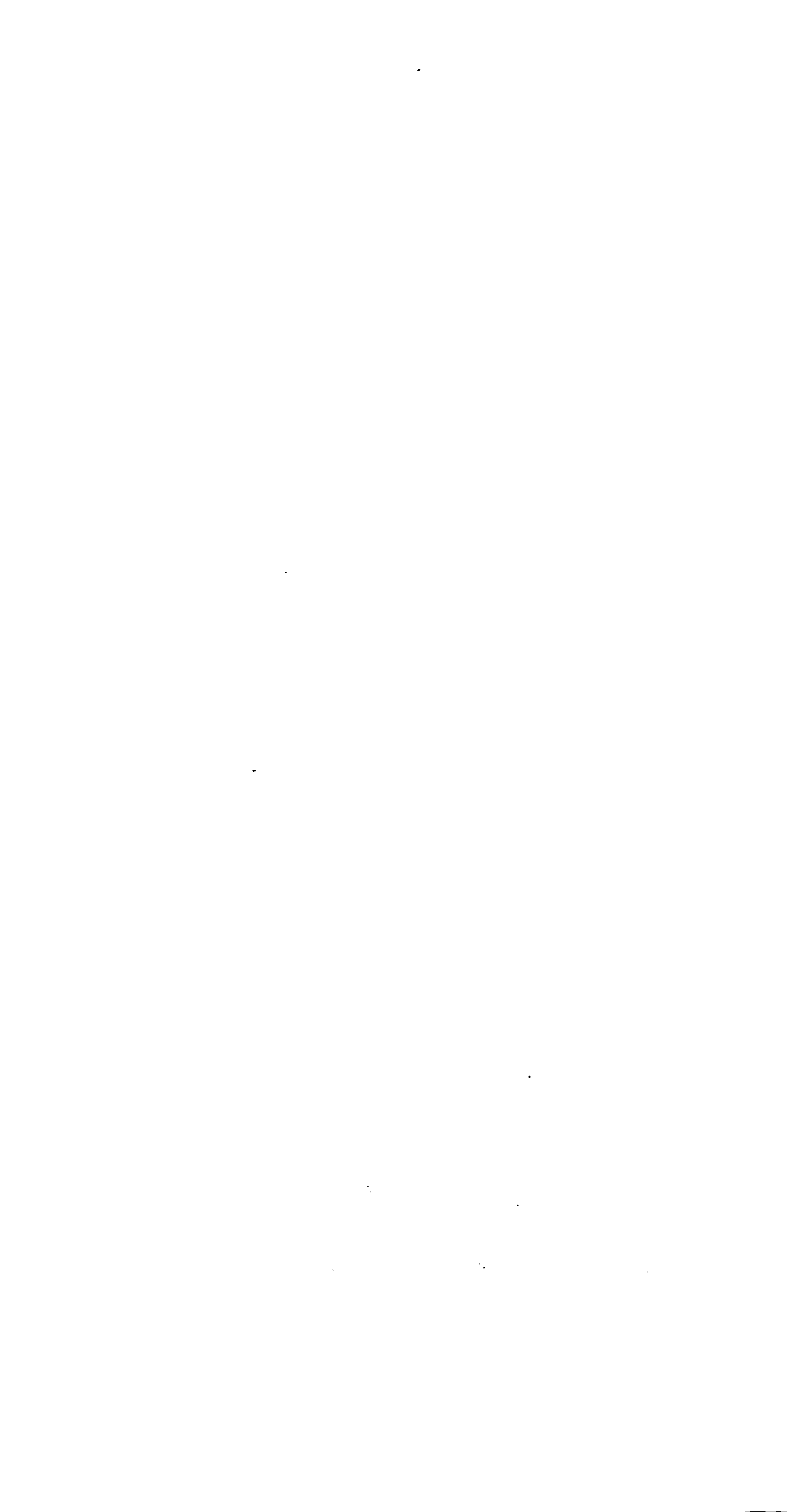
Ernst Kuhnert in Königsberg.
Zauberwesen in Alterthum und Gegenwart ... 327

Guy de Maupassant.
Geschwätz der Straße. Uebersetzt von Sigmar Mehring-Berlin ... 402

Navalis in Berlin.
Eine starke deutsche Flotte 40
J. Nover in Mainz.
Das Geheimniß, ein bedeutsames religiöses und ethisches Moment. 363
Felix Philippi in Berlin.
Der goldene Käfig. Schauspiel in vier Acten 139
Mil Richter in Leipzig.
Zeitgeist und Stenographie 337
A. Rogalla von Bieberstein in Breslau.
Streiflichter auf die Kriegführung in Südafrika 216
H. Schmidt-Rimpler in Göttingen.
Augenärztliche Betrachtungen im Theater. 81
Helene Svoboda in Stuttgart.
Der große und der kleine Adam. Eine Erzählung. 1
Margherita Traube-Mengarini in Rom.
Moderne Erziehung 350
Helene Zimpel in Breslau.
Heinrich von Kleist und die Frau 306
Bibliographie 131 267 305
Bibliographische Notizen 135 270 410
Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck. . . 274 413

Mit den Portraits von:
Viceadmiral Alfred Tirpitz, Knut Hamsun und Wilhelm Doerpfeld, radirt von Johann Lindner in München.







Tirpitz.

Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCII. Band. — Januar 1900. — Heft 274.

(Mit einem Portrait in Radirung: Viceadmiral Alfred Tirpitz.)



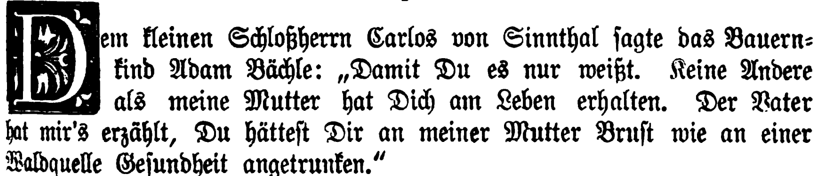
Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





Der große und der kleine Adam.

Erzählung
von
Helene Svoboda.
— Stuttgart. —



Dem kleinen Schloßherrn Carlos von Sinnthal sagte das Bauernkind Adam Bächle: „Damit Du es nur weißt. Keine Andere als meine Mutter hat Dich am Leben erhalten. Der Vater hat mir's erzählt, Du hättest Dir an meiner Mutter Brust wie an einer Waldquelle Gesundheit angetrunken."

Carlos lief erregt zu seinem „Mamale" und erkundigte sich, ob es denn wahr sei, daß ihn Frau Bächle gesund gemacht habe.

„Ja, das hat sie. Sie war Deine Amme und hat Dich zärtlich geliebt," erwiderte die Gräfin.

„Wo ist sie denn?" forschte Carlos ungeduldig und fügte hinzu: „kann ich ihr was Liebes sagen?"

„Komm mit auf den Friedhof. Ich will Dir Josefas Grab zeigen. Dort erinnere Dich an die Gute und danke ihr."

Bei diesen Worten erblaßte das Kind. Furchtsam schmiegte es sich an die Mutter und flüsterte, seine Kinderfrau Nanni habe ihm erzählt, es sei nachtkalt im Grabeslöchle, und wenn Einen der Sensenmann da hinunterziehe, komme man nie wieder heraus.

„Fürchte Dich nicht, es wachsen Blumen auf Josefas Grab, die nur angenehm duften," erwiderte die Gräfin.

„Die hab' ich gern," meinte der Kleine, „Du hast ja gesagt, Mama, daß Blumen ebenso leben wie wir. Können Blumen auch weinen?" plauderte er weiter, als sie den Weg nach der ländlichen Begräbnißstätte

einschlugen. Dieser führte an Hütten vorbei, durch Wiesen, welche blühten und frisch von Thau waren. Ein Bauernjunge ging den Gräflichkeiten nach.

Carlos winkte: „Komm mit, Adam, wir besuchen Deine Mutter."

„Da liegt sie," sagte dieser und wies auf ein Holzkreuz, um welches sich Clematis rankte. Es trug die Inschrift, die ein naiver Dichter verfaßt hat:

„Josefa Bächle hat ausgerungen,
Ihre Seele hat sich zum Himmel geschwungen,
Sie lacht nicht mehr, sie weint nicht mehr,
Die Erde sei ihrem Leib nicht schwer."

Am Grabe faltete der kleine Graf die Hände und sagte mit kindlicher Innigkeit: „Ich danke Dir, Frau Bächle, für meine Gesundheit."

Dann wendete er sich an seine Mutter mit der Bitte: „Gieb doch dem Adam eine neue Hose."

Damit war die Freundschaft zwischen den beiden Knaben geschlossen, und als Carlos Adam mittheilte, es ärgere ihn, wenn sich die Dorfjungen in den Park einschleichen, um Vogelnester zu plündern, versprach ihm der kleine Bächle, er werde den Zaunschlupfern aufpassen und sie vertreiben. Die Aufforderung, in das Schloß einzutreten, wies der Bauernknabe zurück. Er blieb am Eingang wie angewurzelt stehen.

„So komme doch!" drängte Carlos.

„Nein, ich schäme mich vor dem Herrn Kammerdiener."

„Dummerle, was kann er Dir denn thun?"

„Mich auslachen, weil ich so schäbig aussehe," erwiderte der Bursche trotzig und lief davon. Er pirschte in den nächsten Tagen im Park umher, kroch hinter einem Baum hervor, als Carlos wie einst Gott im Paradiese rief: „Adam, wo bist Du?" und zeigte einen Stock, auf dessen Spitze ein Todtenschädel schwankte.

Carlos erbleichte bei diesem Anblick. „Wo hast Du das gefunden?" fragte er bebend.

„Im Wald auf den Bäumen wächst so was nicht. Ich hab' den Todtenkopf im Beinhaus geholt. Wenn die Vogeldiebe kommen, spring' ich aus meinem Versteck hervor und schwing' den Schädel. Dann laufen sie Alle davon."

Die Singvögel im gräflichen Park wurden nicht mehr von der Bauernjugend belästigt, aber die Sperlinge im Dorfe waren ihres Lebens nicht sicher.

Frau Käthe Bächle, Adams Stiefmutter, meinte: „Es ist jammerschad, wenn diese dummen Spatzen von einfältigen Katzen verzehrt werden, die sich gar einbilden, es seien fliegende Feldmäuse. Ich kann sie selbst für meinen Kochtopf brauchen, sie sind da unschädlicher als auf dem Kirschenbaum."

Sie fing die Frechlinge mit Leimruthen und rechnete für jede gestohlene Krische einen Sperling als Schadenersatz.

Carlos, der seinen Freund einmal besuchte, sah, wie sich die gefangenen Thiere, es waren auch Drosseln und Zeisige dabei, in Todesangst abquälten. Er brach in Thränen aus und bat: „Befreie sie, Adam!"

Das war nun freilich keine leichte Arbeit, doch wurde sie mit List und Ausdauer vollbracht. Der kleine Bächle erklärte, er sei gerne bereit, seiner Stiefmutter einen Streich zu spielen. Er zerbrach auch die Leimruthen und warf sie in's Feuer. Als er an demselben Abend daheim sein Nachtmahl begehrte, fragte ihn die gekränkte Hausfrau: „Wo ist der Lockvogel, der in der Reisighütte neben den Leimruthen war?"

„Ich hab' ihn davonfliegen lassen," erwiderte Adam nicht ohne Schadenfreude."

„Dann flieg' Du nur auch! Geh' zu den Spatzen, die ihr Brod auf der Straße finden, und schlafe mit den Schwalben auf dem Kirchthurm."

Die Erzürnte schlug den Knaben und verschloß ihm das Haus.

Er stand draußen und rief empört: „Schäme Dich, Du böse Frau! Ich werd' es dem jungen Herrn sagen, wie grausam Du bist!".

Er lief dem Schlosse zu. Aus Carlos' Zimmer kam ein Lichtschein. Hinaufgehen und um einen Teller Suppe bitten, wäre das Nächstliegende gewesen. Sein Freund hätte ihm sicher diese Bitte erfüllt. Er schritt zögernd die Stufen zum Portal hinauf, ließ seine Holzpantoffeln am Eingang des Hauses stehen und ging bloßfüßig über die Steinfliesen.

„Was suchst Du hier?" fragte ihn ein Diener.

„Den kleinen Herrn," erwiderte das Bauernkind.

„Vielleicht auch Etwas zum Einstecken?" scherzte der Schwarzbefrackte.

„Ich bin kein Dieb, ich bin sein Freund," schluchzte Adam tiefverletzt.

„Du bist unverschämt. Geh' heim!" befahl der Mitleidlose.

Adam verließ das Schloß. Sein kleines Herz enthielt so viel Groll und Haß, als es nur fassen konnte. Er weinte. Wo sollte er denn die Nacht verbringen? Vielleicht war in dem hochgewölbten, warmen Stall, welcher abseits vom Schlosse stand, ein Versteck zu finden. Er wagte es hineinzuschlüpfen. Dort standen prächtige Vollblutpferde, die fraßen gemächlich ihren Hafer, schüttelten die schönen Mähnen und kümmerten sich nicht um Schwalben, Dorfköter und armselige Bauernjungen, die bei ihnen ein Unterkommen suchten. Es war ja Heu genug da, um sich bis in den Hals hineinzuwühlen. Bori, der Neufundländer, der hier lag, begrüßte den Spielkameraden seines Herrn mit Schweifwedeln und gestattete, daß er sich neben ihm lagerte. So schlief Adam ein.

Als der Kutscher am anderen Morgen dem jungen Grafen meldete, er habe den kleinen Bächle von seiner Stiefmutter ganz verprügelt im Heu liegend gefunden, sagte Carlos: „Bring ihn schnell her, damit er mit mir frühstücke."

Auf Wunsch der Gräfin wurde Adam gewaschen und mit einem Anzug ihres Sohnes bekleidet. Dann führte ihn Carlos in's Speisezimmer an

einen reichgedeckten Tisch, wo er sich stärken und seine Abenteuer erzählen sollte.

Er lobte den gastfreundlichen Hund und sagte: „Er hat mich nicht so barsch behandelt wie der Diener im Schloß. Im Schlaf hab ich sogar meinen Kopf auf sein weiches Fell gelegt, und das hat er auch geschehen lassen."

„Braver Bori!" rief Carlos und fügte hinzu: „Der ist besser als unser Johann."

Adam nickte zustimmend, er weigerte sich, zu Frau Käthe zurückzukehren. Auch der Zwang in der Dorfschule mißfiel ihm. Er zog es vor, wie ein Vogel im Schloßpark herumzuschwärmen und schlief Nachts bei seinem Freunde, dem Neufundländer Bori.

„So kann es nicht weitergehen, liebes Kind," sagte eines Tages die Gräfin mit ihrer weichen Stimme zu Adam. „Du spielst immer mit meinem Sohne, lerne auch mit ihm." Sie wies dem kleinen Bächle eine Stube im Schloß an, und er und Carlos bekamen zusammen Unterricht. Im Deutschen machte der Bauernknabe rasche Fortschritte, im Französischen und Englischen kam er etwas langsamer vorwärts, und gegen die lateinische und griechische Sprache verhielt er sich stark ablehnend. Pipin der Kurze interessirte ihn ebenfalls nicht, und das Auswendiglernen der Schlachten, Heirathen und Beisetzungen verschiedener Thronherren fand er höchst überflüssig. Dagegen gefielen ihm die Geographiestunden. Wenn er Landkarten ansah, so wurde seine Reiselust rege. Er wollte sich die gelben, braunen und schwarzen Völker in der Nähe besehen und so frei sein wie die Affen im Urwald.

Eines Tages verschwand Adam aus dem Schlosse, und bald darauf erhielten die Gräfin und ihr Sohn Briefe aus Hamburg von Bächle. Er dankte darin in herzlichen Worten für alle Wohlthaten, die er von ihnen empfangen, und schrieb: „Ich habe nun als Matrose Anstellung auf einem Segelschiff gefunden. Das Fahrzeug hat drei Maste, die höher sind als der Kirchthurm von Sinnthal. Es gehört einem Hamburger Kaufherrn. Morgen tritt es die Reise um die Welt an. Ich freue mich auf die Seeluft, die sehr gesund sein soll. Sie thäte Dir auch gut, Carlos. Ich lasse den Bori grüßen, und gieb Deinem Reitpferd Thörle vorn auf den weißen Nasenfleck einen Kuß von mir."

„Der Adam ist doch ein Hauptkerl," bemerkte Carlos, „und es ist rührend von ihm, daß er noch an die Thiere denkt."

Der junge Graf wuchs schlank und schmal wie eine Pappel in die Höhe. Er hatte die ebenmäßige Gestalt, die weiche Stimme und das feine, ein wenig nervöse Lächeln von seiner Mutter erhalten, nicht aber die Scheu vor temperamentvollen Pferden, welche sie besaß. Er nahm beim Reiten Hindernisse, und wenn die Thiere seinem Willen nicht gehorchten und den Sprung verweigerten, züchtigte er sie mit der Reitpeitsche.

„Ich will meine Pferde gut erziehen," erklärte er seiner besorgten Mutter.

„Das wollte Dein Vater auch," erwiderte sie mit umflorter Stimme. „Er wollte ein Rassepferd zum Gehorsam zwingen und ist dabei um's Leben gekommen. Thiere setzen, wie Menschen, dem Zwang Widerstand entgegen."

„Sie sind aber nicht so gemein und grausam, wie so viele Menschen, und werden zutraulich, wenn man ihnen ein wenig Liebe zeigt. Das hast Du mir selbst einmal gesagt, Mütterchen."

„Bleibe Egoist, Carlos, wenn Du Thiere erziehst, und liebe sie mit Vorsicht," meinte die Mutter.

Der junge Graf diente ein paar Jahre in einem Cavallerieregiment, quittirte dann und übernahm die Bewirthschaftung seiner Güter. Er that es nicht aus Pflichteifer, sondern weil er sich Freude davon versprach. Konnte es etwas Schöneres geben als seine ausgedehnten Wälder, welche sich über runde Bergköpfe hinzogen. Der Sinnbach, welcher vom Gebirg herabfloß und sich von Thal zu Thal schlängelte, war ein fröhlicher Weggeselle. Man mußte ihn liebgewinnen. Auch mit den Bäumen im Wald konnte man sich sicherer anfreunden als mit Baccaratspielern, meinte Carlos.

Er streifte tagelang im Hochwald umher und freute sich der Eichen, welche mit dem Alter widerstandskräftiger wurden. Mutter Natur hat sie da besser bedacht als die Menschen. Erblickte er einen Raubvogel hoch in der Luft, schoß er ihn sicher herab. Das harmlose, freundlich äugende Rehwild ließ er laufen, das sollten seine Jäger erlegen. Im Dorfe war Carlos ebenso beliebt wie Boris' Sohn, der ein Taglöhnerskind, welches in den Schloßteich gefallen war, geschickt herausfischte. Der junge Neufundländer war sehr zuthunlich, aber zuweilen noch etwas täppisch. An einem Sommerabend begleitete er seinen Herrn zum Walde. Nicht weit davon, wo der Sinnbach ein breites Wehr bildete, war das Wasser auch tief genug zum Schwimmen. Ein schmaler Weg, meist nur von Waldarbeitern benützt, lief ein paar Meter davon entfernt an Wiesen entlang. Carlos tauchte mit einem Kopfsprung in den Bach. Boris blieb am Land und beschützte mit der feierlichen Miene eines Archimandriten die Kleider seines Herrn. Da kam dem Schwimmenden im Wasser die Lust an, mit dem Würdevollen am Ufer zu spielen. Er nahm vom Grunde des Wassers einen Kieselstein und schleuderte ihn mit dem Ruf: „Schön apportiren!" über die Wiese.

Der Hund legte sich den Befehl seines Herrn auf seine eigene Weise zurecht. Er schleppte die Kleider in's Wasser hinein, ein Stück nach dem anderen und ließ sie leider von dem rasch fließenden Sinnbach forttreiben.

Inzwischen wurden auf dem Wege einige Burschen sichtbar, welche vom Walde heimkehrten. Sie hatten dort Bruchholz gesammelt, blieben stehen, lachten und tauschten Bemerkungen aus. Nur einer aus dem Kreise sprang zur Hilfe herbei. Sein gebräuntes Gesicht, der blonde Schnurrbart und der sinnliche Mund mit den blendend weißen Zähnen durften schon

manchem Mädchen gefallen haben. Er grüßte höflich den Grafen und meinte: „Es ist doch eine recht ungemüthliche Lage für den Herrn. Darf ich mit trockenen Kleidern aushelfen? Mein blauer Leinenanzug, den ich auf dem Leibe trage, steht zu Diensten."

„Wie werdet Ihr Euch dann behelfen?" fragte Carlos.

„Ich kann ja aus dem Sack, in welchem ich Pilze im Wald gesammelt hab', ein Nothkleid, machen. Brauche blos mit meinem Messer zwei Löcher hineinschlitzen," meinte der Listbold lächelnd.

Gesagt, gethan.

Carlos dankte seinem Nothhelfer und fragte: „Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so bist Du kein Anderer als der Adam Bächle."

„Jawohl, der bin ich."

„Wetter! Du hast Dich kräftig und sehr zu Deinem Vortheil entwickelt," sagte der junge Graf und fügte scherzend hinzu: „Bist Du nur deshalb heimgekommen, um Pilze zu sammeln?"

„Deshalb nun eben nicht. Ich war Matrose auf einem amerikanischen Segelschiff. Auf der Rückreise von Brasilien hab' ich in Hamburg angenehm gelebt und meinen Gehalt verputzt. Nun muß ich hier aber doch auch noch was zum Beißen haben. Beim Wirth im fränkischen Hof bekomm' ich keinen Credit und keinen Freitisch. Da dacht' ich mir: Holla! Geh in den Wald und pflücke Kalbfleisch. Die Stein- und Kuhpilze schmecken doch fast ebenso wie weißes Fleisch. Die hab' ich gesammelt und wollte sie heut zum Nachtessen verzehren."

„Lasse Dein Kalbfleisch nur auf der Wiese liegen. Du bist mein Gast," entschied Carlos.

Adam begleitete den Grafen zum Schlosse. Dort wurde ihm Gelegenheit geboten, in ein solides Gewand zu schlüpfen, und beim Abendessen stand eine Flasche vortrefflichen Weines neben seinem Gedeck.

„Hat Dir der Seemannsberuf gefallen?" fragte Carlos seinen Jugendfreund, indem er sich bequem auf dem großen Divan im Eßsaal ausstreckte.

„Meistentheils," erwiderte Bächle diplomatisch.

Mit dieser Antwort gab sich Carlos nicht zufrieden. „Das Leben auf einem Segelschiff muß doch recht eintönig sein?" meinte er.

„Daran denkt man nicht, wenn man zwanzigmal am Tag über Topp muß."

„Ueber Topp?"

„Ja, den Mast hinaufklettern, der 42 Meter hoch ist. Einmal im Monat muß man ihn einölen. Dann muß man mit der einen Hand anstreichen und mit der anderen sich festhalten. Läßt man los, so fällt man tief herab und gleich in's Meer hinein."

„Recht angenehm."

„Ich hab' einen kleinen englischen Matrosen hinunterfallen sehen. Er hat noch ‚fare well' gerufen und ist sofort gesunken, weil er nicht schwimmen konnte."

„War keine Möglichkeit, ihn zu retten?“

„Ein Dampfschiff kann stoppen, aber ein Segelschiff nicht, das in vollem Gang ist. Es überholt ja selbst den besten Schwimmer. Verunglückt man auf hoher See, so hilft kein Rettungsgürtel und kein Dauerschwimmen, man ermüdet und sinkt unter.

Auf die Frage des Grafen, ob die Matrosen auf dem Schiffe nicht auch zusammen gesungen und getanzt hätten, erwiderte Bächle:

„Wohl schon — aber ich bin auch gern für mich allein gewesen, vorne am Schiffskiel, und hab' weit auf das endlose Wasser hinaus gesehen und mir dabei gedacht: Man wünscht sich die Gesellschaft von Menschen nicht, wenn man das Meer betrachtet, das immer einsam und ein Stück ewiges Leben ist. Unser Kapitän auf dem amerikanischen Schiff, wo ich zuletzt war, behauptete zwar, nicht das Salzwasser, sondern die Cognacflasche sei die eigentliche Lebensquelle. In Augenblicken der Gefahr hat er sich stets betrunken, angeblich um seine Nerven zu stärken. Einem solchen Menschen mußten wir Matrosen nun bedingungslos gehorchen, da er uns sonst mit Gehaltsabzügen oder gar mit dem Revolver bedrohte. Ich hab' diese Rohheiten satt bekommen und beschloß, heimzukehren.“

„Um für immer hier zu bleiben?“

„Ich möchte wohl. An Eifer und Arbeitslust soll es nicht fehlen, wenn mir der Herr Graf einen Vertrauensposten geben wollten?“

„Du bist wohl ziemlich sprachgewandt?“

„Das Englische und Französische, das ich früher bei Ihnen lernte, hat mir auf meinen Reisen gute Dienste geleistet. Außerdem kann ich noch ein wenig Italienisch und Spanisch.“

„Wenn ich nur eine passende Stellung für Dich frei hätte,“ meinte Carlos überlegend.

„Ich wüßte wohl, wie Sie mich verwenden könnten,“ erwiderte Adam. „Ich hab' im Dorf gehört, daß Sie einen Kutscher suchen. Ich melde mich für diese Stelle, Herr Graf.“

„Du? Aber Du könntest doch etwas Besseres werden als Kutscher?“ rief Carlos vom Divan aufspringend.

Adam erhob sich ebenfalls und reckte seinen Körper, dem die Ernährung mit Hartbrod, Hülsenfrüchten, Conservenfleisch und Seeluft sehr zu statten gekommen war.

Auf die Frage des Grafen erwiderte er vorwurfsvoll: „Schöne und edle Pferde zu pflegen, ist das nicht eine angenehme Beschäftigung?“

Carlos reichte ihm die Hand. „Du hast recht, Adam,“ sagte er, „Du bist der Mann, den ich brauche.“

Bächle erhielt die Kutscherstelle nebst einem guten Gehalt. Wenn er einmal heirathen würde, so bekäme er für sich und seine Familie eine größere Wohnung eingeräumt, erklärte der Graf zuvorkommend.

Daraufhin meinte Adam lachend: „Ei ja, heirathslustig wär' ich wohl schon. Hab ich erst ein Heim und ein Weib, so bin ich besser daran, als unser Kapitän."

„Das Ungethüm mit der Cognacflasche?"

„Nein, der war Amerikaner und durfte seine Frau mit an Bord nehmen. Der deutsche mußte sein Mannräuschlein, wie er sein Weib nannte, in Hamburg lassen. Es ist ihm nicht treu geblieben."

„Der Kapitän hätte der Verlassenen doch verzeihen können. Ein Fehltritt, der in der Leidenschaft geschieht, darüber könnte ein Mann vielleicht doch hinwegsehen."

„Du hast wohl Mitleid mit schönen Magdalenen?" meinte Carlos lächelnd.

„Wollt' ich heucheln, so würde ich sagen Nein," erwiderte Bächle, „ich weiß auch, wie vornehme Leute in solchen Fällen handeln. Die Frau wird verstoßen, und der Nebenbuhler vor die Pistole gefordert. Der gekränkte Ehemann denkt nicht daran, daß die untreue Gattin vielleicht doch eine gute Mutter gewesen ist, und die Kinder müssen sie entbehren. Sie ist aber nicht zu ersetzen, das hab' ich an mir selber erfahren."

„Frau Käthe kann ihre Kirschen nicht mehr vor den Sperlingen beschützen. Sie liegt auf dem Kirchhof," sagte Carlos, der an Bächles offener Art sich zu geben Gefallen fand. —

Wenn der Graf nach dem Spazierritt aus dem Sattel stieg, führte er zuweilen seinen „Staatsgaul", wie Adam das edle Zuchtpferd, die Stute Freya nannte, selbst am Zügel in den Stall.

Hier glänzten an den Wänden bunte Porzellanfliesen, wie in den Stuben der holländischen Bürgersfrauen. Carlos drehte an einem Metallhahn, und Quellwasser sprudelte in ein Becken hinein, welches sich neben der Futterkrippe befand. Dann kam Adam mit Frottirtüchern und anderen Toilettegegenständen für die Körperpflege der Dame Freya. Der Graf nahm indessen zwanglos auf einer Haferkiste Platz, und Herr und Diener unterhielten sich, Carlos, der Weltmann, mit Adam, dem welterfahrenen Naturburschen.

„Erzähle von den Frauen," sagte eines Tages der Graf, als Bächle mit beredter Zunge die Eigenthümlichkeiten der Tropen schilderte.

„Es giebt dort schöne Weiber, die haben mir gut gefallen," erwiderte der Gefragte und erzählte in naiver Weise: „Die Mestizenmädchen sind sehr schlank und gehen bis zur Hüfte unbekleidet. Sie schämen sich nicht, weil sie es nicht für nöthig halten. Die zierlichen Chinesinnen sind bis auf ihre verkrüppelten Füße recht nette Käfer, und unter den schwarzhaarigen Spanierinnen, die mir im Seebad zuriefen: „Ach, wie weiß Dein Rücken ist!" hätt' ich mir recht gern eine Freundin erwählt."

Carlos lächelte und rief ermunternd: „Nur immer frisch die Wahrheit reden."

„Wohl schon. Die Seehunde heucheln auch nicht, wenn sie in's Wasser untertauchen, um sich Weibchen zu holen. Werd' es dem Herrn Grafen melden, bis ich das für mich passende gefunden hab'," erklärte Adam.

Es dauerte nicht lange, so theilte er seinem Herrn mit, er habe gar einen hübschen Schatz gekapert.

„Wetter! Das ging schnell!" rief der junge Graf.

„Welche ist es denn von den Jungfrauen im Dorfe?"

„Gar so groß war die Auswahl eben nicht," meinte Adam, „der Herr Graf wissen ja, daß bei uns in der Rhön viele Jungfrauen mit ledigen Kindern herumlaufen. Das ist von jeher so gewesen. Wir sind stark — die Frauen sind schwach. Arm sind wir hier Alle zusammen, und wenn nicht das bischen Liebe wäre, was hätte man dann vom Leben? Nur Taglohn, Kartoffeln, Cichorienbrühe und den Tod — das ist zu wenig," entschied Adam und fügte hinzu: „So kommt es, daß man einem sauberen Mädel den Fehltritt vor der Ehe verzeiht und das raterlose Kind, das an ihr hängt, nicht verstößt."

„Hast Du Deiner Erwählten auch Etwas zu verzeihen?" fragte Carlos theilnehmend.

„Ich hab' Glück! Die Rethel ist wie ein Lilienstengel. Sie bringt nur ein gutes Herz mit in die Ehe."

„Gratulire," sagte Carlos herzlich.

„Wir möchten auch bald heirathen," meinte Adam.

„Hab' Nichts dagegen. Ich komme zu Deiner Hochzeit," erklärte der junge Graf.

* * *

Adam hatte Rethel bei einem Schützenfest zuerst bemerkt, als ein Kamerad mit dem Finger auf sie deutete und ihm zurief: „Schau nur, wie blond die ist!" Ihr helles Haar glänzte in herausfordernder Weise, wenn die Sonne darauf schien. Junge Schützen zupften an dem blonden Haarbusch und meinten scherzend, das junge Ding in der weißen Waschblouse wäre so freundlich wie eine Kornblume, die man am Feldrain pflückt, um sie in's Knopfloch zu stecken.

Rethel erhielt von der Männerwelt in Sinnthal manche Beweise des Wohlwollens. Ging sie über die Dorfstraße, langten die Bauern, die über ein Ochsengespann zu verfügen hatten, mit der Peitsche nach ihr. Das war eine etwas derbe, aber entschiedene Weise, einem hübschen Frankenmädchen den Hof zu machen. Auch Anträge zum Stelldichein fehlten nicht. Trotzdem konnten einige Altweibernasen, welche im Dorf nach Klatsch herumspürten, lange keine Spur von einem Liebhaber an Rethel entdecken. Das schien den Sinnthaler Frauen räthselhaft, und sie erklärten, die Tochter eines verarmten Bauern könne froh sein, wenn sich irgendwo ein Schneiderlein finde, welches Brod, Buttermilch und Ehebett mit ihr theilen wolle. Als

sie beim Schützenfest den Augenblick erspähten, in welchem Rethel den blonden Kopf, der von Tanz und Weingenuß ein wenig erhitzt war, zuthunlich an Adams Schulter lehnte, triumphirten sie: „Aha, so sieht der Verführer aus!"

Bächle besaß, wie die meisten Seeleute, ein leicht erregbares Herz, welches nach Liebesbeute immer hungrig war. Er nahm ein gelbes Haarringel von Rethel zwischen seine Zähne und fragte: „Wie oftmals bist Du schon untreu gewesen?"

„Zuerst muß ich doch einen Schatz haben," erklärte sie und sah ihn mit ihren blauen Augen freundlich an.

„Ja, das mußt Du," pflichtete er bei, indem er ihre Hand in die seinige nahm und sie lange — Aufpasserinnen behaupteten, den ganzen Abend — drückte und festhielt.

Die Reinerträgnisse des Festes waren für Adam Bächle, die er beim Preisschießen auf der Wiese gewann, und Rethels Küsse, die sie ihm ohne Besinnen gab, mit der leidenschaftlichen Versicherung: „Für Dich könnt' ich Alles thun."

Adam war entzückt von dieser Aufrichtigkeit. Aehnliches hatte ihm ein gelbes Mädchen in Japan verdolmetschen lassen. Sie meinte, die Liebe sei keine Sünde und wäre wie die Sonne nothwendig zum Leben.

„Darum locke nur, Rethelchen!"

Im Vorübergehen hörte Bächle im Dorf Dies und Jenes. Bosnickel fragten ihn, ob er sich auch schon das Kleine angesehen habe, das immer an Rethels Rockfalten hänge. Er wurde roth und wendete den Spöttern die Breitseite seines Rückens zu. Dann kaufte er in einem der Kramläden der Hauptstraße ein paar Geschenke und ging damit zu seinem Liebchen. Dieses war gerade mit Salatpflücken beschäftigt, und daneben krabbelte Etwas auf dem Boden herum, das nicht viel höher war als ein ausgewachsenes Krautblatt. Bächle wäre fast darüber gestolpert.

„Was ist das?" fragte er voll Verliebtheit und Unmuth.

„Das Margretle," erwiderte Rethel fröhlich und unbefangen.

„Deine Schwester?"

„Nein. Meiner Freundin ihr Kind. Wir haben zusammen in der Stadt gedient. Dann ist meine Mutter krank geworden, und ich sollt' heim. Derweil ist meine gute Freundin im Spital gestorben und hat mich gebeten, ich möcht' das arme Waisenmädle, das so unversehens zur Welt gekommen ist, doch ein wenig bemuttern. Ich hab' es in meinem Korb mit heimgenommen, und als die Sinnthaler sein Geschrei hörten, sagten sie: ‚Da kommt eine aus dem Sündenpfuhl zurück'".

„War das nicht unvorsichtig von Dir?"

„Sollt' ich vielleicht das bischen Armseligkeit auf dem Straßenpflaster liegen lassen? Jemand hat sich doch darum annehmen müssen. Ich bin

seine Pathin. Es heißt Margarethe Weinlich, und der Herr Pfarrer hat seinen Taufschein. Nur weiß man den Namen vom Vater nicht."

„Wer sorgt denn für das Kind?"

„Ich verdiene mir durch Nähen Einiges. Damit kann ich es schon füttern."

„Was soll aber aus dem Margaretle werden, wenn Du in die Ehe trittst?"

„Dann tritt es eben mit mir ein."

„Oho, da hab' ich auch noch ein Wort mitzureden," rief Adam und umschlang seinen Schatz.

Als er einmal dem Pfarrer begegnete, erwähnte er, daß er wohl bald mit der Rethel als verlobtes Paar in das Kirchengebet eingeschlossen werden würde.

„Sie hat ein gutes, leichtsinniges Herz, das immer schenken möchte," meinte der Pfarrer, „an dem armen, verkrüppelten Kind ihrer Freundin thut sie ein Gotteswerk. So eine jungfräuliche Mutter gefällt mir."

Trotzdem erging es dem Bächle nicht anders als so manchem Taglöhner auf dem Sinnthaler Grund. An seiner Erwählten hing ein vaterloses Kind, welches in den neuen Haushalt aufgenommen werden sollte.

Er wollte es irgendwo in Kost und Unterstand geben. Aber Rethel erklärte, es müsse in ihrer Pflege bleiben. Fremde Leute würden das hilflose Krüppele vernachlässigen oder es am Ende gar schlagen, befürchtete sie.

Margretle war verwachsen und dabei zart zum Zerbrechen. Wenn es weinte oder lachte, bildeten seine Brauen zwei Dummheitsbogen, als ob sie sich wunderten über das Leben mit seinem bischen Schmerz und Freude. Seine Augen waren groß und glänzend wie die eines Thieres und sahen Rethel unverwandt an, wenn sie sich von Adam küssen ließ.

Das war dem feurigen Liebhaber unbequem, und er äußerte zu seiner Liebsten: „Ich bitt' Dich, dreh' doch das kleine Buckele herum. Es soll lieber auf die Salatbeete im Garten, als auf uns sehen."

„Komm, mein Goldiges," sagte die weichherzige Pflegemutter zu dem Kinde, setzte es in die Sonne und gab ihm Blumen zum Spielen.

Eines Tages fand Bächle seine Braut verzweifelt, fassungslos. Margretle lag an einer Lungenentzündung im Sterben. Es wehrte sich mit geballten Fäustchen gegen den Tod. Dieser siegte aber doch, und Rethel bemühte sich, die kleinen, verkrallten Finger zu strecken, um die Hände, wie es Sitte war, auf der Brust zu falten. Sie betrauerte das Kind aufrichtig. Adam suchte sie zu trösten und meinte, das Margretle sei ja nur zum Traurigsein auf der Welt, nur so eine Handvoll Elend gewesen.

„Ich hab' es darum doch gern gehabt," schluchzte Rethel.

Als sich Bächle im Dorf nach Trauzeugen umsah, erklärten seine Kameraden: „Diesmal hast Du Glück. Jetzt kommst Du doch noch um das ledige Kind herum."

* * *

Rethel war mit einer Brautkrone geschmückt und lächelte verschämt, als Carlos eine schwere Geldspende in ihren Schuh legte, der ihr, nach einer Sitte des Dorfes, vom Fuß gestreift wurde.

„Für die Aussteuer des kleinen Adam," flüsterte der Graf dem jungen Ehemann zu, als er seine Gabe in den Hochzeitspantoffel hineinlegte.

Klein-Adam wurde erwartet, kam aber nicht. Statt seiner erschien nach Jahresfrist ein Mädchen, welches ein Paar runde, blaue Augen aufschlug, mit denen es still und freundlich Jedermann ansah, auch die neugierige Hauskatze, welche auf die Wiege sprang, um da bequemer Bekanntschaft mit dem Kinde zu schließen. Die Kleine wurde Eva Elisabetha getauft und Evelies genannt. Sie weinte nur, wenn sie sich recht verlassen fühlte. Dann kam oftmals der Vater, nahm sie ungeschickt und zärtlich auf seinen Arm und tröstete: „Nicht weinen, Evelieschen! Du bist uns auch willkommen. Der kleine Adam wird halt später seine Aufwartung machen."

Carlos erkundigte sich, wie es dem „Seelöwen" in seinem Hausstand gefalle. Er fragte theilnahmsvoll nach der hübschen, jungen Frau, die immer so „herzig lachte", wenn er ihr begegnete.

„Ich bin zufrieden," erwiderte Adam, „aber meine Frau ist es nicht ganz."

„Nicht ganz? Sie hat eine helle, saubere Wohnung, einen Garten, ein nettes Kind und einen prächtigen Gatten. Will sie denn mehr?"

„Ja, sie will mehr von mir, sie möchte mich ganz allein für sich haben. So ein Weib denkt immer nur an sich. Ich muß doch auch an meine Pferde denken. Das sind ja meine Pflegekinder. Menschenliebe und Thierliebe, das hat ganz gut neben einander Platz."

Adam war zwar aufrichtig, das sagte er aber doch Niemandem, daß er sein Lockweiberle, wie er Rethel nannte, über Alles gern hatte. Sein Herz schlug ein paar Mal schneller, als ihm der Graf eines Tages ankündigte:

„Es reizt mich, in einen Urwald hineinzusehen. Begleite mich dahin. Wir werden so bequem wie möglich reisen. Dafür werde ich als Vollblutegoist schon sorgen."

„Im Urwald ist Nachts ein heilloser Lärm. Da wird der Herr Graf keinen ungestörten Schlaf finden," wandte Bächle ein.

„Umso besser, dann werde ich wachend das Ungewöhnliche und Prickelnde einer Tropennacht auskosten, die Du so verlockend geschildert hast. Kannst Du Dich von Deiner Frau nicht trennen, so reise ich allein."

„Der Soldat folgt seiner Fahne und ich dem Herrn Grafen, der mir schon so viel wohl gethan hat," erklärte Bächle.

Die Gräfin, welche fast so still und wunschlos lebte, wie die Blumen, die sie pflegte, nahm mit vornehmer Gelassenheit von ihrem Sohne Abschied. Rethel geberdete sich wie eine Verzweifelnde, als sie sich von Adam trennen sollte. Eng geschmiegt an ihren Gatten, beschwor sie ihn, doch bei ihr zu bleiben.

„Ich muß mit dem Grafen gehn," sagte er, „ich bin es ihm und seiner Mutter schuldig."

Es lautete wie eine Anklage und entbehrte nicht der Komik, als Rethel darauf schluchzend erwiderte: „Sie haben Dir das Schönthun mit den Thieren angelernt. Du hast Dich mehr mit den Vierbeinigen beschäftigt, als mit mir."

„Du bist ungerecht," verwies er sie, „ich habe Dich und Eveliesschen nicht vernachlässigt. Die schönen Pferde, die Du nicht leiden kannst, haben mir zu meiner Stellung verholfen."

Er drückte die leidenschaftlich Erregte fest an seine Brust: „Du bleibst doch meine Liebste!" und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als er das dreijährige Eveliesschen küßte, welches schmeichelnd „Vaterle!" rief.

* * *

Carlos ließ seine weichlichen Gewohnheiten zu Hause. Er fühlte sich sehr wohl auf Reisen, erfrischt und angeregt von den wechselnden Eindrücken, die er empfing. In seiner lebhaften Weise interessirte er sich für Alles, und es unterhielten ihn auch die drolligen Bemerkungen Adams. Beide besuchten in Indien einige buddhistische Tempel, in denen viele Götzen aufgestellt waren. Auf den Köpfen derselben nisteten Vögel.

„So sehen also die Feudalherren des buddhistischen Himmels aus!" meinte Carlos.

„Schauen Sie nur, Herr Graf," rief Bächle, „die Vögel, die auf den Häuptern der dicken Steinfiguren hocken, haben ja keine Religion. Sie benehmen sich da ganz ungenirt, und Niemand kümmert sich darum."

„Die buddhistischen Götter sind eben nachsichtig und geduldig," erwiderte der Graf.

Er fand auch seine Freude an Naturschönheiten und bunten Volkssitten. Die beiden Weltreisenden kamen u. A. nach China und Japan. Adam, das große Kind, machte mit Vorliebe vergleichende Studien in Bezug auf Theemädchen und zeigte für diesen Zweig der Völkerkunde eine besondere Neigung.

Als er mit Carlos die Ainos besuchte, meinte er lachend: „Das ist mal komisch, daß die Frauen hier Ferkel an die Brust legen!"

Ein Dolmetscher, den der Graf gemiethet hatte, bemerkte: Das thuen sie, wenn die Ferkelmutter von einem Bären zerrissen wird und zwar, weil sie gern Schweinefleisch essen. Die Leute hier haben merkwürdige Bräuche. Sie verehren den Bären als Waldgott, gönnen ihm aber den geraubten

Braten nicht. Bevor sie ihn erschlagen, weil er ihnen Schweine wegfrißt, halten sie, wenn er stillhält, eine Strafpredigt. Er möge ihnen doch verzeihen, wenn sie ihm den Appetit nach Schweinefleisch austreiben, allein dieses schmecke ihnen auch gut, und er habe fürwahr kein Recht, es ihnen zu rauben. Ist der Waldonkel zur Strecke gebracht, so halten sie ihm eine Leichenrede, in welcher sie dem Todten merkwürdigerweise klarmachen wollen, daß sie ihn eigentlich nicht umgebracht hätten, weil er ja vom Baum gefallen wäre. Damit wollen sie der Bärenverwandtschaft den Anlaß zur Blutrache nehmen.

Ein gelbhäutiges, zierliches Ainosmädchen hatte besonderes Gefallen an Adam gefunden. Es lief ihm nach, und er verstand die Sprache seiner sanften, dunklen Augen recht gut. Er küßte den kleinen „Citronenfalter", der ihn fortwährend umflatterte, und erwiderte, als ihn Carlos fragte, wie oft er noch seiner Gattin die Treue lockern werde: „Wir Franken haben halt ein leicht erregbares Blut."

Dieses gerieth während der Reise noch öfters in Wallung. Auch in Italien, wenn Hunde und Esel von Landleuten geschlagen wurden, weil „sie keine Christen sind".

* * *

Als Carlos nach zwei Jahren mit Adam heimgekehrt war, fand die Gräfin, daß ihr Sohn vortrefflich aussehe.

„Alles beim Alten?" fragte er, indem er seine Mutter umarmte.

Du wirst in Haus und Garten Alles so wiederfinden, wie Du es gern hast," erwiderte sie und fügte hinzu: „Dein braver Diener Bächle wird von einer Veränderung überrascht sein."

Adam suchte, mit Geschenken für Frau und Kind beladen, sein epheuumsponnenes Häuschen auf. Er war beim Einkaufen mehr auf das Glänzende als auf das Nützliche bedacht gewesen und wollte seine Gattin so verlockend geschmückt sehen, wie eine arabische Tänzerin. Seinem Töchterchen brachte er manches außergewöhnliche Spielzeug mit. Unter Anderem chinesische Puppen. Sie klapperten in seiner Reisetasche, als er seine Wohnung betrat.

Evelieschen sprang ihm entgegen, umschlang mit ihren Armen seine Knie und zwitscherte:

„Vaterle, wir haben ein Brü — — — Bu — — —"

Er drückte die Kleine stürmisch an seine Brust. Als er sich an seinem schönen Kinde satt geküßt hatte, fragte er: „Ist die Mutter daheim?"

Die kleine Evelies wischte sich den Mund und rief: „Wir haben ein Brüderle — Bubele bekommen!"

„Ei, wie einem das Evelieschen Bären aufbinden kann!"

„'s ist kein Bär, 's ist ein Brüderle — Bubele. Schau nur!" Sie haschte nach seiner Hand und drängte ihn in das Zimmer hinein.

Wahrhaftig! Da stand die solide Hauswiege, und darinnen lag ein Säugling warm und weich gebettet.

„Eine schöne Bescherung," brummte Bächle. „Wo hat denn die gute Mutter das Zigeunerkind aufgelesen?"

Evelies drückte ihr feines Stumpfnäschen an den Rand der Wiege und versicherte: „Es gehört wirklich uns."

„Unsinn! Du weißt es nicht, Schätzle, daß die Mutter schon einmal ein Pflegekind aufgepäppelt hat, das armselige Margretle, das hernach gestorben ist. Der Staatskerl in der Wiege wird so was Aehnliches sein."

Adam leerte seine Reisetasche aus. Die für Rethel bestimmten Geschenke legte er auf ihren Nähtisch und deckte sie mit einem Tuch zu, um ihre Neugierde zu reizen. Die chinesischen Puppen kamen in den Besitz der kleinen Evelies, die sehr bald eine Aenderung an ihnen vornahm. Sie schnitt ihnen mit einer Scheere die langen dünnen Zöpfe ab, die sie verächtlich Rattenschwänze nannte.

Adam ging in den Garten und entfernte Unkraut von den paar Blumen, welche hier neben Küchenpflanzen blühten. Da winkte ihm die Frau des Todtengräbers, die nahebei wohnte. Sie tröstete sich sehr oft mit Schnapstrinken, wovon sie eine rauhe Raubvogelstimme bekam.

„Hab' Dir insgeheim was zu sagen," rief sie.

„Mag geheim bleiben," brummte Bächle.

Das Eulenweib winkte noch heftiger: „'s ist von wegen der Rethel!"

Nun sprang Adam über verschiedene Hindernisse, die ihn von der Alten trennten, in den Nachbarsgarten hinein.

„Sollst es von mir wissen," sagte sie, „sonst erzählt Dir's das Tratschweib die Kathrin nebenan."

„Beeile Dich!"

„Der Schreck wird Dir noch schnell genug in die Glieder fahren. Mit der Rethel ist was schief gegangen. Sie hat als verlassene Strohwittwe viel geweint, sich dann nur einmal bei einer Tanzmusik getröstet, und da war das Unglück schon geschehn."

„Welches Unglück?"

„Es ist eigentlich erst später losgebrochen, wie sie mit vielen Reuethränen das Büble geboren hat. Sie wollt' mit ihm in's Wasser gehn. Wir haben sie getröstet und gesagt: ‚Hüt' Dich, Rethel, leg' zu einer Sünd nicht eine zweite drauf. Wie es der liebe Gott bestimmt hat, so muß es kommen. Diesmal ist's die verkehrte Ordnung. Das ledige Kind hat sich verspätet und platzt jetzt in die Ehe 'rein. Der Adam wird sich wohl nicht unchristlicher benehmen als sonst die Mannsleut hier'" . . .

Die Todtengräberin hätte gerne noch länger geredet, aber Bächle unterbrach sie ungestüm.

„Wo ist sie?" fragte er hochroth vor Erregung.

„Sie ist fortgelaufen. Sie schämt sich halt gar so sehr."

„Sie soll sich nur ausschämen," rief Adam zornig und ging grollend nach Hause. Er war stark aufgebracht und hatte nicht übel Lust, das fremde Kind wie eine falsche Münze auf die Straße zu werfen.

Als er das Wohnzimmer betrat und in die Wiege schaute, deren zappelnder Inhalt ihm so viel Kummer bereitete, zuckte es in seinen muskelstarken Armen. Ein Griff — und der Beweis von Rethels Untreue wäre vernichtet . . .

Die kleine Evelies stand auf einem Schemel daneben und rief: „Jetzt bin ich um einen Kopf höher und kann das Brüderle besser beschützen."

„Wer sollt' ihm denn was thun?" fragte Adam mit zuckendem Gesicht.

„Die Katze lauert immer, ob sie nicht auf's Büble springen kann," erwiderte die Kleine. Sie steckte ihren kleinen rosigen Zeigefinger zwischen die Lippen des Säuglings. Das war ihm behaglich, er schnullte, und sie bemerkte:

„Das Schatzekind hat so viel Hunger."

„Das Schatzekind," Adam betonte dieses Wort mit bitterem Humor, „wird wohl was zum Schlucken haben wollen. Wir werden es füttern müssen, damit es nicht verhungert."

„Ach ja, bitte," rief Evelies und klatschte voll Freude in ihre Grübchenhände. Adam biß die Zähne aufeinander. Er ging in den Stall, wo die „Scheck" stand, streichelte sie und sagte: „Wenn die Mutter davon läuft, mußt Du Milch hergeben."

Die Kuh ließ sich willig melken, doch der ungeschickte Säugling nahm die Milchflasche nicht an. Bächle mußte ihm die Flüssigkeit fast tropfenweis in den Schlund gießen. Das war ein mühsames Geschäft. Er vollbrachte es zähneknirschend und fluchend mehrmals am Tag und auch noch ein paarmal in der Nacht. Um die Mittagsstunde trat eines Tages der Pfarrer herein und sah der Fütterung zu.

„Ich erinnere mich," sagte er, „daß Rethel dieselbe Mühe mit ihrem armen Pflegekind hatte. Sie mußte der Margretle Nahrung einflößen wie einem Vögelchen, das aus dem Nest gefallen ist."

„Sie ist auch nicht besser wie alle Anderen," rief Adam bitter.

„'s ist freilich heillos, wie die Armuth hier die Leute leichtsinnig macht. Aber vergeßt nicht, die Rethel hat schon oft bewiesen, daß sie eigentlich doch gut ist."

„Das ist wohl auch so ein Beweis ihrer Güte," meinte Bächle und blickte geringschätzig auf das Baby herab, das auf seinen Knieen lag. „Es empört mich am meisten," fügte er hinzu, „daß sie die Kinder verlassen hat, um ihrem Liebhaber nachzulaufen."

„Das hat sie nicht gethan," wandte der Pfarrer ein, „denn der Bursche hat sich schon längst aus dem Staub gemacht. Sie muß irgendwo vielleicht an einem benachbarten Ort einen Schlupfwinkel aufgesucht haben."

Seitdem Adam dies wußte, blickte er nun öfters nach Rethels Nähtisch hin, auf welchem die Geschenke für sie lagen.

Sie kam nicht, aber die Todtengräberin wollte sehen, ob das Wickelkind noch „lebig“ sei.

„Bemüh' Dich nicht, es strampelt mit Händen und Füßen,“ bemerkte Adam.

„Hast Dich an Dein Unglück gewöhnt?“

„Es kennt mich schon und lacht mich an.“

„Weil Du ihm sein Futter in's Mäule hineinstreichst, wie früher dem Rehkitzle, dem die Mutter weggeschossen war. Diesmal ist's aber doch etwas anders.“

„Diesmal ist's halt ein Menschenkitzle.“

In einer unruhigen Nacht schien es dem Adam, als ob sich eine Gestalt draußen vor dem Fenster bewegte. Er winkte und rief: „Komm' herein!“

Als er näher zusah, war es nur der Schatten des Birnbaumes.

„Ist sie eine treue Mutter, so kehrt sie bald zurück,“ dachte Bächle, wenn er den Säugling wimmern hörte.

Dann erinnerte er sich an rührende Volkssagen, in welchen verstorbene Mütter aus dem Grabe kommen und ihre verlassenen Kinder warten und pflegen, bis der Hahn in der ersten Morgenstunde kräht.

Abends wurde die Hausthür von Adam nicht verschlossen.

Es mochten acht Tage vergangen sein, seitdem er seine Frau vermißte. Der Feldhüter, der die Gegend durchstreifte, hatte keine Spur von ihr entdeckt.

Nun saß die kleine Evelies beim Frühstück, zupfte Brod, trank Milch und rief plötzlich jauchzend: „Heut Nacht ist die Mutter an meinem Bettle gewesen.“

„Hast von ihr geträumt?“ fragte Adam mit weicher Stimme.

„Sie ist wirklich dagewesen,“ erwiderte das Kind und fügte hinzu: „Sie hat mir auch was in's Ohr gesagt.“

„Was denn?“

„Sag' dem Vaterle: verzeih' der armen Mutter!“

Die kleine Evelies, die klug und lebhaft war, hatte den Auftrag nicht vergessen. Sie erzählte: „Die Mutter hat mir einen dicken Schmatz gegeben, davon bin ich aufgewacht. Sie ist auch zum Brüderle gegangen und hat ihm schön gethan.“

„Ist sie auch bei mir gewesen?“ fragte Adam.

„Du hast geschnarcht und hast die Mutter nicht gesehn,“ berichtete die Kleine wahrheitsgetreu.

Wenn sich Rethel Nachts hereinschleicht, um ihre Kinder an die Brust zu drücken, so soll sie auch am Tag ihre Pflichten an ihnen erfüllen, meinte Bächle.

Er lauerte auf ihr Kommen.

Als er im Helldunkel der Mondnacht ihre Gestalt erkannte, ging er auf sie zu und rief: „Jetzt hat das Nachtwandeln ein Ende, Du bleibst da!"

Rethel duckte sich. „Ich will Dir Alles sagen," flüsterte sie.

„Bis zur Morgendämmerung saßen sie beisammen und sprachen mit gedämpfter Stimme. Wenn Adam in der Erregung lauter wurde, bat Rethel: „Leise, das Evelieslе wacht sonst auf."

Sie wollte kein Licht anzünden wegen ihrer verweinten Augen.

„Die Sonne wird noch bald genug kommen," meinte sie, „dann kannst Dich wundern, wie ich verwahrlost ausschau."

„Jetzt sag' mir nur, wo hast Du Dich denn herumgetrieben?"

„Nicht so weit von hier, dorten drüben im Wald."

„Von der Luft allein wirst Du nicht gelebt haben?"

„Von der wär' ich nicht satt geworden. Es wachsen jetzt viele Schwarzbeeren. Ein Köhler hat mir auch Kartoffeln geschenkt, die hab' ich mir gebraten."

Dann fügte sie stockend hinzu: „Adam verzeih mir's, daß ich Dir das Kind im Haus gelassen hab'. Es war mir so, als könntest Du Dich mit ihm leichter aussöhnen, als mit mir . . . Du bist so gut, viel zu gut."

„Wenn's nur wahr wär'," erwiderte Bächle abwehrend, „ich hab' mich arg verzürnt, wie ich die Bescherung geseh'n hab'."

„Ich will Dir mitsammt dem Kind aus den Augen geh'n," schluchzte Rethel.

„Nein, Du bleibst mit ihm da," bestimmte Bächle. „Ich hab' mich jetzt an den unechten Buben gewöhnt, ihn schier noch vor dem Hungertod gerettet. Wenn sein eigener Vater ihn nicht für sich verlangt, so will ich ihn für mich behalten, und er soll justament nach mir Adam Johann getauft werden. Kannst ihn Hannöt rufen."

Draußen wisperte der Sommermorgen. Es war kühl im Zimmer, und Rethel erschauerte.

„Komm in die Küche, mach' Feuer, Hausfrau," sagte Adam und folgte ihr dahin nach. Er wollte sie noch Mehreres fragen. Es nagte Eifersucht an ihm.

Während sie am Herde kauerte und Holz entzündete, fragte er sie plötzlich: „Wer war der Hallunke, der Dich herumgekriegt hat?"

„Ein italienischer Eisenbahnarbeiter, er hat aber deutsch schwätzen können."

„Hast Du den Kerl arg gern gehabt?"

„Nein," erwiderte sie, „er hat mich mitnehmen wollen, ich hab' aber nicht gemöcht."

„Der Lump! Hätten wir uns auch geschieden, geheirathet hätt' er Dich doch nicht."

„Er hatt's gewöllt. Er braucht' eine stattliche Frau, hat er gesagt, ich sollt' mit ihm geh'n."

„Der heillose Schlingel! Als ob man nur so im Handumdrehen eine Frau wegfischen könnte, die einem Anderen gehört."

„Er hat den Brief gelesen an Deinen Freund und hat mir sell auch gezeigt. Du hast drin geschrieben: Ich bin sehr fidel auf der Reise und hab' auch manches hübsche Frauenzimmer erwischt. Die Theemädchen sind hier sehr freundlich. Sie schauen schön geputzt aus den Fenstern heraus . . ."

„So, das hat er gelesen und sich zu Nutzen gemacht?" fragte Adam erregt.

„Ja," erwiderte Rethel, „er hat mir eingeblasen: Schau, wie der Adam Dir treu ist! Er kutschirt in der Welt herum und scharmuzirt mit Theemädchen. Kann schon sein, er bringt so ein Anhängsel aus Japan mit. Wenn er eine Geliebte hat, so bist Du überflüssig."

„'s ist wahr, ich hab' manche Gelegenheit zum Küssen benützt, weil ich halt lebenslustig bin."

„Ich hab' mich gegrämt, weil ich so verlassen war."

„Da hat Dich der schamlose Wicht trösten wollen. Sei treu und aufrichtig! Wie hat er's angestellt?"

„Frag' nicht, es könnt' Dir leid thun."

„Ich muß Alles wissen —"

„Wenn er mich angesehen hat, war mir's, als ob seine Augen so funkeln thäten, wie bei Dir. Er hat mich von hinten gepackt, wie ich am fränkischen Hof zum Fenster hinein in den Tanzsaal geguckt hab': Wir müssen einen Schottischen zusammentanzen, hat er gesagt, und hat mich herumgewirbelt, daß mir schier Hören und Sehen vergangen ist. Es hat mich dann sehr gedürstet. Ich wollt' nicht, daß er den Wein für mich zahlt.

„Was Du verzehrst, kommt auf meine Rechnung," hat er gesagt. „Prosit! Kannst Dir einbilden, es wäre der Adam, der jetzt neben Dir sitzt und Dir zutrinkt.";

Ich hab' so viel Heimweh gehabt nach Dir. Er hat mich geküßt und gesagt: „Kannst Dir noch mal einbilden, es busselt Dich der Adam ab. Ich bin sein Stellvertreter."

„Die Tanzmusik . . . der Wein . . . ich weiß nimmer . . . mein Blut hat so getobt. Am anderen Morgen hab' ich bitterlich geweint. Ach Gott, 's ist ja doch nicht der Adam gewest, der mich im Arm gehalten hat, 's ist ein fremder Mann gewest."

Bächle fühlte sich von dieser naiven Beichte bewegt und fast ein wenig belustigt. Er wollte noch wissen, ob seine Frau von dem Menschen Geld angenommen hätte.

„Nein," erwiderte Rethel, „er hat mir für das Kind welches zuschieben wollen. Ich hab' aber gesagt: Der Adam schickt mir schon, was ich brauch'."

„Es juckt mich, meinem Stellvertreter ordentlich die Meinung zu sagen. Wo ist er denn?“

„In's Amerika. Er schreibt mir jetzt nimmer, weil er auf alle seine Briefe keine Antwort gekriegt hat.“

Adam lachte und pfiff die Melodie eines wälschen Liedes. „Sing' mit, Rethel!“ rief er übermüthig.

„Ach Du, mir ist nicht so zum Singen!“

„Aber mir. Ich freue mich, daß Du dem Kerl nicht nach Amerika gefolgt bist.

Ich glaub', daß Du mir doch anhänglich geblieben bist.“

„Das ist wahr, Adam! Ich hab' jeden Augenblick an Dich gedacht.“

„Ich mag Dich auch noch, Rethel!“

Sie stieß einen wilden Freudenschrei aus.

„Jetzt wasch Dir Deinen Schwarzbeermund, Du Waldfrau, und kämm' Dir Deine gelbe Mähne,“ sagte Adam, welcher der kleinen Evelies beim Erwachen zurief: „Heut' früh ist das Mamale bei mir gewesen.“

Er sah, wie das Kind glückselig am Halse der Mutter hing. Das entschädigte ihn für manche bittere Stunde. Er ertrug auch den Anblick, Rethel um den Säugling bemüht zu sehen. Seitdem er ihn pflegte, kannte er jede Falte in seinem Gesicht und fand, daß er mit seinem breiten, schmatzenden Mund einem jungen Seehund ziemlich ähnlich sehe.

Indessen öffnete die Todtengräberin einige wurmstichige Thüren im Dorfe mit den Worten: „Aufgepaßt! Die Rethel ist heimgekommen!“

Ein paar gute Freunde liefen herbei, um nach dem Rechten zu sehen. Sie wunderten sich, daß man in der Kutscherwohnung nicht das Geräusch vom Kleiderausklopfen hörte. Als sie in das Zimmer traten, saß das Ehepaar beim Frühstück, und jedes von ihnen hielt ein Kind auf den Knieen.

„Herrjeh! Da sitzen sie wie die heilige Familie aus Nazareth.“

„Es fehlen nur noch die frommen Thiere, die mitbeten, und der Tellerschein, dann wäre das Krippenbild beisammen.“

„Der Tellerschein müßt aber so groß sein wie eine Salatschüssel, damit er um dem Adam seinen Schädel paßt.“

„Bächle, Du solltest Nährvater Joseph heißen.“

„Oder auch heiliger Esel!“

„Mußt Deinem Weib die Zuchtruthe zeigen.“

„Komm in's Wirthshaus, kannst Dich mit 'nem Süffle trösten.“

„Hängt Dir Dein Weib 'nen Buben an, so kannst Du Dir sell wohl 'nen Rausch anhängen.“

So hörte man die rusticalen Menschenfreunde wirr durcheinanderrufen.

Rethel zitterte und verkroch sich hinter dem Ofen.

„Marsch, Ihr Kläffer! Ich brauch Eure Rathschläge nicht,“ rief Adam, packte die Tröster und schob sie zur Thür hinaus.

Nun berührte ihn eine kleine Hand, und Evelieschen flüsterte: „Schau nur, 's Mutterl weint."

„Die Plumpsäcke!" grollte Adam. „Komm her, Rethel," sagte er freundlich, „versteck Dich nicht, behalte den Kopf oben. Komm' zu mir, ich will die Dorfköter schon zum Schweigen zwingen."

* * *

Der Graf bewies seine Theilnahme für Bächle, dessen Familie sich um einen Kopf vermehrt hatte, indem er seinen Gehalt erhöhte.

Wie vormals saß er nach dem Reiten im Stall auf der Futterkiste und beobachtete, wie sich Adam um die goldbraune Freya bemühte.

Er lobte ihn wegen seiner Umsicht und Ruhe. Man merke ihm nicht an, daß er vor Kurzem der Held in einer Familientragödie gewesen. Er wolle ihm, zwar nicht aus Ueberzeugung, aber doch zu seiner Beruhigung sagen, daß die Begriffe über Frauentreue in vielen Ländern, wie Adam ja aus eigener Anschauung wisse, sehr verschieden seien.

In Asien und Afrika wohnen Völkerstämme, welche es für eine Schande erklären, wenn ihre Frauen von gastfreundlich aufgenommenen Fremden verschmäht werden.

Neger sagen: „Stiehlst Du die Frau eines Anderen, so ist es gut, wird aber Deine Frau gestohlen, so ist es schlecht."

„Sell wohl," nickte Bächle und wendete ein:

„Der Herr Graf sind mehr für das Spaßmachen, mein Fraule ist aber keine Afrikanerin."

„Sie ist ein Feld- und Wiesenkind."

„Ach Gott ja, es ist ein dummes, gutes, herziges Weiberl, und ich hab' es so gemacht, wie der alte Eisbär, den wir wo in einem Thiergarten gesehn haben. Er war blind und ist sich immer mit den Pfoten über die Augen gefahren, als müßt' er sich da was wegwischen. Thränen hab' ich an ihm keine gesehn. Da war er in seinem Unglück mehr Held als ich. Ich hab' mir auch die Augen gewischt, trocken sind sie aber nicht geblieben, sie sind übergeflossen wie bei 'nem alten Weib. Und warum? Weil mir der Jammer vom Evelieslе, das nach seiner Mutter geschrieen hat, in's Herz 'reingefahren ist."

„Nun wird sich der hübsche Blondkopf beruhigt haben?" fragte Carlos.

„Ja, nun schläft er wie vormals an der Brust der Mutter ein und meint, daß er auf einem Flaumkissen liegt. Und wenn er nicht weit davon was klopfen hört, fragt der Schelm:

‚Mutterle, hast en Uehrle hinter'm Mieder, das so tickt?‘

‚Nein, mein Kindle, das ist mein Herz,‘ antwortet die Rethel.

Darauf das Evelieslе:

‚Das brauchst Du zum Liebhaben?‘

‚Jawohl, zum Liebhaben,‘ nickt die Mutter.

‚Wen hast Du denn lieb?‘ Das Kind möcht’ Einem die Seel’ aus dem Leib fragen.

‚Das Vaterle und das Evelieslе,‘ antwortet die Rethel und stockt . . . .

‚Und das Brüderle-Bubele,‘ ruft das Kind bittend, das an dem anderen Kind seine Freud’ hat und meint, es sei wie ein Engel vom Himmel heruntergefallen. In Gottes Namen muß man den Schlingel halt gern haben, wenn man so eine Fürsprecherin hat wie mein Töchterle,“ schloß Adam, indem er hinzufügte, daß er sich so aufrichtig ausgesprochen habe, daran sei der Herr Graf mit seiner freundlichen Theilnahme schuld. Er werde Bächles Handlungsweise nicht gut heißen, allein wenn auch das, was man so Ehre und Eitelkeit nennt, einen Stoß durch den Nebenbuhler bekommen hätte, das Herz sei doch ganz geblieben, und er müßte heucheln, wenn er sagen wollte, er hätte die Rethel nimmer gern. Sie wäre ja immer gleich gut gegen ihn gewesen.

„Ich bitt’ um Entschuldigung, wenn ich mich vor dem Herrn Grafen so bloß zeige,“ sagte Adam, während ein Lächeln in seinen Mundwinkeln saß.

Carlos gab ihm zurück, es müsse wohl so sein, daß Bächles Herz urgesund und gut geblieben sei.

* * *

In dem kleinen Rhöndorfe Sinnthal flackerten noch Erinnerungen an uralte Sagen fort. Sie flüsterten in den Wäldern und in den Hütten am Herdfeuer. Die Leute kannten im Thal eine ‚Drachenwiese‘, mit ‚Grunzlöchern‘ und ‚Feuerkrötenlöchern‘. Sie schufen mit lebendiger Einbildungskraft Märchendrachen, welche fast so aussahen wie vorweltliche Kammsaurier. Nicht nur die heidnische Zeit, auch das Mittelalter hatte seine Sagenschleier über die Gegend gebreitet. Sie hafteten an dem Basaltfelsen, auf welchem angeblich das Irrkraut wuchs. Sie flatterten um eine Waldquelle, aus welcher, wie mündliche Ueberlieferungen erzählten, nach den Kreuzzügen das Kameel einer morgenländischen Prinzessin getrunken habe. Die Türkenfrau sei aus dem heiligen Lande hergekommen, um ihren treulosen Geliebten, den Grafen von Henneberg, in dem Augenblicke wiederzufinden, als er mit einem fränkischen Fräulein Hochzeit hielt.

Wer nun aus dem Brunnen trinke, könne die schöne Prinzessin erlösen.

Eine gute Bekannte der Rhöner war auch das Popanzweible oder die Pöbelsträgerin, welche kleine Geister und Kobolde in den Sack steckte. Wenn man die steinalte Frau genau betrachtete, sah man keine einzige Runzel in ihrem Gesicht. Sie war jung, schön und strotzend von Leben. Sie lachte und küßte gern, war auch zum Necken immer aufgelegt.

Schatzgräber hörten ihr Gekicher, wenn sie auf der Schafweide, wo früher ein Turnierfeld war, beim Graben verrostete Hufeisen statt goldner Münzen aus der Erde wühlten.

Das Popanzweible saß im Gedächtnisse der Sinnthaler so fest wie der alte Mark- und Opferstein im Thüngenwalde, aus dessen Rinnen einst Blut herabfloß. Nun trug er einen Moosbart und verwitterte im Gestrüpp. Neue Sitten und Religionsgebräuche haben die alten verdrängt, nicht aber die Pöbelsträgerin, welche ein Erbstück des munteren, leichtlebigen und gutherzigen Frankenvolkes geblieben ist. Erinnerungen an alte Sagen kamen immer wieder, wie alljährlich die Blumen auf den Wiesen.

Deshalb sagte der Pfarrer von Sinnthal mit einem nachsichtigen Lächeln: „Wie's halt so geht! Die Einen glauben zu viel und die Anderen zu wenig."

Da gab es einen Baum in dem obengenannten Walde, welcher Deih-Eiche hieß. Seine Aeste reckten sich in der Dicke von jungen Buchen nach allen Seiten hin. Sie waren knorrig und wulstig. In dem narbigen Stamme gähnte ein tiefes Loch. Diesen tausendjährigen Eichenveteran schätzten die Sinnthaler als guten Freund und glaubten, daß in ihm eine wunderwirkende Kraft wohne. Wenn man ein kleines Kind dem Baum ‚an's Herz lege', indem man dasselbe in den hohlen Eichenleib hineinhalte, so müßten Leibchen und Seelchen des Menschenkindes gedeihen, gesund und kräftig werden. Das war die Lichtseite der Baumsage, der aber auch eine Schattenseite nicht fehlte. Eine Schwarzelfe, so wurde geglaubt, verlange ein Kind als Opfergabe, um Krankheiten von dem Dorfe abzuwenden, reiche Ernten aus dem Boden hervorzulocken und Sünderseelen aus dem Fegefeuer zu erlösen. In schlimmen Zeiten, so glaubten die Sinnthaler, habe die Deih-Eiche mit ihrem weitoffenen Hohlraum Hunger nach einem unschuldigen Kindlein.

Als vor mehr als hundert Jahren eine Blatternepidemie in der Gegend hauste und ganze Familien dahinraffte, warf eine verzweifelte Mutter ihr letztes Geldstück in die Almosenbüchse neben dem Taufaltar und ihren Säugling in den hohlen Baum hinein. Man höre sein Wimmern, wenn der Wald rauscht, und werde es so lange vernehmen, bis die Menschen Alle weise und gut geworden sind, versichern die Rhöner.

Was der Mutter geschah? Sie wurde auf dem Würzburger Domplatz als Hexe verbrannt und ihre Asche in den Main gestreut. Mit ihrer Hinrichtung ist die stattliche Zahl von 900 Brandopfern zur Ehre der heiligen Jungfrau erreicht worden.

Ob der Säugling im Eichenbaum des Thüngenwaldes noch immer klagt und weint? Die Leute, nicht nur die alten, auch die jungen, behaupten ‚Ja'.

Eines Tages, als noch der Nachsommer im Thal lag, sagte Rethel zum großen Adam: „Ich hätt' auch eine Bitt'."

„So bitt' halt, Weiberle."

„Es wär' mir ein Anliegen, daß mein Sündenkind in die Deih-Eiche hineingucken thät'."

„Jetzt schwätz nicht von einem Sündenkind, es kann noch recht brav werden."

„Meinst Du?"

„Es kann aber auch bös' werden. Schreien thut's schon so wie eins, das seinen Kopf durchsetzen will."

„Es muß in den Deih-Bauch hinein und bald," entschied Rethel.

„Wenn's Dich beruhigt, so machen wir nächsten Sonntag einen Juchhe-Spaziergang in den Wald hinaus, damit Dein Ausgeschau wieder hell wird," sagte Adam, der mit seiner breiten Hand über Rethel's Gesicht fuhr, als wollte er die Trauer, die auf demselben lag, hinwegwischen.

Bis zum nächsten Sonntag waren noch sechs Tage, und an jedem hörte man das helle Läuten des Sterbeglöckleins. Es wurden viele Kindersärge auf den Friedhof hinausgetragen. Die Schule war geschlossen, denn das Scharlachfieber kroch fast in jede Lehmhütte hinein und ließ Lücken in der Kinderschaar zurück.

Rethel zitterte um ihren Liebling, die kleine Evelies. Jeden Morgen sah sie ängstlich nach, ob sich nicht rothe Flecken auf dem „Brüstele" zeigten. „Herrgott, straf' mich nicht!" stöhnte sie. Ihr Schlaf wurde unruhig und von schweren Träumen belastet. Wenn sie Nachmittags ein paar Minuten am Nähtisch saß, sprang sie plötzlich auf, von quälenden Gedanken gescheucht. Sie suchte ihr Kind, welches auf der Dorfstraße spielte, und trug es in das Haus hinein. Niemand sollte das Schätzle holen! Ihre Unruhe steigerte sich, als die Todtengräberin versicherte, die Malefizseuche warte nicht auf offene Thüren, sie schlüpfe selbst durch Schlüssellöcher herein.

In der Dämmerung kamen einige Nachbarinnen und jammerten Rethel vor: „Gestern ist eins begraben worden und heut wieder, und wer wird morgen in das kleine, frisch aufgewühlte Grabeslöchle gelegt? Die Käuzle schreien jede Nacht. Die Kracken (Raben) krächzen und fliegen bis an die Häuser hin. Das Popanzweible läuft auch wieder herum mit einem großen Sack, um die Kinder fortzutragen."

„Herrjesses!" Rethel bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.

Wer hatte zuerst gesagt, daß die Deih-Eiche wie ein offenes Grab darauf warte, ein Opferkind aufzunehmen? Die Frauen flüsterten und raunten:

„Es wär' aber doch eine große Sünd'!"

„Wie man's nimmt. Der liebe Gott hat seinen Sohn doch auch für Viele geopfert."

„Die Mutter, die's thut, kommt an's Gericht."

„Und wird um 'nen Kopf kürzer gemacht."

„Es wird keine sterben wollen."

„Warum denn nicht? Ich sterb' ja doch mit, wenn mein Evelie̊sle am Scharlach stirbt."

„Die Rethel ist 'mal Eine. Die thät's."

„Das Popanzweible würd' vor ihr davonlaufen, und die Kinder thäten dableiben."

„Jetzt wollen wir ein Vaterunser beten und drei Mal sagen: Und erlöse uns von allem Uebel! Und drei Mal den Rosenkranz durch die Finger laufen lassen . . ."

Adam trat herein und scheuchte die „Krackenweiber" auf. Die fürchteten sich vor der Dunkelheit der Dorfstraße und zogen in geschlossener Heerde von dannen.

Als Rethel in derselben Nacht die weiß und roth gestreiften Vorhänge des Himmelbettes auseinanderzog, flüsterte sie ihrem Manne mit erregten Augen zu: „Es ist mir so, als ob ich den Hannöt wegthun sollt. Es ist doch nicht Dein Kind, Adam. Das quält mich so. Er schaut so fremd aus."

„Wie halt ein Italienerkind ausschaut."

„Die Leut' haben gesagt, Du könntest mich vor Gericht verklagen und Dich von mir scheiden lassen. So müßt' es nach dem Gesetz sein."

„Es muß nicht sein. Du bist mir lieber als das Gesetz."

„Aber der Bub? . . ."

„Der ist 'mal da und bleibt da. Er ist ja auch Dein Kind. Ich werd' ihn schon ernähren können und noch ein paar andere dazu."

Der Sonntag, den Rethel mit fieberhafter Ungeduld erwartet hatte, fiel auf den ersten September. In dem engen Thale, durch welches der kalte Sinnbach rasch dahinfließt, waren die Morgen- und Abendstunden schon recht frisch. Auf den Wiesen zitterte Thau und tropfte auch von den Bäumen herab. Das gab ein lustiges Glitzern, wenn die Nebel sich senkten und die Sonne voll herabschien.

Der Pfarrer, welcher blumenreiche Ausdrücke liebte, verglich dann das „Sinnthäle" mit einem geöffneten Juwelenkästchen.

Wie das Eveliesчen kleiner war, wollte es die bunten Thauperlen pflücken. Nun wußte das Kind, daß sie geradeso zerfließen wie Thränen.

„Warum weinst Du denn, Mutterle," fragte es Sonntag früh, als Rethel schwermüthig am Fenster saß und die Hände im Schooße faltete.

„Es sind halt Sorgen, Kindle."

„Aber warum denn? Wir gehn ja doch heut in den Wald . ."

„Ja . . . ja . . . wir gehn in den Wald . . ."

„Der Vater hat gesagt, wir nehmen Wecken mit und Butter und Käs' und das Brüderle Bubele."

„Das hat noch Zeit . . ."

„Das werden wir gleich haben. So sagt der Vater immer," erwiderte Evelieschen schelmisch, kletterte auf einen Stuhl, holte die Vorräthe aus dem Schrank und packte sie mit geschäftiger Eile in einen Korb hinein.

„Du bist wirklich ein geschicktes Hausmeierle," sagte Rethel und lächelte ein wenig.

Nach dem Mittagessen meinte Adam, man müsse sich nun auf den Weg machen.

Als Bächles durch eine Seitengasse des Dorfes zogen, stand Jemand hinter einer Thür, winkte und rief: „Grüß Gott, heilige Familie!"

Rethel wurde gluthroth und zog rasch die Vorhänge des Kinderwagens zu; sie wollte das schwarze Köpfchen, welches darinnen lag, verstecken. Im Walde athmete sie freier auf.

„Ach, das thut wohl," sagte sie, als ein lauwarmer Ostwind an ihrer Stirne vorüberstrich.

Die Zweige der Bäume bewegten sich leise. Helle Schmetterlinge kreuzten den Weg, und Eichkatzen kletterten munter umher. Es sprangen auch Quellbäche wie verirrte Kinder durch den halbdunklen Hochwald. Evelieschen jubelte, wenn Adam Steine in das plätschernde Wasser warf, damit sie wie eine Bachstelze darüber setzen könne. Ein großer Basaltblock, welcher der „wilde Weibstein" hieß, diente als Tisch. Hier wurde die Jause eingenommen.

Rethel ermunterte sich und nahm Theil an dem fröhlichen, ausgelassenen Treiben ihres Mannes und der kleinen Evelies, wurde dann aber still und wie in sich versunken, als sie bei der Deih-Eiche anlangte.

Der mächtige Baum warf einen breiten, von hellen Lichtpunkten durchflochtenen Schatten auf den Waldboden.

„Ein bißle hier im Moos hinhocken," bat Rethel.

„Während sich Adam an ihrer Seite niederließ und Evelies nach Beeren auslugte, fing sie nach einer Weile an: „Jetzt jammern viele Mütter um ihre Kinder drunten im Dorf. Ich hab' so Angst, der Scharlach könnt auch das Eveliesje packen."

„Wirf Deine Angst in das Eichenloch hinein," rieth Adam.

„In die Deih-Eiche hinein? Die will was Anderes, die will ein Kind haben."

„Glaub' doch den Unsinn nicht."

„Schau doch hin, der Baum steht schier so da wie ein hungriger Bettler."

„Du hast einen Zwang im Kopf, armes Weib."

„Den Zwang haben in Sinnthal Viele. Gelt, das Loch im Deih-Bauch ist sehr tief?"

„Es hat's noch keiner ausgemessen."

„Vor hundert Jahr, wie die schwarzen Flecke so im Dorf gehaust haben, hat eine Mutter ihr Kind geopfert, wie es auch in der Bibel steht, daß Abraham bereit war, seinen Sohn Isaak zu opfern," sagte Rethel und ahmte in geschickter Weise den Tonfall des Pfarrers nach.

„Das ist ein heilloser Aberglaube," widersprach Bächle und fügte hinzu: „Es wird sich keine Mutter in Sinnthal finden, die ihr Kind hergiebt."

„Der liebe Gott will's, daß ich mein Sündenkind opfern thu, damit das Evelies'je gesund bleibt," sagte Rethel, indem sie sich erhob.

Sie hielt den kleinen Adam auf den Armen und schritt dem Baume zu.

Bächle sprang mit einem Ruck in die Höhe, riß das Kind an sich und hielt es mit den Worten: „Kleiner Seehund, jetzt muß ich die Vorsehung für Dich spielen, sollst gesund bleiben und hundert Jahr alt werden!" in die Höhlung der Deih-Eiche hinein. Dann schob er den Wagen, in welchem der schwarzhaarige Kopf des kleinen Adam neben dem blonden seiner Schwester Evelies ruhte, mit kräftiger Hand dem Dorfe zu.

„Bei Dir ist es im Kopf nicht richtig, Fraule," rief er Rethel an, welche wie im Nachtwandel nebenher ging.

Sie krallte mit verzweifelter Geberde die Hände in einander und klagte: „Es wird schon noch die Zeit kommen, wo Du Deine Güte bitter bereust."

Er schüttelte den blonden Rundkopf und sagte: „Du bist doch eine gute Mutter? Hast Dich früher wie eine Füchsin Tag und Nacht im Wald herumgetrieben, um Nachts zu Deinen Kindern zu schleichen. Jetzt willst Du den armen Buben im hohlen Eichenloch verhungern lassen. Hast Du ihn denn nicht gern?"

„Unser Kind hab' ich lieber," erklärte sie.

Als sich am darauffolgenden Abend wieder eine Procession von Weibern in Bewegung setzte, um mit Rethel die Seuche wegzubeten, versperrte ihnen Adams breite Gestalt den Weg. Sie fragten ihn, warum er so „hopotatschig" auf der Thürschwelle stehe. Adam erwiderte, er wolle eine Mauer gegen abergläubische Dummheiten sein.

Die Frauen versuchten ihn auf die Seite zu schieben, da er aber nicht wankte noch wich, trabten sie von dannen, um ihre Andacht in einem anderen Hause zu verrichten.

„Wir haben Deine Frau trösten wollen, und Du hast es verhindert, Plumpsack!" rief ihm beim Abzug die Todtengräberin mit ihrer Raubvogelstimme nach.

„Geht heim, Ihr Rappelköpfe! Werd' die Rethel schon selber trösten," gab Bächle zurück.

Wenn sein Weib am Feierabend verdüstert in einem Winkel der Stube saß, legte er seine Zither auf den Tisch, rief das Evelieschen herbei und sang Lieder, die er mit den näselnden Tönen der „Wehmuthschachtel" begleitete. So nannte nämlich Bächle die Zither. Sein Kind schmiegte sich an ihn und versuchte mit seinem hellen Amselstimmchen die Lieder nachzusingen. Rethel verhielt sich so still dabei, daß Adam sie öfters anrief:

„Fraule, bist Du da?"

„Wo werd' ich denn sein?" erwiderte sie mit umflorter Stimme.

An ihrem Geburtstage im November legte er neben die Zither eine rundliche Weinflasche auf den Tisch.

„Den Bocksbeutel wollen wir auf Deine Gesundheit trinken, das Evesliesle kriegt auch 'nen Fingerhut voll," rief er fröhlich und goß den bernsteingelben Frankenwein in Becher ein, die er beim Preisschießen gewonnen hatte.

Er leerte den seinen auf einen Zug, umfaßte Rethel und wollte sie im Walzerschritt herumwirbeln. Sie machte sich von ihm los.

„Ich tanz' mein Lebtag nimmer," erklärte sie.

„Ich hab' doch früher eine lustige Frau gehabt?"

„Wirst Dich jetzt an eine Andere gewöhnen müssen."

„Zum Trübsalblasen wär' nix da, mein ich, der verflixte Scharlach hat sich über die hessische Grenze gemacht, das Evesliesle ist gesund geblieben, jetzt ist doch Alles gut."

„Nein," widersprach sie, „der Bub' ist bös. Ich erschreck' immer, wenn er Dir mit seinen Krallen in's Gesicht 'neinfahrt."

„A—ba! Das thut er nur zum Spielen," meinte der große Adam gutmüthig, „es sollt' halt noch so ein Kampfhahn kommen, wie er einer ist."

Dieser Wunsch ging nicht in Erfüllung. Es kamen im Laufe der Jahre noch zwei Mädchen auf die Welt, das „Kathrinje" und das „Dortheje". Sie hatten blaue Augen, und von den runden Blondköpfen war einer so hell wie der andere. Das seien echte Adämles, meinten die Gevatterinnen, welche über das Leben der Familie Bächle genau Buch führten. Sie fanden, daß der kleine Adam in diesen Kreis ebensowenig hineinpasse, wie ein schwarzer Fleck auf ein weißes Altartuch.

Er füllte die Kutscherwohnung mit Lärm und Leben, knallte mit seiner Weihnachtspeitsche, ließ sein hölzernes Pferdchen über die Diele sausen und schlug es, wenn es umfiel.

„Gaule Esele sein!" brummte er dabei zornig.

„Hannöt Esele sein, weil er seinen Gaul nicht geschickt lenken kann," bemerkte Bächle.

Nun wollte der Kleine statt des steifen Holzpferdes den feisten Kater „Bummer" einspannen. Dieser duldete aber auf seinem dicken Fell keinen Zügel, schüttelte ihn ab, und als der kleine Adam ihn trotzdem in den Lederriemen hineinzwängen wollte, kratzte er dessen Händchen blutig.

Zur Strafe wurde der dicke Kater von Hannöt über den Tisch und über Stühle hinweg zum offenen Fenster hinausgepeitscht.

„Warum schlägst Du den Bummer?" fragte Bächle, welcher zum Vesperbrot kam, das erregte Kind.

„Er ist so dumm und läßt sich nicht anschirren," antwortete dieses.

„Sei Du gescheidt. Der Bummer will nur Kater und kein Pferd sein."

„Er will bös sein. Er hat mich gekratzt."

„Weil Du ihn nicht katermäßig behandelt hast. Er will von Dir gestreichelt und hinter den Ohren gekraut werden. Du mußt ihn lieb haben, dann wird er Dein guter Freund sein.“

„Mit der Peitsche liebhaben?“ fragte der Schelm und ließ die Schnur lustig tanzen.

„Nein, ohne Peitsche,“ erwiderte Bächle und sperrte dieselbe in den Schrank ein mit dem Bemerken:

„Du darfst Thiere nicht schlagen. Sei gut gegen sie, dann werden sie Dir Nichts thun.“

Das Bürschchen beachtete diesen Rath. Es war gelehrig, aber zuweilen auch jähsinnig wie ein wildes Aeffchen.

Dem kleinen Adam schien an der Gunst seines Pflegevaters, den er „Herrle“ nannte, (ein Kosenamen, den die Rhöner statt Väterchen oder Großväterchen gebrauchen) mehr zu liegen, als an der seiner Mutter, die er scherzweise Muh! rief, indem er das Brüllen der „Scheck“ nachahmte.

Er hatte eine verschmitzte Art, dem Bächle zwischen die Beine zu kriechen, so daß dieser ihn bemerken oder gar über ihn stolpern mußte. Dann hob er ihn in die Höhe mit den Worten: Jetzt kannst fliegen! worauf der Kleine helle Jubelrufe ausstieß.

Er war immer hungrig und suchte beim Herrle nach Brod- und Käseresten, zuweilen auch nach „Kreuzerle“, die er in dessen Hosentaschen fand. Die nahm er an sich, um sich dafür Eßwaaren zu kaufen.

„Das stibitzt ja! gieb ihm eine Tatze!“ rief Rethel ihrem Manne zu, wenn sie das Fingerspiel des Kindes bemerkte.

„Der wird mal Taschenkünstler,“ lachte Bächle und schlug den Knaben nicht, der ihm auf Schritt und Tritt nachlief.

Der kleine Adam hingegen fand es nützlich, sein jüngeres Schwesterchen mit einer Weidenruthe zu streicheln, damit es schreie. Er war offenbar stolz darauf, daß er die Macht besaß, Jammertöne aus einem menschlichen Wesen herauszulocken. Evelies, welche bereits ein verständiges Hausmütterchen war, sprang zur Hilfe herbei, nahm das weinende Kind in die Arme und erklärte dem kleinen Adam: „Du darfst das Schwesterle nicht schlagen!“

„Ich darf. Das Herrle hat gesagt, ich soll Thiere nicht schlagen. Das Dortheje ist kein Thier,“ erwiderte der Knabe trotzig.

„'s ist ein arm's Würmle und hat Dir gewiß nix gethan.“

„Es hat meinen Gummiball genommen, und wie ich den haben wollt', hat's nach meinem Schopf gelangt, drum hab' ich's gestraft.“

„Du bist mal Einer! Darf man Dich denn gar nit anrühren?“

„Du darfst mich anrühren,“ erklärte der kleine Adam gnädig, der mit Evelies in einer Stube schlief und von ihr gepflegt wurde.

Er war ihr anhänglich und wollte auch „Thierles“ gern haben, um viele gute und gefällige Freunde zu gewinnen, wie das Herrle sagte. Darum

machte er einen Versuch, den wilden Kater zu versöhnen, der vor ihm mit erregt zuckendem Schwanze davonlief.

Als Bummer im Grasgarten in der Sonne saß und schläfrig blinzelte, sprang ihn der kleine Adam an, packte mit ungeschickter Kinderhand das gestreifte Fell und war sehr empört, als sein Liebeswerben mit Pfauchen und ausgestreckter Kralle erwidert wurde. Er beklagte sich darüber bei seinem Pflegevater, und dieser rieth ihm das Thier zu füttern, damit es dankbar und anhänglich werde.

Der Knabe schleppte ein Schüsselchen mit Milch in den Hof. Der Kater kam, trank, schleckte sich den Bart und wendete danach seinem Wohlthäter den Rücken, um mit lüsternen Augen die Bewegungen einer Spatzengesellschaft zu beobachten.

„Willst nix von mir wissen," rief der kleine Adam und stampfte mit dem Fuß.

Der Kater sah und hörte nur die Vögel, die mit Geschrei zwischen dem Dache des Kutscherhauses und einem Birnbaume hin- und herflogen, für Hannöt hatte er keinen Blick übrig. Da gerieth dieser in heftigen Zorn und gab dem breiten Rücken des undankbaren Katers einen kräftigen Fußtritt.

„Der Bummer ist ein falscher Freund," erklärte der kleine Adam, als er von Bächle aufgefordert wurde, den „Barthans" rücksichtsvoller zu behandeln.

„Hat er Dich beleidigt?" fragte der große Adam mit gutmüthigem Spott.

„Ich hab ihm Milch zum Saufen gegeben, und er hat so gethan, als ob er mich gar nit sehen thät."

„Wenn Du ein Mäusle wärst, hätt' er Dich gewiß nicht übersehn."

„Dann hätt' er mich gefangen und mir den Kopf abgebissen. So macht er's auch bei den Vögeles. Der Bummer ist ein schlechter Kerl, ich werf ihn todt."

„Nicht so wild," warnte Adam.

Eines Tages kam der Müllerbursche zu Bächles und bemerkte lachend, er bringe ihnen eine Trauerfahne in's Haus.

„Den Balg kauft Euch der Eisfelds Schmul ab, und das Fett könnt' Ihr in der Apotheke anbringen," rief der Schlingel.

Er trug eine Stange, von deren Spitze eine Katerleiche schlaff und triefend herabhing.

Die habe er soeben bei der Schleuse aufgefischt, berichtete er und fügte hinzu:

„Er schaut jetzt nimmer so bürgermeisterlich aufgeblasen aus, 's ist aber wirklich Euer Bummer. Die Gevatterin will ihm die Nachrede halten. Er deutete auf die Todtengräberin, welche herbeigekommen war, um ihre Neugierde im Nachbarhause zu befriedigen.

Sie zwinkerte mit den Augen und meinte, der Bächle habe ihr ja schon manchmal mit einem Schluck wohlgethan, sie wolle sich stärken und dann Alles, was sie wisse, erzählen.

Adam brachte Wein. Der Müllerbursche hätte um einen solchen Tropfen am liebsten jeden Tag einen Kater aus dem Sinnbach gefischt. Die Todtengräberin neigte sich ebenfalls dieser Ansicht zu. Ehe sie trank, verbeugte sie sich dreimal vor dem Marienbilde, das in einem Winkel des Zimmers aus einem Buchsbaumkranz hervorsah. Nun wollte sie mal loslegen, rief sie mit funkelnden Augen.

„Euer Hannöt ist auch dabeigewesen," begann sie. „Er und noch ein paar Buben haben den Kater im Sinnbach baden wollen. Das hat dem Herrn Bummer nicht behagt. Er hat sein Lebtag lieber Milch als Wasser geschleckt. Hab' mir oft gedacht, die Bächles müssen was übrig haben! Der Kater spaziert mit 'nem Bäuchle rum, als wär er Hochwürden der Herr Franziskanerprior vom Kreuzberg droben und thät eine Bierbrauerei besitzen. Ach wie schad' um all die schöne Milch, mit der sich der Kater die Zähn' ausgespült hat!"

„Todtengräberin, thu' doch nicht so, als ob Du eine Milchtrinkerin wärst, hast sie Dir schon lang abgewöhnt," warf Adam dazwischen.

„Von der Mutterbrust her, das war die letzte, die sie geschmeckt hat," meinte der Müllerbursche lachend und fügte nicht ohne Gutmüthigkeit hinzu: „Alte Weiber meinen halt, daß sie wieder jung werden, wenn sie Lebenswasser schlucken."

„Wart Du! Paß auf, daß Dir Dein Schatz bis zur Kirchweih treu bleibt," drohte die Branntweintrinkerin.

„Mach' weiter! Hat der Hannöt den Kater in's Wasser geworfen?" drängte Rethel, welche vor Erregung und Unmuth zitterte.

„Meine ewige Seligkeit möcht ich wegen einer Unwahrheit nit verkuhwedeln," erwiderte die Gefragte, „wenn ich recht gesehn hab', so war's Dein Bub, der dem Thier den letzten Stoß versetzt hat, wie's noch mal an's Land schwimmen wollt! Der Hofbauers Emil und noch ein paar Andere haben mitgeholfen.

„Was macht Ihr denn dorten, Ihr Hallodri!" hab' ich ihnen über's Wasser 'nüber zugerufen.

„Wir baden den Bächles Bummer," haben sie mir 'rüber geschrien.

„Der Sinnbach ist doch kein Katzenbach, Ihr Schlingel!"

„Messer, Gabel, Löffelstiel, alte Weiber schwätzen viel," haben sie mir als Antwort vorgejodelt.

Nach 'ner Weil kugelt was mit 'nem Schwanz und vier Pfoten an meiner Person vorbei, so g'schwind, daß ich nur noch hab' schreien können: Adje! Bummer, jetzt bist gewest!"

„Gott sei Dank!" sagt die Schneiders Lies, die dabei war. „Jetzt kann er sich nimmer in meinen Garten einschleichen und mein Geflügel stehlen!"

„Jetzt, Lies, seit wann hast Du denn Geflügel!“

„Seiter so viele Spatzen da sind, die brauch' ich für meine Suppen.“

„Gelt, Bächle, da guckst! Dein Bummer war ein Durchtriebener, und Dein Bub,“ die Todtengräberin wandte sich an Rethel, „ist ein Wilder, der sich nix gefallen läßt. Neulich mal ist er bei mir im Garten gewest und sieht im Regenfaß eine Biene zappeln. Er fischt sie heraus, weil sein Herrle gesagt hat, man soll Thiere freundlich behandeln und, wann sie in Noth sind, ihnen auch helfen.

Der Hannöt ruft: „Das Honigfräulein trag' ich jetzt in meiner hohlen Hand bis zum Blumenbeet.“

Mit dem thut er schon einen wilden Schrei und jammert: „Das undankbare Vieh hat mich gestochen!“

„Laß es fortfliegen,“ rath' ich ihm.

„Nein,“ sagt er, „jetzt hab's todt gedrückt, damit's nimmer stechen kann.“

„Von wem hat er denn das hitzige Blut? Von der Rethel ein bißle, — vom Adam nit. Da muß schon wer anders dran schuld sein,“ schloß die Todtengräberin, leerte ihr Glas bis auf die Nagelprobe, fuhr sich mit der Hand über den welken Mund, verbeugte sich vor dem Marienbild und ging, um neueste Nachrichten durch das Dorf zu tragen.

Der Müllerbursche wollte die Schleuse an der Mühle schließen und seinen Schatz beim Wasserschöpfen am Sinnbach treffen.

„Adje, Frau Bächle,“ sagte er, „der Bummer liegt neben der Hausstaffel, aber lebig wird er nimmer.“

Rethel weinte so heftig, daß ihr Körper von krampfhaften Bewegungen erschüttert wurde.

„Hab Di nit, Fraule, 's ist doch nur ein Kater gewesen,“ suchte Adam sie zu trösten.

„Sell wohl, aber der Hannöt ist ein wilder Italienerbub', ich mag nix mehr von ihm wissen,“ schluchzte sie.

„Dann muß ich wohl ein gutes Wort für ihn einlegen,“ meinte Bächle und fügte hinzu: „Ich sag's grad heraus, ich mag den drolligen, anhänglichen Kerl gern leiden, es thät mir was fehlen, wenn er nimmer im Haus wär.“

Rethel wischte sich die Thränen aus den Augen und erwiderte mit gepreßter Stimme:

„Mir bangt jeden Tag, was wird der Bub' heut anstellen. Es quält mich, er könnt sich auf seinen Vater 'rauswachsen, der hat auch die Augen so wild aufgerissen, wenn er im Jähzorn war, wie der Hannöt. Paß auf, Adam! Der liebe Gott straft mich durch ihn und Dich mit.“

„Davon ist mir bisher noch Nichts bekannt geworden,“ meinte Adam.

Nun wurde die Thür hastig aufgerissen. Ein schönes Kind mit dunklen Augen und Haaren, welches lebhaft wie ein Eichkätzchen war, sprang herein.

„Da hast, Herrle," sagte Hannöt mit ungetrübter, froher Miene und hielt Adam eine Handvoll Rabenfedern hin, die er zur Reinigung seiner Tabakspfeifen besonders schätzte.

Bächle nahm die Federn mit einem wohlwollenden Lächeln, strich mit denselben über die weichen, rothen Kinderwangen und rief: „So schaut ein böses Gewissen aus!"

Hannöt ging zu seiner Mutter, die den Kopf zur Seite wandte und sich mit der Hand über das Gesicht fuhr, als wollte sie ein Insect verscheuchen. Er kümmerte sich um diese abweisende Bewegung nicht und bat, sie möge ihm ein paar bunte Lappen geben, er und seine Kameraden wollten Fahnen daraus machen für einen Bittgang.

Im Sommer zogen zuweilen Processionen durch das Sinnthal, um für das Gedeihen der Feldfrüchte zu beten.

Die Zeit der Bittgänge sei noch nicht gekommen, meinte Bächle.

„Doch," beharrte der Kleine, „wir wollen den Bummer begraben und den lieben Gott bitten, daß er ihm ein Plätzle im Thierhimmel verschafft."

Rethel rief heftig: „Du sollst nicht lästern, der liebe Gott hat keinen Thierhimmel."

Der Knabe verzog den Mund zum Weinen.

„Das Herrle hat's doch gesagt," erwiderte er.

„Is wahr, Adam?" Frau Bächle warf ihrem Gatten einen erstaunten Blick zu.

„Na ja," erwiderte dieser, „ich hab' den Hannöt mal damit beruhigt, wie wir zusammen im Wald herumgebummelt sind und er mich so traurig gefragt hat, ob auch die lieben kleinen Vögel sterben und wo sie alle hinkommen. Der merkt sich Alles und vergißt nix."

Rethel wollte über das verhängnißvolle Katerbad noch Genaues wissen.

Der kleine Adam leugnete nicht, daß er die „böse Kratzbürste" im Sinnbach tüchtig eingetunkt habe und sich freue, daß sie ganz todt sei und ihm Nichts mehr zu leid thun könne. So, das wäre nun das Geständniß, daß er der Missethäter sei und das Thier mit Absicht getödtet habe, brauste Rethel auf und erhob die Hand zum Schlag.

Adam hielt ihren Arm fest mit dem Bemerken: „Aufrichtigkeit verdient nicht Strafe. Guck doch das Männle an, so schaut doch kein Missethäter aus. Das ist doch nur ein Kind, das spielen will."

„Pflück Dir im Garten ein paar Blumen für Euren Bittgang. Die Mutter wird's erlauben," rief er dem Kleinen nach, welcher rasch davonlief. Rethel sank erschöpft auf einen Stuhl. Die Erregung habe sie tüchtig durchgeschüttelt, klagte sie, und Vorwürfe, ob sie den Buben richtig behandle, wirbelten nur so um sie herum. Daran sei Nichts zu ändern, sie

könne sich nicht zwingen, dieses Kind zu lieben, das eigentlich doch nur aus Versehen zur Welt gekommen sei. Die Abneigung werde mit den Jahren immer stärker. Wenn sie den kleinen schwarzen Kopf ansehe, der ihr so beweglich erscheine wie bei einer Kreuzotter, dann fürchte sie immer, es lauere etwas Unheimliches dahinter. Für sie hätte das Kind etwas Abstoßendes.

„Für Andere nicht," bemerkte Bächle.

„Doch, doch," erwiderte Rethel, „er hat im Dorf auch Feinde."

Und er hatte sie in der That, und zwar in Schulbubenkreisen. Der kleine Adam war ein sehr empfindliches Kind, das sich für eine jede Unbill, die ihm angethan wurde, sofort Genugthuung verschaffte. So kam es, daß er mit seinen Schulkameraden oft in einen harten Kampf gerieth.

Diese riefen ihm spöttisch nach: „Du bist ein Kuckuckskind! Der Balg von einem italienischen Ratzelmacher!"

Hannöt verstand zwar diese Beschimpfung nicht ganz, allein er ahnte, daß eine tiefe Beleidigung darin sitze. Er ging seine Angreifer muthig an und schopfbeutelte sie tüchtig. Danach fühlte er sich einigermaßen befriedigt.

Daß Hannöt auch freundschaftlicher Gefühle fähig war, bewies seine Anhänglichkeit an den Schloßhund Bori. Dieser ließ sich die Scherze und Liebkosungen des kleinen Adam gern gefallen und begrüßte ihn bei jedem Besuche im Stalle, wo Bori sein Heubett hatte, mit wohlwollendem Schweifwedeln. Da war doch mal Einer, der ihn nicht beschimpfte und nicht die Kralle nach ihm ausstreckte.

Den Feind zu schlagen und den Freund in Gefahr zu vertheidigen, erschien dem kleinen Adam selbstverständlich. Er stand auch für Bori eines Tages ein, als einige Schulbuben sich mit einer Schafscheere einfanden, um das schöne Fell des Neufundländers zu stutzen.

Bori knurrte sie an, und Adam forderte sie auf, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Sie lachten ihn aus und wollten ihn mit einem Stoß zu Boden werfen.

Da zog Hannöt rasch sein Messer aus der Tasche und bedrohte damit die dummen Jungen, die seinen edlen Freund wie ein gemeines Schaf scheeren wollten.

Als die muthwilligen Friseure das Messer in Adams Hand sahen, schickten sie sich zur Gegenwehr an. Einige hoben Steine auf, und Einer schwang die Schafscheere. Nun wäre zweifellos etwas Gassenbubenblut geflossen.

Da kam der Graf, bei dessen Anblick floh die kampflustige Dorfjugend.

Hannöt erzählte ihm entrüstet, was seine Gegner vorhatten.

„Es scheint ja, daß Du den Bori recht gern hast?" fragte Carlos.

„Hab' ich auch, weil er mich lieb hat," erwiderte das Kind.

Es folgte dem Grafen, der es zu einem Imbiß in das Schloß einlud, und unterhielt diesen unterwegs mit seinem munteren Geplauder, während Bori mit der Würde eines Patriarchen nebenher ging.

Seit dem Streite um des Neufundländers Wolle kam der kleine Adam häufiger in das Schloß.

Er trippelte ohne Scheu und ungehindert in das Herrenzimmer des Grafen und gab seine drolligen Einfälle zum Besten.

Graf Carlos bemerkte zu Bächle:

„Der kleine Seehund ist ja ein sehr frischer und selbstständiger Bursche, aus dem kann noch Etwas werden."

„Ich mein's auch," erwiderte Adam, „aber die Rethel sieht in ihm immer nur ein Teufele."

* * *

Frau Bächle glaubte ihren Fehltritt nicht besser sühnen zu können, als durch eine streng religiöse Erziehung ihres „Sündenkindes". Da sie den Hannöt, wie der Fall Bummer bewies, für rachsüchtig hielt, so suchte sie die Lehre von der Feindesliebe in sein junges Herz zu senken.

„Wenn Dir Jemand etwas Böses anthut," sagte sie, „so darfst Du's ihm nicht vergelten. Gottes Hand wird ihn schon selber strafen."

Der kleine Adam verlangte eine genaue Beschreibung dieser wunderthätigen Hand.

„Ist sie auch recht groß und breit?" fragte er. „Und kann sie zwölf Schulbuben auf einmal beim Schopf packen?"

„Gewiß und noch viel mehr," beruhigte ihn Frau Bächle.

„Dann ist mir's schon recht," versicherte der kleine Adam und warf am Samstag Abend seinen frischgewaschenen Kopf zum Einschlafen mit einer muthwilligen Geberde auf das Kattunkissen.

Vierundzwanzig Stunden später lag er mit verbundenem Schädel und mit Wundfieber zu Bett.

Frau Bächle empfing Beileidsbesuche, zumeist von Frauen, die sie mit Fragen bestürmten und in der Erregung die Hände zusammenschlugen.

Jede theilnehmende Bekannte — und es gab deren Viele — wollte wissen, wie das Unglück geschehen sei und ob der Bursche sich in Lebensgefahr befinde.

„Das nicht," erwiderte Rethel, „der Doctor meint, dem Hannöt seine abgerissene Kopfhaut wird wieder anheilen. An 'nem Pferdebiß braucht man nicht eben zu sterben. Er hat die Wunde zugenäht. Ich bin schier umgefallen, wie mir der Hannöt blutig in's Haus 'reintaumelt. ‚Jesus Maria, wer hat Dich denn so zugerichtet?' frag' ich ihn.

‚Der böse Wotan hat mir so weh gethan,' sagt der Bub' und ballt die Fäuste.

„Dabei schnappt er nach Luft, wie er's immer thut, wenn er sich recht verzürnt.

„Dann wirft er sich auf den Boden und weint vor Schmerzen. Das hat wieder mir weh gethan.

„Wie er dann mit Essigwasser gewaschen und mit 'nem sauberen Kittel im Bett war, frag' ich ihn:

‚Hast den jungen Gaul vom Herrn Grafen ein bißle geneckt, daß er so wild geworden ist?‘

‚Nein,‘ sagt er, ‚der Wotan hat so freßgierig sein Futter gekaut und hat das Heu, das doch in der Krippe liegen sollt', überallhin auf den Boden verstreut. Ich geh' in seinen Stand 'nein und sag': „Darfst Dein Futter nit zertrampeln, nimm's in's Maul und laß Dir's gut schmecken, Wotanle," heb' ihm das Heu auf und halt's ihm hin. Da packt er mich mit seinen Zähnen am Kopf und läßt mich erst los, wie ich Zeter Mordio geschrieen hab'.‘

„So hat mir's der Hannöt genau verzählt," fügte Frau Bächle hinzu.

„Nein, so was! Hat denn der Herr Graf noch mehr so böse, undankbare und blitzdumme Gäul' in seinem Stall steh'n, die 'nem Kind seine Kopfhaut für Heu halten und wegbeißen?" fragte eine der Frauen.

„Unsere Pferde sind nicht dumm!" begehrte Rethel auf, „mein großer Adam sagt immer, sie sind viel gescheiter als die Dorftrottel, die auf zwei Beinen herumlaufen. Der Wotan hat vielleicht gemeint, der Hannöt wollt' ihm sein Heu wegfressen, drum hat er zugebissen."

„Sell wohl. Dös kann er gemeint haben," pflichteten die Gevatterinnen bei, welche Frau Bächles Oberweisheit bei der Beurtheilung von gräflichen Pferden völlig anerkannten.

Nach dem Abendläuten verließen sie das Haus. Rethel verbrachte die Nächte am Bette ihres fieberkranken Kindes. Es wollte immerfort trinken und flehte, die Mutter möge ihm doch die spitzen Nägel, die sich in seinen Kopf einbohrten, entfernen. Die Silberdrähte, mit denen der Arzt die Wunde zugenäht hatte, verursachten dem kleinen Adam peinliche Schmerzen, die sich steigerten, je unruhiger er sich hin und her bewegte.

Rethel empfand Mitleid mit dem gequälten Kinde, das in seinen Fieberphantasien mit Wotan kämpfte.

Der kleine Adam genas und unterhielt sich in folgender Weise mit Gott:

„Liebes Herrle im Himmel, Du mußt den schändlichen Wotan strafen. Er hat mich so zerbissen. Die Mutter sagt, ich soll für meine Feinde beten und sie auch noch lieben. Das ist doch verkehrt. Ich kann den bösen Gaul nicht gern haben, der vornen beißt und hinten ausschlägt. Und anthun kann ich ihm auch Nichts, weil ich noch zu klein bin. Wenn ich groß wär, thät ich ihn todtschießen. Lieber Gott, die Mutter sagt, Du kannst streicheln, aber auch strafen. Aus Deiner rechten Hand kommt die Sonne, aus Deiner linken der Blitz. Mit dem hast Du mal den Schäfer Franz mit seiner Schafheerde am Kreuzberg erschlagen, weißt, da wo jetzt das Marterl mit dem Muttergottesbild steht."

„Die Leut' sagen, der Franz ist ein ganz guter Kerl gewest und hat Niemand was gethan. Der Wotan ist bös, den mußt Du erschlagen."

Als sich in den nächsten Tagen ein schweres Gewitter über das Sinnthal entlud, zeigte der kleine Adam eine große Freude, die seine Mutter fast befremdete.

„Gelt, wenn der Blitz wo einschlägt, dann giebt's ein schönes Feuer?" fragte er sie.

„Gott behüt uns davor," erwiderte Rethel.

Gewaltige Donnerschläge erschütterten die Luft. Die Fenster der Kutscherswohnung bebten und klirrten. Das Kathrinje und das Dortheje stießen ein Jammergeschrei aus und verkrochen sich hinter dem Kleiderrechen.

Der kleine Adam lachte. Er bewunderte das schöne Feuerwerk am Himmel und wartete immerfort darauf, daß der liebe Gott seine strafende Hand aus der Gewitterwolke herausstrecken und mit einem Blitzstrahl den Stall anzünden werde, in welchem Wotan sein ruchloses Dasein fristete.

Er wartete vergebens. Nun entschloß er sich, das selber zu thun, was Gott der Gerechte auszuführen versäumte.

Er nahm eine Schachtel Zündhölzer und kroch zu einer Zeit, da Wotan allein zu Hause und Bächle mit dem Grafen ausgefahren war, auf einer Leiter in die Futterkammer oberhalb des Stalles. Er zündete einige Streichhölzer an und warf sie in das Heu, in welchem die Flammen bald gierig herumleckten.

Rasch und nicht ohne Befriedigung entfernte sich der kleine Adam und stellte sich in der Nähe des Stalles auf, um die Entwicklung des Strafgerichtes abzuwarten. Es brauchte nicht viel Zeit, und schon sah Hannöt aus dem Dache die Flamme herauszüngeln. Er schlug in der Freude über sein gelungenes Werk ein paarmal in die Hände und starrte mit glänzenden Augen in die Flammen, die rasch um sich griffen.

Nun liefen die Dorfbewohner herbei und riefen rasch die Feuerwehr. Diese kam mit einer Spritze und begann eifrig die Löscharbeit.

Der kleine Adam murmelte in sich hinein: „Den Stall sollen sie nur löschen, aber der Wotan soll verbrennen."

Ein Feuerwehrmann rüttelte an der verschlossenen Thür.

„Sind Pferde drinnen?" fragte er den Gärtnerburschen, der am Rettungswerk mithalf.

„Nicht daß ich wüßte," erwiderte dieser, „die Fohlen sind auf der Heg, und die vier großen hat der Herr Graf vor einer Stunde zur Spazierfahrt einspannen lassen."

Der kleine Adam lachte still vor sich hin. Er wußte genau, daß Wotan mit seinen Altersgenossen auf die Weide geführt worden wäre, wenn er sich artiger gegen sie benommen hätte. Weil er aber die edlen Kinder der Stute Freya biß und schlug, blieb er allein in seinem Holzgehäuse zurück.

Das Dachgebälke des Stalles, der von anderen Gebäuden getrennt hinter einer Fichtenwand stand, knisterte und krachte.

Plötzlich ließ sich aus dem Inneren des Raumes ein langanhaltendes Wiehern vernehmen.

Ein Schrei des Entsetzens von vielen Dorfbewohnern war die Antwort darauf.

„Einer ist drinnen und verbrennt!"

„Die Thür muß mit dem Beil eingeschlagen werden."

„Halt! Da kommt der Bächle und bringt den Schlüssel," schrie es aus dem Gewirr von Stimmen.

In demselben Augenblick fuhr der Graf mit seinem Diener im rasenden Galopp durch die Einfahrt des Parkes an der Schloßrampe vor. Sie hatten das Feuer von der Landstraße aus gesehen.

Bächle sprang vom Bock und rannte zu dem brennenden Gebäude.

„Der Wotan muß gerettet werden," rief er keuchend und schloß die Stallthür auf.

Dichter Qualm schlug ihm in's Gesicht.

„Wotan!"

Das Pferd stampfte und wieherte. Er löste das Thier von der Kette, das mit einem Satz in's Freie sprang.

Es war unverletzt.

Adam wurde von einem niederstürzenden Balken auf den Kopf getroffen und fiel blutend zu Boden.

Feuerwehrleute trugen den Schwerverletzten in seine Wohnung. Der Arzt, der sofort zur Stelle war, erklärte, menschliche Kunst vermöge hier Nichts mehr, er könne dem Braven nur Linderungsmittel zur Betäubung seiner Schmerzen geben.

„Der Vater stirbt!" schrie Rethel laut aufschluchzend den Kindern zu.

Die Mädchen drängten sich an das Bett des Vaters heran. Evelieschen als erste. Sie faltete die Hände und weinte bitterlich. Katharinchen und Dorotheechen thaten das gleiche, obwohl sie nicht recht wußten, was hier eigentlich vorging.

Der kleine Adam jedoch hatte die Worte der Mutter verstanden. Er warf sich auf den Boden, schluchzte, schlug mit den Fäusten auf die Diele und rief verzweiflungsvoll:

„Lieber Gott, so schwätz doch! Warum stirbt denn jetzt mein gutes Herrle .... und der böse Wotan bleibt lebig?"

„Schaff' den Buben hinaus, er ist zu ungeberdig," sagte Rethel zur Todtengräberin, die herbeigeeilt war.

Die Diensteifrige wollte den Burschen zur Seite schieben.

Bächle aber bat mit schwerer Zunge: „Der Hannöt soll auch zu mir kommen."

Das Kind schlich mit gesenktem Kopfe herbei und kauerte sich vor dem Bette nieder.

Carlos kam, gefolgt von einem Diener, der Champagnerflaschen trug. Der Graf goß den Schaumwein in ein Wasserglas und löschte damit den Durst, der den Sterbenden quälte.

Dann drückte er ihm die Hand.

„Verlaß Dich auf mich, alter Freund, ich werde für Deine Frau und Deine Kinder sorgen.“

„Auch für den da?“ brachte Bächle mühsam hervor und deutete auf den kleinen Adam, dessen Körperchen von krampfhaftem Schluchzen erschüttert wurde.

„Für den schon gar, das ist ja mein guter Freund!“ erwiderte der Graf.

Früh in der Morgendämmerung hatte der große Adam ausgelitten und seinen Leib wie in wohligem Behagen gestreckt.

„Als wollt' er noch einmal sein Leben anfangen, so jung und schön liegt er da,“ schluchzte Rethel, während sie dem Todten die Haare über die Stirne strich.

„Sell wohl, jetzt ist er schon droben und macht seinen Juchhe-Spaziergang im Himmel,“ meinte eine der Nachbarinnen, die zur Leichenwache gekommen war.

Draußen schien freundlich die Sonne. Der Sinnbach rauschte munter wie immer, und in den Blättern des Birnbaumes vor dem Hause spielte lustig der Morgenwind.





Eine starke deutsche Flotte.

Von

Navalis.

— Berlin. —

> Nach dem Stande gegenwärtiger Dinge in der großen Welt ist für Deutschland die bessere Seegeltung so nöthig wie das liebe Brot. Die Frage ist für Deutschland eine Lebensfrage. Fürs Brot — fürs Leben aber mag man wohl auch etwas thun und Schwierigkeiten dabei nicht achten.
>
> Friedrich List.

Der große deutsche Volkswirth, dessen Worte wir an die Spitze dieser Zeilen gestellt haben, hat die Anfänge einer deutschen Kriegsflotte, die 1848 das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt schuf, nicht mehr erlebt. Aber es ist ihm auch der schlimme Tag erspart geblieben, an dem Hannibal Fischer den bescheidenen Bestand an deutschen Kriegsschiffen öffentlich an den Meistbietenden versteigerte. Eine starke Hand übernahm jedoch das Erbe, das der Bundestag achtlos weggegeben. Am 17. December 1854 legte Prinz Adalbert von Preußen dem Könige eine Denkschrift vor, worin er zur Aufrechterhaltung der Unabhängigkeit Preußens auf den Meeren und zur Mehrung seiner Seeinteressen die Errichtung einer Kriegsmarine forderte unter Voranstellung des Gesichtspunktes, daß eine Seemacht, die kein rangirtes Gefecht mit Aussicht auf Erfolg durchführen könne, selbst in den europäischen Gewässern keinerlei Bedeutung zu beanspruchen habe. Im Hinblick auf die in Betracht kommenden gegnerischen Flotten hielt der Prinz 9 Linienschiffe, 3 Fregatten, 6 Corvetten, 3 Avisos, 36 Kanonenschaluppen und 6 Kanonenjollen für erforderlich.

Diese Denkschrift ist deshalb so bemerkenswerth, weil sie fast genau dieselben Gesichtspunkte bereits vor mehr als 40 Jahren aufstellte, die auch

jetzt wieder die Forderungen für eine Verstärkung der Flotte beherrschen. Aber damals war es die Regierung, die sich scheute, mit solch umfassenden Plänen vor die Volksvertretung zu treten, während der Abgeordnete Harkort als Wortführer der Linken in der zweiten Kammer 1859 ausrief: „Ich halte dafür, die Ehre des Landes ist für unsere Marine verpfändet!" Im Volke war eben noch die Erinnerung lebendig, daß die Raubschiffe afrikanischer Corsaren bis in die Ostsee vorgedrungen waren, daß die Hansastädte bis in die dreißiger Jahre durch Tributzahlungen für ihren Handel Sicherheit von den Barbaresken erkaufen mußten und daß Lord Palmerston im Parlamente erklärt hatte, England werde kurzerhand die unter der schwarz-roth-goldenen Flagge fahrenden Kriegsschiffe als Piraten behandeln. Schon die Schaffung einer bescheidenen preußischen Marine verbot die Wiederkehr solcher nationaler Demüthigungen.

Bereits um die Mitte der 60er Jahre, als mit der Erwerbung Schleswig-Holsteins der herrliche Hafen von Kiel in den Besitz Preußens zu dem schon früher erworbenen Wilhelmshaven gekommen war, legte die Regierung dem Landtage einen Plan zur Erweiterung der Kriegsflotte vor, dessen Ziel die Herstellung einer Seemacht zweiten Ranges war. Bei der Verhandlung darüber äußerte Graf Bismarck am 1. Juni 1865, keine Frage habe wohl die öffentliche Meinung in Deutschland in den letzten zwanzig Jahren so einstimmig interessirt wie gerade die Flottenfrage; die Vereine, die Presse, die Landtage hätten ihren Sympathien dafür Ausdruck gegeben, besonders wären die liberalen Parteien thätig gewesen. Er schloß mit einer Warnung, daß jetzt die Parteileidenschaft nicht zerstören möge, was der Gemeinsinn fordere. Aber erst 1867 wurde ein neuer und zwar wesentlich größerer Flottengründungsplan vom Landtage bewilligt, dessen abermalige Erweiterung im Jahre 1873 der Entwicklung der Kriegsmarine des neuen deutschen Reiches zunächst die Bahnen vorschreiben sollte.

Damals schon, vor 25 Jahren also, wo Deutschland im Vollbesitz des durch unvergleichliche Waffenthaten des Landheeres errungenen Ruhmes und Ansehens stand, wo unsere Seeinteressen, Handel und Schifffahrt, noch verhältnißmäßig gering waren, wo wir keine überseeischen Schutzgebiete hatten und die Politik der Großmächte auf dem Boden des alten Europas, wie seit Jahrhunderten, sich abspielte, hielt die Reichsregierung eine Kriegsflotte von 23 Linienschiffen und 20 Kreuzern zur Wahrung der Seegeltung Deutschlands für nothwendig. Und der Reichstag versagte diesem Plane seine Zustimmung nicht. Bis in die 80er Jahre hinein erfolgte auch der Ausbau der Flotte nach diesen Grundzügen. Dann aber kam ein Wandel, der endlich rapide zum Verfall führte. Die Motive zum Flottengesetz von 1897 sagten darüber: „Das deutsche Volk steht der Thatsache gegenüber, daß die Kriegsmarine zur Zeit in den wichtigsten Schiffsklassen weniger Schiffe besitzt als in den früheren Jahren. Es fällt dies umsomehr in's Gewicht, als die meisten anderen Seemächte in den letzten 10 Jahren ihre

Marinen erheblich verstärkt haben." Statt der früher vorhandenen 14 hätte 1897 die Marine bei einer Mobilmachung nur 7 kriegsbrauchbare Linienschiffe zur Verfügung gehabt. Die Schiffsliste von 1882 wies an großen Kreuzern 11 brauchbare Fregatten auf, die Liste von 1897 keinen einzigen, man mußte als Aushülfe einige ältere, als Linienschiffe nicht mehr verwendbare Panzer heranziehen.

Wie dieser Wandel von Begeisterung zu Lauheit und Widerstand sich vollzogen hat, das ist mit kurzen Worten schwer zu sagen. Regierungen und Parteien tragen beide die Schuld, die Ersteren, weil sie es an Klarheit und Entschlossenheit des Willens fehlen ließen, die Anderen, weil sie den Marineforderungen oft genug verständnißlos gegenüberstanden. Der tiefere Grund aber war doch wohl der, daß das deutsche Volk, seine Staatsmänner wie die Massen, das Heraufziehen einer neuen Zeit mit neuen gewaltigen Aufgaben nicht früh genug erkannt hat. Auf dem festen Boden des Continents hatte das Landheer die großen Schlachten geschlagen, aus denen das deutsche Reich einig und mächtig hervorwuchs; die Flotte hatte nur wenig Theil an den Ruhmesthaten gehabt. Man fühlte sich „gesättigt", man dachte anfänglich kaum an eine Politik, die über die Grenzen des Festlandes hinausführte, und als die Ereignisse gleichwohl Deutschland in die Anfänge einer Uebersee-Politik drängten, betrat man nur zögernd diese Bahnen. Mittlerweile aber vollzog sich mit raschen Schritten ein Wechsel in der Constellation: An die Stelle der Europamächte traten die Weltmächte, der Kampf um den Weltmarkt und die Weltherrschaft begann, und Deutschland konnte hier nicht thatenlos bei Seite stehen, wenn es nicht ruhmlos abdanken wollte.

Es ist eine historische That, daß Kaiser Wilhelm II. zuerst diesen Wandel der Zeiten erkannt und weiten Blicks die unerläßlichen Folgerungen daraus gezogen hat. Schon seine ersten Regierungshandlungen bekundeten das lebhafteste Interesse, die wärmste Fürsorge für die Kriegsflotte. Unaufhörlich war sein Drängen, Mahnen, Treiben, daß der Dreizack in unsere Faust gehöre, daß unsere Zukunft auf dem Wasser liege, daß wir das größere Deutschland, welches deutscher Fleiß und deutsche Betriebsamkeit jenseits der Meere aufgebaut haben, fest an die Heimat angliedern müßten. Die erste Frucht seiner Bemühungen ist das Flottengesetz vom 10. April 1898, das einen Sollbestand der Kriegsmarine gesetzlich festlegte, die Zeit seiner Erreichung normirte und seine dauernde Erhaltung sicherte. Die Höhe des Sollbestandes überschritt nur mäßig die vom Flottengründungsplan 1873 in Aussicht genommene: die deutsche Reichsmarine sollte künftig aus 19 Linienschiffen, 8 Küstenpanzern, 12 großen und 30 kleinen Kreuzern, sowie den nöthigen Torpedobooten, Schulschiffen 2c. bestehen. Diesen Bestand wollte man bis zum 30. März 1904 erreichen. Für seine Erhaltung dient die gesetzliche Bestimmung des Ersatzes von Linienschiffen nach 25, von großen und kleinen Kreuzern nach 20 oder 15 Jahren durch Neubauten.

Das Flottengesetz wird bis auf den heutigen Tag nach seiner wahren Bedeutung noch in weiten Kreisen der Bevölkerung verkannt. Sein Kern liegt in dem großen staatsrechtlichen Grundsatz, daß die Kriegsmarine ebenso wie die anderen Reichsinstitutionen, wie das Heer, das Justizwesen, die Socialversicherung, die Gewerbeordnung, Reichspost und Telegraph, einer gesetzlichen Fundirung bedürfe, damit sie nicht Schwankungen und Streitigkeiten über ihre Existenz unterliege. Flottengründungspläne, Denkschriften, Versprechungen hatten, wie wir gesehen haben, die dauernde Sicherung der Flotte auf einer bestimmten Höhe nicht erreichen können. Hierfür wurde nun die stärkste in einem Verfassungsstaate vorhandene Bindung vorgeschlagen und angenommen, das durch übereinstimmenden Beschluß von Bundesrath und Reichstag bewirkte Gesetz. Gegen diesen Hauptzweck treten die übrigen Bestimmungen des Flottengesetzes praktisch in den Hintergrund: die Höhe des Sollbestandes wie die Bemessung der Baufrist sind Zweckmäßigkeitsfragen, die man nach den Umständen verschieden beantworten kann. Maßgebend waren die damals, das heißt im Sommer 1897 bei Ausarbeitung des Entwurfes vorhandenen Seeinteressen Deutschlands, die damalige politische Lage und die Leistungsfähigkeit unserer Schiffsbauindustrie; änderten sich diese Voraussetzungen, so mußten sich auch die Folgerungen ändern. Dagegen liegt wieder in dem Ersatzparagraphen ein Princip: seine Durchführung verhindert, daß die Kriegsflotte jemals unter eine gewisse, gesetzlich festgelegte Höhe sinkt.

Dieser mit dem Namen des Staatssecretairs Admirals Tirpitz*) verbundene Gesetzentwurf fand mit einigen Modificationen die Zustimmung des Reichstages. Aber schon damals wurden Zweifel laut, ob der geforderte Sollbestand auch wirklich den politischen und wirthschaftlichen Anforderungen auf die Dauer genügen könne. Vertreter der verbündeten Regierungen machten kein Hehl daraus, daß der Plan nur das Minimum des durchaus Nothwendigen darstelle; war die neue Flotte doch kaum stärker als die bereits 1873 in Aussicht genommene! Und wie hatte sich die Welt und Deutschlands Stellung in ihr seitdem verändert. Man hat sich 1897/98

*) Einige Angaben über den Lebenslauf des Staatssecretairs im Reichsmarine-Amt, dessen Bild dieses Heft ziert, mögen hier Platz finden: Alfred Tirpitz, geb. 19. April 1849 in Küstrin als Sohn eines hohen Richters, trat 1865 als Cadett in die preußische Marine, wurde 1869 Lieutenant, 1872 Oberleutenant, 1875 Kapitänleutenant. Von 1874—1876 gehörte er der Marine-Akademie, 1879—80 der Admiralität an, in die er nach seiner 1881 erfolgten Beförderung zum Korvettenkapitän wieder einberufen wurde, bis er 1886 zum Inspector des Torpedowesens ernannt wurde. 1888 zum Kapitän zur See befördert, wurde ihm die Leitung des Stabes der Ostseestation in den Jahren 1890—92 übertragen, 1892—95 aber die des Stabes des Obercommandos der Marine. 1895 wurde er Contre-Admiral, und 1896/97 führte er das Commando des Kreuzergeschwaders in Ostasien, bis er am 4. Juni 1897 an die Spitze der Reichsmarine-Verwaltung gestellt wurde. Am 28. März 1898 erfolgte seine Ernennung zum preußischen Staatsminister. Am 5. December 1899 wurde Tirpitz zum Vice-Admiral befördert.

eben vorsichtig damit begnügt, nur die Versäumnisse langer Jahre einigermaßen nachzuholen. Zudem ist der Bestand nach seinem Gefechtswerthe noch schwächer als nach seiner Zahl; denn unter den Schlachtschiffen werden 5 Panzerschiffe geführt, die dem Stande der heutigen Technik nicht mehr vollentsprechen. Genug, wollten die verbündeten Regierungen vor zwei Jahren Angesichts der noch zögernden Volksstimmung sicher gehen und sich mit dem Minimum behelfen, so war doch Niemand im Zweifel, daß später eine namhafte Verstärkung der Kriegsflotte gefordert werden würde. Die Baufrist, das Sexennat, läuft mit dem Etatsjahr 1903/04 ab. Das wäre nach allgemeiner Annahme der späteste Termin für eine neue Marinevorlage gewesen. Es ist auch gar nicht zu bestreiten, daß die Marineverwaltung unbedingt den Wunsch und den Willen gehabt hat, diese Zeit einzuhalten; eine dahingehende Erklärung des Staatssecretairs, die im Januar 1899 erfolgte, ist vollkommen aufrichtig und loyal. Aber die Dinge sind mächtiger als die Menschen, und der Gang der Weltereignisse kümmert sich nicht um Absichten und Vorsätze der Einzelnen. Wenn jetzt eine neue Flottenforderung vorbereitet und im Anfang des Jahres 1900 dem Reichstag vorgelegt wird, so sind in der That schwerwiegende Gründe für das Abweichen vom ursprünglichen Programm maßgebend.

Und diese Gründe liegen, soweit sie den Ausschlag gegeben haben, auf dem Gebiete der **auswärtigen Politik**!

Wohl sind auch unsere materiellen Seeinteressen beispiellos gewachsen und bedürfen für ihr Blühen und Gedeihen des starken Schutzes, den nur die Flotte gewähren kann. Der deutsche Seehandel mag gegenwärtig einen Werth von 6—7000 Millionen jährlich besitzen. Darunter befinden sich an 2 Milliarden Einfuhrwaaren, die für die Ernährung und die Lebenshaltung unseres Volkes bei dessen überaus raschem Wachsthum zur Zeit noch unentbehrlich sind, und für etwa $1\frac{1}{2}$ Milliarden Rohstoffe, die wir für die Thätigkeit unserer Industrie brauchen, da sie im Inlande nicht oder nicht in genügender Menge hergestellt werden. Bezahlt werden diese Einfuhrmassen mit dem Export von Erzeugnissen des Gewerbefleißes und der Landwirthschaft, für deren Verbrauch der innere Markt nicht ausreicht. Neben diesem wachsenden Auslandshandel, der nur von dem englischen übertroffen wird, kommen die in fremden Ländern, in Amerika, Asien, Afrika und Australien angelegten, hohe Zinsen tragenden Capitalien in Betracht, die von Fachkennern auf 15—18 Milliarden geschätzt werden. Unsere Handelsflotte ist die zweite der Welt, sie hat sich im letzten Vierteljahrhundert an Transportfähigkeit mehr als verdreifacht, ihr Werth wird auf 5—600 Millionen angenommen, sie zählt die größten und schnellsten Schiffe in ihren Reihen. Deutsche Landsleute sitzen zu Tausenden und Zehntausenden an allen Küsten, in allen Hafenplätzen der Erde, ihr Fleiß, ihre Ausdauer und Gewandtheit schaffen der deutschen Industrie immer neue Absatzgebiete. Und Millionen bewahren jenseits der Meere, auch wenn sie Bürger der

neuen Heimat geworden, dem alten Vaterlande in Sprache, Art und Gesittung die Treue. Auch sie gilt es zu schützen unter den Fittichen des Reichsadlers!

Die Geschichte lehrt, daß die wirthschaftliche Ausdehnung eines Landes über den Erdball nur dann von dauerndem Bestand ist, wenn hinter ihr die wirkliche Macht steht. Von Karthago bis zu Portugal, Holland und Spanien hat sich diese harte Wahrheit bewährt. Macht über die Grenzen des Festlandes hinaus kann aber nur die Kriegsflotte gewähren. Die Ausgaben für die Marine stellen sich daher gewissermaßen als eine Versicherungsprämie für die in den Seeinteressen enthaltenen Werthe dar. Dieser Schutzaufwand ist aber in Deutschland heutzutage noch erheblich geringer als in allen anderen Mächten mit großem Seehandel und ausgebreiteter Schifffahrt; er beträgt bei uns wenig über 2 Procent des Seehandels, während England $3\frac{1}{2}$, Frankreich $5\frac{1}{4}$, Vereinigte Staaten von Nordamerika $6\frac{1}{2}$ % an Schutzaufwand im Jahre 1898 hatten. Dazu kommen noch unsere Colonien, die an Umfang und Werth, dadurch aber auch an Bedeutung für den Gegner wachsen. Zu den alten Schutzgebieten in West- und Ostafrika und Australien sind seit Erlaß des Flottengesetzes das Gebiet von Kiautschou, die Marianen und Karolinen sowie Samoa hinzugetreten; endlich ist der deutsche Theil von Neu-Guinea in Reichsverwaltung übergegangen. Zwar kann es als sicher gelten, daß, wenn einmal um die schicksalsschwere Entscheidung gekämpft wird, das Loos der Colonien ebenso wie die Zukunft unseres Seehandels nicht in Einzelschlägen in der Ferne, sondern in dem Ringen um den Sieg in den deutschen Meeren fällt. Aber für die Vertretung unserer Seeinteressen im Ausland zur Friedenszeit brauchen wir bei ihrer ständigen Zunahme eine wachsende Zahl wehrhafter, Achtung gebietender Kriegsschiffe in den fremden Meeren, damit die deutsche Reichsflagge über Leben und Gut der Reichsangehörigen gegen Ungebühr und Vergewaltigung sich schirmend breite.

Doch in all' diesen Gründen liegt nicht der innerste Kern der Nothwendigkeit einer starken Flotte für Deutschland. Wir stehen mitten in der Uebergangszeit von der Festlandspolitik zur Weltpolitik. Der Umschwung ist im letzten Viertel des Jahrhunderts eingeleitet, zuerst leise, von den Massen kaum bemerkt, in den letzten Jahren aber ist die Entwicklung riesig fortgeschritten. Die wahren Großmächte werden Weltmächte oder sind es schon. Und zwar wird diese Weltpolitik gerade in ihren entscheidenden Thaten nicht von den Cabinetten, sondern von den Völkern selbst gefordert, die mit elementarem Drange in's Weite und Große gehen. „Imperialismus" heißt das für diese Erscheinung neu geprägte Wort, und sein Inhalt beherrscht gegenwärtig die Weltconstellation. Großbritannien wird zu einem Greater Britain von unermeßlicher Ausdehnung. Rußland schiebt sich unablässig immer weiter über Asien vor. Die Vereinigten Staaten treten nach der Niederwerfung Spaniens urplötzlich in die Reihe der welt-

bestimmenden Mächte. Frankreich baut sich ein riesiges Colonialreich in Afrika und Asien auf. Japan erscheint als starke Seemacht mit kühnen Plänen im fernen Osten. Die Erde wird neu getheilt: Der schwarze Erdtheil, Afrika, geht in die Hände von Engländern, Deutschen und Franzosen über; es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Portugiesen aus ihm verschwinden. In Ostasien stoßen die Großmächte in dem Riesenreiche China schon zusammen, Rußland und England auch in Persien, Afghanistan, an den Nordgrenzen Indiens. Der Kampf um Südamerika hat kaum begonnen, aber der wirthschaftliche Wettbewerb der Deutschen, Engländer und Nordamerikaner um diesen Continent wird auch politische Folgen haben.

Ueberall sehen wir ein Stoßen und Drängen, ein Kämpfen und Ringen um den Markt und die Macht. Deutschland kann hier nicht bei Seite stehen. Man hat unser Vaterland die Kinderstube und die Schulstube der Welt genannt. Lange genug haben wir fremden Ländern über See Millionen und Millionen ihrer besten Bürger geliefert, deutsche Wissenschaft, deutsche Kunst, deutsche Art haben die Welt befruchtet. Aber unser Volksthum hat dadurch keine Stärkung erfahren, wir sind nur Culturdünger gewesen. Jetzt aber ist die Zeit vorbei, wo der Eine das Land, der Andere das Wasser nahm und der Deutsche sich den grauen Himmel der Theorie vorbehielt: Wir wollen, nach dem kraftvollen Wort des Grafen Bülow, das er der Nation aus der Seele sprach, auch unseren Platz an der Sonne! Wir müssen ihn haben für die riesig anwachsenden Volksmassen, die sich in 60—70 Jahren verdoppeln, für unsere gesicherte Ernährung, die die heimische Landwirthschaft heute nicht voll beschafft, für den stätigen Bezug von Rohstoffen, die unser Gewerbefleiß braucht, für die Ausfuhr von Waarenerzeugnissen, mit denen wir unseren Import bezahlen. Wir müssen den Platz an der Sonne aber auch haben, weil das deutsche Reich nicht aus der Reihe der Mächte, die das Schicksal der Welt entscheiden, schwinden darf, weil wir ein theures, mit kostbarem Blut errungenes Erbtheil an Ruhm und Ansehen zu hüten haben, weil wir unsere große Culturmission im eignen Namen erfüllen wollen.

Die Gründung des deutschen Reiches war die Aufgabe unserer Väter. Ohne ein starkes Heer wäre sie nicht gelungen, trotz aller Sehnsucht der Völker und aller Kunst der Staatsmänner. Die Festigung Deutschlands als einer Weltmacht ist die gewaltige Aufgabe, die unser und unsrer Söhne harrt. Wir brauchen dazu eine große, starke Flotte: Ohne ihren Schutz, ohne diese Waffe stehen wir in den Welthändeln wehrlos. Und am letzten Ende der Dinge entscheidet immer wieder die Macht und nur die Macht!

Die anderen Großstaaten, die diesen Namen wirklich verdienen, haben die Bedeutung der Flotte als Werkzeug einer starken auswärtigen Politik wohl begriffen. England, Frankreich, Rußland, Nordamerika, auch Japan vermehren ihre Kriegsmarinen unablässig. Das englische Flottenbudget für

1899 überstieg 500 Millionen Mark, Frankreich, dessen Heer noch mehr als das deutsche kostet, wandte für die Marine 224 Millionen auf, die größte Militärmacht der Welt Rußland stieg mit den Ausgaben für die Flotte auf 190 Millionen Mark, Nordamerika, dessen Marinebudget im Kriegsjahre 1898 bis zu 475 Millionen aufschnellte, begnügte sich für 1899 mit einem Voranschlag von 200 Millionen, fordert aber 312 Millionen für 1900. Neben diesen Summen stand der deutsche Flottenetat für 1899 mit 133 Millionen sehr bescheiden da. In den letzten zwei Jahren, also seit dem Flottengesetz, hatten wir eine Steigerung des Budgets um 25 Millionen, Rußland eine solche um 52, Nordamerika um rund 60, Frankreich um 31, und England um rund 80 Millionen. Diesen Aufwendungen entsprechen die Bestände der verschiedenen Flotten: Großbritannien hat (fertig oder im Bau) 69 Linienschiffe und 217 Kreuzer, Frankreich 40 Linienschiffe und 98 Kreuzer, Nordamerika zur Zeit 17 Linienschiffe und 70 Kreuzer, vermehrt aber seine Schlachtflotte in den nächsten Jahren erheblich, Rußland 24 Linienschiffe und 48 Kreuzer, und wir Deutsche stehen mit 14 Linienschiffen und 38 Kreuzern an allerletzter Stelle. Nach dem Gefechtswerth der Linienschiffe kommen wir erst an 6., nach dem Bestande unserer großen Kreuzer an 5. Stelle, während wir noch vor zwölf Jahren sofort hinter England und Frankreich den dritten Platz unter den Seemächten einnahmen. Was aber Ueberlegenheit im Seekriege bedeutet, das haben die Schlachten vor Cavite und San Jago gelehrt; Faschoda und Maskat haben den Franzosen schon im Frieden gezeigt, was ihnen von der englischen Flotte im Ernstfalle drohen würde, und alle Freude über den glücklichen Ausgang kann uns Deutschen nicht die Erinnerung an die Bitterkeit nehmen, die wir empfanden, als englische und amerikanische Granaten über deutschen Häusern und Pflanzungen in Samoa platzten . . .

„Wehrhaftigkeit zur See ist eine Lebensbedingung für den Staat, der gedeihen und nicht blos ein geduldetes Dasein fristen will.“ Dies Wort des ersten Hohenzollern-Admirals, des Prinzen Adalbert, muß das deutsche Volk heut zur Erkenntniß führen, daß wir mit dem Nothbehelf, den das Flottengesetz vom 10. April 1898 uns schaffen wollte, nicht auskommen, sondern daß wir eine starke Kriegsmarine haben müssen, die uns auch den großen Seemächten gegenüber die Chance eines Sieges gewährt. Nach den halbamtlichen Mittheilungen erachten die Fachmänner hierfür eine Flotte von 40 Linienschiffen, 20 großen und etwa 40 kleinen Kreuzern für ausreichend. Das wäre, wenn das neue, im Jahre 1900 dem Reichstage zugehende Gesetz wirklich diesen Rahmen festsetzt, die Verdoppelung des Flottenbestandes, wie er vor zwei Jahren beschlossen worden ist. Man muß aber dabei in Betracht ziehen, daß zunächst nur ein drittes Geschwader von 10 Linienschiffen (1 Commandoschiff, 8 Frontschiffe und 1 Reserveschiff) und Zubehör von Kreuzern zu bauen ist, und zwar in der Zeit bis 1910. Denn dann werden ohnehin die 8 Küstenpanzerschiffe der „Siegfried“-Klasse

nach dem Gesetz reif zum Ersatz, und es kann heute schon keinem Zweifel unterliegen, daß die für sie eintretenden Neubauten vollwerthige Schlachtschiffe sein werden. Damit wäre dann das 4. Geschwader gewonnen, und wir hätten etwa bis zum Jahre 1917 die beiden Doppelgeschwader als die große Flotte, die wir brauchen, die nach der Ueberzeugung der Fachmänner aber auch unseren Zwecken genügt. Daneben müßte noch die Zahl und Größe unserer Schiffe für den Auslanddienst entsprechend dem Wachsthum unseres Seehandels und unserer Colonien vermehrt werden.

Dies ist der neue Flottenplan in seinen Hauptzügen! Ist man von seiner Nothwendigkeit im Hinblick auf die politische Lage überzeugt und zu seiner Durchführung entschlossen, so wird man auch bereit sein, ihn möglichst bald in die Wirklichkeit umzusetzen. Der dagegen erhobene Einwand, daß erst der Ablauf des im jetzigen Flottengesetze enthaltenen Sexennates abgewartet werden müsse, da hiermit Regierung und Reichstag sich „gebunden" hätten, ist doch ganz unstichhaltig. Das Flottengesetz ist wie jedes andere Gesetz, es ist der übereinstimmende Willensausdruck von Bundesrath und Reichstag und kann allezeit geändert werden, wenn diese beiden gesetzgebenden Factoren sich auf ein neues Ziel einigen. In jeder Reichstagssession werden Gesetze auf Grund der gemachten Erfahrungen und den Anforderungen der Zeit gemäß ergänzt, geändert und ausgebaut, und verfassungsrechtlich sieht es mit der Marine nicht anders. Wir glauben, es wird den verbündeten Regierungen nicht leicht gefallen sein, sich zu der neuen Flottenvorlage zu entschließen; aber wir glauben auch, daß sie, wie gesagt, sehr schwerwiegende Gründe für ihr Vorgehen haben. Eine unlängst erschienene, offenbar von eingeweihter Hand verfaßte Broschüre deutet diese Gründe wie folgt an: „Politisch fällt vor Allem entscheidend in die Wagschale die Thatsache: Je eher wir anfangen, desto eher verfügt Deutschland über die große Flotte, die uns bitter noth thut. Finanziell: Wollen wir sie ohne Ueberstürzung bauen, so bedeutet der frühzeitige Beginn gleichmäßige Jahresbudgets mit mäßiger Anspannung der Finanzen. Technisch sehen wir eine stätige Sicherung der Leistungen der Industrie. Socialpolitisch: Wahrung der Arbeiterinteressen. Allgemein volkswirthschaftlich: Verminderung der Krisengefahr. Marinepersonell: Gewährleistung einer systematischen Heranschulung der Mannschaften und Ausbildung eines erstklassigen Offizierscorps. Eine Aufschiebung aber führt zu einer ungesundsprunghaften Entwickelung und ungeordneten Finanzgebahrung; es entstehen ungesunde Zustände auf den Werften, und die militärische Leistungsfähigkeit unserer Flotte wird zehn Jahre später, also 1914/15 nicht viel mehr als die Hälfte der Kraft betragen, die wir im anderen Falle dann schon in unserer Schlachtflotte und für den Auslandsdienst zur Verfügung haben müssen."

Wir müssen uns mit diesen Andeutungen begnügen, die, so knapp sie sind, gleichwohl weite Ausblicke in Möglichkeiten und Nothwendigkeiten er-

öffnen. Wenn vom Jahre 1901 an, auf Grund eines im Jahre 1900 angenommenen Gesetzes, der Bau der großen deutschen Flotte beginnt, so können wir die Gewißheit haben, daß unsere Schiffsbau-Industrie der großen Aufgabe völlig gewachsen ist und daß an hunderttausend Arbeiter damit ständige und lohnende Beschäftigung haben. Der Zudrang zur Marine ist jetzt schon so bedeutend, daß der Offiziersersatz, die Auffüllung des technischen Personals und der Bemannung vollkommen gesichert sind. Freilich kostet eine große Flotte Geld, viel Geld. Aber sind wir im deutschen Reiche wirklich so arm, daß wir nicht bezahlen können, was wir zum Leben brauchen? Der Wohlstand ist seit zehn Jahren so gestiegen, die Einnahmen von Reich und Staat so gewachsen, daß wir die Heeresreform von 1893 und die Flottenvermehrung von 1898 ohne einen Pfennig neue Steuern aus den laufenden Mitteln und den üblichen Anleihen decken konnten. Mit dem Steigen der Bevölkerungszahl heben sich auch die Reichseinnahmen aus den Zöllen und Verbrauchsabgaben. Reiche Quellen des Volksvermögens und Volkseinkommens sind für das öffentliche Wohl noch kaum erschlossen. England und Frankreich geben für Heer und Flotte sowie Staatsschuld bedeutend mehr aus als Deutschland, nämlich Deutschland 18½ Mk., Frankreich 41 Mk. und England 33 Mk. Dabei übertrifft an Höhe des Volkseinkommens nur noch Großbritannien das deutsche Reich, Frankreich schon nicht mehr. Zur Zeit betragen in Deutschland die Aufwendungen für die Marine pro Kopf der Bevölkerung 2 Mk. 45 Pf., wenn die geplante Verstärkung angenommen wird, steigen die Ausgaben im Jahre 1903 auf 3 Mk. 20 Pf. und 1911 auf 3 Mk. 75 Pf. — das natürliche Wachsthum der Bevölkerung berücksichtigt. Sollte das deutsche Volk, das heut schon alljährlich rund 3000 Millionen, also 50—60 Mk. pro Kopf, für Bier, Schnaps, Wein und Tabak ausgiebt, wirklich nicht im Stande sein, jährlich 1 Mk. pro Kopf mehr für des Reiches Nothdurft, eine starke Flotte, zu steuern? Zudem halten wir daran fest, daß die im Flottengesetz enthaltene Klausel, wonach etwaige für die Marine nothwendige neue Steuern nicht die ärmeren Bevölkerungsschichten treffen dürfen, mit verstärkter Kraft auch in das kommende Flottengesetz übergehen muß.

Fürst Bismarck hat in seinen „Gedanken und Erinnerungen" gesagt, daß die deutsche Flotte seit 1848 einer der Gedanken gewesen, an deren Feuer sich die deutschen Einheitsbestrebungen entzündet und versammelt hätten. Auch jetzt hat die Flotte eine große nationale Aufgabe zu erfüllen, und sie erweist heute abermals ihre erzieherische Kraft. Der befreiende Hauch der Seeluft weht durch die Lande, und es beginnt, um abermals ein Wort Friedrich Lists anzuführen, sich zu bewähren: „In der See nehmen die Nationen stärkende Bäder, erfrischen sie ihre Gliedmaßen, beleben sie ihren Geist und machen ihn empfänglich für große Dinge, gewöhnen sie ihr körperliches und geistiges Auge, in weite Fernen zu sehen, waschen sie sich jenen Philisterunrath vom Leibe, der allem Nationalleben,

allem Nationalaufschwung so hinderlich ist. Das Salzwasser ist für die Nationen eine längst erprobte Panacee. . . Die Flagge ist die Seekrone auf dem Haupte der Nationen. Man setze der deutschen Nation diese Krone auf, und das Uebrige wird sich finden!" Wir vertrauen auf den gesunden Sinn unseres Volkes, daß auch das neue Flottengesetz einen sinneseinigen Reichstag finde und das neue Jahrhundert mit dem Bekenntniß der Nation beginne: Wir wollen und sollen unseren Antheil nehmen an der Beherrschung des Erdkreises durch die weiße Rasse! Dazu aber brauchen wir eine starke Flotte. Am 18. October, dem Jahrtage der Völkerschlacht zu Leipzig, rief nach dem Stapellauf des Linienschiffes „Kaiser Karl der Große" Wilhelm II. vom Rathhause zu Hamburg der Nation zu: „Bitter noth ist uns eine starke deutsche Flotte!" Die Antwort des Volkes kann nicht anders lauten als: Wir sind zur Stelle —

Imperium et Libertas!





Briefe von Justinus Kerner an Varnhagen von Ense.

Mitgetheilt und erläutert
von
Ludwig Geiger.
— Berlin. —

Es ist ein merkwürdiger Freundschaftsbund, von dem in den nachfolgenden Blättern die Rede sein soll. Goethe hat einmal gesagt: „Freundschaft kann sich blos praktisch erzeugen, praktisch Dauer gewinnen. Neigung, ja sogar Liebe hilft Alles nichts zur Freundschaft. Die wahre, thätige productive besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge." Nach diesem Ausspruche waren Justinus Kerner (1786—1862) und K. A. Varnhagen von Ense, (1785—1858) keine Freunde. Denn die Differenz ihrer Ansichten war zu groß, als daß sie gleichen Schritt im Leben halten konnten; durch Liebe und Neigung, nicht aber durch eigentlich productive Freundschaft waren und blieben sie miteinander verbunden.

Sie waren so ziemlich in Allem verschieden.

Justinus Kerner war ein Dichter. Mehrere seiner Balladen, einzelne seiner Trink- und Naturlieder sind noch heute populär. Er wußte die Liebe in schönster Weise zu verklären, Poesie zu verherrlichen und in immer neuen Wendungen den Schmerz als treibende Kraft wirklicher Dichtkunst zu verkünden. Er pries seine Gönner und Freunde, die großen Männer der Vorzeit und die Künstler der Gegenwart, Vaterland und Religion. Er wußte über sich und Andere zu scherzen, ohne durch diesen Scherz zu verletzen. Er ist in seinem Dichten nicht immer bedeutend und erfreulich, aber meist originell, schon weil er viel zu wenig mit fremden oder auch einheimischen Mustern bekannt ist. —

Varnhagen ist kein Dichter. Die Gedichte und Erzählungen, von denen die ersteren in seiner Jünglingszeit, die letzteren im Anfange seines Mannesalters erschienen, beweisen dies deutlich. Sie sind correct und anständig, aber ohne eigene Erfindung und haben auch in den Gefühlen mehr Conventionelles als Selbstständiges.

Als Dichter besaß Kerner zwei Eigenschaften, die, ohne durchaus mit dem Wesen früherer Poeten verknüpft zu sein, doch manchem unter ihnen eignen: Schwärmerei und Abneigung gegen Gelehrsamkeit.

Kerner war ein Schwärmer, Varnhagen ein nüchterner Verstandesmensch. Dieser hielt sich an die Wirklichkeit, Jener glaubte schon in seiner Kindheit Geister und Gespenster zu sehen, schrieb manchem begnadeten Wesen die Fähigkeit zu, aus unbedeutenden Zufälligkeiten die Zukunft zu errathen, das Geschick zu verkünden, und focht in den letzten Jahrzehnten seines Lebens als Herausgeber magischer Blätter manchen Kampf mit litterarischen Gegnern aus, die an seine Geistertheorie nicht glauben wollten.

Kerner war kein Gelehrter. Die fremdländische Litteratur war ihm völlig verschlossen; die Geschichte, so weit sie nicht etwa seine allernächste Heimat betraf, interessirte ihn nicht. Das Einzige, was ihn lockte, war die Volkslitteratur, und sie vielleicht gerade aus dem Grunde, weil sie ungeschichtlich war, d. h., weil sie in vergangenen Zeiten die Anschauungen der Gegenwart wiederspiegelte, — also nicht den Fortschritt der eigenen Zeit, sondern das Wiederaufleben vergangener Ideen zu lehren schien. Varnhagen dagegen war ein Gelehrter. Die fremden Sprachen waren ihm durch Reisen, Umgang, Studien vertraut. Er besaß einen ausgebildeten geschichtlichen Sinn, ja liebte es geradezu, diejenigen Zeiten aufzusuchen und darzustellen, welche der, in der er lebte, am meisten entgegengesetzt waren. Wenn er auch die Volkslitteratur nicht gerade verabscheute, so zog er ihr die Kunstlitteratur bei Weitem vor.

Beide waren Mediciner gewesen. Während aber Varnhagen sehr früh das Studium aufgab, — nicht etwa, weil er vom Berufe des Arztes und der Medicin gering dachte, sondern weil er in jenen Zeiten seine Kraft anders zu bethätigen wünschte, — blieb Kerner zeitlebens, selbst in den Jahren sehr geschwächter Gesundheit, Arzt; nicht aus besonderer Vorliebe, sondern theils aus Unfähigkeit, einen anderen Beruf einzunehmen, theils aus einer gewissen Trägheit, obgleich er von der Wissenschaft, der er beständig diente, und der Kunst, die er zu üben hatte, keineswegs groß dachte.

Dieses Beharrungsvermögen, das Kleben an der einmal eingenommenen Scholle, gehört zu Kerners Eigenthümlichkeiten. Außer einer Bildungsreise, die ihn nach Hamburg, Berlin und Wien brachte, in seiner Jugend, und einem Verwandtenbesuch in seinem Alter, der ihn gleichfalls nach Hamburg führte, unternahm er nie eine größere Fahrt und überhaupt keine, die ihn aus dem eigentlichen Deutschland herausgeführt hätte, trat daher auch den Freunden, welche es für nothwendig fanden, zu ihrer wissenschaft-

lichen Ausbildung fremde Länder aufzusuchen, z. B. Uhland und auch Varnhagen, die Frankreich zur Stätte ihres Strebens machten, mit Lebhaftigkeit entgegen.

Aber Kerner war nicht nur ein Schwabe, durch seinen ausgebildeten Provinzialismus und durch sein Festkleben an der Heimat, sondern auch durch sein Behagen an süddeutscher Gemüthlichkeit. Wie ihm der Schoppen Wein trotz aller Nüchternheit Lebensbedürfniß und das Theetrinken Varnhagens eine seltsame nicht nachahmungswerthe Gewohnheit war, so erschien ihm überhaupt manches Norddeutsche in Gebahren, Sprache und Sitte, als fremd und unangenehm.

Kerner stammte aus einer Beamtenfamilie, hatte seine Jugend an kleinen Orten zugebracht und lebte größtentheils, auch während seines Mannes- und Greisenalters, in einem Landstädtchen. Er haßte die großen Städte, in deren Gedränge er sich nicht hineinfinden konnte, und hatte sich im Umgang mit Bauern zwar nichts Bäurisch-Gemeines — aber das Lässige, Formlose, das schon in seiner Natur, auch in seinem körperlichen Umfang begründet war, noch mehr angewöhnt. Varnhagen dagegen, aus einer großen Stadt stammend, fühlte sich nur in Städten wohl. Er entstammte einem alten Adelsgeschlecht und erreichte es, daß der Adelstitel, der in vergangenen Zeiten von seiner Familie aufgegeben worden war, ihm wieder erneuert wurde. Er war ein höflicher Mann, der auf seine äußere Erscheinung Werth legte und den Formen ihre Bedeutung zumaß. Es ist nichts charakteristischer, als Briefe beider Correspondenten zu vergleichen: Bei Kerner schlechtes oder gewöhnliches Papier, ungefüge Schriftzeichen, nicht selten Unsauberkeiten, wie sie dem begegnen, der schnell schreibt und auf das Aussehen seiner Briefe nicht achtet. Bei Varnhagen dagegen wohlgeglättetes Papier, feine Form der Bogen, zierliche, saubere, regelmäßige, durch keinen, auch nicht den geringsten Flecken verunstaltete Schrift. Man könnte aus dem Aussehen der Briefe allein den formlosen gemüthlichen Landdoctor und den förmlichen Diplomaten erkennen. Aber dieser Gegensatz ist nicht nur ein äußerlicher, vielmehr zeigt er sich auch in dem Wesen beider Freunde. Kerner poltert seine Meinung heraus; er ist impulsiv in seinen Gefühlen, er legt ebenso wenig Werth auf den Ausdruck seiner Gedanken wie auf die äußere Form seines Schreibens. Varnhagen dagegen ist, außer in seiner frühen Jugend und in seinem späten Alter, mehr zurückhaltend und läßt sich nur, wenn er sehr gereizt wird, zornig gehen. Ist er aber einmal erzürnt, so bleibt er es und will sich weder durch Gründe noch durch freundliches Bitten von seinem Zorn abbringen lassen; Kerner, der gerade in seiner leichten Erregbarkeit, die er nicht dämpfen will, häufiger zu Zornausbrüchen kommt, vergißt sie schnell; wie er das heftige Wort bereut, so thut er auch Alles, um den Beleidigten zu versöhnen, ihn die Kränkung vergessen zu machen.

Eine derartig feindliche Stimmung zwischen den Freunden, Varnhagens Beharren auf seinem Standpunkt und Kerners Bemühen, die Differenz auszugleichen, zeigte sich namentlich in Religion und Politik.

Dabei aber tritt etwas Unerwartetes ein. Während man annehmen sollte, daß Kerner infolge seiner Stellung und Gewöhnung demokratisch gesinnt, Varnhagen dagegen schon durch seine Manieren zum Aristokraten prädestinirt sei, zeigt sich gerade das Umgekehrte. Kerner ist conservativ, Varnhagen liberal. Der Letztere nahm an dem Kriege von 1813 Theil, ebenso wie er 1805 gekämpft hatte. Der Erstere brachte es jedoch nur zu lauen Freiheitsgesängen und zu keiner Freiheitsthat. Nur einmal in den württembergischen Verfassungskämpfen, auf die noch unten zurückzukommen ist, schwärmte Kerner für die staatsbürgerlichen Rechte des Volkes und brauchte scharfe Worte wider den König und einige seiner Räthe, freilich noch stärkere gegen die altwürttembergische Partei, die für sich das Prädicat der Freiheitswächter am ernstlichsten in Anspruch nahm.

Nachdem er aber durch freie Worte, die er im Gespräch, in Briefen und Gedichten geäußert hatte, in seiner Ruhe gestört, vielleicht sogar auch ernstlich in seiner Stellung bedroht war, hörte er auf, sich mit praktischer Politik abzugeben, so daß man diesen Rückzug nicht blos als eine zeitliche, sondern auch als eine causale Folge der geschehenen oder erwarteten Unbilden betrachten kann. Seitdem war Kerner in inneren und äußeren politischen Angelegenheiten entweder stumm, oder wenn er das Wort ergriff, stand er durchaus auf der Seite der sogenannten conservativen Partei. Einen scheinbaren Widerspruch dagegen könnte man in seiner Begeisterung für die Griechen und in seiner Gastfreundschaft gegen die Polen erblicken. Doch ist der Widerspruch wirklich nur scheinbar. Die Begeisterung für die Griechen hatte ihre Wurzeln mehr in der christlichen anti-türkischen Ueberzeugung und in der Neigung zum Alterthum, als deren Vertreter die Neu-Griechen freilich sehr mit Unrecht galten, als in einem wirklichen Interesse für politische Freiheit.

Ebenso wie sie hing auch die Schwärmerei für die „edlen Polen" mit dem romantischen Hange für alles Fremde zusammen, und es war gewiß mehr Menschlichkeit und eine gewisse patriarchalische Liebenswürdigkeit, die Kerner veranlaßte, flüchtige Polen bei sich aufzunehmen, als die wirkliche Theilnahme an den politischen Freiheitskämpfen der Nation. In den zwei Fällen aber, in denen es sich um wirkliche Aufstände in Sachen der Freiheit handelt, bei der Juli-Revolution des Jahres 1830 und der Februar- und März-Revolution im Jahre 1848 verleugnete Kerner die Sache der Freiheit durchaus. Er hielt die Aufstände für unberechtigt, verherrlichte die Unterdrücker und sah die schlimmsten Folgen für seine Heimat und für ganz Deutschland voraus.

Vielleicht wurde seine Erregung über die Märztage noch durch seine Abneigung gegen Berlin und norddeutsches Wesen bestärkt; die ganze Art, in der er diese Feindschaft zum Ausdruck brachte, war so, daß Varnhagen ernstlich ergrimmte und dem alten Freunde den Fehdehandschuh hinwarf.

Auch in religiöser Beziehung herrschte zwischen Beiden ein großer Gegensatz. Kerner, der Protestant, war eine gläubige Natur und, wie

manche protestantische Romantiker, nicht frei von katholischen Neigungen. Varnhagen, der Katholik, war trotz seiner romantischen Vergangenheit, vielleicht gerade durch seinen langen Aufenthalt in Berlin, möglicherweise auch durch seine nahen Beziehungen zu jüdischen Kreisen, der Aufklärung zugeneigt. Er war kein Religionsfeind, auch kein cynischer Spötter, sondern ein Skeptiker, durchaus weltlich in seinen Gesinnungen. Daher mußte ihm jedes Auftreten gegen positive Religion willkommen sein, mochte es sich im protestantischen Lager zeigen, wie D. F. Strauß' kritische Arbeiten, oder aus katholischem Lager hervorgehen, wie die Bildung des Deutsch-Katholicismus. Strauß, der als Heimatsgenosse und durch persönliche Beziehungen zu den Intimen des Kernerhauses zählte, und der durch seine liebenswürdigen biographischen Schilderungen mit am meisten dazu beitrug, Kerners Werthschätzung zu verallgemeinern, wurde je länger desto mehr Kerner unsympathisch, ja seiner Schriften wegen geradezu verhaßt, so daß selbst in seiner Ehe-Angelegenheit Kerner auf Seiten der Frau stand; Varnhagen dagegen galt Strauß als Verkünder gewaltiger Ideen und als Repräsentant einer neuen Zeit.

Trotz aller dieser zum Theil sehr starken, dem inneren Wesen Beider entstammenden Gegensätze glaubten Kerner und Varnhagen, der Erstere freilich mehr als der Letztere, fast ein halbes Jahrhundert (1809—1858) Freunde zu sein. Nachdem Varnhagen 1850 sich schmollend zurückgezogen hatte, unternahm der fast erblindete Kerner ein förmliches Liebeswerben um den verlorenen Freund. Er schickte ihm die ausführlichsten Schreiben und ließ außer seinen eigenen vielen Worte auch die Erinnerung an gemeinsame Freunde, selbst Epheublätter von dem Grabe Heimgegangener für sich sprechen.

Die Gründe, daß trotz der tiefgehenden Differenzen beide Männer wenigstens äußerlich so lange zusammen wandelten, liegen außer in dem eben erwähnten unvertilgbaren in Kerner ruhenden Liebesfonds hauptsächlich in jenem Jugendduft der Romantik, der Beide in ihrer Jünglingszeit gemeinsam angeweht hatte, besonders aber in dem großen Eindruck, den Rosa Maria, Varnhagens Schwester, auf Kerner gemacht hatte, und der auch das Festhalten an dem Bruder beförderte.

Von einem dieser beiden Momente, der schwäbischen Romantik, muß mit einigen Worten die Rede sein, wirklich nur mit einigen Worten, da diese Ausführungen die Grenzen einer kurzen Einleitung nicht überschreiten sollen.

Die schwäbische Romantik knüpft an die ältere Romantik, die mit dem Namen der Brüder Schlegel bezeichnet ist, eng an. Sie unterscheidet sich wesentlich von ihr dadurch, daß sie das Schwärmerische in den Vordergrund stellt, das Deutsche mehr betont als das Ausländische und das Griechenthum, und daß die jungen hier vereinigten Männer in kleinbürgerlichen Kreisen leben und verweilen, ohne daß sie durch jenes Himmelstürmerische in der Philosophie und die Widersetzlichkeit gegen das ewige Moralprincip auch nur annähernd jenen nachzueifern suchen.

Das Haupt jener schwäbischen Romantik war Ludwig Uhland. Im Verein mit Kerner u. A. begründete er 1807 in Tübingen ein handschriftliches Journal „Das Sonntagsblatt“, in dem die jungen Dichter gegen die Klassiker Front machten, als deren hauptsächlichstes Organ das im Cotta'schen Verlage erschienene „Morgenblatt“ galt.

Ein paar Sätze aus einem Artikel Uhlands über das Romantische in jenem „Sonntagsblatt“ sind auch für die Anschauungen Kerners recht charakteristisch. Sie lauten:

„Dies mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemüthes im Bilde, dies Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische . . . Das Christenthum trat auf mit erhabenen Lehrworten aus dem Reich der Unendlichkeit. Zu diesen Worten kamen die Bilder: das Kreuz, der Kelch . . . denn die Gegend ist romantisch, wo Geister wandeln.“

Die Gesinnungen dieser jungen Schule werden in der kürzlich erschienenen Briefsammlung „Justinus Kerner und seine Freunde“, 2. Bde., Stuttgart 1897, durch viele Beiträge beleuchtet.

Namentlich die schönen Briefe Uhlands und Kerners sind hierfür besonders wichtig.

In diesen Kreis jugendlicher Genossen trat Varnhagen im Jahre 1809, und trotz aller Gegensätzlichkeit seines Wesens bildete sich zwischen ihm und den beiden genannten Häuptern der schwäbischen Schule eine innige Freundschaft heraus. Während nun aber die Briefe Varnhagens an Kerner, deren Originale im Kernerhause zu Weinsberg sich befinden, in der genannten Sammlung abgedruckt sind, wurden die Antworten Kerners und die vielen Briefe, in denen er sich an Varnhagen wandte, absichtlich oder unabsichtlich von den Herausgebern übergangen. Der eigentliche Herausgeber der Sammlung, der 80jährige Sohn des Dichters Theobald Kerner konnte recht wohl eben seines hohen Alters wegen die leichte Mühe scheuen, nach dem Verbleib der Briefe seines Vaters an Varnhagen zu fragen, und vielleicht hat seine Festsetzung des Umfangs und Inhalts der ganzen Sammlung auch den eigentlichen Bearbeiter des Werkes Ernst Müller gehindert, fernere Schritte zu thun. Freilich ist dadurch dem Ganzen ein ungemein werthvoller Theil vorenthalten worden, der in Folgendem nach seinen Hauptstücken mitgetheilt werden soll.

Von den 73 Briefen und Billeten Kerners an Varnhagen sind hier verhältnißmäßig wenige darzubieten.

Das erste Stück des Briefwechsels ist ein Brief Kerners, wenige Tage nach der Abreise Varnhagens aus Tübingen geschrieben.

Charakteristisch in diesem Briefe und in einigen der folgenden ist der kecke Humor Kerners, der es dem späteren, mit den Verhältnissen im Einzelnen nicht so vertrauten Leser oft schwer, wenn nicht unmöglich macht, das Einzelne zu verstehen und Scherz und Ernst zu sondern. Daß die Vorgänge des gleich folgenden Briefes fast lauter Erfindungen sind, versteht sich allerdings von selbst.

Tübingen bey Cotta, 4. März (1809).

Liebster Varnhagen!

Wenn Sie einiges in meinem Briefe nicht verstehen können, so schreiben Sie es dem Lärmen zu, der wirklich im Hause herrscht. Von Ihrer Abreise an nehmlich strömt es mit Leuten aus der Stadt und der benachtbarten Gegend, die alle wundershalber Ihr Zimmer besehen und die Papierschnipsel auf dem Boden und so geht es von morgens biß in die Nacht hinein fort. Grade über von der Wand, wo die Tintenflecken sich präsentieren, wurde ein Stand für den hohen Adel, Cotta und die Professoren errichtet. Im „Ochsen" strömt es voll Fremder, die schon 3—4 Tage vergebens sich herauf zu pressen versuchten. Alle Misthäufen wurden um das Haus herum von dem Volke platt getreten und an den Thoren des Hauses wie vor Ihrem Zimmer halten Schnurren und Landreuter mit langen Balancierstangen Wache, um Tod und Mordschlag unter der Menge zu verhindern. Es ist einzig in der Historie. Den Haselmeyer hört ich soeben ganz mörderisch an dem Thor schreien, er will umsonst eingelassen werden, denn er behauptet, Sie seyen ihm noch was schuldig geblieben. Sein Häuslein ist ihm nachgesprungen und er sucht es nun vergebens unter der Menge, es will es kein Mensch bemerkt haben.

Ihre Theebüchse warf ich gestern von einem Schaugerüst herab feyerlich unter das Volk aus. Da ich sie mit Papierschnipseln aus Ihrem Zimmer füllte, so war die Erwartung rings auf das Höchste gespannt. Dreymal stellte ich mich, als wenn ich sie jetzt aus meinen Händen wollte fahren lassen und dreymal schoß die ganze Menge auf den Boden. Endlich fuhr die Theebüchse mit einem Schweif von Papierschnitzeln, einem Kometen vergleichbar, durch den Luftraum und nun war ganz Tübingen ein Schnapper. Vier Balbierer, ein Cottaist und 3 Juden wurden erdrückt und Froriep erhielt eine Quetschung am hinteren Fuß.

Ich versuchte heute vermittelst ein Paar alter Unterhosen und einer Brille Ihr Bild nachzumachen und stellte es auf einem Schaugerüst an das Fenster. — Welches Geschrei, Gedränge und einbeißendes Anschauen!! — — O Himmel! — Vergebens wollte Conze der schon 4 Tage in Ihrem Zimmer von der Menge eingeschlossen gehalten wird und vergebens sich hinauszupressen sucht, (inclusive wird ihm das Essen durch eine hohe Stange zum Fenster hineingereicht) vergebens wollte Conz durch eine lange Rede, wo er mit Aristophanes Fröschen anfing, dem Volke begreiflich machen, daß dies nicht der wahre Varnhagen sey, er wurde von dem Jubelgeschrei: „Vivat der Herr Hauptmann von Varnhagen! Der Papierkünstler! Der Gesichterschneider! „übertäubt".

Der ausgeschnittene Stritzelmeyer, den Sie mir zurückließen, wurde, wie ich soeben höre, heute von einem Kaminfeger in des Nachbars Kamin vorgefunden, wohin er beym Auswerfen sonderbarer Weise vom Winde getrieben wurde. Ihre Tische hat Binder an Cotta, der sie in Verlag nehmen wird, um rasendes Geld verkauft. Schon wird am ersten Bogen des großen Tisches gedruckt. Die kleinen Tische werden in Taschenformat erscheinen. Die Luft in Ihrem Zimmer wird von Kielmeyer chemisch untersucht, und man ist sehr gespannt auf die Rede, die er darüber halten wird zu welcher Feierlichkeit das „Morgenblatt" unter Anführung Baggesens eingeladen ist.

Leben Sie wohl, ich muß schließen, eilends, der Tumult wird gar zu toll, und ich muß meinen Bruder aufsuchen, der als Courier von dem König hierher geschickt wurde, weil in Stuttgart die Sage geht, es sey plötzlich ein Heer Türken in der Stadt erschienen, was aber nur das tolle Rufen „Vivat der Gesichterschneider!" u. s. w.

In Liebe

der Ihre
Kerner.

Zur Erklärung der Einzelheiten im vorstehenden Brief sei daran erinnert, daß Varnhagen, übrigens auch seine Schwester, Rosa Maria, eine besondere Kunst im Papierausschneiden besaß, so daß Kerner noch Jahrzehnte später für seine Enkelin diese Kunst des alten Freundes in Anspruch

nahm. — Von Varnhagens norddeutscher Gewohnheit des Theetrinkens im Gegensatz zu dem Weingenuß der schwäbischen Freunde war schon oben die Rede. — Haselmeyer war ein Antiquar in Tübingen, der auch sonst in Kerners Briefen eine Rolle spielt und der auch Varnhagens litterarische Bedürfnisse befriedigte. — L. von Froriep (1779—1847) kann nicht zu Kerners vertrauterem Kreise gehört haben, da er in dem gedruckten Briefwechsel nicht erscheint. Er wird hier vermuthlich nur als ein bekannter oder als der bekannteste damalige Arzt genannt. Sein Name ist Litteraturfreunden besonders dadurch vertraut, daß er seit 1816 in Weimar im Goethekreise lebte. Vor diesem Weimarer Aufenthalt war er in Tübingen, dann in Stuttgart, wo er durch seine wissenschaftlichen Leistungen und seine praktische Thätigkeit einen hervorragenden Platz einnahm.

Stritzelmeyer könnte, wenn er nicht etwa, wie wahrscheinlich, blos ein Geschöpf der Kerner'schen Phantasie, etwa mit dem Tübinger Chemikus Staudenmeyer identificirt werden. — Carl Philipp Conz, der Jugendfreund Schillers, 1762—1827, gehört schon durch sein Alter einer früheren Richtung an. Aber auch durch seine ganze Anlage war er mehr dem Classicismus ergeben. Er war ein unbedingter Verehrer Klopstocks, ein begeisterter Lobredner des Griechenthums, dem er durch seine ausgebreitete philologische Thätigkeit verwandt war. Trotz seiner klassischen Richtung stellte er sich indessen den Jüngeren nicht feindlich gegenüber. Wenn er daher auch, wie schon aus unserem Briefe und dem folgenden hervorgeht, und wie sich aus Kerners Roman „Reiseschatten" zeigt, wo Conz als Goldfasan erscheint, gelegentlich von Kerner verspottet wurde, so sollte er doch, wie Kerner 1837 von Varnhagen wünschte, von diesem in seinen „Denkwürdigkeiten" geschont werden. — Der Bruder Kerners, Karl Theobald, der in dem Schlußpassus des Briefes erwähnt wird, — gewiß ist diese ganze Stelle scherzhaft zu nehmen, — spielte allerdings in dem Württemberger Regierungswesen eine bedeutende Rolle. Im Gegensatz zu Georg Kerner, dem früh verstorbenen Revolutionär, brachte er es zu hohen Jahren. Er starb im Jahre 1840.

Der Tod dieses eng Verbundenen wurde von Justinus in vielen Versen und rührenden Prosaworten beklagt. Karl Kerner war ursprünglich Militär, avancirte bis zum General und zeichnete sich in den Napoleonischen Kriegen, in denen er als Württemberger unter französischer Flagge dienen mußte, in manchen Schlachten aus. Im Jahre 1816 wurde er württembergischer Minister und nahm bis zu seinem Tode eine hochangesehene Stellung ein.

Diesem Briefe folgen eine Anzahl Geistergeschichten, die mit den Worten beginnen: „Auf folgendem Blättchen sind keine Lügen!" und deren Gemeinsames darin besteht, daß der Tod einzelner Personen den zum Sterben Bestimmten selbst oder nahen Angehörigen durch wunderbare Zeichen oder durch Erscheinungen vorher verkündigt wird. Es dürfte kaum nöthig sein, diese einzelnen Geschichten mitzutheilen.

Den Erzählungen folgt eine kleine humoristische Nachschrift, in der Kerner berichtet, daß sein Aufsatz über die Maultrommel, jenes Instrument, daß er so kunstreich zu spielen wußte, in Nr. 59 des „Morgenblattes" aufgenommen worden sei.

Er schließt mit dem Verschen: „Haben Sie neue Tapeten und Leute, die fein reden?"

Gewiß beziehen sich diese Worte auf die Einfachheit der Zimmer-Ausstattung in Tübingen, über die sich Varnhagen beklagt haben mag, und auf den süddeutschen Dialect, den der Norddeutsche vielleicht zu tadeln sich erkühnte. Wenig später als Kerner hatte auch Varnhagen geschrieben. Sein Brief aus Kassel, 10. März 1809, beginnt mit den Worten: „Sei nicht verwundert, mein geliebter Freund, daß ich Dich mit Du anrede."

Er hatte in diesem Brief seiner Sehnsucht und Liebe, seiner Erinnerung an die gemeinsam verlebte Zeit und seiner Hoffnung Ausdruck gegeben, den Freund in Hamburg wiederzusehen, wo Varnhagen eine zweite Heimat gefunden hatte und wo Kerner mit besonderer Hoffnung auf die ihm durch seinen Bruder Georg zugesagte Unterstützung seine medicinischen Kenntnisse praktisch vermehren wollte. Angeregt durch Varnhagens Vertraulichkeit, bediente sich auch Kerner in seinem gleichfolgenden Briefe des freundschaftlichen Du. Daß in diesem Schriftstück Kerner wiederum seiner reichen Phantasie die Zügel schießen läßt, versteht sich von selbst. Ob überhaupt ein Zwiespalt zwischen Cotta und den Seinen stattgefunden hat, ist mehr als zweifelhaft. Der Brief, in dem davon die Rede ist, ist zwar undatirt, gehört aber sicher, wie auch aus einer Bemerkung Varnhagens auf dem Originale zu schließen ist, in das Frühjahr, jedenfalls April 1809, denn am Anfang des Mai machte sich Kerner auf seine Hamburger Reise.

Liebster Hauptmann!

Meinen Brief auf Eisenblech geschrieben wirst Du, bester Hauptmann, nebst dem feinen Briefe erhalten haben. Dein Brieflein ist bey mir und wird, wie ich hoffe, bald mit mir in dem tapezierten Hamburg eintreffen. Es scheint, daß Du in H. Dein Rauchschwalbenleben ebenso fortsetzest wie in Tübingen, denn ich höre von dorther kein Wort von Dir. Dein Koffer ist den Cottaisten übergeben und von denen noch mit einer Haut überzogen worden. Er kam noch grade recht, denn die Cottaisten haben sich gegen ihren Meister empört und ich habe dazu mit der Maultrommel die Sturmglocke geschlagen. Es war einzig, diese Schlacht in der Historie. Dreimal schüttelte Riese Cotta seine Augenpallisaden (spanische Augenreuter Arietes, Bockshauer) und drei Mal trat der Neckar aus seinen Ufern. Conz wurde dabey von dem Druck der Luft sammt seinem Gartenhause, in dem er sich gerade befand, in eine ferne Einöde des Schwarzwaldes entführt, wo er nun nach neueren Nachrichten als ein Einsiedler leben und den Bäumen Sterbenslangweile machen soll. Ich sprach vor ein paar Tagen so einen Baum, der sich aus Verzweiflung aus der Wurzel riß und eilends den Neckar herabschwamm. Seine Frösche und Ameisen und andere Auswanderer aus derselbigen Gegend saßen auf ihm. Aber ohne Gspaß.

Hänt Se au schon ghört daß dar Voß an Polipa in dar Nase hat? Des Ding ist doch verfluacht. S' Morgenblatt sacht nechs dervohn aber s'ist gewiaß wohr. Wenn der Polyp a romantisch Zwergle wär oder so a Galgamännle oder a Alraunwurzel! Oder wenn der Cotta den Polypa in Steindruck that am Morgablatt beylega und der Hök

(der Ausshöcker) oder der Böttiger ihn beschreiba thät. Wenns a romantisch Zwergli wär, das am der Brentano oder der Görres amol listiga Weis applicirt! aber a Stuahlzäpfle! 's wär doch närrisch! Oder geihts im griachischa au so was! Oder ists a Fuaß von ana neua Versart! a Vielfuas (Bratfleisch Grünbaum, Backbek).

Als Du fortwarst, da habe ich und Uhland noch à la Karl innerhalb acht Tagen ein scherzhaftes Singspiel verfertigt, das „Der Bär“ heißt. Noch einmal besuchte ich auf meiner Reise von Tübingen hierher die Stadt der Lieder, bis wohin mit (so wahrscheinlich für mich) Uhland, der treue Mann, begleitete. Daselbst fand ich einen Volksroman vor, der ganz echt ist und von dem ich wenigstens noch nie ein Wort hörte noch sah. Der Titel ist: „Riesengeschichte oder kurzweilige und nützliche Historie vom König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kaisers Otto Tochter habe aus dem Kloster bringen lassen 2c. item wie die großen Riesen dann dieß Königreich überfallen und was für wundersame Streite mit ihnen vorgegangen, auch von den Kämpfen der Ritter von Tannenbaum und vom Lorbeerblatt, und wie der Ritter Julius sich die Königliche Tochter zu einem ehelichen Gemahl erworben. Alles nützlich und lehrreich beschrieben von Leopold Richtern, gebürtig zu Lambach in Ober-Oesterreich.“

Und dieser Roman ist für ganz original einzig in der Historie. Ich habe Fleischhauer, da er sich nicht in Duplo vorfindet, versprochen, ihn wieder zurückzusenden, damit er ihn neu auflegen könnte, wie ich mit dem Pontus that und so kann ich ihn also Dir nicht mitbringen.

Ich sah vor einigen Wochen das erste Mal in meinem Leben chinesische Schatten, worüber ich ganz entzückt [war]. Da Du so ein großer Ausschneider bist, so könntest Du mir wohl (welche) machen. Dann will ich herumziehen und Komödien aufführen.

Ich hätte folgende romantische Figuren nöthig: Ein Paar ungeheure Augenbrauen, einen Cotta, einen Zwerg, einen Handwerkspurschen, einen Riesen, einen Rezensenten, dick, ein Paar Hunde mit beweglichen Schwänzen, ein personifizirtes Morgenblatt, einen Morgenblättler im Schlafrock mit beweglichem Zipfel an der Nachtmütze, drey Nonnen, ein altdeutsches Fräulein, eine Hechse, vier Teufel mit beweglichen Zungen und Schwänzen, einen Löwen, einen romantischen Dichter, dürr, sonnenblumenstengelartig, einen Gärtner, einen Schäfer, eine Schäferin, einen Zigeuner, einen Jäger, einen Quacksalber oder Ohrenarzt. Diese bitte ich Dich doch mir auszuschneiden und diese Figuren langen schon zu 12 verschiedenen Komödien. Ich sehe Dich bald. Adje. Dein

Just. Kerner.

Zum Verständniß des vorstehenden Briefes ist mancherlei zu bemerken. Die Freude Kerners an dem neu gefundenen Volksbuch „Eginhard von Böhmen“ war so groß, daß sie ihn veranlaßte, ein Stück der Vorrede und ein langes Stück aus dem Buche selbst dem Freunde mitzutheilen und mit einer Zeichnung zu begleiten.

Es wäre wenig angebracht, ihm in diesem Beginnen zu folgen, da der Volksroman neuerdings, wie mich J. Bolte belehrt, mehrfach, z. B. in Marbachs Volksbüchern, Band 7, abgedruckt worden ist.

Fleischhauer, der auch diesen Roman erneuern sollte, wie er den von Kerner wieder aufgefundenen Originalroman Pontus abgedruckt hatte, war Buchhändler und Buchdrucker in Reutlingen.

Die kleine schwäbische Dialektstelle, die dem Briefe angefügt ist, richtet sich hauptsächlich gegen den alten Voß in Heidelberg, der seinem Zorn gegen die Romantiker in einem im „Morgenblatt“ abgedruckten Sonett und in manchen mündlichen und schriftlichen Aeußerungen Luft gemacht hatte. Im

Gegensatz zu ihm, dessen heftige Recension der Sammlung, „Des Knaben Wunderhorn" ihm eine geharnischte Antwort Arnims zuzog, standen die schwäbischen Freunde Kerner und Uhland schon seit 1807 mit Arnim in freundschaftlicher Beziehung (vgl. Steig I. S. 362 flg.). Höck und Böttiger, die als gelehrte Erklärer angerufen wurden, waren beide eifrige Mitarbeiter des „Morgenblattes". Bekannter ist der Letztgenannte, der als Archäologe eines bedeutenden Ansehens sich erfreute, als litterarischer Mitarbeiter einer großen Anzahl Blätter sich viele Männer verpflichtete, doch auch manchen Gegner gegen sich aufrief. Weniger bekannt war J. D. Höck, Jurist, derselbe, der 1819 Ober-Justizrath in Ellwangen wurde und in Meusels Schriftsteller-Lexikon als Mitarbeiter von litterarischen Zeitschriften angeführt ward. Gerade damals 1808—1810 veröffentlichte er im „Morgenblatt" vielfache Studien über geschichtliche, naturwissenschaftliche und litterarische Gegenstände. — Daß der alte Voß sich wegen eines Polypen in der Nase operiren ließ, berichtete Kerner an Uhland, 22. April 1809, mit dem Zusatz, „wörtlich, was ich in den „Reiseschatten" (einer Dichtung Kerners, in der manche Zeitgenossen verspottet werden, Voß als der alte Dichter Damon) erscheinen ließ, ohne es zu wissen." Der Bär war ein gemeinsam von Uhland und Kerner gedichtetes Possenspiel. „Der Bär läuft noch wild," meldete Uhland am 11. April 1809, während Kerner schon am 1. Mai 1810 mittheilen konnte: „Der Bär scheint Karl Mayers Beifall nicht zu haben. Er sagte, es sei zu wenig Komisches drin." Am 1. Mai begann Kerner seine Hamburger Reise. Vom 24. ist in der neuen Sammlung sein erster Brief aus Hamburg datirt. Einige Wochen später dürfte der zunächst mitgetheilte Brief geschrieben sein, der einen längeren Aufenthalt in Hamburg voraussetzt. Man wird also nicht fehl gehen, wenn man das undatirte Schreiben dem Juni 1809 zuweist.

Der Brief lautet:

Liebster Varnhagen!

Strizelmeyer todt! — Ich in Hamburg. — Du in Berlin.

So traf ich Dich nimmer allhier an! und so schön wäre es doch gewesen, wenn wir uns in einem tapezierten Zimmer wieder umarmt, an einem runden Tisch uns durch die Brillen angesehen und miteinander Thee getrunken hätten. . . .

Bei Deiner Schwester ließ ich mich letzthin melden, sie war aber nicht zu Haus. Ich kam den andern Tag. Da sandte sie mir einen schwäbischen Handwerksburschen, (den sie, wie ich nachher erfuhr, durch langes Nachfragen auskundschaftete und der sich schon 20 Jahr allhier aufhält) als Dollmetscher entgegen, sie selbst stund im Hintergrunde. Der Dollmetscher stellte sich auf eine Theemaschine in die Mitte und so konnten wir uns vermittelst dieses Handwerksburschen so ziemlich verständlich machen. Auch nicht einen Brief von Dir habe ich angetroffen. Treuloser Mann, meineidiger Hauptmann und Kapitän. Die schöne Jungfer Houin notabene hat mit mir die Reise gemacht, sie müßte Dir nach, es ist entsetzlich, sie ist wahnsinnig und stürmt durch alle Gassen mit einem Reichsanzeiger in den Händen, Dich aufzusuchen.

Den Neander habe ich kennen gelernt, er ist aber gar scheu. Runge kenne ich auch und schätze ich sehr. Sonst sah ich auch keinen Menschen, der den Perrückenmacher Conradi oder Binders ältesten Sohn übersteige, ob ich gleich schon viele in Tapeten

sprechen hörte. Der alte Ebeling ist ein Gemisch von dem alten Perrückenmacher Conradi und dem Epigrammer Haug. Er zeigte mir die Bibliothek. Der junge Dr. Ebeling aber ist ein Gemisch von seinem Oncle (also vom Perrückenmacher Conradi und Haug) und dem Dr. Rüdiger in Freiburg. Er pumpt halbe Tage lang durch sein Vacuum laues Wasser und Froschlach — und findet sich zu meinem Leidwesen gar oft und lang bey meinem Bruder ein.

Von Uhland höre ich nichts. Ein Schattenspiel (ein chinesisches) habe ich verfertigt. Ich möchte es Dir mittheilen können! Gebt Ihr kein Journal oder was heraus, so will ich es Dir dazu senden. Es wäre was, worauf der alte Ebeling seine Perrücke stellen könnte. Ich bitte Dich, daß Du diesen alten Ebeling nun statt Stritzelmeyer in den Roman einrücken läßt. Wie ich es bei meinem chinesischen Schatten mache, wo z. B. plötzlich aus einem Schildknecht in effigie und Charakter ein Professor der Astronomie hervorgeht, so würde ich geradezu, ohne lange zu sagen wie und warum, aus Stritzelmeyer den Ebeling hervorgehen lassen. — Ich beschäftige mich nun sehr mit der praktischen Medicin, wozu ich hier alle Gelegenheit finde, und Du gingst nach Tübingen, sie dort zu suchen!!!

An Deiner Schwester finde ich ein großes Wohlgefallen, und wenn ich auch sprechen könnte, möchte ich sie öfters besuchen.

Komme hierher! Paris nützt Dich in Rücksicht der Medicin nichts, Hamburg alles! Komme, ich bitte Dich! — Hauptmann, Gesichterschneider, Stritzelist! Komm.

Gott segne Dich und empfehle mich all Deinen Freunden und der Mademoi. Levi (Jungfer Levi) insbesondere . . . .

Gegeben zu Hamburg an einem Tage
Da ich war ohn Schmerz und Klage.

Von den in diesem Briefe geschilderten Persönlichkeiten bedarf die scherzhafte Erwähnung der schon genannten Schwester Varnhagens keiner weiteren Erwähnung. (Vgl. m. „Dichter und Frauen", Berlin 1899, S. 203—225.) Auch daran braucht nur erinnert zu werden, daß Mademoiselle Levi die bekannte Rahel ist, der Varnhagen schon damals freundschaftlichst ergeben war, wenn er sich auch erst einige Jahre später mit ihr verheirathete.

Auch von drei Andern in unserem Briefe genannten Personen soll nur kurz die Rede sein.

Neander ist der später so berühmt gewordene Kirchenhistoriker, dessen romantische Jugendzeit Varnhagen in seinen „Denkwürdigkeiten" so anmuthig geschildert hat. Damals lebte er, nachdem er das Hamburger Gymnasium mit glänzendem Erfolge besucht und nach seinem Uebertritt zum Christenthum in Halle und Göttingen Philosophie und Theologie studirt hatte, in Hamburg als Privatgelehrter, siedelte aber schon im Herbst 1810 nach Heidelberg über, wo er seine glänzende Laufbahn als akademischer Lehrer begann. — Noch mehr als Neander gehörte P. O. Runge dem Kreise der Romantiker an. Er war 1777 geboren und starb schon ein Jahr nachdem unser Brief geschrieben war, am 2. December 1810, nachdem er seit 1804 in Hamburg seinen ständigen Aufenthalt genommen hatte. Er war der vielgerühmte Maler jener romantischen Frühzeit und stand auch mit Goethe in Verbindung, dessen Wohlwollen er sich besonders durch sein Interesse an der Farbenlehre erworben hatte. — Dagegen haben die beiden Anderen, Ebeling, Vater und Sohn, mit der Romantik Nichts zu thun.

Der jüngere Ebeling spielte später in Kerners Leben eine ziemlich traurige Rolle, indem er sich an dessen Autographen verging und dadurch in sehr üble Lage gerieth. Bekannter war der Vater, Christoph Daniel Ebeling, 1741—1817, der seit dem Jahre 1769 als Lehrer an der Handels-Akademie in Hamburg lebte und später am akademischen Gymnasium und als Leiter der Bibliothek thätig war. Er war ein sehr vielseitiger Schriftsteller, dessen musikwissenschaftliche Arbeiten ebenso wie seine geographischen und handelsgeschichtlichen Sammlungen damals sehr geschätzt wurden.

Von Hamburg aus begab sich Kerner nach Wien. In der Zwischenzeit hatte er Berlin besucht, das indessen auf ihn keinen sonderlichen Eindruck gemacht zu haben scheint. Auf der Wiener Reise blieb er längere Zeit in Freistadt in Böhmen, wo sein Bruder Karl als Generalquartiermeister in Garnison lag. Seit November 1809 lebte er in Wien. Sein Zweck war auch hier, die Medicin praktisch zu treiben. Aber er mußte die in ihm lebende dichterische Neigung sehr stark bekämpfen, besonders auch der Lust entgegentreten, nur als Dichter thätig zu sein. Der Wiener Aufenthalt dauerte ziemlich lange. Er ist durch die neuerdings gedruckten Briefe Kerners an Uhland einigermaßen bekannt.

Mit Varnhagen erneuerte sich die alte Freundschaft dadurch, daß auch dieser in Wien lebte, freilich nicht mehr als junger Arzt, sondern als Offizier; wie treu der Freund ihm während einer Krankheit beigestanden, berichtete Kerner an Uhland.

Anfang Februar 1810 verließ Varnhagen Wien, um nach Prag zu gehen. Von dort aus schrieb er am 10. Februar und erkundigte sich u. A. auch nach Friedrich Schlegels Vorlesungen. Auf diesen Brief ist der folgende die Antwort:

Ich habe kein Postpapier.
Bester Hauptmann.

Wien am 1. Tag der Schlegel'schen Vorlesungen.
Febr. 19, 1810.

Dank für Deine lieben Zeilen. Hier die Antibaggesenia in Protest. Uhland hat so gänzlich unrecht nicht, ich hab es Dir ja gleich gesagt. Ich hab indessen ein paar Zeilen solo kurz und nicht zornig dem Julius für Bran gesandt. (Julius lächert mich, daß er schreibt, er sey längst kein Jud mehr, wie wenn sich das nur so wie ein schmuziges Maul abwaschen ließe.) Uhlands dramatisches Fragment ist so übel nicht und noch das beste, was ich dramatisches von ihm las. Stoll ist ganz außer sich wegen einer gelungenen poetischen Erzählung, die er machte. Er will sie mitschicken. Er wird aber immer toller, darum hieß ich ihn jezt Stoller. Chamissos Zeilen an mich sind ganz gewiß in einem Rausch von Freude oder Wein geschrieben . . . Die Braut von Messina läßt recht gut, mir hat mich gestört, daß der Baumann den Don Manuel und der Hasenhut den Don Cesar machte, oder hat ich's nicht recht gesehen — es kam mir so vor, ich hatte meine Brille vergessen. Indessen wurden viel herrliche Stücke aufgeführt, z. B. im Findelkind spielen Weidmann (der Knabe im Pumpernickel), Ochsenheimer, Baumann, Korn, Mad. Korn, Krüger, also die besten Schauspieler. Es ist herrlich! Baumann macht da auch eigenen Witz. Er wird als Wildschütz von Jägern verfolgt und hatte doch keinen Hasen

an der Flinte. Da spricht er: ach liebe Herrn, seht doch, es ist ja kein Kapaun an der Flinte — und dies Kapaun spricht er rein göttlich aus.

Der neue Pumpernickel (Pump-Familie) ist ausnehmend schlecht. Den Wienern ist übrigens oft Gelegenheit in ihm gegeben, sich selbst zu beklatschen. Es kommt als Decoration die Bastey, das Naturaliencabinet, der Circus, der engl. Reuter auf dem Prater vor. — Das Stück zerfällt aber ganz, man kann nichts darüber sagen, es hat keiner wie im 1. Pumpernickel eine bestimmte Rolle. Der Doctor macht hier den Vater Pumps. Hasenhut zeigt sich übrigens auch hier trefflich. Er nahm dafür 7000 fl. ein. Da kann Stoll lang schreiben, bis er so viel gewinnt.

Die Wiener sind toll wegen der Heurath. Napoleon ist nun ein Gott, man betet für ihn in den Kirchen, die Besiegung ist Gewinn, sie betrachten jetzt mit Entzücken die Ruinen von Wien. Diß ist Wahrheit und Wahrheit ist, daß es kein faderes Volk giebt als das im sämmtl. Oesterreich. Die zerriebenen Steine der Festungswerke streuen die Kaufleute zum süßen Angedenken an diesen göttlichen Mann in ihren Zimmern als Bodensand, auch sandeln sie die Briefe damit und mischen ihn unter den Marocco. Beißt Dich Deine Wunde nimmer?

Schlegel hat ein ziml. Auditorium, viele Frauenzimmer. Die alte Fließ frißt darin brav Heringe. Stoll sagt, daß er einen neuen Weg eingeschlagen habe (nehml. Schlegel) ich versteh es nicht und ist mir diß gleich, da ich außer der Geschichte des Kaiser Octavianus und Pactus noch nichts geschichtliches las. Heute war die erste Vorlesung, doch fieng er nicht wie Spekle (Uhlands Großvater) mit den Menschen vor Adam an (an welcher Periode jener (in verità) ein völliges Jahr las). Ich bitte Dich herzlich mir doch die versprochenen böhmischen Volksbücher und Lieder zu senden, ich werde sie schon enträthseln und sind sie mir immer werth, wenn ich sie auch nicht verstehe. Ich wollte Stoll Deinen Brief lesen lassen, er ist aber ja zu nichts zu bringen. Es ist entsetzlich mit dem Menschen.

Der Eginhard wird als böhmische Geschichte in Prag wohl zu finden sein und Wigelais vom Rade.

Die Reiseschatten werden jetzt bald geendigt seyn, weil ich die Lust dazu verloren und gern was anderes anfienge. Ich sehe ein, daß ich nothwendig fremde Namen den Oertern geben muß, die ja doch nicht die sind, die ich beschreibe 2c. Sonderbar aber ist es dann, wenn Nürnberg allein bleibt. Es muß schon so seyn.

Madme. Schlegel hat mit mir ausgemacht, mit mir, ihrem Mann und der Goldschmidt auf den Apollosaal zu gehn, den sie noch nicht gesehn hat. Ich freue mich darauf.

In Ollmütz werden auch Volksromane gedruckt.

Ich habe nicht Lust etwas abzuschreiben, sonst würde ich Dir aus den Reiseschatten seinen Traum von lebendig gewordenen Wirthsschildern, die in effigie in den Straßen umhergiengen und einander zum Kampfe aufsuchten, abschreiben.

Rikele hat mir schon lange nicht geschrieben, ich weiß nicht was das ist und ich habe immer Todesangst. Sie kann nicht zu Rosa; denn diß mag ich jetzt nimmer, weil sie doch krank ist und wohl unheilbar. Es wäre Wahnsinn, sie so weit fortzusenden. Dagegen werd ich sie zu ihrem Bruder in Lauffen bringen. Das will sie auch, es ist 6 Stunden von Ludw.

Stoll ist jetzt Tanzmeister. (Auf Ehre, in Wahrheit.) Er giebt mehreren Mädchen bey Hof Unterricht im Tanzen und macht mir immer die pas vor mit seiner dünnen tibia und fibula, daß mich eine Angst anwandelt.

Statt mit Dir gehe ich nun öfters mit einem würtembergischen Mädchen in den Erzherzog Karl und speise sie in Schillers Nahmen, weil sie von Marbach sind. R. durfte es aber nicht wissen, sonst würde es ihr angst. Ach, es ist so ein liebes Kind. Es schrieb: „Gestern Abend erhielt ich den Ring, welche Freude Du mir damit machtest, kann ich Dir nicht beschreiben. Es war mir schon lange nicht so wohl wie diesen Abend, ich schlief so fröhlich ein. Er kommt nun nimmer von meinem Finger, immer ruft er mir

jenen schönen Tag in's Gedächtniß (Achalm). Ich möchte oft nun an Dein Herz sinken und Dir für alle Thränen, die Du mir gabst, danken. Varnhagen hat Dich vielleicht nun verlassen, da wirst Du ein einsames Leben haben, wenn nicht die Mädchen — — doch nein, gelt es darf mir nicht bange seyn —"! — Bey Gott, Varnhagen, wenn dieses Mädchen gestorben ist — weiß ich mit mir nichts mehr anzufangen, dann hol mich nur der Teufel! — Ich kann mir aber den Gedanken nicht einmal denken — Jesus, welche Leere wär um mich, wie entsetzlich, Du, — es wäre kein Himmel mehr über mir, keine Erde mehr unter mir — — es gienge über alle Träume!

Die Briefe, die mich angehen, die ich Dir hier sende, bitt ich Dich doch herzlich alsbald wieder retour zu senden, weil ich sie haben möchte.

Callisen ist gar gemein — er ist entsetzlich geizig, ohne Maß und doch geh ich immer mit ihm um. Assing ist ein trefflicher Mensch, aber seelenkrank und deßwegen schwach.

Es kommt in die Schattenbriefe noch eine Art Roman oder Novelle, deren Stoff ich schon habe, da es aber aus Briefen mitunter besteht, kann man es wol nicht Novelle nennen.

Ich umarme Dich von Herzen. Schreibe doch alsbald wieder.

In Ewigkeit

Dein J. C. Kerner.

Wien geendigt Dienstags am 2. Tage der Schlegel'schen Vorlesungen.

Wien, 27. März 1810.

Indeß hat sich nichts neues ereignet, als daß dem Stoll der Hunger ein Lied auf Napoleon eingegeben. Er ließ es wie gestochen abschreiben und durchirrt mit ihm in groß Folio, wie mit einer Balancirstange die Straßen. detto hat sich ereignet, daß das Kätchen von Heilbronn im Theater an der Wien aufgeführt wurde, wo Pedrillo das Kätchen — Gott wie herrlich spielte, auch Gruner hielt sich gut. Es läßt recht brav. Die Schlegel läßt Dich grüßen und sie käme nicht gen Prag. Schlegel hat was recht mattes auf die Hochzeit gedichtet, ein Carmen.

Die mannigfachen, im vorstehenden Brief berührten Angelegenheiten und Personen verdienen eine ausführliche Besprechung.

Zunächst Schlegels Gedicht und die von Varnhagen angedeuteten Vorlesungen.

Das Gedicht Schlegels führt den Titel „Wünsche bei der Abreise Ihrer Majestät der Kaiserin von Frankreich". Bei Goedeke ist es nicht erwähnt, obwohl ein Separatdruck davon existirt haben muß. Der Eipeldauer, ein Wiener Volksschriftsteller, will es seinem Vetter schicken und meint, es werde diesem gefallen, „weil es so natürlich geschrieben ist".

Friedrich Schlegels historische Vorlesungen über neuere Geschichte fanden vom 19. Februar wöchentlich zweimal Dienstag und Sonnabend statt. Das Programm dazu ist in Raichs Ausgabe des Briefwechsels der Dorothea, I 411 abgedruckt. Dorothea berichtete am 14. März I, 417, daß „die Vorlesungen außerordentlichen Beifall finden und dies mit Recht", und berichtete am 30. Mai: „Die Vorlesung ist glücklich und ehrenvoll beendet." (Das. I, 418). Auch Friedrich Schlegel theilte mit, daß ihn die Vorlesungen sehr beschäftigt, zugleich aber auch außerordentlich angestrengt hätten, und fügte hinzu (an Boisserée 30. März 1810, Sulpiz Boisserée I, 78): „Es war mir doch bei dem Anfang etwas bange, da ich an zwanzig Herzoginnen und Fürstinnen auf der Liste hatte. Indessen ist der Ernst, der hier unter dem ersten Stande herrscht, selten und gewiß sehr achtungs-

werth. Unter denen, die bis zuletzt aushielten und nie fehlten, war auch der Herzog von Württemberg, Bruder des Königs, und die junge Fürstin Lichtenstein. Ich hatte 162 Subscribenten außer den Freibillets."

Die Vorlesungen wurden bald darauf gedruckt. Ihre Eigenthümlichkeit bestand darin, daß sie alles Französische brandmarkten, also auch die großen Deutschen, die französische Sympathien gehabt hatten, z. B. Friedrich den Großen, und als deutsch nur das verherrlichten, das von keiner französischen Freiheitsregung erfüllt war. So wurden diese Vorlesungen zugleich zu einer grundsätzlichen Verdammung des Geistes der französischen Revolution. Eine solche Auffassung, allerdings höchst einseitig und kurzsichtig, war jedenfalls besonders charakteristisch für jene Zeit erbitterter Kämpfe. Während freilich in den Hörsälen eine so weit gesteigerte Franzosenfeindschaft gepredigt wurde, ward auf den Gassen der Enthusiasmus für Frankreich laut. Mag auch die Art und Weise, wie Kerner die Ausbrüche dieses Enthusiasmus darstellt, übertrieben sein, sicher ist es, daß das Entzücken der Wiener über die französische Heirath und damit über die Franzosen selbst recht groß war. Das geht z. B. aus (Joseph Richters) „Briefe des jungen Eipeldauers an seinen Herrn Vettern in Krakau" 1810 hervor. Der Verfasser ist sehr gut österreichisch gesinnt, jubilirt über die Rückkehr des Vaters, d. h. des Kaisers Franz; freilich beklagt er sich, Heft II, S. 40 darüber, daß ihm sein Handwerk gelegt sei und er Nichts mehr schreiben dürfe. Er meldet, daß die Nachricht von dem am 7. Februar in Paris geschlossenen Ehebündniß in der Wiener Zeitung mit folgenden Worten verkündigt wurde:

„Diesem großen Bunde huldigen Millionen. In ihm sehen die Völker Europas das Unterpfand des Friedens, nach nun erloschenem Kampf die Segnungen der Zukunft." Alle Festlichkeiten, von dem Einzug des Großbotschafters in Wien bis zur Ankunft der Prinzessin in Paris, die Illuminationen, Bälle, Wohlthätigkeitsstiftungen der Kaufleute, werden ausführlich und mit sichtlichem Behagen geschildert.

Daß ein wahrer Freudentaumel in Wien über die Heirath herrschte, meldet auch einer der französischen Hauptunterhändler (vgl. Wertheimer, „Die Heirath der Herzogin Marie Louise", im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. 64, 1882, S. 527 fg.). „Man schwärmt jetzt," so berichtet derselbe, „für die Franzosen, wie man bisher für deren Gegner geschwärmt hatte und übertrug den Haß, den man noch unlängst gegen sie genährt, auf die Russen und Preußen! Ein russischer Diplomat sagte geradezu, daß man die Franzosen vergöttere. Marschall Berthier endlich wußte seinem Herrn zu berichten: „Das Volk ist im Delirium seiner Freude . . . Man kann sich keine Vorstellung von ihrem Enthusiasmus machen."

Trotz der politischen Aufregung war Wien damals wie heute im eminenten Sinne eine Theaterstadt. Unter den aufgeführten Stücken nennt unser Berichterstatter Schiller'sche Dramen, ein solches von Heinrich von

Kleist und Volksdramen. Was die ersteren betrifft, so geben über sie zwei schon angeführte zeitgenössische Quellen Zeugniß: Der Eipeldauer constatirt die Aufführung Schiller'scher Stücke in Wien im Jahre 1810. Im Februar meldet er, daß in den vergangenen Monaten die „Räuber" oft mehrmals in einer Woche gegeben worden seien. III, 43 wird bemerkt, daß die Stücke Schillers ein besonderes Glück machten; von der ersten Aufführung der „Braut von Messina" wird aber etwas wegwerfend gesagt: daß es an schönen Decorationen, Musik und schönen Kleidern nicht gefehlt habe. Bei Erwähnung einer Aufführung des „Don Carlos", „das der gottselige Autor für gescheidte Leute zum Lesen geschrieben hat," wird gesagt ein Geschichtskundiger habe sich geärgert, daß Prinzessin Eboli, die blos ein Auge gehabt, mit zwei Augen auf dem Theater gestanden hätte. Friedrich Schlegel aber berichtet in seinem oben angeführten Briefe an Boisserée: „Wie romantisch wir hier gesinnt, können Sie schon daraus sehen, daß wir außer „Macbeth" und „Braut von Messina" auch den ganzen allheilen Egmont von Goethe und dieser Tage auch den Tell geben". „Die Braut von Messina" wurde, wie R. F. Arnold mir mittheilt, am 3. Februar und am 14. März 1810 im Burgtheater, am 5. Februar und am 16. Februar von den Burgschauspielern im Kärntner Theater gegeben. Die Besetzung war folgende:

Isabella — Madame Weißenthurn, Manuel — Korn, Cäsar — Koberwein, Beatrice — Dlle. Adamberger, Diego — Koch, Chorführer — Brockmann und Lange.

Ueber die bevorstehende Aufführung des „Käthchen von Heilbronn" handelt Kleist in einem Briefe an Collin, vom 28. Juni 1810, den Erich Schmidt in einem Separatabdruck zum 24. Juni 1890 herausgegeben hat, und in dem es heißt:

„Ebenso lebhaft interessirt mich das Käthchen von Heilbronn, das Sie die Güte hatten, für die Bühne zu bearbeiten. In demselben schon erwähnten Briefe schrieben Sie, die Rollen seien ausgetheilt und Alles zur Aufführung bereit. Ist es aufgeführt? Oder nicht? Und wird es noch werden?"

Die erste Aufführung dieses Dramas fand am 17. März statt. Grüner spielte den Wetter vom Strahl, Madame Pedrillo das Käthchen.

Die übrigen von Kerner genannten Stücke erfreuten die Wiener gewiß mehr als diese klassischen Werke, wie man schon aus der großen Zahl ihrer Aufführungen erkennen kann. Die Familie Pumpernickel, ein musikalisches Quodlibet für den Carneval in drei Aufzügen von Matthäus Stegmayer, wurde im Theater an der Wien in der Zeit vom 13. Februar bis zum 29. März nicht weniger als zwanzig Mal aufgeführt und das schon ältere, das von seiner Zugkraft eingebüßt hatte, „Rochus Pumpernickel" im März dreimal wiederholt.

Das Stück „Das Findelkind" ist vom Grafen Brühl und wurde am 15. Februar zuerst aufgeführt. Ueber das oben angeführte Stück „Rochus Pumpernickel" schrieb Kerner voll Begeisterung an Uhland bereits am 1. Januar 1810. „Der Freund würde rein todt vor Lachen bleiben," meinte Kerner.

Im Apollosaal fanden nach des Eipeldauers Mittheilung die großen Redouten und anderen Festlichkeiten statt. Auch der Kaiser beehrte ihn mit seinem Besuche.

Auch von diesem Saal sandte Kerner seinem Uhland eine begeisterte Schilderung. „Er ist einzig, er ist ungeheuer. Nur ihm zu Liebe sollte man, bei Gott, nach Wien reisen."

Unter den von Kerner erwähnten Personen weiß man über den Arzt Callisen so gut wie Nichts. — Julius war ein berühmter und sehr gelehrter Mann, der es nicht verdient, in so bornirter Weise, wie es durch Kerner geschieht, charakterisirt zu werden. Er war 1783 geboren und starb 1862. Damals, 1810, machte er sich durch die Mitherausgabe des „Vaterländischen Museums" bekannt und verdient. Später wirkte er als Arzt und durch seine humanen Bestrebungen in Hamburg und Berlin Großes und erwarb sich namentlich durch die Verbesserung des Gefängnißwesens in Preußen große Verdienste. Von 1843 bis zu seinem Tode lebte er wieder in Hamburg und genoß allgemeinste Achtung und Verehrung. In einem der zahlreichen ihm gewidmeten Nekrologe wurde er als einer der reinsten, edelsten und uneigennützigsten und aufopferndsten Charaktere gefeiert.

Eine andere Persönlichkeit, die in den Briefen Kerners aus Wien eine Rolle spielt, und die auch in den gedruckten Documenten der Freunde öfter vorkommt, ist Joseph Ludwig Stoll, 1778—1815. Er hatte durch Napoleons Gnaden bei dessen Anwesenheit in Wien eine kleine Pension bekommen und zum Dank dafür mit großem Eifer den mächtigsten Monarchen besungen, wenn auch dieser Eifer sich wohl nicht in der lächerlichen Weise äußerte, wie Kerner darstellt. Er gehörte zu den Dichtern, von denen die Zeitgenossen viel hielten, ohne daß er den Erwartungen entsprach. Freilich starb er auch zu früh, um alle Hoffnungen zu verwirklichen, die man auf ihn gesetzt hatte. Die von ihm im Verein mit Leo von Seckendorff herausgegebene Zeitschrift „Prometheus", die infolge der Kriegsunruhen nicht lange bestand, brachte den ersten Druck von Goethes „Pandora". Seine selbstständigen dichterischen Arbeiten, die sogar in einer Sammlung 1811 veröffentlicht wurden, vermögen uns kein klares Bild seines künstlerischen Könnens zu gewähren.

Unter den Personen, die Kerner anführt, ist seine Braut Rikele wohl die wichtigste, und die Art, in der er über sie schreibt, ist besonders rührend. Er war mit dem guten Mädchen seit 1807 verlobt und konnte sie erst 6 Jahre später, 1813, heimführen. Daß er bei seiner kräftigen jugendlichen Natur der Fernweilenden nicht absolute Treue hielt, wie er auch in

diesem Briefe bekennt, wird man ihm schwerlich verargen. Das Mädchen war kränklich. Diese Kränklichkeit und vielleicht auch ihre bei aller Bildungsfähigkeit unentwickelte geistige Bildung hatte Kerner auf den Gedanken gebracht, sie zu seiner neu gewonnenen Freundin Rosa Maria nach Hamburg zu schicken, ein Plan, der jedoch durch den leidenden Zustand der Braut unmöglich gemacht wurde. Ihre Briefe, die entweder nicht erhalten oder nicht gedruckt sind, müssen rührend gewesen sein. Die in unseren Briefen mitgetheilte Stelle ist die einzige Probe, die bisher bekannt ist. Der Ring, auf den sie sich bezieht, war der, den Kerner, wie er an Uhland am 8. Januar 1810 schrieb, zur Erinnerung an das erste Zusammentreffen mit der Geliebten auf der Burg Achalm machen ließ mit der Inschrift „Liebe, Treue, Glaube". Die Briefe der Rikele charakterisirt Kerner seinen Getreuesten gegenüber einmal mit den Worten:

„Varnhagen hält die Briefe von Rikele an mich für das Höchste an objectiver Poesie, was er je gelesen. Er weinte darob einen ganzen Morgen wie ein Kind. Und er hat Recht. Sie würden den allerschönsten, naivsten lieblichsten Roman geben."

Nachdem Kerner die Absichten, die ihm den Aufenthalt in Wien nothwendig gemacht hatten, so ziemlich ausgeführt hatte, verließ er die österreichische Kaiserstadt, der er in seinem Gedicht „An dem Stephansthurm" so merkwürdige poetische Huldigungen darbrachte. Schon im April 1810 war er nach einer kaum einjährigen Abwesenheit, der bei Weitem längsten seines ganzen Lebens, wieder in seiner schwäbischen Heimat. Er machte die letzten Vorbereitungen zu seinem Examen, das er im Sommer 1810 bestand, und begann seine medicinische Thätigkeit zuerst in dem kleinen Städtchen Dürrmenz, dann in Wildbad, das er recht eigentlich entdeckte und zu Ehren brachte, seit Anfang 1812 in Welzheim.

Für seine poetische Entwickelung und für den Beginn seiner Popularität waren diese ersten Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimat ungemein fruchtbar. Die „Schattenspiele" wurden veröffentlicht, der erste poetische Almanach erschien, in dem die jungen schwäbischen Romantiker mit ihren Freunden vereint auftraten.

In der Zeit der Befreiungskriege kam es zu manchen schriftlichen und persönlichen Berührungen zwischen unseren beiden Freunden. Blieben eine Zeit lang die Nachrichten aus, so suchte Kerner von verschiedenen Seiten her solche zu erlangen. Varnhagen war ein geschätzter Mitarbeiter an den poetischen Sammlungen der schwäbischen Freunde. Aber ein wirkliches Miteinanderleben, wie es die Jahre 1809 bis 11 gezeigt hatten, war geschwunden, seitdem die Freunde getrennt lebten.

Das Schicksal beider Männer hatte sich geändert. Kerner hatte geheirathet. Varnhagen, der gleichfalls seinen Lebensbund mit Rahel geschlossen hatte, war in die diplomatische Carriere übergegangen und preußischer Geschäftsträger in Karlsruhe.

Von Karlsruhe aus muß Varnhagen einen uns nicht bekannten Brief geschrieben haben. Auf ihn antwortete Kerner Folgendes:

Kerner an Varnhagen.

15. März 1816.

So hast Du mich doch wieder mit lieben Freundesworten erquickt! Und wie theuer ist mir Alles von Dir!!! Seitdem ich Dich als Hauptmann und geheime politische Person dem Kutscher Binder vorstellte, (und er mir gar wohl glaubte, weil der Naturmensch den künftigen Hauptmann und Geschäftsträger in Dir zum Voraus sah vielleicht in dem Grunde des Glases, aus dem Du trankest) hat Dich das Schicksal, ein Schiff im weiten Weltmeer, an Felsen und schönen Eilanden, durch Stürme und tobende Wogen, und wieder am krystallhellen Spiegel, durch den viel bunte Gestaltungen heraufschauten, getrieben, während es mich, ein Mühlrad im beschränkten Kreise, ewig im Dorfbach umherschwang. Deßwegen kann ich nichts Auffallendes von meinem Leben sagen. Ein paar Wiesenblumen habe ich wohl in meinem Umschwung aufgefangen. Ein blühendes, liebes Kind habe ich, eine Rosa Maria, und ein Weib, dessen Gemüth Du aus seinen Briefen an mich aus früherer Zeit kennst. Dennoch ist Alles recht anders in mir geworden, ich bin sehr alt, sehr lebenssatt und gleichgiltig geworden:

„Ein Mühlrad ist gesprungen
Die Liebe hat ein End'." *)

Ich hörte dieses Lied zum ersten Male singen von Schiffern, als ich auf dem Vierwaldstätter-See fuhr. Es kommt mir jetzt gerade durch das Mühlrad so im Sinn. Und Du fehlst mir auch. Gewiß! Wie wohlthätig wirkte einst Deine Nähe auf mich!! Es strömte von Dir etwas wie vom Magnet in's Eisen auf mich über. Nun, nachdem ich mich von Dir trennte, konnte auch ich so ein Jahr lang noch magnetisirt bleiben. Nach und nach aber wich die Kraft und nun bin ich ein totes Eisen oder vielmehr erkaltete Schlacke. So gehts Manchen, überhaupt mancher Pflanze, ja man sieht's an den Pflanzen am deutlichsten!!

Ich bin hier als Oberamtsarzt angestellt, wo ich schon zu essen habe, deswegen auch sehr dick werde und zwei Conzen im Gewicht halte. Von meinem Treiben aber mag ich nichts sagen.

Auf eine neue uns gleichfalls nicht bekannte Sendung Varnhagens, mit der dieser seine Gedichte geschickt haben muß, antwortete Kerner mit Freude über diese neue Erscheinung Folgendes:

17. Juli 1816.

Ich habe manche als alte Freunde begrüßt, bei deren Geburt ich war, z. B. das an Voß, mehrere andere Aeltere traf ich auch verändert an, was mir sie aber fremd macht, andere aber fand ich nicht aufgenommen, was mir leid that. Das Ganze aber möchte ich immer auf dem Herzen tragen, im Gefühl, daß der Dichter mein Freund ist.

Von nun an büßen die Briefe gänzlich ihre persönliche Intimität ein. Daß Kerner mit der so anders gearteten Rahel keine inneren Beziehungen hatte, kann man sich denken. Auch Varnhagens persönliche Eigenschaften wurden ihm fremd. Der glatte Hofmann wurde dem biederen Landmann auf die Dauer entfremdet. Wohl kommen noch hie und da liebkosende

---

*) Kerners Citat, wie mir J. Bolte freundlich angiebt, ist eine Strophe (nicht der Anfang) eines in vielen Variationen seit dem 16. Jahrhundert bestehenden Liedes vom Mühlrad (Erk-Böhme, Liederbuch 2, 234, Nr. 419 a—e); am nächsten für Erk-Böhme lag des Knaben Wunderhorn. 1, 113=1, 97, ed. Birlinger-Crecelius. „Da droben auf jenem Berge" Strophe 4: „Das Rad das ist gebrochen, die Liebe die hat ein End."

Ausdrücke vor, Sehnsuchts-Versicherungen, auch anerkennende Worte über Varnhagens Erzählungen, die als gediegen und meisterhaft charakterisirt werden. Der Autor wird z. B. aufgefordert, ein ganzes Dekamerone zu schreiben.

An die Stelle des Persönlichen tritt im Inhalt der Briefe mehr das Allgemeine, besonders wagt sich, was vorher ganz unbekannt und überhaupt sehr merkwürdig ist, das Politische hervor. Die Politik, mit der sich Kerner beschäftigte, ist freilich seiner ganzen Individualität nach nicht die europäische, nicht einmal die deutsche, sondern speciell die württembergische. Zum Verständniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse ist nur kurz an Folgendes zu erinnern: König Friedrich von Württemberg hatte am 15. Januar 1815 in einem Manifest verkündet, daß er seinem Volke eine Repräsentativ-Verfassung geben wolle. Eine neue Stände-Versammlung war gewählt worden, der die vom König zugedachte Verfassung vorgelegt wurde. Sie ward aber von dieser verworfen, da sie alle früheren Mißstände, besonders die drückenden Steuern, sanctionirte. Nach langen Verhandlungen wurden die Stände vertagt, Wangenheim zum Minister berufen. Mitten in den jeden Augenblick den Bruch drohenden Verhandlungen starb Friedrich I. Sein Nachfolger, Wilhelm I., von bestem Willen beseelt, und ein einfacher Mann gegenüber der tyrannischen und kostspieligen Lebens- und Regierungsweise seines Vorgängers, konnte sein Volk ebenso wenig befriedigen, wenn auch einige Parteien ihm entgegen kamen. Man gelangte zu keiner Einigung. Daher wurden am 4. Juni 1817 die Stände aufgelöst. Der König griff zu keinen Gewaltmaßregeln, sondern suchte durch verständige Einrichtungen dem Volk die Segnungen der Verfassung zuzuführen. Aber im Inneren wurden diese Bemühungen vielfach zerstört. Wangenheim konnte sich nicht halten, an seine Stelle kam Mauclair und der aus westfälischer Zeit her berüchtigte von Malchus, die eine neue große Erbitterung im Lande hervorriefen. Allmählich trat einige Ruhe ein, obwohl die unbedingten Anhänger des guten alten Rechtes sich lange nicht fügten. Im Zusammenhange mit den reactionären Strömungen und Stimmungen wurden dann einzelne Gewaltmaßregeln decretirt, besonders wurde die Freiheit der Presse, die in den ersten Jahren einen hohen Grad erreicht hatte, beschränkt.

Was Kerners specielle politische Stellung anlangt, so lassen sich besonders einige Einzelheiten hervorheben. Er war gegen eine Adelskammer, er beurtheilte die Intentionen des Königs, auch schon des alten, besonders aber des jungen Wilhelm I. durchaus günstig und perhorrescirte daher nicht durchaus ihre neue Verfassung. Er trat lebhaft gegen die Schreier auf, die blos das gute alte Recht wollten und den neuen Forderungen keinerlei Zugeständnisse machten. Er war nicht eigentlich ein praktischer Politiker, aber über Vieles gut unterrichtet dadurch, daß er als ein unabhängiger Mann Fühlung mit den Oppositionsmännern und daß er durch Verwandte nahe Verbindung mit den Regierenden hatte.

Was die Ersteren betrifft, so war er mit Keßler, einem der hauptsächlichsten Oppositionsmänner, vertraut. Von den letzteren stand Wangenheim ihm persönlich nahe, wenn sich auch von der zwischen Beiden geführten Correspondenz nur wenig Bruchstücke erhalten zu haben scheinen. Vornehmlich aber wurde er durch seinen schon früher erwähnten Bruder Karl, der von 1816 an eine Zeit lang Leiter der inneren Angelegenheiten Württembergs war, vortrefflich unterrichtet. Vielleicht waren es auch diese Beziehungen, die unseren Justinus aus einer üblen Lage, die ihm drohte, befreiten. Wenn er nämlich auch kein Politiker war, so hatte er doch durch eine gewisse philanthropische Thätigkeit für die Bauern seines Wohnortes das Mißtrauen mancher Führer erweckt und durch einzelne Aufsätze, die er in zwei damals erscheinenden politischen Zeitschriften veröffentlichte, dem „Volksfreund aus Schwaben" und dem „Württembergischen Volksfreund", die Aufmerksamkeit unliebsam auf sich gelenkt. Besonders lebhaft war er gegen die neue Bestimmung eingetreten, daß die Physici nicht mehr vom Staate angestellt, sondern durch die Amtsversammlungen gewählt werden sollten. Auch sonst lag Manches gegen ihn vor. Davon giebt ein Brief Kunde, den er an Varnhagen schrieb und der, wenn auch etwas übertrieben, die Befürchtungen schildert, denen sich Kerner hingab.

29. September 1819.

Deine Sendung nach Nord-Amerika sieht mir auch verdächtig aus. Man will Dich eben weg haben.

Ich habe mit Dir ein ähnliches Schicksal. Die Parthei, die jetzt durch ganz Deutschland siegend herrscht, die der Finsterlinge, hat mich auch beim König verdächtig gemacht. Dazu kam ein Gedicht, das ich für die Oehringer auf Keßler dichtete, in welchem, freilich etwas kühn, von goldbordirten Knechten die Rede ist. Man stellte mich deswegen unter Aufsicht der geheimen Polizei!!! Und dem Ministerium soll die Weisung gegeben sein, mich auf eine niedere ärztliche Stelle zurückzuversetzen. Dies erwarte ich nun. Es ist auch möglich, daß man Briefe von mir an Dich, besonders in den letzten Zeiten auffing und eröffnete. Es soll eben Alles durchaus rückwärts, auch bei uns.

Im Fall man mich trotz des Verfassungsvertrages ohne Urtheil und Recht durch Kabinetsordre zurück- oder absetzte, so ist es mir unmöglich, mehr im Lande zu bleiben. Es kann auch hier zu Land ohne eigentliche Besoldung kein Arzt mehr auskommen, denn die Verarmung wird immer schauervoller. In diesem Falle würde ich mich für Nordamerika entscheiden und Dich auf's inständigste bitten, zu bewerkstelligen, daß wir die Reise zusammen machen könnten. Mein Rikele verläßt mich nicht und meine Kinder werden es schon aushalten.

Es ist hier nichts mehr zu verlieren. Man kann keinem Freunde mehr trauen — man hat auch keinen mehr. — Ich möchte Dir Vieles, ich möchte Dir mit Thränen schreiben . . . Antworte womöglich und adressire den Brief an den Herrn Amtsgerichtsactuar Pfaff zu Weinsberg.

Das Gedicht, von dem in vorstehendem Briefe die Rede ist, kann ich nicht nachweisen, wohl aber ein anderes aus dem Anfang des Jahres 1819, dem Kerner die Worte voranstellte, er habe geträumt, daß Keßler dieses Gedicht aus dem Englischen übersetzt habe. Da zu Kerners Eigenschaften die Vorsicht nicht gehörte, so wäre es denkbar, daß auch dieses Gedicht, selbst wenn man nicht an eine Oeffnung seiner Briefe denkt, den regierenden

Kreisen bekannt geworden war und widriges Aufsehen gemacht hätte. Dieses Gedicht lautet:

Germania.

Land, wo sich Berge stolz gen Himmel heben,
In üpp'ger Fülle alte Wälder wogen,
Die Thäler hell von Flüssen sind durchzogen,
Goldähren rauschen, Hügel steh'n mit Reben.

Land, dem Natur so manchen Schmuck gegeben,
Den andern sie stiefmütterlich entzogen.
Weh, um das Theuerste wardst Du betrogen,
Um freie Bürger, um Brittanias Leben.

Wie gehen Deine Söhne tief zum Rasen
Gebeugt, als fetter Staatslakeien Pferde
Und tragen Sättel, Zügel und Gebisse.

Germania! in Deiner Söhne Nasen
Blies schwach der Freiheit Odem Gott beim Werden,
Stark nur in Deine Berge, Thäler, Flüsse!

Im Uebrigen haben Kerners politische Gedichte, die für seine Landsleute und für die, die sich für Provinzialgeschichte interessiren, große Bedeutung besitzen, für weitere Kreise besonderes Interesse dadurch, daß auch in ihnen von dem herzlich geliebten Jugendfreunde Uhland vielfach die Rede ist. Es ist bekannt und von Kerner in einem sehr schönen Gedicht geschildert, daß eine Entfremdung zwischen Beiden eintrat und daß durch Uhlands Dichtung der Friede zwischen den innig Verbundenen wieder hergestellt wurde. Der eigentlich in politischen Ansichten beruhende Grund der Zwietracht und die theilweise erfolgte Versöhnung wird durch zwei Briefe klar, die als einzige Proben dieser politischen Darlegungen folgen sollen.

28. Februar 17.

Inzwischen hat sich ereignet, daß ich mit unseren Landständen fast in einen öffentlichen Kampf kam und besonders Uhland dadurch etwas betrübte. Sie verlangten nämlich, daß in Zukunft nicht der Staat, sondern die Amtsversammlungen, d. h. die Schultheißen und Schreiber, die Physici erwählen sollten, woraus unsägliches Unheil entspränge und man der Willkür dieser meistens entsetzlich dummen Menschen anheimgestellt wäre. Dies zu verhindern, verfaßte ich eine Vorstellung an den Geheimen Rat, die mehrere Aerzte unterzeichneten und mußte also somit als Gegner der Landstände erscheinen. Diese erklären Jeden, der nicht durchaus all ihren Meinungen huldigt, für einen Gegner des Besseren, der Volksfreiheit, des Vaterlandes u. s. w. Kürzlich ließ ich nun auch einen kleinen Auffaß über diese von ihnen angeforderte Besetzung der Physicate durch die Wahlen der Amtsversammlungen drucken, der nothwendig hier und da spitzig wurde und mir noch mehr Feinde in der Versammlung dieser Heiligen zuziehen wird. Da der König offenbar ungemein human und billig denken wird und Besseres geben will als man früher hatte, so sehe ich nicht ein, warum man es nicht annehmen kann, nur deswegen weil es nicht ehemals da war. Darin ist aber kein Mensch hartnäckiger als Uhland und auch Mayer. Diese haben sich in die Landstände eigentlich verbissen und können ihre Kinnbacken zu nichts Anderem mehr bewegen. Uhland dichtet auch nichts Anderes mehr, als Loblieder auf die Landstände und auf die alte Verfassung und Streitlieder auf die, die

anderer Meinung sind. Von jedem Ausländer, der anderer Meinung ist, z. B. Wangenheim, sagt er, er habe eben für unser Volk kein Herz und nimmt alsdann keine weiteren Gründe von ihm an.

* * *

26. December 1817.

. . . Etwas näher bin ich nun mit Uhland auch wieder gekommen: ich habe nämlich ihm doch einige Zeilen an mich abgenöthigt. Ich sandte zur Vermittelung meine Rikele und die kleine Rosa Maria an ihn. Nach der Aussage dieser soll er rasend hartnäckig sein. Er erklärt Jeden, der diesem König einen Diensteid geleistet hat, für einen Verräther am Land und that einen hohen Fluch, so lange die alte Verfassung nicht durchaus hergestellt sei, keinen Dienst anzunehmen. Seine Hartnäckigkeit, die freilich auch ganz in seinem Charakter liegt, wäre nicht so weit gediehen, wäre er nicht in eine Familie gerathen, die das alte Verfassungswesen zur Caricatur übertreibt, in eine Familie reicher Kaufleute und Particuliers in Stuttgart. Sie heißen Pistorius, Feuerlin, Conradi, Elbe u. s. w., sind alle verschwägert und wie ein Weichselzopf mit dem alten Wesen verwachsen. Diese haben den Uhland in ihre Mitte gebannt, er wohnt nun auch ganz in dem Hause des Einen und soll eine Tochter des Pistorius, die den Waldeck einmal öffentlich mit einem Lorbeer umwand, zur Gattin erhalten: Dies wäre für ihn sofern gut, als das Mädchen sehr reich ist und dann hätte er allerdings nie nöthig, einen Diensteid zu leisten.

Sein Trauerspiel wird er Dir inzwischen geschildert haben. Es ist herrlich, wie Alles von ihm! Schade, daß es nicht auch theatralische Wirkung macht. Er zeigt, daß er auch hier Meister ist.

Dieser politische Kampf und die Gefahr, die Kerner selbst lief, hatten für ihn jedenfalls die Wirkung, daß er sich seitdem für sein ganzes Leben von der Politik zurückzog.

Die persönlichen Begegnungen der Freunde, sowohl Varnhagens, der seit 1819 fast ohne Unterbrechung in Berlin lebte, als des Assing'schen Ehepaares, das mit seinen Kindern in behaglichem Wirkens- und Freundeskreise dauernd in Hamburg lebte, mit Kerners waren während der ganzen Zeit ihrer freundschaftlichen Verbindungen überaus selten. Kamen sie vor, so trugen sie, wie es in der Natur der Sache lag, einen wesentlich anderen Charakter an sich, als der Theil der gemeinsam verlebten Jugendzeit. Damals waren frische Burschen zusammengetroffen, die in ihrer Jugend, ihrem Studium, ihren poetischen Liebhabereien ein gemeinsames Band sahen; am Anfang der dreißiger Jahre waren die Betheiligten, Männer und Frauen, den Fünfzigen nahe, von mancher Schwärmerei geheilt, durch Lebensnoth und manches schwere Leid vernichtet. Eine zwanzigjährige persönliche Trennung verschieden gearteter Menschen wirkt nicht selten auf die Freundschaft geradezu zerstörend, selbst wenn ein regelmäßiger Briefwechsel über Zeit und Ort einigermaßen hinweghilft. In unserem Falle fehlt aber auch das letztere Hilfsmittel fast vollständig. Kommt es dann zum Wiedersehen, so prallen nicht selten gerade die Gegensätze heftig aufeinander, und statt der erträumten Wiedervereinigung tritt dauernde Entfremdung ein.

Ganz so schlimm erging es Kerner mit seinen Freunden nicht, weil er eben trotz mancher schroffen Seiten eine zu conciliante, liebebedürftige, in der Vergangenheit schwelgende Natur war. Eine gewisse Verbindung

hatte Gustav Schwab hergestellt, der einzige unter den näheren gemeinsamen Freunden, der nach dem Norden reiste und seitdem mit Assings in Verbindung blieb. In einem seiner Briefe an Assing vom 10. December 1831 kommt eine interessante Notiz vor, die folgendermaßen lautet:

„Uhland und Kerner grüßen Sie, Jener aus Tübingen, wo er angebetet von der Jugend voll Segen wirkt, dieser aus Weinsberg, wo er Gespenster sieht, aber auch dichtet und voll Lebenskraft thätig ist."

Auch ein Zusammentreffen, nur ein einziges, da Varnhagen während seiner Stuttgarter Reise 1819 nicht nach Weinsberg kam, mit dem Varnhagen'schen Paare ist bezeugt. Freilich kann man sich das Naturkind Rikele schwer in echter Harmonie mit Rahel zusammendenken, die trotz ihrer Herzensgüte eine Art überverfeinerter Culturmensch war. Der Bericht, den wir über diesen Besuch des Paares in Weinsberg und die Erwiderung durch die Kerner'sche Familie in Baden-Baden besitzen (vgl. Marie Niethammer, „J. Kerners Jugendliebe", S. 169 fg.), ist daher ziemlich farblos. Eine Zeit dieses Besuches ist zwar nicht angegeben, da aber die beiden ältesten Kinder mitgenommen wurden — ein drittes jüngeres blieb, eben weil es noch zu klein war, zu Haus — so darf angenommen werden, daß der Besuch Anfangs der 30er Jahre stattfand.

Mit dem Tode Rahels beginnt für Varnhagen eine neue Periode. Seine Schriftstellerei bezieht sich im Wesentlichen auf die Verewigte. Er sammelt ihre Briefe, die an sie gerichteten Schriftstücke, ihre Aufzeichnungen und Notizen, schildert die Personen aus ihrem Umgange und beschreibt sein eigenes Leben, das in Momenten bescheidener Zurückhaltung ihm nur als eine Ergänzung zu dem ihrigen, als ein Emporklimmen zu ihrer Höhe erschien.

In diesen Beschreibungen, bei den Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens, die von 1837 an erschienen, wollte und mußte Varnhagen auch der mit Kerner verlebten Zeit gedenken. Am 18. September 1837 fragte er bei Kerner an, ob er in einem Stücke seiner Denkwürdigkeiten, das Mundt in seiner Zeitschrift „Zodiacus" drucken wolle, ihn schildern dürfe.

„Ich erzähle Deine Gespenstergeschichte, den Zug, daß Deine Mutter Schuppen an Dir suchte." Am Schlusse desselben Briefes hieß es: „Ich gehe mit Allen sehr glimpflich um, außer mit Baggesen und Conz, die nicht gut wegkommen."

Auf diese Anfrage antwortete Kerner in dem folgenden Briefe, der schon deswegen überaus charakteristisch ist, weil in ihm der Schreiber einem Laien und Nichtgesinnungsgenossen gegenüber seinen Geisterglauben vertheidigt. Etwas derber als in unserem Briefe äußerte sich Kerner über die Art von Varnhagens Schilderungen in einem Briefe an Sophie Schwab, 25. September, in dem er sowohl Varnhagens Gemeinschaft mit Mundt, als seine Darstellung Chamissos bekrittelte. Der wesentliche Theil dieses Briefes lautete:

Kerner an Varnhagen.

23. September 1837.

Deine Denkwürdigkeiten zu lesen, erlebe ich sie noch, wird mich sehr freuen. Von Deiner Treue bin ich versichert, daß Du mich in ihnen so aufführen wirst, daß das Publicum nicht meint, Du liebest mich nicht mehr. Ich rühmte mich zu sehr gegen Viele Deiner Freundschaft und rühme und freue mich ihrer noch täglich und wünsche nicht, daß man glauben könne, es seie damit nie viel gewesen oder jetzt nichts mehr. Dies weiß ich nun daß Du nicht thust, und so kannst Du Deinen Scherz wohl auslassen. Du schreibst von einer Geistergeschichte in Tübingen. Ich erinnere mich nicht, was das war. Damals glaubte ich an Geister grade so wie Du jetzt. Das heißt, ich fürchtete sie und glaubte nicht daran. Jetzt bin ich von ihrer Existenz so sehr überzeugt, wie Du etwa von dem Vorhandensein magnetischer Pole oder anderer tieferer Naturwahrheiten und das nicht auf dem Wege des bloßen Glaubens sondern einzig auf dem Wege der Erfahrung und Naturforschung. Wer nicht auf diesem Wege geht, kommt allerdings hier zu keiner Ueberzeugung. Die meisten z. E. wie Du und Menzel wollen eben nichts davon und da kann man nichts dagegen sagen. Was liegt daran, wenn ich und noch hundert und tausend Andere behaupten würden, es gäbe kein Amerika? Viele Tausende schrieen auch zu Columbus Zeiten über den Wahnsinn solcher Behauptung. Das thut nichts — die Zeit bringt alles an den Tag und wird mich nach meinem Tode rechtfertigen. Die Schuppen betreffend, so könnte das wegen meiner erzählt werden, aber die Pietät für meine Eltern erfordert, daß ich Dich bitte, diesen Scherz ihrer wegen wegzulassen oder so schonend für sie als möglich zu stellen. Es muß auch auf einem Irrthum meiner oder meiner Mutter beruhen, da ich im September geboren bin und man im Januar also nicht in's Wasser kommt. Das würde man nachrechnen. Führe dagegen lieber an, (was ich auch in Deinem Tübinger Tagebuch aufgezeichnet las,) daß ich Talglichter mit bloßen Fingern angerührt und sehr gern auf dem Boden gesessen seie, was mir noch nachgeht. — Dem Conz thue nichts an. Er war ein zu guter Mensch.

Dem hier ausgesprochenen Wunsche genügte Varnhagen nicht vollkommen, wenigstens wurde in den späteren Buchausgaben der „Denkwürdigkeiten" die Geschichte mit den Schuppen doch gedruckt. Auch Conz wurde einigermaßen mitgenommen.

Zeigt unser Brief das bei Kerner übliche Schwelgen in alten Erinnerungen, so kommen doch einige beim Abdruck übergangene Stellen in dem Briefe vor, die eine ziemliche Entfremdung erkennen lassen, z. B. eine, in der sich Kerner über Varnhagens Erzählung beklagt, die er durch Rosa Maria erfahren habe, daß er, Kerner, einem Jeden alle Briefe vorzeige.

Erst am 12. März 1842 wandte sich Varnhagen wieder an Kerner. Dies Schreiben ist ein Muth- und Trostbrief in Kerners Gemüthsnoth und seiner Angst, das Augenlicht zu verlieren, ein Brief, in dem Varnhagens Lebensfreude und Schaffenslust, die erfreuliche Erinnerung an alles gemeinsam Erlebte zum Ausdruck kommt. Trotzdem wurden gewisse Differenzen, die zwischen Beiden aufgetaucht waren, nicht verschwiegen. Namentlich trat des Schreibers große Theilnahme für D. F. Strauß, den Theologen und den Menschen, deutlich hervor, während Kerner, wie bereits erwähnt, obwohl sehr gut mit jenem bekannt, von dem Theologen Nichts wissen wollte, den Menschen nicht völlig anerkannte, in seinen Ehestreitigkeiten z. B. ihm Unrecht gab.

Auf diesen Brief ist folgendes Schreiben Kerners die Antwort:

Kerner an Varnhagen.

23. März 1842.

Du brachtest durch Deinen lieben Brief in die Trübe meines Lebens einen hellen Sonnenschein! Ach! Ich liebe Dich ja bis zum Tode innigst! Lange wird es freilich mit uns Beiden nicht mehr halten, wir können nicht so gar alt werden, wir sind nicht dazu geschaffen, und wenn man vollends wie ich das Licht der Augen verliert und es Einem sonst so trübe und bange durch's ganze Leben zu Muth ist wie mir! Meine Augen sind zur Operation noch nicht reif, aber erbärmlich genug zum Sehen und doch muß ich Tag und Nacht als Arzt Dienste thun und darf Nichts thun, was die Augen noch erhalten könnte . . . Strauß, dessen Du gedenkst, besucht mich noch immer alljährlich, und kürzlich war ich auch bei ihm in Stuttgart. Seine religiösen Ansichten bringen mich weiter nicht von ihm, denn wir sind alle gleich scheußliche Unchristen und Sünder. Er interessirt sich auch sehr für Poesie, Magnetismus u. s. w. Er schrieb kürzlich eine Oper. In diesem Sommer [vergangenem Sommer] war ich in München, wo ich den Schelling das erste Mal sah und sprach. Ich meine, daß nur die Philosophie die rechte seie, die sich auch mehr auf die Natur gründet, auf das innere Leben und Ahnen der Menschen, nicht blos auf sein Gehirnleben. Die Philosophien der alten Philosophen und Lehrer sind mir da immer noch die wahreren, z. B. Platos. — In München lernte ich auch den Clemens Brentano kennen, einen ganz sonderbar-dämonischen poetischen Menschen, der mir viele Freude machte. Auch Görres vergnügte mich und mein herrlicher Schubert. Der Kronprinz unterhielt sich mit mir lange über Geistererscheinungen und Magnetismus. Auch die verstorbene Königin Wittwe, die mir mehreres aus diesen Kreisen, aus ihrem eigenen Leben erzählt, namentlich so lange sie in dem alten Schlosse zu Bayreuth war, wo ihr selbst öfter die weiße Frau erschien. Du glaubst an alle diese Dinge noch nicht und sie sind so wahr, wie die Erzählung von Amerika.

Tieck war vorigen Sommer auch bei mir und ich bei ihm in Heilbronn, wohin er meine ganze Familie einlud. Er war sehr freundlich, besonders weil er meinte, ich sei ihm feindlich geworden, weil sein Humor meinen Geisterglauben in einigen Novellen benutzte, und weil er nun erstaunt war, daß dies gar nicht der Fall war und ich ihm nöthigenfalls die Fortsetzung einer solchen Novelle bei all meinem Respect für Geister und dem Glauben an solche schreiben würde.

Die in dem vorstehenden Schreiben erwähnten Persönlichkeiten (von Strauß war schon vorher die Rede) Schelling, Brentano, Görres, Schubert, der Naturphilosoph, der Kronprinz von Bayern, d. h. der spätere König Maximilian sind zu bekannt, als daß im Einzelnen von ihnen geredet werden müßte. Auch dieser Brief ist übrigens deswegen charakteristisch, weil er den Gegensatz zwischen den Freunden in geistigen, um nicht zu sagen Geisterdingen, klar darlegt.

Zu den mannigfachen Differenzen, welche die Intimität gestört, ja zu vernichten gedroht hatten, kamen in der letzten Zeit noch die politischen. Die Stellung beider Männer zur Revolution war, wie oben ausgeführt wurde, eine grundverschiedene, und beide Männer waren trotz ihres Alters heftig genug, um den sie beherrschenden Gegensatz lebhaft auszudrücken. Die Begeisterung Varnhagens für die Erhebung von 1848 tritt z. B. in seinem Briefe vom 25. März 1848 hervor. Kerner machte aus seiner entgegengesetzten Stimmung durchaus kein Hehl. Bei seiner Reise nach Norddeutschland vermied er Berlin, und gar manche Aeußerungen seiner Feindschaft gegen alles revolutionäre Gebahren mögen Varnhagen zu

Ohren gekommen sein. Daher äußerte er sich in einem Briefe vom 21. September 1849, einem Dankbriefe auf Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ ungemein kühl, gar nicht im Tone der früheren Correspondenz. Ein solch kühles Verhältniß war nicht nach Kerners Sinn und besonders die Worte jenes Briefes: „die neueste Zeit trennt uns,“ veranlaßte Kerner zu folgender rührenden Versicherung (1850).

„Oh Alter, Du schriebst zuletzt besonders curios an mich. Mich trennte die Zeit nicht von Dir, wie mich der Tod von Dir nicht trennen wird. Ich lebe nicht in der Politik, nur in der Natur. Die Politik ist des Teufels Werk rechts und links. Lasse Dir Dein Herz doch auch nicht von ihr so einnehmen, daß Du ihr zu Liebe Freunde daraus treiben willst. Du bringst mich aber nicht aus ihm.

Selbst diese Auseinandersetzung war nicht im Stande, Varnhagens Groll zu vernichten. Vielmehr gab sie ihm Veranlassung zu folgenden sehr heftigen Aeußerungen, 9. September 1850:

„Meine Politik hat nichts vom Teufel, sie weiß von keinem Wortbruch, Meineid und Verrath, von keiner boshaften Rache nach vorhergegangener Feigheit, meine Politik ist eine gottbefreundete, eine, die sich der Armen und Gedrückten annimmt, nicht den Reichen und Mächtigen huldigt; die lasse Du mir ungescholten!“

Damit schien Varnhagen die Lebensbeziehungen völlig abgebrochen zu haben. In einiger Verbindung blieb er mit Justinus' Sohn, Theobald Kerner, einem Anhänger der neuen Zeitrichtung, von dem der Vater am 23. Juli 1848 geschrieben hatte: „Dagegen lieferte ich einen Sohn der Welt, welcher es mit der rothen Republik und Herrn Hecker hält.“

An ihn schrieb er am 22. November 1853 folgende herbe Zeilen, die sich in Abschrift unter den Kerner-Papieren des Varnhagen'schen Nachlasses finden. Nachdem er nämlich geäußert, daß er in dem letzten an den Vater gerichteten Brief seine Hoffnungen und Bekümmernisse ausgedrückt habe, fuhr er fort:

„Als ich Ihren Vater kennen lernte, dachte er auch so. Jetzt freilich nicht mehr! Ich will keinem Menschen seine Denkart vorschreiben. Ich ehre die redliche Ueberzeugung in jeder Gestalt. Aber es giebt gehässige Ueberschreitungen, die ich nicht ertrage. Wenn ich eine Reise nach Schwaben machte, so würde ich Weinsberg doch vermeiden müssen.“

Aber Kerner hielt diese Entfremdung von dem so lange Verbundenen und so innig Geliebten nicht aus. Als er 1855 in Baden-Baden war, sandte er ein Blatt vom Grabe Ludwig Roberts, des Bruders der Rahel, und schrieb dazu die folgenden ergreifenden Zeilen:

„Von Tübingen an bis jetzt und immerdar trug und trage ich Dich treu in meinem Herzen und erloschen in mir auch alle Freuden, mein halbes Lebenslicht und mein Augenlicht, erlosch in mir doch nicht die Liebe, und aus Nacht und Gram grüßt und segnet Dich am Ende dieses Jahres und wohl am Ende seines Lebens Dein alter Freund J. Kerner.

Auf diesen Appell konnte Varnhagen nicht schweigen. Am neunundzwanzigsten December 1855 antwortete er, freilich gemessener als Kerner. Es klingt recht kühl, wenn er schreibt:

„Unsere alte Liebe kann nicht verglühen: selbst unter der Asche, die sich darüber gelegt haben mochte, mußte sie sich wohl bewahrt wissen.“

Seitdem wurden noch bis 1857 mehrere Briefe gewechselt. Aber sie entbehren des eigentlich persönlichen unmittelbaren Interesses, ein Mangel, der in Kerners Briefen schon dadurch sichtbar wird, daß er seiner völligen Blindheit wegen nicht mehr selbst schrieb, sondern dictirte und höchstens ein paar Zeichen darunter kritzelte, die seinen Namen vorstellen sollten.

Noch einmal ganz am Schluß, in dem letzten Briefe, der von Kerner an Varnhagen geschrieben wurde, erklingt ein etwas herzlicherer Ton. Vielleicht glaubte Kerner nicht völlig an das, was er schrieb, vielleicht meinte er, daß er von Varnhagen verkannt sei. Es ist das schon einmal gekennzeichnete Buhlen um die Freundschaft des seit Alters her Verbundenen, wenn er ihm am 18. Juni 1857 ein „An Gewisse" überschriebenes Gedicht (auf einem gedruckten Blatte) zusendete und von den Versen bemerkte: „die aber nicht an Dich gerichtet sind, weil ich wohl fühle, daß Du mich nicht mißverstanden hast trotz Deines früheren Mißbehagens an Versen auf den von mir auch nicht mißkannten Radetzky."

Das zum Schluß erwähnte Gedicht an Radetzky steht in den üblichen Auswahlen Kerner'scher Gedichte nicht, ebenso wenig das Gedicht „An Gewisse", das nur in der wenig verbreiteten und jetzt schon selten gewordenen Sammlung „Winterblüthen", Stuttgart 1859*), zu finden ist. Da es überaus charakteristisch für den Dichter ist, so mag es hier folgen. Zur Erklärung genüge die Bemerkung, daß unter den am Anfang erwähnten zwei Menschen wohl die Könige von Bayern und Württemberg zu verstehen sind. Das Gedicht selbst lautet:

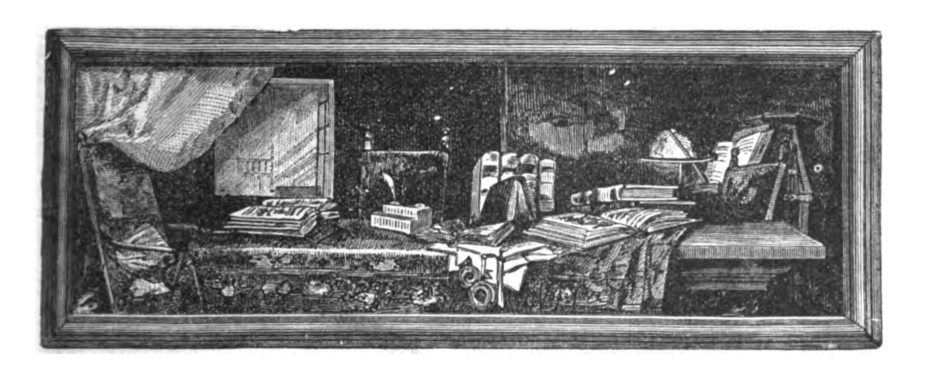
Zwei Menschen hab' ich in mein Herz genommen,
Die mich in ihr Herz nahmen — als ich blind,
Und nur durch Zufall ist es so gekommen,
Daß diese Zwei zugleich auch Könige sind.
Nicht will ich ihre Namen euch hier nennen,
Still trag' ich sie in meinem Herzen warm,
Doch würdet ihr so gut, wie ich, sie kennen,
Und sie nicht lieben, wärt ihr — liebearm!
Ihr hättet dann die Liebe nie gesehen,
Der gleich ist König, Bettler, arm und reich,
Die Liebe, die mit Königen kann gehen,
Die Sonne küsset und den Wurm zugleich,
Die Liebe, die mir Gott trug in mein Leben,
Die mich geführt in Hütten und zum Thron,
Gar Gruß und Kuß dem Biedermann gegeben,
War er ein Königs- oder Bauernsohn.

*) Die angeführte Sammlung „Winterblüthen" 1859 ist ebenso wie die Sammlung „Letzte Lieder", Stuttgart 1854 so selten, daß z. B. beide nicht in der Königlichen Bibliothek in Berlin vorhanden sind. Aus diesen beiden Sammlungen enthalten die üblichen Zusammenstellungen Kerner'scher Gedichte, wie sie seit dem Tode des Poeten häufiger z. B. Stuttgart 1876 und 86 veröffentlicht worden sind, nur eine Auswahl nicht immer der charakteristischen Lieder. Eine wirklich vollständige Sammlung der Kerner'schen Lyrik wäre sehr erwünscht.

Befrag' das Waldgebirg ob uns'rem Thale,
Wo irr getobt ein armer Bauernschwarm,
Wer die Getroffenen vom Blitzesstrahle
Des Richters — schützend nahm in seinen Arm?
Wer hat in jenen bangen irren Tagen,
Als Undanksruf zur Königshalle drang,
Die Harfe in den wilden Sturm getragen,
Die Liebe, Liebe, alte Liebe sang?
Nicht was das Mitleid mir gebot, mich kröne!
Der Tisch auf meinem Thurme steh' zur Beicht',
Wie oft an ihm schmerzvolle Polensöhne
Sich tranken ihre schweren Herzen leicht.
Wie ich einst war, bin ich bis heut, ihr Lieben,
Und trägt mein Herz auch keinen Bürgerkranz,
Ist mir die freie off'ne Stirn geblieben,
Die Hand, die nicht gespielt zum irren Tanz! —
Die Politik trieb in mir schwache Triebe
Gedeiht nicht in poetischer Natur.
Gehuldigt hab' ich einzig nur — der Liebe —
War schuldvoll ich — verklagt bei Gott mich nur!

Varnhagen starb am 10. October 1858. Der ihn überlebende Freund war damals nicht mehr frisch genug, um seine Empfindungen lebhaft auszudrücken, so daß in dem gedruckten Briefwechsel gerade dieser Jahre die an Kerner gerichteten Briefe die von ihm geschriebenen bei Weitem überragen. Zudem war auch das Geschlecht, das mit Kerner und Varnhagen groß geworden war, fast völlig verschwunden, vielleicht mit Ausnahme des Beiden gemeinsam verbundenen Uhland. Aber es zeugt doch auch sehr für das Schwinden jeder Intimität zwischen den alten Freunden, daß in dem gedruckten Briefwechsel Varnhagens Name seit 1842 überhaupt nicht mehr begegnet und die einzige Erwähnung seines Namens, die nach seinem Tode geschieht, nicht in einem Briefe Kerners, sondern in dem Dankschreiben erfolgte, das Ludmilla Assing am 14. November als Antwort auf eine Theilnahmebezeugung von Justinus an diesen richtet. So zerrann allmählich auch dieses so innig begonnene Verhältniß. Aber das Auseinandergehen jener so verschiedenen Menschen zu betrachten ist interessant genug und namentlich der Hinblick auf die gemeinsam verlebte Jugendzeit von größter Bedeutung.





Augenärztliche Betrachtungen im Theater.

Von

H. Schmidt-Rimpler.

— Göttingen. —

Der Vorhang geht in die Höhe! Du wolltest noch eben das Personenverzeichniß des Stückes durchmustern: unmöglich! Tiefe Dunkelheit um Dich herum, nur die Bühne in heller Beleuchtung. Ja, warum denn? Was hat denn diese in den letzten Jahrzehnten in Deutschland eingeführte Mode für einen Zweck? Daß sie nicht gerade zum Besten der Augen erdacht wurde, ist wohl einem Jeden schon durch die unangenehme Empfindung klar geworden, die ihn trifft, wenn er plötzlich aus dem Dunkeln in's Helle oder aus dem Hellen in's Dunkle kommt. Die Augen müssen sich erst für die wechselnde Beleuchtung „adaptiren", — wie man dies wissenschaftlich ausdrückt. Im Anfange sinkt hierbei auch die Sehschärfe; erst allmählich hebt sie sich wieder: je größer der Unterschied war, um so langsamer tritt die Adaption ein, um so unbequemer. Wie viel Zeit vergeht doch, wenn man aus einem sonnenbestrahlten Raume in ein finsteres Zimmer tritt, ehe man die Gegenstände darin erkennen kann! Nicht nur die centrale Sehschärfe leidet, auch die periphere wird verringert und das Gesichtsfeld verengt; wir erkennen die seitwärts von dem angesehenen Gegenstand befindlichen Objecte bei Weitem nicht mehr in der sonst möglichen Entfernung. Um eine größere Menge Licht einzulassen, erweitert sich alsdann die Pupille. Bleiben wir länger im Dunkeln, so schärft sich unser Sehen immer mehr; Gefangene, die Jahre hindurch in finsteren Kerkern gesessen haben, sollen eine ganz ungewöhnliche Sehschärfe bei dieser geringen Beleuchtung erlangen. Umgekehrt verengt sich die Pupille, wenn wir aus dem Dunklen plötzlich in's Helle treten, um die Lichtfülle ab-

zublenden. Auch hier wird erst langsam wieder ein ruhiges und scharfes Sehen ermöglicht: öfter tritt dabei „Mückensehen“ (mouches volantes) auf: kleine Ringe, Plättchen, Fädchen werden wahrgenommen.

Derartigem Adaptions-Wechsel sind wir nun im Theater beständig ausgesetzt; nicht allein wenn der Zuschauerraum beim Beginn der Vorstellung oder nach dem Aufhören der Pausen stark verdunkelt wird. Denn wohl Niemand blickt während des ganzen Actes unentwegt auf die Bühne, selbst nicht bei sehr interessanten Vorführungen; wieviel mehr tritt das Bedürfniß bei langweiligen Scenen hervor, einmal den Blick herumschweifen zu lassen. Aber dann versagt die Sehkraft in dem Dunkelraum; die Adaption für die Objecte und Subjecte im Zuschauerraum dauert um so länger, je greller die Bühnenbeleuchtung war. Je weiter zurück der Zuschauer sitzt, um so unbequemer ist unter solchen Verhältnissen sein Sehen, da er erst durch einen langen dunklen Raum auf die beleuchtete Bühne blickt, er wird um so eher versucht sein, Etwas in dem vor ihm liegenden Zuschauerraum zu erkennen.

Auch der Theaterzettel, der vielleicht gleich im Anfang der Aufführung noch mit Anstrengung bei einer mäßig herabgesetzten Beleuchtung gelesen werden konnte, wird jetzt ganz unleserlich, da das Auge überblendet ist und sich in Folge dessen langsamer adaptirt. Viele deutsche Bühnen suchen uns allerdings diesen Kampf mit dem Theaterzettel ganz zu ersparen, indem sie gleich beim Aufrollen des Vorhanges Alles in Nacht einhüllen!

Noch ein weiterer Umstand kommt hinzu, der gegen diese Verdunklung des Theaters spricht. Während die Mitte des Augenhintergrundes, die Stelle des centralen Sehens und ihre nächste Umgebung von dem Bühnenbilde grell beleuchtet ist, sind die peripheren Partieen des Augenhintergrundes dunkel und zwar in um so größerer Ausdehnung, je entfernter man sich von der Scene befindet, da aus dem Zuschauerraum kein Licht auf sie fällt. Vielleicht könnte man meinen, daß hierdurch die Sehschärfe für die helle Bühne sich besonders steigere, und so einen gewissen Vortheil für das Sehen aus der getadelten Einrichtung herleiten. Dem ist aber nicht so. Bei der Mehrzahl gesunder Augen wird, wie mich Versuche gelehrt haben, durch eine mäßige Beleuchtung der Peripherie der Netzhaut gerade die Sehschärfe für das centrale Sehen, also für das direct Angeschaute vermehrt.

So kann ich denn keinen einzigen optisch-physiologischen oder augenärztlichen Grund finden, der diese übermäßige Verdunkelung des Theaterraumes zu rechtfertigen vermag: im Gegentheil spricht Alles gegen diese jetzt so beliebte Mode.

Vielleicht aber spielen psychologische Momente dabei eine Rolle? Ich weiß nicht, ob das Verdunkelungssystem von Bayreuth, wo es in höchster Potenz durchgeführt wird, ausgegangen ist: dann könnte man allerdings glauben, daß der Zuhörer auf diese Weise „im Zwangsverfahren“ veranlaßt werden sollte, seine Aufmerksamkeit einzig und allein auf die Aufführung zu lenken. Für manche Zuschauer und Zuhörer scheint das Dunkel

allerdings zu dem vollen Genuß einer Wagner'schen Oper erforderlich zu sein. So lese ich z. B., daß Bernhardine Schulze-Smidt in ihren „Pariser Theater-Abende" (Ueber Land und Meer 1898 Nr. 43) bedauert, daß in der Pariser Oper bei der Meistersänger-Aufführung der Zuschauerraum während der Vorstellung ebenso hell beleuchtet bleibt wie während der Pause. „Für Wagners Opern, die ein ganzes Ohr, einen ganzen Verstand und ein ganzes Herz erfordern, wird Paris wohl niemals München*) oder Bayreuth erreichen. Die hehre, athemlos lauschende Weihestimmung kann nicht Boden gewinnen; es ist keine Anlage da zu jener Hingabe, die sich den seelenerschütternden Tönen am liebsten im Schutze der Dunkelheit entgegendrängt, weil sie Nichts sehen mag außer den Vorgängen auf der Bühne; die tief in's Meer des Klanges sinken will . . ."

Wer eben „tief in's Meer des Klanges sinken" will, der mag die Augen überhaupt schließen: alsdann ist er am allerbesten befähigt zu hören; will er sich aber gleichzeitig auch die Vorgänge auf der Bühne nicht entgehen lassen, so sieht er, wie ausgeführt, besser, wenn keine absolute Dunkelheit im Zuschauerraume herrscht. Daß aber derartige sich ganz versenkende und dem Kunstgenuß hingebende Gemüther überhaupt durch andere sichtbare Erscheinungen abgezogen werden könnten, hieße doch an der Stärke ihrer Kunstempfindungen unbescheidene Zweifel hegen! Immerhin bleibt es auffallend, daß man nicht viel eher an den Orten, wo man nur hört, das heißt in den Concertsälen die Verdunkelung eingeführt hat; oder fürchtet man, daß Sinneseindrücke, welche das Ohr allein treffen, nicht für alle Zuhörer genügen, um sie wach zu halten?

Aber es handelt sich auch garnicht immer im Theater um Opern oder gar Wagner'sche Opern. Vollkommen unverständlich bleibt solcher Zwang, wenn uns Schwänke und Possen vorgeführt werden; selbst wirklichen Kunstwerken gegenüber halte ich derartige Maßnahmen zur besseren Concentration der Gedanken und Empfindungen für unberechtigt. Die Theater sind nicht für schulpflichtige Kinder, bei denen man in den Klassen die Fensterscheiben undurchsichtig macht, damit sie nicht auf die Straße sehen. Die Erwachsenen gehen durchschnittlich zu ihrem Vergnügen — welcher Art dies auch sei — hin, einige wenige auch zur nothwendigen Erhöhung ihrer Bildung, oder zur Aufbesserung ihres Charakters. Wie weit sie nun den Vorgängen auf der Bühne ihre Theilnahme schenken wollen, ist jedenfalls ihre eigene Angelegenheit. Wenn sie es vorziehen, das Publicum gelegentlich zu mustern, da ihnen hier manche Persönlichkeiten interessanter vorkommen als die Bühnenkünstler und Künstlerinnen, so mögen sie es thun: der Theaterdirector darf sie dieses Vergnügens nicht durch Verdunkelung des Zuschauerraumes berauben.

---

*) Nebenbei sei bemerkt, daß ich gerade in München bei einer Festvorstellung des Lohengrin im September v. J. die Verdunkelung während des Actes nur mäßig und durchaus angemessen fand.

In Italien, wo die Logen gleichzeitig dem geselligen Verkehr dienen, würde man gegen ein solches Obscurantenwesen lebhafte Verwahrung einlegen; ebenso in Frankreich. „Mehr Licht"! wollen wir mit Goethe rufen; er war ein solcher Lichtfreund, daß er 1814 schreibt: „Wüßte nicht, was sie Besseres erfinden könnten, als daß die Lichter ohne Putzen brennten."

Allerdings spart das Ausdrehen der Gas- und elektrischen Hähne ziemlich viel Geld; sollte dies auch mitsprechen und vielleicht darin der Grund liegen, daß die ungesunde Mode so schnelle Verbreitung gefunden hat?

Unsere Forderung geht nun dahin, daß, wenn auch bei offener Scene eine mäßige Herabsetzung der Beleuchtung im Zuschauerraum zugestanden werden kann, jeder Platz doch so belichtet ist, um einem normalen Auge zu ermöglichen, den Theaterzettel oder das Textbuch mindestens in 40 cm Entfernung zu lesen. Bei dieser Helligkeit werden alle Personen und Gesichter im Theater wenigstens so beleuchtet, daß auch der einigermaßen zufrieden sein kann, der gelegentlich seinen Blick im Zuschauerraum umherschweifen läßt. Vor Allem werden die Augen dann nicht durch zu crassen Lichtwechsel gereizt. —

Aehnlich verwerflich erscheint die hochgradige Verdunkelung der Bühne, wie sie bisweilen in Abend- und Nachtscenen beliebt ist. Man muß unwillkürlich dabei an einzelne Bilder der letztjährigen Kunst-Ausstellungen denken, die in Braun und Schwarz gemalt, eigentlich Nichts erkennen ließen und nur als Vexirbild mit dem Motto: „Wo ist die Katz?" den Beschauer interessiren konnten. Auch die schöne schwarzgetünchte Bildfläche mit der Unterschrift: „Kampf der Neger im Tunnel" taucht in der Erinnerung des sinnenden Beschauers auf.

Wenn die Finsterniß auf der Bühne, wie nicht selten, so groß ist, daß die Schauspieler oder Sänger garnicht oder nur als schwarze Schatten erkennbar sind, so brauchten sie überhaupt nicht zu erscheinen und könnten einfach hinter den Coulissen sprechen oder singen. Es fiele dann wenigstens das höchst unbequeme Sehen und Suchen nach ihnen fort, das die Augen übermäßig anstrengt und den Zuschauer ganz nervös machen kann. — „Nur bei guter Beleuchtung arbeiten und sehen" sagen wir Allen, die ihr Augenlicht erhalten wollen: im Theater aber wird uns zugemuthet, in manchen Stücken oft Viertelstunden lang die im Finstern wirkenden Schauspieler zu verfolgen. Ja, warum denn diese Qual? um das Spiel der Wirklichkeit zu nähern? Darauf können wir im Interesse unserer Augen und Nerven gern verzichten: das Reden in Versen, die langen Monologe der Sterbenden und die schmetternden Arien der Unglücklichen und Verzweifelten kommen auch nicht in der Wirklichkeit vor.

Da wir also Vieles auf der Bühne hören, was wir sonst — oft zu unserer Genugthuung! — nicht zu hören bekommen, so sei man auch bezüglich des Sehens nicht so überaus realistisch und beleuchte die Scene wenigstens so, daß man die Künstler erkennen und ihr Mienenspiel verfolgen kann. Die Nachtscene in den Meistersingern, Theile des ersten

Actes der Walküre, die Waldscene in den lustigen Weibern und viele andere werden aber in manchen Theatern fast absolut unsichtbar gespielt! —

Im schärfsten Gegensatz zu dieser Dunkelheit treffen wir oft bei Balletscenen eine so grelle elektrische Beleuchtung, daß man ordentlich Augenschmerzen bekommt und fortblicken muß. Man bedenke, daß der Flammenbogen eines einzigen elektrischen Kohlenlichtes etwa 5000—10 000 Normalkerzen entspricht. Dies „Allzuviel" ist auch ungesund, besonders werden die Darsteller, denen der Reflex des Lichtes direct auf das Gesicht geworfen wird, darunter leiden. Mir sind schon vor Jahren, als diese Methode in Aufnahme kam, mancherlei Klagen vorgebracht worden, in denen wirkliche Augenerkrankungen darauf zurückgeführt wurden. Ein bekannter Schauspieler des früheren Victoria-Theaters in Berlin brachte seinen beginnenden grauen Staar damit in Verbindung; ob mit Recht, scheint allerdings zweifelhaft. Es ist zwar schon seit langer Zeit bekannt, daß Feuerarbeiter verhältnißmäßig häufig in jugendlichem Alter an Staar erkranken, besonders ist es bei den Glasbläsern sichergestellt, daß ihre Arbeit nach dieser Richtung hin schädlichen Einfluß übt. Bei ihnen findet man oft, daß ein Auge besonders und frühzeitig vom Staar befallen wird, und zwar dasjenige, welches der Feuerflamme am nächsten steht. Doch dürfte hier vielleicht mehr als die Lichtwirkung der glühenden Masse die strahlende Wärme anzuschuldigen sein.

Wohl aber bewirkt übermäßiger und greller Lichteinfall öfter andersartige Augen-Affectionen, die sich durch Lichtscheu, Mückensehen, krampfhaftes Schließen der Lider, Pupillenverengung und vermehrten Blutzufluß zu den äußeren und inneren Augentheilen zu erkennen geben: jedoch nur selten entsteht ein dauernder Nachtheil hierdurch. Es handelt sich um ähnliche Zustände, wie sie bei dem Aufenthalt auf hohen, schneebedeckten Bergen vorkommen und die als Schneeblindheit bekannt sind.

Bei dem directen längeren Hineinblicken in eine sehr starke Lichtquelle, kann es jedoch zu einer wirklichen Verbrennung der centralen Netzhaut-(Sehhaut-)partieen kommen, in Folge deren dann ein centraler Dunkelfleck (Skotom) entsteht: die davon bedeckte Stelle fällt entweder ganz aus, oder es wird der fixirte Punkt wie durch einen Schleier gesehen.

Sehr häufig findet man diese Erkrankung nach einer Sonnenfinsterniß, wenn dieselbe ohne dunkles Glas verfolgt wurde, und die leuchtenden Theile der Sonnenscheibe längere Zeit angesehen wurden. Zu mir kam einmal ein Dorfschullehrer, der auf diese Weise nicht nur selbst einen Dunkelfleck erworben, sondern ihn auch noch bei einer Reihe seiner Schüler veranlaßt hatte, indem er sie zu emsiger Beobachtung des seltenen Naturereignisses anspornte, ohne dabei die nöthigen Vorsichtsmaßregeln (dunkle Gläser) anzuwenden. Zum Glück pflegen diese Flecke sich im Laufe der Zeit wieder zu lichten, so daß noch eine ausreichende Sehschärfe erreicht wird.

Auch nach dem Sehen in elektrisches Licht können Dunkelflecke entstehen: so beobachtete dies ein Wiener Augenarzt bei einem Schustergesellen, der

lange Zeit in eine an der Decke eines Cirkus angebrachte elektrische Sonne gestarrt hatte. Selbst weniger intensive Lichtquellen wirken gelegentlich schädlich. Der berühmte, jetzt verstorbene Professor Arlt beschreibt z. B. eine schwere Augenentzündung mit nachfolgender Sehschwäche bei einem Tischlerlehrling, der als „Zaungast" einem feenhaften Carousssel in dem Waldstein'schen Palais in Prag, das in bengalischer Beleuchtung prangte, zugeschaut hatte. Der Junge hatte durch eine Spalte der umschließenden Bretterwand geblickt; wegen auftretender Schmerzen konnte er nicht einmal bis zum Ende des Schauspiels seine Neugierde befriedigen. Hier dürfte auch der vorher als schädlich betonte Contrast der das Auge peripher umgebenden Dunkelheit mit der überstarken centralen Beleuchtung eine Rolle gespielt haben; wenigstens ist nicht anzunehmen, daß die in dem Festraum selbst Befindlichen ähnliche Folgen davontrugen.

Betreffs Schädigungen der Sehkraft durch reflectirtes Licht sind auch verschiedene Beobachtungen mitgetheilt worden: so wurde ein Mädchen schwachsichtig, das beim Baden lange Zeit auf die vom Wasser reflectirten Sonnenstrahlen blickte. Es wird auch angegeben, daß die Strafe der „Blendung", wie sie bei den Alten geübt wurde, oft nur darin bestand, daß man dem Verbrecher ein glühendes Metallbecken dicht vor die Augen hielt: man nannte dies „abacinare" von bacino (Becken). Nach dieser Procedur trat nicht volle Blindheit ein; es blieb noch ein gewisser Lichtschimmer. Allerdings ist es zweifelhaft, ob hier nicht auch vorzugsweise die strahlende Wärme die Hauptschuld trug und etwa durch eine Entzündung und Trübung der Hornhaut die Sehschwäche bedingte.

Eine andere Art der Blendung, als sie in der vorher erwähnten Weise durch die grelle Beleuchtung der Bühne Künstler und Publicum trifft, war früher durch die in der Mitte des Zuschauerraumes oft ziemlich tief herabhängenden Kronleuchter gegeben: die Besucher der höheren und höchsten Ränge, — die im gewöhnlichen Leben diesen Rangstufen bekanntlich nicht anzugehören pflegen, — hatten besonders darunter zu leiden. Wie ich aus eigener Jugenderfahrung weiß, waren früher im Berliner Opernhaus in Folge dessen einzelne Plätze des erhabenen Olymps ganz unbrauchbar. Jetzt sind die Flammen wohl überall ausreichend gedeckt und genügend hoch angebracht, um nicht zu stören. —

Da die Entfernung der einzelnen Plätze von der Bühne durchschnittlich ziemlich groß ist, so sind die Zuschauer darauf hingewiesen, sich der Fernröhre (Operngucker) zu bedienen. Wenn wir gar die Riesen-Theater in Italien berücksichtigen, z. B. die Scala in Mailand und San Carlo in Neapel, oder die in London und nach dem Londoner Beispiel auch in Berlin und Hamburg eingerichteten Schaubühnen, wo noch ein zu Schiffsmanövern benutzter Wasserstrom zwischen Bühne und Parquet liegt, — so erscheinen in der That vielen Besuchern die Darsteller als Liliputaner, was besonders bei Balletaufführungen einen großen Genußverlust bedeuten soll.

Unsere gewöhnlichen Operngucker bieten leider nur eine mäßige Aushilfe, da sie meist zu wenig vergrößern.

Die Benutzung stärkerer Vergrößerung im Theater aber hat die Unbequemlichkeit, daß das Gesichtsfeld dabei zu sehr verkleinert wird. Die übliche Vergrößerung der Operngläser schwankt etwa zwischen $1\frac{1}{2}$—3fach. Die Doppel-Fernröhre, wie sie bei der Artillerie und Marine angewandt werden, haben ungefähr 5—7fache Vergrößerung; ein als unübertrefflich von einer optischen Fabrik empfohlenes Marine-Doppel-Fernrohr (Thalattoskop) mit 7maliger Vergrößerung (einfach in Messing) kostet bereits 68 Mark. Schon diese Werthangabe zeigt, daß die üblichen Operngläser, deren Preis sich durch die Ausstattung (Elfenbein, Perlmutter 2c.) noch erhöht, keine allzu starke Vergrößerung und keine hervorragende optische Exactheit haben können.

Die Vergrößerung läßt sich am besten à double vue bestimmen. Zu dem Zwecke blickt man — vorausgesetzt, daß man mit beiden Augen gut sieht, — mit dem rechten Auge beispielsweise durch das linke Rohr des Operguckers nach einer in entsprechender Entfernung befindlichen Mauer, welche aus gleich großen übereinander befindlichen Steinen zusammengefügt ist, und stellt durch Schrauben das Glas genau und scharf ein. Sieht man nun dieselbe Stelle gleichzeitig mit dem freien linken Auge an, so erhält man Doppelbilder: eines zeigt die natürliche Größe der Steine, das andere die mit dem rechten Auge durch den Operngucker gesehenen vergrößerten Steine. Mit leichter Mühe kann man diese beiden Bilder übereinander und zur Deckung bringen und zählt dann, wie viele der mit freiem Auge gesehenen Steine — der Höhe oder Breite nach — in einen vergrößert gesehenen gehen; diese Zahl giebt die Vergrößerung des Opernglases. Im Allgemeinen wird man bei diesem Versuche finden, daß dieselbe geringer ist, als man vermuthet — und öfter auch, als der Verkäufer angegeben hat.

Die Vergrößerung ist dadurch bedingt, daß wir größere Bilder auf unserer Netzhaut erhalten. Hierdurch entsteht für ein optisch-naives Gemüth die Täuschung, daß das Angeschaute sich näher befindet. Es ist das sehr verständlich, da unsere Schätzung der Größe eines Objectes eine durch die Erfahrung erworbene ist; letztere versagt aber beim Blick durch ein Vergrößerungsglas.

Die Größen-Schätzung setzt sich zusammen aus der Größe des Bildes, das sich von dem Gegenstande — wie in einer photographischen Camera obscura — auf der Netzhaut unseres Auges entwirft, und aus der Entfernung, in der sich letzterer momentan befindet. So ist es verständlich, daß Jemand, der sich aus der Entfernung uns nähert und dessen Netzhautbild demnach immer größer wird, uns nicht als eine im lebhaftesten Wachsthum begriffene Persönlichkeit erscheint: die Erfahrung hat uns eben gelehrt, daß dasselbe Object, je näher es uns ist, um so größere Netzhautbilder liefert. Beim Sehen durch den Operngucker bekommen wir nun größere Netzhautbilder von entfernten Personen; daraus schließen wir irr-

thümlich gemäß unserer sonstigen Erfahrung, daß diese Personen uns näher herangerückt sind.

Je weniger Jemand mit diesen optischen Instrumenten umgeht, um so gewaltiger tritt die Täuschung hervor.

Die Operngucker sind die in ein handliches Format und die für das Sehen mit beiden Augen erforderliche Verdoppelung gebrachten „holländischen Fernrohre", die Ende des XVI. Jahrhunderts von dem Holländer Zacharias Jansen erfunden sein sollen. Galilei, Professor der Mathematik in Padua, der hiervon hörte, construirte 1609 eines in der Form, wie wir es jetzt noch besitzen.

Sein erstes Fernrohr vergrößerte dreimal; später baute er ein solches, das 30mal vergrößerte, und entdeckte damit die Trabanten des Jupiters. Durch Vermeidung der chromatischen Farben-Ablenkung wurden die Linsen dann verbessert. Während die Bilder, welche von einfachen Flachlinsen entworfen werden, farbige Ränder zeigen, kann durch eine entsprechende Zusammensetzung der Linsen aus verschiedenen Glassorten (Crown- und Flintglas) dieser Uebelstand gehoben werden. Es ist bei der Auswahl eines passenden Opernglases auch hierauf zu achten.

Das Galilei'sche Fernrohr besteht im Princip aus einer Convexlinse, die dem angesehenen Object zugewandt ist (Objectiv), und einer Concavlinse, die dem Auge zugekehrt ist (Ocular). Von der Convexlinse würde ein umgekehrtes verkleinertes Bild des Objectes entworfen werden, gerade wie es das Objectiv des photographischen Apparates thut. Ehe jedoch die so zusammengebrochenen, convergirenden Strahlen sich zu diesem Bilde vereinigen können, fallen sie auf die zerstreuende Concavlinse des Oculars. Durch deren Zerstreuungskraft werden sie wieder auseinandergebrochen und zwar so, daß sie scheinbar aus derselben Richtung, in der sie in das Objectiv eintreten, kommen, aber von einem näher gelegenen Punkte. Es entsteht hierdurch ein aufrechtes vergrößertes Bild des Objectes, das wir alsdann sehen. Je schwächer das Convex-Objectivglas zusammenbricht und je stärker das Ocular-Concavglas zerstreut, um so bedeutender wird die Vergrößerung; sie entspricht dem Verhältniß der Brennweite des Objectivs zu der des Oculars.

Ein großer Vorzug des Galilei'schen Fernrohres liegt in seiner Lichtstärke. Da es keine Blende enthält, welche die peripheren Strahlen ausschließt, so fallen — bei schwächeren Vergrößerungen, um die es sich beim Operngucker handelt, — stets soviel Lichtstrahlen in das Auge, daß sie die ganze Pupille des Beobachters ausfüllen; selbst eine größere Fläche, als die menschliche Pupille einnimmt, würde noch von ihnen bedeckt.

Dies bietet nach der Richtung hin einen besonderen Vortheil, daß die Operngucker, welche eine unveränderliche seitliche Distanz der beiden Rohre von einander haben, doch für eine größere Reihe von Personen passend sind, trotzdem die Augen der Einzelnen verschieden weit von einander abstehen.

Es sei beispielweise bei Herrn A. die Entfernung der Mitte der Pupille beider Augen von einander 62 mm, bei Herrn B. nur 60 mm. Nimmt nun A. mit 62 mm Pupillendistanz einen Operngucker vor die Augen, der, wie ich bei einem sogenannten Liliput-Operngucker gemessen, 60 mm Distanz von Mitte zu Mitte der 7 mm im queren Durchmesser großen Oculargläser zeigt, — so kann er nicht durch die Mitte sehen, sondern blickt durch einen Punkt, der für jedes Auge 1 mm nach auswärts vom Centrum des Oculars fällt; B. mit 60 mm Pupillendistanz wird hingegen grade durch die Mitte sehen. Hat nun A. eine Pupillenweite von etwa 5 mm, eine ziemlich ungewöhnliche Weite, — so würde dennoch die Pupille ganz beleuchtet werden, da die Hälfte der Pupille ($2^1/_2$ mm breit), welche nach außen von der Mitte des 7 mm breiten Oculars liegt, doch noch ganz in das Gebiet desselben fällt. Man sieht aus diesem Beispiele aber schon, daß unter ungünstigen Verhältnissen der Pupillendistanz zu dem Abstande der Oculare ein Verlust an Lichteinfall entstehen kann. Dies trifft natürlich um so eher zu, je kleiner die Oculare sind. Wenn etwa Jemand mit 69 mm Pupillendistanz — und derartige Entfernungen kommen vor — obigen Liliput benützen wollte, so würde sein Pupillen-Centrum jederseits $4^1/_2$ mm von dem Centrum des Oculars liegen. Bei der durchschnittlichen Pupillenweite von 3 mm aber liegt alsdann nur $^1/_2$ mm der Pupillenbreite hinter dem Ocular und erhält Licht. Je größer das Ocular ist, um so weniger wird dieser Uebelstand hervortreten. Es trifft das für die gewöhnlichen Operngucker mit etwa 20 mm Ocular-Durchmesser zu. Diese größeren Operngucker, bei denen auch das Objectiv größer ist, haben noch den weiteren Vortheil, daß der Raum, den man übersieht, mit anderen Worten das Gesichtsfeld, ein größerer ist. Unter sonst gleichen Verhältnissen ist letzteres nämlich proportional der Objectivöffnung. Aber die niedlichen Liliputs sind so überaus bequem beim Transportiren und so leicht beim Halten!

Noch eine andere unliebsame Wirkung für Pupillen, deren Centrum nicht dem Centrum des Oculars entspricht, liegt darin, daß die durch den Rand der Gläser fallenden Strahlen weniger deutliche, mehr farbige und auch lichtschwächere Bilder geben.

Selbst eine directe Ueberanstrengung und Schädigung der Augen kann die Folge davon sein, daß die Distanz der Oculare von der Distanz der Augen des Benutzers in erheblicher Weise abweicht. Sieht man nämlich sehr peripher durch das Ocular, so wirken die in demselben befindlichen starken Concavgläser gleichzeitig wie Prismen, deren breite Basis der Peripherie d. h. dem Rande des Oculars zugekehrt ist; durchfallende Lichtstrahlen werden durch diese Prismenwirkung nach der Peripherie hin abgelenkt. In Folge dessen fallen dieselben bei gerade gerichteten Augen nicht auf den Mittelpunkt der Sehhaut (gelben Fleck), sondern peripher davon. Um das Bild nun auf die Stelle des schärfsten Sehens zu bringen, müssen die Augen eine entsprechende corrigirende Ablenkung machen. Dies erfrodert

dann eine abnorme Anstrengung der Augenmuskeln und kann bald zu unangenehmen Empfindungen, Schmerzen, Verschwommensehen, ja sogar Doppeltsehen nebeneinander liegender Bilder Anlaß geben. Recht oft ist dies der Grund, daß die Benutzung der Operngucker auf die Dauer nicht vertragen wird. Ist aber vielleicht sogar das eine Rohr etwas höherstehend als das andere, sodaß ein Auge durch die untere Hälfte des Oculars blickt, während das andere etwa durch die Mitte sieht, so entstehen übereinanderliegende Doppelbilder der angesehenen Objecte: diese lassen sich, wenn ihre Distanz einigermaßen groß ist, überhaupt nicht durch eine corrigirende Augenablenkung oder mit anderen Worten durch „Schielen" wieder zu einem Bilde vereinen, was bei seitlich nebeneinander liegenden, allerdings mit oft fühlbarer Anstrengung, im Interesse des Einfachsehens von selbst einzutreten pflegt.

Es ist daher bei der Wahl der Operngucker darauf zu achten, daß die Oculare der Pupillendistanz des Benutzers wenigstens einigermaßen entsprechen.

Bei größeren Doppelfernrohren ist eine Einrichtung getroffen, die Oculardistanz seitlich verschieben zu können; bei den gewöhnlichen Operngucken aber fehlt sie. —

Es finden sich noch andere Ursachen, um den Gebrauch der Operngucker unbequem und selbst augenschädlich zu machen. So wird das Instrument nicht immer der Augenbrechung entsprechend eingestellt, das heißt auseinandergeschraubt. Allerdings wird auch bei verschiedenem Ausschrauben noch ein scharfes Sehen zu ermöglichen sein, aber die beste Lage ist die, wo bei scharfen Bildern das Ocular und Objectiv die größte Entfernung von einander haben; in dieser Stellung ist das Auge für seinen Fernpunkt eingestellt; die Accommodation, welche für das Nahesehen erforderlich ist, ruht vollständig. Schraubt man den Operngucker mehr ein, so wird eine lästige Accommodations-Anstrengung nöthig. Je weiter das Object entfernt ist, um so mehr wird sich Objectiv und Ocular zum Deutlichsehen auch für den Normalsichtigen nähern müssen. Für einen Kurzsichtigen ist ein nahes Object schon relativ weit, deshalb muß dieser den Operngucker stets mehr ineinander schieben. Bei stärkerer Kurzsichtigkeit aber kann er mit dem gewöhnlichen Opernglas trotz stärkster Annäherung des Oculars und Objectivs doch bisweilen nicht scharf sehen. Dann muß der Myop noch seine corrigirende Brille aufsetzen, oder sich einen Operngucker anschaffen, der ein stärkeres Concavglas als Ocular hat.

Ich setze natürlich voraus, daß auch der Kurzsichtige den Trieb hat, möglichst viel zu sehen. Bei Einzelnen fehlt derselbe allerdings. Interessant sind die Bemerkungen Gustav Freytags (Erinnerungen aus meinem Leben. 1887) darüber, der sich als Kurzsichtiger „ohne Brille durch die Welt schlug". „Die Beschwerden," schreibt er, „welchen dieser Mangel in größerer Gesellschaft bereitet, suchte ich zu überwinden und ging arglos an Manchem vor-

über, was einen schärferen Beobachter beunruhigen konnte. Die Freude an Blüthenpracht und Schmuck der Kleider, an merkwürdigen Gesichtern und Frauenschönheit, den strahlenden Blick, den holden Gruß aus der Ferne mußte ich oft entbehren, während Andere sich daran freuten. Aber da die Seele sich behend in die Mängel der Sinne einrichtet, entwickelte sich schon früh in mir ein gutes Verständniß solcher Lebensäußerungen, die in meine Sehweite kamen, und ein schnelles Ahnen von Vielem, was mir nicht deutlich wurde; die geringere Zahl der Anschauungen gestattet, die empfangenen ruhiger und vielleicht inniger zu verarbeiten. Jedenfalls war der Verlust jedoch größer als der Gewinn."

Für Jedermann, der seine Accommodationskraft für die Nähe nicht unnöthig anstrengen will, wird es sich unter allen Umständen empfehlen, den Operngucker möglichst so weit auseinander zu schrauben, wie es das deutliche Sehen des betrachteten Gegenstandes nur eben noch erlaubt. Das geschieht aber, wie die Erfahrung lehrt, durchaus nicht immer, und liegt hierin oft der Grund für die häufig beklagte Augenanstrengung im Theater.

Seltener ist es, daß unregelmäßige Brechung des Auges (Astigmatismus; beispielsweise, wenn im senkrechten Meridian des Auges die Strahlen stärker gebrochen werden, als im horizontalen) die Benutzung des Opernglases lästig macht. Hier werden cylindrische Gläser mit dem Ocular verbunden oder als Brille vorgesetzt helfen. —

Die Doppel-Fernrohre und mit ihnen auch die Operngucker haben in neuester Zeit unter Benutzung gewisser von Helmholtz und von Porro (1849) aufgestellter Principien eine andere und verbesserte Form erhalten.

Als Mängel der Galilei'schen Construction muß man betrachten, daß das Gesichtsfeld, das man mit dem Operngucker überblickt, verhältnißmäßig beschränkt ist und besonders bei der Vergrößerung sich stark einengt, und daß weiter, wie schon erwähnt, die Helligkeit des Bildes nach dem Rande hin erheblich abnimmt.

Das Helmholtz'sche Princip ermöglicht einen größeren Abstand der Objective von einander; dadurch wird das Gesichtsfeld größer und gleichzeitig der Eindruck des Gesehenen körperlicher; er bezeichnete daher sein Instrument, da es ähnlich wie ein Stereoskop das plastische Sehen erhöhte, als „Telestereoskop". Es besteht aus zwei horizontal mit den Ocular-Oeffnungen neben einander gelegten terrestrischen Fernröhren. Diese haben bekanntlich als Objectiv — ebenso wie das Galilei'sche Fernrohr — Convexlinsen, als Oculare aber — im Gegensatz zum Galilei'schen — eine Art Mikroskop, das heißt, ein System von Convexlinsen, wodurch das vom Objectiv entworfene umgekehrte Bild wiederaufgerichtet wird. An das Objectiv beider Fernröhre — das eine liegt rechts, das andere links — ist ein schräg nach vorn gerichteter, ebner (planer) Spiegel unter einem Winkel von 45° angebracht; die von dem beobachteten Gegenstande kommenden Strahlen fallen auf den Spiegel und werden von diesem, in horizontale Richtung gebracht, in die

Objective der Fernrohre geworfen. In den Ocular-Oeffnungen befindet sich wieder je ein schräg gestellter Spiegel, welcher die in horizontaler Richtung auf ihn fallenden Strahlen nach hinten reflectirt, wo sich die Oculargläser und die Augen des Beobachters befinden.

Porros Erfindung bezieht sich darauf, daß durch wiederholte Spiegelung, die in dem Instrumente selbst angebracht ist, das von dem Objectiv entworfene umgekehrte Bild wieder in ein aufrechtes verwandelt werden kann.

Halten wir beispielsweise die linke Hand senkrecht — die Handfläche uns zugewandt, den Daumen nach oben, — vor uns und betrachten ihr Bild in einem wagerecht darunter befindlichen Spiegel, so ist oben und unten umgewechselt: der Daumen liegt unten, der kleine Finger oben; aber rechts und links sind gleichgerichtet. Stellen wir jetzt den Spiegel senkrecht hinter die Hand, so bleibt oben und unten in dem Spiegelbild gleich, aber die Fingerspitzen stehen in demselben links, die Handwurzel rechts. „Rechter Hand, linker Hand — Alles vertauscht!"

Durch die Vorlegung zweier solcher Spiegel läßt sich also eine völlige Umkehrung für oben und unten, sowie für rechts und links erreichen. An Stelle der einfachen Spiegel kann man bequemer totalbrechende Glas-Prismen benutzen, die man dann gleichzeitig mit den zur Vergrößerung erforderlichen Convexlinsen combinirt. Die durch die erwähnte Spiegelung erreichte Wiederaufrichtung des vom Objectiv entworfenen umgekehrten Bildes gestattet es, an Stelle des eben erwähnten terrestrischen Fernrohres das astronomische (Kepler'sche) zu verwenden. Bei letzterem werden die vom Objectiv (Convexglas) entworfenen umgekehrten Bilder als solche durch das Ocular (ebenfalls ein Convexglas) gleichsam wie mit einer Lupe betrachtet. Man hat hierbei den Vortheil, daß ohne eine so große Länge des Instrumentes, wie sie bei dem terrestrischen Fernrohr erforderlich war, doch die Vorzüge dieser Gläser gegenüber dem Galilei'schen, größeres Gesichtsfeld und bessere Beleuchtung der Peripherie der Bilder, zu Tage treten.

Durch besondere Construction der spiegelnden und brechenden Glas-Prismen ist es den Firmen Carl Zeiß in Jena und der optischen Anstalt von C. P. Goerz in Berlin-Schöneberg gelungen, nach diesem Princip Doppel-Fernrohre in sehr handlicher Form, von nur geringer Länge und den üblichen Operngucken ähnlich, herzustellen. Goerz benennt sie Triëder-Binocles. Die Zeiß'sche Fabrik hat bei ihren Instrumenten (Feldstecher) noch besonderes Gewicht darauf gelegt, die Distanz der Objective von einander möglichst zu vergrößern. Neben der Vergrößerung des Gesichtsfeldes wird hierdurch auch der Eindruck des Körperlichen, die Plasticität erheblich vermehrt.

Als Theaterglas empfiehlt Zeiß (Prospect 1898) einen vierfach vergrößernden Feldstecher (Preis 130 Mark, Gewicht 350 Gramm): bei diesem ist durch ein Auseinanderrücken der Objective eine größere Plasticität erreicht, während das eigentliche Helmholtz'sche Princip in den „Relief-Fernrohren" vertreten ist, die mit 8facher Vergrößerung beginnen, aber sowohl wegen dieser

starken Vergrößerung, die ein kleines Gesichtsfeld zur Folge hat, als auch ihrer Form wegen für das Theater nicht brauchbar sind.

Goerz erklärt sein Triëder-Binocle Nr. 10 mit 3facher Vergrößerung (125 Mark) als besonders für das Theater geeignet. Die gleichzeitig überblickbare Fläche (das Gesichtsfeld) ist hier 7mal (linear 2,2 etwa) so groß, als bei einem gewöhnlichen Operngucker derselben Vergrößerung. Bei letzterem beträgt das scheinbare Gesichtsfeld bei 3facher Vergrößerung ca. 18° (also das wirkliche $\frac{18}{3} = 6°$); bei dem Triëder-Binocle 40°. Die Erweiterung des Gesichtsfeldes ist demnach bei den neu-construirten Gläsern eine recht merkliche.

Wenn man sich jedoch einmal den Einfluß vergegenwärtigt, den die Entfernung unseres Platzes von der Bühne ausübt auf die Größe der Netzhautbilder, die wir von den Objecten der Scene erhalten, und auf das Gesichtsfeld, so erkennen wir leicht, daß eine gute Platzwahl den Operngucker für denjenigen durchaus entbehrlich machen kann, der nicht gerade zu besonders eingehenden Detailstudien neigt.

Bei doppelter Entfernung von einem Gegenstand sind nämlich die Netzhautbilder, linear gemessen, halb so groß. Sitze ich also beispielsweise etwa in der Mitte des Parquets, so wird bei einem großen Theater derjenige Zuschauer, der auf der ersten Bank sitzt, die vor den Lampen stehenden Schauspieler fast doppelt so groß sehen, als ich. Damit ich sie ähnlich scharf, wie er, erkenne, muß ich schon einen Operngucker mit 2facher Vergrößerung gebrauchen, und ein im ersten oder zweiten Rang Sitzender bedarf etwa einer 3- oder 4fachen Vergrößerung.

Dabei hat der mit unbewaffnetem Auge Sehende dann immer noch den Vortheil des erheblich größeren Gesichtsfeldes. Dasselbe beträgt beispielsweise in horizontaler Richtnng ca. 140°. Welche Einschränkung letzteres beim Gebrauch der üblichen Operngucker erfährt, haben wir eben mitgetheilt: bei 3facher Vergrößerung beträgt es nur noch 6°.

Die neuen Instrumente mit weiterem Gesichtsfeld haben aber gegenüber unseren alten Operngucker einen erheblichen Nachtheil, der auch im Theater hervortritt: sie verschlucken mehr Licht. Selbst bei gut beleuchteter Scene kann man dies beobachten, mehr noch im Halbdunkel. Vielleicht erscheint dies Manchem bei den von uns angefeindeten Dunkelscenen als ein Vortheil, da unter Umständen mit ihnen überhaupt gar nichts mehr erkannt werden kann und somit all' die lästigen und aufregenden Sehversuche des „Zuschauers", der hier seinen Namen nur wie lucus a non lucendo hat, endgiltig aufhören.

Der große Vorzug hingegen, der besonders den Zeiß'schen Instrumenten, speciell den Relief-Fernrohren zukommt, die Erhöhung des plastischen Sehens, welche für weite Entfernungen und im Freien von außerordentlichem Nutzen ist, — hat bezüglich der Vorgänge auf der Bühne nur wenig Bedeutung, könnte sogar die Illusion etwas stören, wenn dadurch zu genau

die gemalte Coulissenlandschaft von den vorstehenden Objecten abgegrenzt würde. Ich finde allerdings nicht, daß sich hier das Zeiß'sche Theaterglas wesentlich vom gewöhnlichen Operngucker beim Gebrauch im Theater unterscheidet: bei beiden behalten geschickt ausgeführte Coulissen-Malereien die erstrebte Körperlichkeit. Es ist fast so, als ob unsere Phantasie absichtlich hier die Täuschung unterstütze in dem dunklen Empfinden, daß sie überhaupt bei Allem, was in das Gebiet der Kunst fällt, eine Hauptrolle zu spielen habe, während in der trockenen Wissenschaft die weniger luftige Verstandsthätigkeit allein herrscht. Vielleicht ist letztere schon in unseren augenärztlichen Betrachtungen, die im Theater, der hehren Stätte der Kunst, sich uns aufdrängten, für Manchen, der auch im Lesen nur froh genießen will, in abschreckender Form hervorgetreten. Vielleicht würde Diderot noch einmal ausrufen:

On disserte, on anime, on sent peu, on raisonne beaucoup, on mesure tout au niveau scrupuleux de la logique, de la méthode et même de la verité: et que voulez-vous que des arts qui ont tous pour base l'exagération et le mensonge deviennent parmi des hommes sans cesse occupés de réalités et ennemis par état des fantômes de l'imagination, que leur souffle fait disparaître?





Rechtseinheit.

Von

Ludwig Fuld.

— Mainz. —

So wäre denn endlich der Tag gekommen, an welchem des neuen Reiches selbst gegebenes Recht für die Gesammtheit der deutschen Stämme in Kraft tritt, so hat denn endlich die Stunde geschlagen, von der an die Rechtszersplitterung und Rechtsverschiedenheit in Deutschland der Hauptsache nach der Vergangenheit angehört, wahrlich ein großer Moment in der Geschichte des deutschen Volkes, ein Moment, den zu den wichtigsten der politischen und geistigen Entwickelung der Deutschen zu rechnen, der Historiker keinen Anstand nehmen wird. Drei Jahrzehnte sind verstrichen, seitdem unter dem Donner der Kanonen von Gravelotte und Sedan die Zwietracht und der Haß der deutschen Stämme unter und gegeneinander auf den Gefilden Lothringens und der Champagne für immer begraben wurde, drei Jahrzehnte ernstester, angestrengtester Arbeit mußte das neue Reich seinem inneren Ausbau widmen, zu welchem neben der Sicherung seiner Wehrhaftigkeit die Schaffung eines gemeinsamen Rechtes vor Allem gehörte. Jetzt, wo wir den Tag erlebt haben, der die Westmark unter das gleiche Recht stellt, wie die Ostmark, heute, wo eine neue Aera in der vielhundertjährigen Entwickelung der deutschen Stämme beginnt, heute darf es zugestanden werden, daß der Hindernisse, welche dem Zustandekommen der Rechtseinheit entgegenstanden, so viele waren, daß banger Zweifel oft genug sich gleich einem beängstigenden Alp auch auf die Brust desjenigen herabsenkte, welcher die unerschütterliche Ueberzeugung besitzt, daß das deutsche Volk noch weit davon entfernt ist, zu den alternden

Völkern gerechnet werden zu dürfen, die sich damit begnügen von der Höhe ihrer Erfolge herab auf die Vergangenheit rückwärts zu blicken, von der Zukunft aber wenig oder Nichts mehr zu erwarten haben. In ungleich höherem Maße wie in Frankreich, mußte in Deutschland die einheitliche Codification auf Hindernisse stoßen, einmal mit Rücksicht auf die kaum zu übersehende Rechtsverschiedenheit und Rechtszersplitterung und sodann im Hinblick darauf, daß nicht wie in Frankreich die Einführung eines Rechts im Gefolge einer Revolution erfolgte, bei welcher der alte Staat und die alte Gesellschaft mit elementarer Gewalt zertrümmert wurden, sondern im Verlaufe der ungestörten Entwickelung des deutschen Staates, wobei nicht nur der geschichtlichen Ueberlieferung, sondern auch den Eigenthümlichkeiten deutschen Stammeslebens Rechnung zu tragen war. Hierzu kam noch, daß wir uns gerade in den Jahren, welche dem neuen Recht gewidmet waren, in einer Uebergangsperiode befanden und zwar in einer so bedeutungsvollen Uebergangsperiode, wie sie vielleicht bisher noch nicht zu verzeichnen war. Der Uebergang Deutschlands aus einem Agriculturstaat zu dem zweitgrößten Industriestaat, dessen Wettbewerb auf allen Meeren und in allen Ländern des Erdballs den erstaunten Völkern zeigt, wessen die seit Jahrhunderten angesammelte und aufgespeicherte Arbeitskraft und Intelligenz fähig ist, mußte mit Nothwendigkeit wirthschaftliche Gegensätze wachrufen, deren Beeinflussung die Gesetzgebung bis zu einem gewissen Grade unterlag, ja unterliegen mußte, weil die Träger dieser Gegensätze die stärksten politischen Parteien bilden, ohne deren Mitwirkung einheitliches Recht nicht zu Stande kommen konnte. Politische, confessionelle und sociale Meinungsverschiedenheiten, die Ergebnisse verschiedener Weltanschauungen verschärften die Lage. Als der große König und Napoleon I. den von ihnen beherrschten Staaten einheitliche Gesetzbücher gaben, hatten sie es unvergleichlich leichter als der Gesetzgeber des neuen Reiches; die einfacheren Verhältnisse der damaligen Zeit erforderten nicht das Bemühen des Gesetzgebers, die verschiedenen, einander scharf gegenüberstehenden, wirthschaftlichen und sonstigen Interessengegensätze nach Möglichkeit gleichmäßig zu berücksichtigen; außerdem brauchte im Zeitalter des Absolutismus der Monarch nur zu decretiren, die Berathung eines Gesetzbuches durch eine vielhundertköpfige Versammlung von Volksvertretern mit ihren unvermeidlichen Gefährdungen der einheitlichen Systematik und des einheitlichen Baues kam nicht in Frage. Wenn trotz dieser Schwierigkeiten innerhalb eines Vierteljahrhunderts die Rechtseinheit zu Stande kam, so ist dies nicht nur ein Beweis dafür, daß dieselbe unbedingt nothwendig war, sondern auch ein Beweis der geradezu erstaunlichen Zähigkeit und Willenskraft, welche das deutsche Volk bei der Behandlung dieser Frage an den Tag gelegt hat. Als das Gesetzbuch mit überwältigender Mehrheit von dem Reichstage angenommen wurde, hegte man allenthalben die Erwartung, daß das neue Recht die Rechtswissenschaft zu einer reichen Thätigkeit anspornen und anregen werde;

und diese Erwartung ist nicht nur nicht getäuscht, sondern sie ist sogar noch in erheblichstem Maße übertroffen worden. Ein wahrer Feuereifer hat sich der deutschen Juristen bemächtigt, um die Vorschriften des neuen Gesetzes wissenschaftlich bis zu den letzten Consequenzen zu verfolgen, den Ideen des Gesetzgebers gerecht zu werden und die Brücke zwischen Wissenschaft und Praxis zu schlagen, ohne welche die Praxis zur handwerksmäßigen Routine oder zum ödesten, geistlosen Nachschwätzen von Vorentscheidungen, die Wissenschaft aber zu einer dem Leben fremden, auf hohen Stelzen in der Begriffswelt einherstolzirenden Doctrin würde, die mit der Welt der Wirklichkeit keine Verbindung mehr hat und deshalb auch mit Recht von ihr vollständig unbeachtet gelassen wird. Wissenschaft und Praxis müssen sich gegenseitig befruchten, wenn Beide auf der Höhe ihrer Aufgaben stehen wollen, die Praxis muß wissenschaftlich und die Wissenschaft praktisch sein. Das Bürgerliche Gesetzbuch wird den innigsten Contact zwischen Wissenschaft und Praxis herstellen, denn unbeschadet seines praktischen Charakters ist es ein wissenschaftliches Werk höchster Bedeutung und wird daher auch demjenigen ein Buch mit sieben Siegeln bleiben, welcher der Wissenschaft ohne Verständniß gegenübersteht. Die juristische Litteratur hat bereits unter dem Einfluß des Erlasses des Bürgerlichen Gesetzbuches einen neuen ungeahnten Aufschwung genommen, und begründete Hoffnung besteht, daß sie eine Blüthezeit im Laufe des nächsten Menschenalters erleben wird, welche an die Tage der klassischen Juristen Roms erinnern wird, an die Wirksamkeit Papinians und Ulpians.

Aber nicht nur die Juristen haben den größten Eifer entfaltet, um den Ansprüchen zu genügen, welche das neue Recht an sie stellt, auch die Nichtjuristen haben es nicht an Bemühungen fehlen lassen, sich mit dem Inhalte der neuen Satzungen vertraut zu machen. In großen, mittleren und kleinen Städten sind Vorträge und Vorlesungen für die Angehörigen der verschiedenen Berufe veranstaltet worden, um sie mit denjenigen Bestimmungen bekannt zu machen, welche für ihre Interessen am wichtigsten sind. Ein interessantes, auch für den Völkerpsychologen interessantes Schauspiel war in dieser Hinsicht in den letzten Jahren zu beobachten; die weitesten Kreise des Volkes verabsäumten keine Gelegenheit, sich über das neue Recht zu unterrichten, der in unseren Tagen so stark entwickelte Bildungstrieb, der nicht am wenigsten die mit Glücksgütern nicht gesegneten Schichten der Bevölkerung beherrscht, äußerte sich dem neuen Gesetzbuch gegenüber in seiner ganzen, Vielen leider immer noch verborgenen Fülle und strafte die falschen Propheten Lügen, die in ihrer unbelehrbaren Selbstgefälligkeit nicht müde wurden, wieder und wieder zu versichern, daß die Mehrheit des Volkes mit Gleichgiltigkeit dem Infrafttreten des Gesetzbuches entgegensehe. Deutschland ist nicht mehr das Land der Dichter, wohl aber noch das Land der Denker — Gott sei Dank, daß dem noch so ist, — und dafür hat die Vorbereitung der Einbürgerung des Bürgerlichen Gesetzbuches

nicht den schwächsten Beweis erbracht. Ohne jede Uebertreibung darf deshalb auch die Behauptung aufgestellt werden, daß weder bei dem Inkrafttreten des Preußischen Landrechts, noch bei der Einführung des Code civil Land und Volk hierfür so gut vorbereitet waren, wie dies gegenüber dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches Deutschlands der Fall ist.

Rechtseinheit! Hat uns das Bürgerliche Gesetzbuch mit seinen Ergänzungsgesetzen in Wirklichkeit die Rechtseinheit gebracht, für die Deutschlands beste Männer ihr ganzes Kennen und Können einsetzten? Gilt wirklich im XX. Säculum gleiches Recht von den rebenbepflanzten Hügeln der Moselufer bis zu den wogenden Getreidefeldern des mit Blut gedünkten Landes der Ritter vom Deutschen Orden? Und wenn im Ditmarsenlande der sturm- und wetterfeste Hüter der Nordmark den Schutz des Richters anruft, untersteht er da gleichem Recht wie der Bajuvare im alten Chiemgau? Leider kann diese Frage nur mit Vorbehalt bejaht werden; allerdings ist die Rechtseinheit nicht so ausgedehnt wie in Frankreich und anderen Ländern straffster Centralisation; nicht unerheblich ist das Gebiet, auf welchem die Landesgesetzgebung nach wie vor noch zuständig ist, und die im Laufe der beiden letzten Jahre in den einzelnen Bundesstaaten erlassenen Ausführungsgesetze beweisen zur Genüge, daß auf wichtigen Gebieten des Verkehrs- und Wirthschaftslebens in Preußen auch fernerhin noch ein anderes Recht gilt, denn in Sachsen, Bayern und Württemberg. Die Rechtseinheit ist somit noch keineswegs eine allen Anforderungen genügende, und eine Weiterentwicklung des Zustandes, den wir jetzt erreicht haben, darf daher nicht außer Acht gelassen werden. Wohl dürfen wir uns dessen freuen, was wir haben, aber unbeschadet dieser Freude müssen wir an dem Ausbau der Rechtseinheit auf den Gebieten arbeiten, auf welchen die einheitliche Ordnung der Rechtsverhältnisse ohne Schädigung der betreffenden Verhältnisse möglich ist; denn nicht jedes Gebiet wirthschaftlicher Verhältnisse eignet sich in einem Lande wie Deutschland für die einheitliche Ordnung; eine schablonenhafte Regelung ohne Rücksicht auf wirthschaftliche Verschiedenheiten ist stets von nachtheiligen Folgen begleitet gewesen, und die Frage ist heute noch eine offene, ob die französische Gesetzgebung nicht besser gethan hätte, hier und dort für die verschiedenen Theile Frankreichs auch ein verschiedenes Recht fortbestehen zu lassen! In Frankreich giebt es ausgezeichnete Männer, Juristen und Volkswirthe, welche weit davon entfernt sind, in den Verdacht zu gerathen, sich romantischen Schrullen hinzugeben, und doch keine Bedenken tragen, diese Frage zum Theil zu bejahen, und die hierin enthaltene Lehre sollte von denjenigen beachtet werden, welche mit einer gewissen Geringschätzung von der durch das Bürgerliche Gesetzbuch verwirklichten Rechtseinheit sprechen, weil dieselbe nicht allenthalben so weit geht, wie es wohl möglich und auch wünschenswerth gewesen wäre.

Das Bürgerliche Gesetzbuch bringt uns aber nicht nur ein weiteres, die deutschen Stämme umschlingendes und einigendes Band, sondern auch ein **nationales** und **modernes** **Recht**; nach langen, langen Kämpfen, nach endlosen Mühen und Arbeiten haben wir es schließlich erreicht, daß in deutschen Landen weder das Recht Roms noch das Recht des französischen Imperators gilt, mit dessen fortdauernder Geltung stets die Erinnerung an die schmachvolle Auflösung des alten Reichs und die Fremdherrschaft in Deutschland verbunden war. Das neue Reich lebt im neuen Jahrhundert unter seinem eigenen Recht, unter dem **Nationalgesetz**, die Forderung, welche vor vielen Jahrhunderten von den unter dem Zeichen des Bundschuh gegen feudale Uebermacht um ein besseres Loos kämpfenden Bauern erhoben wurde, die Forderung der Beseitigung des fremden Rechts, sie ist nunmehr voll und ganz erfüllt. Ein selbstbewußtes, seine physische und intellectuelle Stärke kennendes Volk wird sich niemals auf die Dauer damit zufrieden geben, daß ein ihm gegen seinen Willen in Zeiten politischer Schwäche aufgezwungenes Recht bei ihm in Geltung steht. Mit dem Augenblick, in welchem in der Spiegelgalerie des roi soleil das neue Reichsgebäude errichtet wurde, war das Schicksal des fremden Rechts daher auch besiegelt und es konnte sich nur noch darum handeln die Frist zu bestimmen, während welcher dasselbe noch geduldet würde. Der Erstarkung unseres Nationalitätsbewußtseins ist es nicht in letzter Linie zu danken, wenn diese Frist eine kürzere war, als vielfach geglaubt wurde. Es muß nicht nur in national-politischer, sondern auch in ethischer Hinsicht als ein großer Gewinn bezeichnet werden, daß mit der Beseitigung der fremden Rechte der so oft wahrnehmbare Widerspruch verschwindet, der zwischen den sittlichen Anschauungen unseres Volkes und zahlreichen Bestimmungen jener Gesetze bestand. Wie oft hat der plutokratische Charakter des römischen Rechts, das für die sociale Aufgabe des Staates nicht das geringste Verständniß zeigt, sondern lediglich den Interessen der beati possidentes zugeschnitten ist, das sittliche Empfinden in Deutschland verletzt? Und wie häufig ist bei der Anwendung des code civil die Kluft in ihrer ganzen Größe zu Tage getreten, durch welche die Anschauungen des schlachtengewaltigen Diktators in wichtigen Fragen von den Ansichten des deutschen Volks getrennt werden, die seiner Rechtsüberzeugung, die seinem sittlichen Empfinden entsprechen? Es bedarf nicht der Anführung zahlreicher Beispiele, um diesen Unterschied deutlich hervorzuheben, erinnern wir uns nur daran, daß das römische Recht sich nicht scheute, den Satz aufzustellen, es sei erlaubt, einander beim Kaufe und Verkaufe zu übervortheilen, während das Bürgerliche Gesetzbuch es untersagt, von einem Recht lediglich zum Schaden eines Anderen Gebrauch zu machen. Zwei Weltanschauungen, die durch keine Brücke verbunden sind, stehen sich hier entgegen, dort die antike auf der schroffsten und rücksichtslosesten Ausbildung des Individualismus beruhende, hier die moderne, das **gesellschaftliche** Moment des Rechts betonende, dort

die scharfe Trennung des Rechts von der Moral, hier die Durchdringung des Rechts mit den unbestrittenen Forderungen der gesellschaftlichen Ethik, welche es für absolut unzulässig erklären, von den unter staatlichem Schutz stehenden Rechten einen Gebrauch zu machen, der nach der heutigen Auffassung ein unsittlicher ist. Der sittliche und culturelle Fortschritt, der hierin enthalten ist, ergiebt sich von selbst.

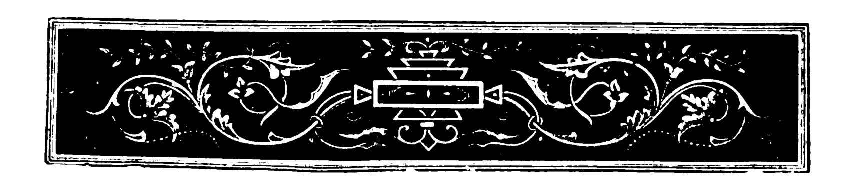
Pessimistische Historiker haben wiederholt schon die Behauptung aufgestellt, daß das neue Jahrhundert, wie überhaupt die Zukunft dem Slaventhum gehöre; die romanischen Völker sowohl wie die germanischen hätten ihren Höhepunkt längst überschritten, während die Slaven noch vollkommen jugendfrisch seien und daher in kurzer Zeit jene ablösen würden. Ohne auf diese geschichtsphilosophische Betrachtung näher eingehen zu wollen, dürfen wir wohl bemerken, daß bei einem Volke, das solche Leistungen aufzuweisen hat wie das deutsche in diesen letzten Jahrzehnten, auch das schärfste Auge keine Zeichen festzustellen vermag, welche für das Ueberschreiten der Entwicklungshöhe angeführt werden könnten. Nur emporstrebende Nationen sind derselben fähig, nur kraftstrotzenden Völkern ist es möglich, das ganze Rechts- und Wirthschaftsleben auf neue rechtliche Grundlagen zu stellen; ob andere Völker der germanischen Race bereits in die Periode des Greisenalters eingetreten sind, bleibe dahingestellt, das geeinte deutsche Volk hat das Durchschnittsalter des Völkerlebens noch nicht erreicht, es bewegt sich noch mit zielbewußter Entschlossenheit nach der Spitze des Bergs, und die Welt darf noch Leistungen auf den verschiedensten Gebieten des culturellen Lebens von ihm erwarten, welche hinter den bisherigen nicht zurückbleiben.

Es ist eine der inhaltreichsten Entwicklungsperioden der Menschheit, der wir mit der Mitternachtsstunde des letzten Tags des Jahres 1899 Lebewohl gesagt haben; mächtige Reiche sind im Laufe desselben entstanden und untergegangen, das Nationalitätsprincip hat sich Anerkennung verschafft, und starke, lebensfähige und lebenskräftige Staaten sind unter seinem Einfluß begründet worden, die sich auf die Geschicke der Welt einen entscheidenden Einfluß zu verschaffen wußten. Der Beginn dieses Jahrhunderts bot dem deutschen Volke die trübsten Aussichten; unfähig, auch nur seine Grenzen zu schützen und fremde Ein- und Uebergriffe mit gewaffneter Hand abzuwehren, war das alte Reich dahin gekommen, von den anderen Staaten als gute Beute betrachtet zu werden. Wie anders tritt das deutsche Volk in das zwanzigste Jahrhundert ein? Politisch geeinigt, zu Land und zu Wasser wehrfähig, in allen Ländern geachtet und gefürchtet, in ungeahntem wirthschaftlichen Aufschwung begriffen, unablässig bemüht, seine Kräfte zu entwickeln und an dem Fortschritt der Menschheit mitzuarbeiten, begrüßt es das neue Jahrhundert unter dem Zeichen der Rechtseinheit, voll des sicheren Glaubens, daß ihm dieses schwer errungene

Gut nicht wieder geraubt werden kann. Möge auf der Grundlage des neuen und zeitgemäßen Rechts eine neue Aera wirthschaftlicher und geistiger Blüthe beginnen, das Rechtsgefühl immer mehr erstarken, die Rechtssicherheit sich immer weiter ausdehnen und befestigen, möge der deutsche Staat unter der Herrschaft des Bürgerlichen Gesetzbuchs voll und ganz werden, was er in manchen Punkten noch nicht ist, ein Rechtsstaat; dem deutschen Volke möge aber sein gütiger Genius gestatten, unter dem neuen Recht die verheißungsvolle Entwicklung der letzten Jahrzehnte ungestört fortzusetzen.

In Aeternum!





Der kategorische Imperativ.

Novelle

von

Julius Gesellhofen.

— Breslau. —

Die Unterhaltung war schon seit einer Stunde eine viel ernstere und tiefere gewesen, als sie sonst von fröhlichen Kneipgenossen beim Abendtrunk gepflogen wird. Man war einmal von der Behandlung der Tagesneuigkeiten, vom leichten politischen Disput abgekommen und unversehens auf das Gebiet der Moralphilosophie gelangt, und da schieden sich bald zwei Hauptparteien von einander: die alten, welche die Welt in den hergebrachten Heilssätzen erhalten und auf den bewährten Geleisen weiter rollen lassen wollten, und die Jungen, welche als kecke Stürmer und Neuerer bisher unbekannten Gesichtspunkten und neuen Maximen Beachtung und Geltung zu verschaffen bestrebt waren.

Es ward herüber und hinüber gestritten, die Discussion wurde immer hitziger, und von Nichts war natürlich weniger die Rede, als von einer Einigung.

Als jetzt eine kurze Pause eintrat, nahm Einer das Wort, der bisher völlig stumm dagesessen und nur finster vor sich hingeschaut hatte. Es war der Historienmaler Fritz Wächter, den Alle als einen Sonderling kannten, der aber trotzdem bei Jedermann beliebt war, weil er, wenn er einmal seine redselige Stunde hatte, ein gar fideler Geselle sein und eine ganze Tafelrunde trefflich unterhalten konnte.

Alle spitzten darum, als er sich mit einem vernehmlichen „Na, meine Herren!" zum Reden anschickte, die Ohren, denn die ungewohnte Unterhaltung behagte vielen schon lange nicht mehr, und die Aussicht auf eine fesselnde Erzählung war ihnen viel lieber.

Aber zur Verwunderung Aller hub er die erwartete Geschichte noch nicht an, als allgemeine Stille eingetreten war; Wächter versank vielmehr anscheinend ganz unmotivirt in finsteres Sinnen. Er zog die Stirn kraus und starrte vor sich hin; sein Gebahren machte den Eindruck, als ob er erst eine peinliche Erinnerung niederzukämpfen habe. Endlich erhob er den Blick wieder, schaute herausfordernd um sich und rief:

„Alles Moralisiren ist doch blos müßiges Gerede, gerade gut genug zur Unterhaltung in der Weinlaune. Im entscheidenden Augenblick kehrt sich doch kein Mensch daran, was ihm in der Kinderlehre als Gut und Böse vorgestellt worden ist. Und ich nenne das vernünftig. Nur muß man sich consequent bleiben und nicht etwa hinterher in thränenseliger Stimmung bereuen und beklagen, was man der Moral zum Trotz aus eigener Kraft gethan hat. Der Erfolg allein entscheidet. Was mir und Anderen zum Guten ausschlägt, das ist gut, und wenn ich auch damit zehnmal gegen die Gebote der Moral und gegen die staatlichen Gesetze verstoßen habe.

Schaut mich nur nicht Alle mit so entsetztem Kopfschütteln an. Werft doch einen Blick auf die Weltgeschichte, wenn Ihr mir allein nicht glauben wollt. Wieviel Vorschriften der Moral, wieviel Paragraphen des von ihm selber aufgestellten Strafgesetzes hat wohl der große Napoleon umgangen, verletzt, mit Füßen getreten? Und doch lag die Welt vor ihm im Staube und schaute zu ihm empor wie zu einer Gottheit, bevor sein Glück, bevor der Erfolg ihn verließ.

Der hatte die Macht in den Händen, seiner eignen Moral Geltung zu verschaffen in seiner Sonnenhöhe. Bei uns aber, die wir im Staube des bürgerlichen Lebens dahinkriechen, ist es allerdings schwieriger, aber wenn man sein Glück am Schopfe zu fassen weiß, geht's auch. Für uns giebt es deshalb nur ein Gebot und das lautet: „Laß Dich nicht erwischen!"

Mir fiel da, als ich Euch vorhin so fromm und klug reden hörte, eine alte Geschichte ein. Mögt Ihr sie hören, so will ich sie zur Illustration meiner praktischen Philosophie erzählen."

Da von allen Seiten lebhafte Zustimmung erfolgte, fuhr der Sprecher sogleich in den Erzählerton fallend fort:

„Der Held meiner Geschichte ist ein Kunstgenosse von mir; sehr begabter Mensch von hervorstechender Eigenart. Der Name thut Nichts zur Sache, nennen wir ihn kurzweg Robert.

Er war unter keinem glänzenden Sterne geboren, und an seiner Wiege hatte keine gütige Fee gestanden. Sein Vater, der einen kleinen Barbierladen in einer schmutzigen Vorstadtgasse besaß, war ein beschränkter Kopf ohne alle höheren Intentionen, ein nüchterner Kleinbürger und dabei der eigensinnigste Haustyrann, den man sich denken kann.

Der Junge besuchte die Volksschule, und als er mit vierzehn Jahren confirmirt worden war, eröffnete ihm der Herr Papa, daß er nun zu ihm

selbst in die Lehre treten und gleich ihm zu einem tüchtigen Barbier sich ausbilden werde. Widerspruch gab's da nicht, obgleich schon der Lehrer in den letzten Schuljahren auf die seltene Begabung des Knaben aufmerksam geworden war und dem Alten seine moralische Pflicht, seinem Sohne eine höhere Ausbildung zu Theil werden zu lassen, vor Augen gerückt hatte. So mußte der arme Robert, der schon damals den Genius im Busen fühlte und heiße Sehnsucht nach einem ihm noch dicht verschleierten Ziele empfand, das Schaumbecken zur Hand nehmen, um vorerst die Kunden seines Vaters kunstgerecht einseifen zu lernen.

Nur wer selbst in solch einem drückenden Joche geseufzt hat, wird dem Armen nachfühlen können, in welcher düsteren Stimmung er die Jahre seiner ersten Jugend verbracht hat. Bartputzer zu sein, im grauen Einerlei des kleinbürgerlichen Lebens zu vegetiren mit der selig-unseligen Ahnung im Herzen, daß die halb schon erwachte Künstlerseele nur der Freiheit bedürfe, um stolz ihre Schwingen zu entfalten, — ich sage Euch, das ist eine Qual, von der Ihr Euch keine Vorstellung machen könnt.

Später, als der arme Bursche sein Handwerk gehörig begriffen hatte, durfte er oftmals statt des Vaters in reiche Häuser gehen, um die vornehme Kundschaft daheim zu rasiren. Das waren seine glücklichsten, aber auch seine unglücklichsten Stunden.

Unter all dem Comfort, mit dem die Begüterten sich das Dasein zu verschönen wissen, erblickte er dort zum ersten Male in seinem Leben wirkliche Kunstwerke, und sein gänzlich ungeschultes Auge vermochte sehr bald Bilder, die von Künstlerhand herrührten, von Oeldruckschmierereien und anderem werthlosen Plunder zu unterscheiden.

Ein Seestück, das in dem Cabinet eines Regierungsrathes hing, erregte zuerst seine Aufmerksamkeit. Wildbrandende Wogen an einem Fjord der norwegischen Küste, düster umwölkter Gewitterhimmel, auf hohem Felsenstrande ein einzelner, vom Sturm zerzauster Fichtenbaum, an dessen Stamm ein schreckensbleiches Weib sich klammerte, um der Wuth der entfesselten Naturgewalten nicht zu erliegen, — das Ensemble machte einen tiefen Eindruck auf seine empfängliche junge Künstlerseele; seine bisher noch schlummernde Phantasie begann sich zu regen, und lange Zeit verfolgte die düstere Stimmung, die der Künstler seinem Bilde einzuhauchen verstanden, ihn bis in seine nächtlichen Träume.

Herostrat, der aus einem Mauerversteck mit halb hämischem, halb verzücktem Gesichtsausdruck die von ihm entfachte Feuersbrunst anschaute, grell beleuchtet von rothem Flammenschein, — das war das zweite Stück, dessen künstlerischer Zauber ihn bestrickte. Das zur Fratze verzerrte Antlitz war meisterhaft herausgearbeitet, und obwohl der arme Barbiergeselle keine Ahnung von dem unlauteren Motiv des Brandstifters von Ephesus hatte, so kam seine Vermuthung darüber der Wahrheit doch ziemlich nahe.

Das Bild gehörte einem Professor, auf dessen Erscheinen er eines Tages in dem Zimmer eine halbe Stunde warten mußte. Da versenkte er sich so tief in das Anschauen des Kunstwerkes, daß er den Eintritt des Hausherrn überhörte und erst durch die spöttischen Worte: „Ei, ei, man treibt wohl gar Kunststudien, Monsieur Figaro?“ aufgeschreckt wurde. Erröthend schickte er sich an, seine Pflicht zu thun, und schweigend verabschiedete er sich dann von dem Gelehrten, der übrigens weitere Theilnahme nicht verrieth und vermuthlich bei ihm viel eher stumpfsinnig gaffende Neugier, als unbewußten künstlerischen Drang voraussetzen mochte.

In den darauf folgenden Tagen fühlte er sich unglücklicher denn je zuvor, und es dauerte lange, bis er den Schmerz verwinden konnte, den ihm der harmlose Spott des Professors verursacht hatte. Dennoch vermochte er sich keine Rechenschaft über diese ungewöhnliche Empfindlichkeit zu geben, versuchte es wohl auch kaum. Nur zog er sich seitdem noch viel ängstlicher von aller Gesellschaft zurück und ward so scheu und schweigsam, daß der Vater ihn für verliebt hielt und ihn darob in seiner plump-humoristischen Weise bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit aufzuziehen begann.

In Wirklichkeit aber hatte Robert noch nie ein Weib mit begehrendem Auge angeschaut. Die eine ungestillte Sehnsucht nach dem ihm selber noch nicht klar bewußten Etwas erfüllte seine Seele so ausschließlich, daß für eine andere Leidenschaft darin kein Raum übrig blieb.

So vergingen ihm die Jahre in geisttödtendem Einerlei, und es kam die Zeit heran, da der Staat seine Person für den Heeresdienst in Beschlag nahm. Er wurde in ein Infanterieregiment eingestellt und, sobald er ausgebildet war, zum Lazarethdienst commandirt, weil sein Vater ihn bereits zum Heilgehilfen ausgebildet hatte.

Ihm war Alles recht; Lust am Leben und Befriedigung für seinen inneren unausgesprochenen Drang fand er hier wie dort nicht, und ob er im Barbierladen die Kunden bediente, oder im Krankensaale Bandagen anlegte und den Leidenden ihre Arzenei reichte, das war im Grunde einerlei.

Ein Gutes aber hatte die Veränderung doch für ihn: er war der engherzigen Aufsicht seines Vaters enthoben, und wenn er nur im Dienste seine Pflicht that, so kümmerte sich Niemand darum, was er in seinen freien Stunden anfing.

Nach und nach athmete er wirklich ein wenig auf und begann mit etwas freierem Auge um sich zu blicken. Zwar die Gesellschaft seiner Kameraden mied er fast mit einer gewissen Aengstlichkeit. Ihre plumpe Art sich zu geben verletzte sein unbewußt sehr feines ästhetisches Gefühl, und ihre meist ziemlich rohen Amüsements widerten ihn an; dafür begann er aus eigenem Antriebe, erst ungewiß tastend, dann mit immer größerer Sicherheit Befriedigung für seinen überaus regen Schönheitssinn zu suchen.

Die zahlreichen Baudenkmäler der Stadt aus der Zeit der Gotik und der Frührenaissance, das Museum der bildenden Künste und die Schaufenster der Kunsthandlungen mit ihrem stetig wechselnden Inhalt dienten seinem, wenn auch nicht systematischen, so doch mit glühendem Eifer betriebenen Selbststudium als Lehrmittel, und ich sage Euch: selten hat ein Schüler, dem die beste Anleitung zu Theil wurde, so rapide Fortschritte gemacht, wie dieser ganz allein auf seinen richtigen Instinct angewiesene einsame Sonderling.

Auf einem dieser Studiengänge begegnete ihm ein Abenteuer, das mit einem Male auch andere Empfindungen in seiner Seele erweckte, die bei ihm bisher in tiefem Schlummer gelegen hatten.

Er hatte eine katholische Kirche besucht, die in einer Seitencapelle eine Copie der sogenannten „Nacht" von Correggio beherbergt, jenes lieblichen Bildes mit der innig anheimelnden Märchenstimmung, auf dem die Hirten das Jesuskind anbeten, geheimnißvoll beleuchtet von dem Lichte der Welt, das von diesem ausgeht. Niemand hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß das Bild zu den besten Werken eines der größten Meister aller Zeiten gehört, und doch hatte ihn schon beim ersten Anschauen derselbe heilige Schauer durchrieselt, wie später, als er, ein ausgebildeter Maler, vor dem Originale in der Dresdener Galerie stand.

Man sage mir nicht, daß die Macht des wahren Genius auch die blöden Tröpfe zur Bewunderung zwingt. Ich kenne Viele, die sich für hochgebildete Leute halten, und denen doch solch ein Bild nicht anders erscheint, als die erste beste bunte Schmiererei irgend eines obscuren Farbensünders. Die Wanddecorationen in tausenden von „guten Stuben", oder meinetwegen „Salons" unserer sogenannten gebildeten Bürgerklasse sind deutlich redende Beweise für meine Behauptung. Die Sprache des wahren Genius versteht Keiner, der nicht wenigstens ein Fünklein von ihm im Busen trägt, und das sind — Gott sei's geklagt! — recht Wenige!

Doch verzeiht die Abschweifung! Robert also hatte in stummer, anbetender Bewunderung vor der Copie des Meisterwerkes gestanden und wandelte nun wie träumend durch die Straßen, noch immer erfüllt von dem himmlischen Lichte, das von dem Jesuskinde in seine empfängliche Seele gefallen war.

Des Weges nicht achtend, schritt er immer weiter und weiter und gelangte so schließlich an's Ende der Stadt, wo sich unmittelbar an die letzten Häuser der weitläufige, schön angelegte Park anschließt.

Die Gänge zwischen den hohen Baumgruppen, Rasenflächen und niederen Buschpartieen waren augenblicklich völlig unbelebt, da es den Tag über geregnet hatte und auch jetzt noch schwarze Wolken am Himmel standen. Dem einsamen Spaziergänger war das gerade recht, denn viel menschliche Staffage pflegt Jedem den Naturgenuß zu verleiden, der nicht so oberflächlich angelegt ist, wie die Alltagsgesellschaft.

Robert ließ sich auf einer ziemlich abgelegenen Bank unter einer hohen, breitästigen Linde nieder, um in seiner Seele die innige Stimmung ganz ausklingen zu lassen, in die ihn das Anschauen des wunderbaren Kunstwerkes versetzt hatte. Lange saß er dort unbeweglich und hatte die Umgebung und sein ödes, unbefriedigtes Dasein völlig vergessen.

Plötzlich klang ein schluchzender Laut an sein Ohr; es war wie das leise Weinen einer Frauenstimme, und als er hinhorchte, vernahm er deutlich die Worte:

„O Gott, o Gott, o mein Gott!"

Er ging den Lauten nach, und als er das nächste Gesträuch umschritten hatte, bot sich seinem Blick ein eigenthümlich rührendes Bild dar, das ihn im Augenblick an die Stelle bannte. Auf einer Bank saß, wie in plötzlich aufwallendem Schmerz hingesunken, ein junges, sehr hübsches Mädchen; der breite Gartenhut lag neben ihr, und das reiche blonde Haar, das der herrschenden Mode zum Trotz in keine Frisur gezwängt, sonst wohl in schönen Wellenlinien über den Nacken herabfließen mochte, hing jetzt wirr über die linke Schulter nach vorn, was dem vom heftigen Weinen gerötheten Gesichtchen einen fast verzweifelten Ausdruck verlieh.

In der Annahme, daß das arme Kind von einem körperlichen Leiden befallen sei, trat Robert nun heran. Er pflegte in seinen Taschen allerlei mit sich zu führen, was zu raschem Samariterdienst erforderlich ist, und bot daher mit schlichten Worten der Dame seine Hilfe an.

Sie schrak bei dem Schall seiner Stimme empor, und im ersten Augenblicke hatte es den Anschein, als ob sie aufspringen und eiligst entfliehen wollte. Aber der mitleidige Gesichtsausdruck des in ehrerbietiger Haltung vor ihr stehenden Soldaten schien sie zu besänftigen und ihr Vertrauen einzuflößen. Sie blieb ruhig sitzen und warf nur mit einer anmuthigen Kopfbewegung ihr Haar zurück, um den rasch aufgenommenen Hut darauf zu setzen. Dann sagte sie zwar freundlich, aber doch entschieden ablehnend:

„Ich danke Ihnen; mir war nur einen Augenblick nicht wohl, aber es ist bereits vorüber."

Robert fühlte, daß er nun hier Nichts mehr zu thun habe, und wandte sich deshalb mit einem stummen Gruße ab, um seiner Wege zu gehen. Da aber schien ihr doch einzufallen, daß seine freundliche Hilfsbereitschaft auch eines freundlichen Dankes werth sei.

Sie erhob sich und sagte: „Nehmen Sie meinen aufrichtigen Dank für Ihre Theilnahme!" Und als er sich auf diese wenigen Worte mit freudigem Gesicht wieder zu ihr wandte, fuhr sie rasch fort: „Ich bin Ihnen wohl eine Erklärung für mein seltsames Benehmen schuldig. Nein, lehnen Sie nicht ab, ich bitte! Es ist wirklich nicht blos ein Act der Höflichkeit, den ich damit erfüllen will; ich weiß, die Aussprache wird mir wohlthun."

Der wider Erwarten so herzlich Angeredete konnte natürlich nicht umhin, ihrer Aufforderung Folge zu leisten. Er trat an ihre linke Seite und schritt in respectvoller Entfernung neben ihr her, als sie den gewundenen Kiesweg entlang zu promeniren begann. Es vergingen wohl zwei Minuten, ehe sie ihre Rede wieder aufnahm.

„Sie müssen mich für ein recht kindisches Geschöpf gehalten haben," sagte sie, „als Sie mich an einem öffentlichen Wege laut weinend fanden, aber glauben Sie mir, ich bin sonst ein tapferes Mädchen, das sich nicht so leicht vom Gefühl übermannen läßt. Nur ganz im Stillen muß ich mich manchmal ausweinen; und da ich bei dem drohenden Wetter zu dieser Stunde hier Niemandem zu begegnen hoffte, habe ich mich auf einen Augenblick in den Park geflüchtet.

Ich wohne bei meinem Onkel, dem Director der Irrenanstalt, denn ich habe Vater und Mutter schon früher verloren.

Wenn Sie hier den Weg verfolgen bis an's Ende des Parkes, sehen Sie drüben jenseits der Landstraße die Anstalt liegen. Aber das brauche ich Ihnen ja nicht zu erzählen, das werden Sie allein schon wissen.

Doch Sie haben gewiß keine Ahnung, was das für eine entsetzliche Stätte ist. Täglich umgeben zu sein von Menschen, die eine Weile ganz vernünftig reden und handeln, dann aber plötzlich anfangen, verwirrt zu werden, fürchterliche Reden zu führen, oder sich gar auf die Erde zu werfen und herzbrechend zu stöhnen — ach, ich sage Ihnen, das ist grausig. Denn Sie müssen wissen, daß die Kranken bei uns nur im Nothfalle eingesperrt werden, sonst aber frei in Haus und Garten umhergehen und miteinander verkehren dürfen.

Die Anstalt ist, wie Sie von außen sehen können, nicht ein einziges großes unheimliches Gebäude, sondern ein förmliches Dorf von vielen kleinen Villen und Häuschen, die mitten in dem weitläufigen Gartenareal liegen. Nur ist das Ganze von einer hohen Mauer umzogen. Von Außen mag es dem Fremden recht freundlich erscheinen, aber jenseits der Mauer, da ist es oft schauerlich, selbst für den, der sich an wilde schreckliche Scenen schon gewöhnt hat.

Da haben wir z. B. jetzt ein junges Mädchen bei uns, etwa in meinem Alter, ein liebes, herziges Geschöpf, das in Folge einer hoffnungslosen Liebe tiefsinnig geworden ist. Als sie zu uns gebracht wurde, führte sie wohl zuweilen wirre Reden, weinte auch viel, war aber doch dann mitunter wieder ganz zugänglich und ließ sich in ihrer rührenden Trauer von mir freundlich zusprechen. Ich mußte mich nämlich auf Onkels Wunsch ihrer ganz besonders annehmen.

Ich war, wenn sie mir so still zuhörte und sich willig von mir liebkosen und beruhigen ließ, stets hoffnungsfreudig gestimmt, denn ich meinte nicht anders, als daß wir sie bald dem Leben würden wiedergeben können. Aber dieser Zustand dauerte nur wenige Wochen; jetzt hat sie ihren Verstand

völlig verloren. Sie scheint Nichts mehr zu hören, Nichts zu begreifen. Wenn ich stundenlang bei ihr gesessen und ihr, in die tiefen, unverändert schönen Augen schauend, liebevoll zugesprochen habe, dann geht es wohl wie ein Leuchten über ihr Gesicht; ich meine, nun hat sie mich endlich verstanden und wird ihrem gepreßten Herzen durch eine freundschaftliche Aussprache Luft machen — da fängt sie plötzlich an zu zählen: eins, zwei, drei, vier, zählt monoton bis hundert, bis tausend u. s. w. und hört nicht eher auf, als bis ihr die Stimme versagt. Oder sie bricht plötzlich ab und schlägt ein herzzerreißendes gellendes Lachen auf, um gleich nachher in einen lethargischen Zustand zu versinken, aus dem sie dann mehrere Tage lang nicht aufzurütteln ist. Ich fürchte, Onkel hält sie für unheilbar, obgleich er sich in seiner schweigsamen Art darüber nicht äußert.

Sehen Sie, das ist grausig, solch' ein schönes, blühendes Geschöpf um sich zu haben und täglich auf's Neue erkennen zu müssen, daß dem Körper die Seele entrissen ist, daß er nur noch vegetirt und dabei doch anscheinend zusehends gedeiht. Nach einem derartigen Ausbruch fühle ich mich immer zum Sterben unglücklich und darf doch Niemandem mein Herz ausschütten. Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als mich in einen verborgenen Winkel zu flüchten und mich recht auszuweinen. Sie haben mich heut dabei überrascht. Und nun werden Sie mich doch auch nicht mehr für kindisch halten, nicht wahr?"

Robert war keiner Erwiderung fähig, so tief hatte ihn ihre schlichte Erzählung ergriffen; er blieb nur stehen und faßte ihre Hand, um sie warm und lange zu drücken. Dann setzten Beide schweigend den Weg bis zur Anstalt fort. Vor dem Thore wandte die junge Dame ihm ihr ganzes Antlitz zu und sagte, indem sie ihm jetzt freiwillig die Hand reichte:

„Haben Sie nochmals herzlichen Dank für Ihre Freundlichkeit und leben Sie wohl."

Dann wollte sie die Hand zurückziehen; er aber hielt die feinen Finger noch einen Augenblick fest und sagte bittend: „Wollen Sie mir nicht wenigstens Ihren Namen nennen?"

„Ich heiße Clara Herbeck," — erwiderte sie unbefangen und ohne jede Ziererei. „Mein seliger Vater war der ältere Bruder des Sanitätsraths Herbeck, in dessen Hause ich jetzt lebe. Und Sie?"

Robert nannte auch seinen Namen, dann zog sie leise ihre Hand aus der seinen, nickte ihm noch ein Mal freundlich zu und drückte behende auf den Knopf des elektrischen Läutewerks, worauf die Pforte, wahrscheinlich vermittels eines in der Portierloge in Bewegung gesetzten Mechanismus, sich öffnete und nach ihrem Eintritt wieder schloß.

Robert stand allein und blickte nachdenklich auf die hohe Umfassungsmauer, hinter der nur die Dachfirste einiger Häuser zwischen hohen Laubbäumen hervorschauten. An dieser Stelle wohnte das menschliche Unglück in seiner fürchterlichsten Gestalt. Ihre ergreifende Schilderung des einen

Falles klang noch immer in seinem Ohre nach, und tief bewegt glaubte er ihr leises Schluchzen zu vernehmen, wie es ihn vorhin im Stadtpark aus seinem Sinnen emporgeschreckt hatte.

Nachdenklich und traurig gestimmt, trat er endlich den Rückweg an. Ihm war heut zum ersten Male vom Jammer der Menschheit eine Ahnung aufgegangen, den er bisher im Egoismus des naiven Naturmenschen über dem eignen gar nicht beachtet hatte, und zum ersten Male fragte er sich, ob er ein Recht habe, mit seinem Loose unzufrieden zu sein.

Aber diese Stimmung war nicht von Dauer. Sie war aus einer plötzlichen Erschütterung der Seele hervorgegangen und verschwand wieder, je mehr die Erinnerung an die ergreifenden Mittheilungen des jungen Mädchens in ihm erblaßte. Dagegen blieb ihm das Bild der Erzählerin selbst immer lebendig vor Augen, und oft überraschte er sich mitten in der Erfüllung seiner Dienstpflichten bei dem Wunsche, sie wiederzusehen.

Dem Zustande seines wie im Schlummer liegenden Wesens entsprechend wurde er sich übrigens über die Natur seiner Gefühle nicht klar. Wie er sich bisher in stillem Sehnen nach einem nur unklar empfundenen hohen Ziele, nach einem seine ihm selbst noch nicht völlig bewußten geistigen Gaben in Anspruch nehmenden Lebensinhalt verzehrt hatte, so erfüllte jetzt eine unausgesprochene, uneingestandene Neigung für das liebliche Mädchen sein Herz, und diese zwiefache ungestillte Sehnsucht ließ ihm zwar die Umgebung, in der er zu leben verurtheilt war, noch öder und in noch melancholischerem Lichte erscheinen, gewährte aber doch auf der anderen Seite seinem Leben wieder einen gewissen Reiz, eine Art wehmüthiger Befriedigung, wodurch die in seinem Blute schlummernden Leidenschaften gehindert wurden, zu erwachen und die Kräfte und Fähigkeiten des Leibes und der Seele in Thätigkeit zu setzen.

In solchem traumhaften Zustande wandelt mancher bedeutende Mensch durch das Einerlei des Alltagslebens, bis irgend ein äußerliches Ereigniß ihn jäh emporrüttelt und ihm mit blitzähnlicher Erleuchtung den Weg zeigt, der nach seinem ungekannten Ziele hinführt, und den seine schlafenden Augen bisher nicht entdeckten.

Bei Manchem auch kommt dies Ereigniß zu spät, bei Manchem bleibt es ganz aus, und Gott mag wissen, wieviel ungenutztes Genie auf Erden verlischt, ohne sich selbst zum Bewußtsein gekommen zu sein.

Robert war einer der Wenigen, deren Erweckung und Erleuchtung eine höhere Macht beschlossen hatte.

Wieder war ihm einige Zeit in dumpfem Dahinleben vergangen. Seine Dienstpflicht war längst absolvirt, aber er hatte am Schluß derselben capitulirt und war als Unteroffizier beim Sanitätscorps verblieben, denn es war ihm völlig gleichgiltig, wo er sein eintöniges Gewerbe ausübte, und beim Militär hatte er sich in seinem bisherigen Leben verhältnißmäßig noch

am wohlsten gefühlt, weil dort bei pünktlicher Pflichterfüllung die freie Zeit ihm niemals verkürzt oder sonstwie verleidet wurde.

Der als Chef des Garnisonlazareths fungirende Oberstabsarzt war ihm ganz besonders gewogen, weil derselbe nicht blos seine Zuverlässigkeit im Dienst schätzte, sondern im längeren Verkehr auch wohl gemerkt hatte, daß der stille Lazarethgehilfe mit der stets leise verdüsterten Miene geistig über Seinesgleichen hinausragte und in Folge angeborenen Tactes bessere Manieren zeigte, als die Anderen.

Eines Tages blieb der wohlwollende Vorgesetzte nach einem Rundgange durch das Lazareth, bei dem Robert ihn hatte begleiten müssen, auf dem Corridor noch einen Augenblick stehen und sagte, sein dunkles Auge voll Theilnahme auf ihn richtend:

„Apropos, Unteroffizier, es ist mir heut eine Mittheilung gemacht worden, bei der ich gleich an Sie denken mußte. Der Director der hiesigen Privatirrenanstalt, Sanitätsrath Herbeck, sucht einen energischen und geschickten Wärter. Wie wär's, wenn Sie sich zu dem Posten meldeten? Er ist freilich anstrengend und sehr verantwortungsvoll, trägt aber auch sehr anständigen Lohn ein. Beim Militär können Sie nie so viel erreichen, und bis zur Erlangung des Civilversorgungscheines müssen Sie noch eine lange Reihe von Jahren dienen. Dort aber haben Sie Anwartschaft, gut besoldeter Oberwärter zu werden, und zwar, wenn Sie sich qualificiren, in absehbarer Zeit. Und als solcher sind Sie pensionsberechtigt. Ueberlegen Sie sich die Sache, und sagen Sie mir morgen Bescheid. Meiner warmen Empfehlung können Sie sicher sein. Adieu!"

Robert war auf's freudigste überrascht. Eine solche fast väterliche Fürsorge hatte er von dem meist kurz angebundenen Vorgesetzten nicht erwartet, und es überkam ihn deshalb fast wie Rührung bei dem freundlichen, von überaus großem Wohlwollen zeugenden Anerbieten, umsomehr, als er, der zurückgezogene, fast menschenscheue Sonderling, dergleichen sonst noch von Niemandem erfahren hatte.

Und nun gar der Vorschlag selbst! In lebendiger Frische stand sofort das Bild des lieblichen Mädchens vor seinem geistigen Auge, als der Vorgesetzte den Director der Anstalt nannte, an deren Thor er damals ihre Hand einen Augenblick in der seinen gehalten hatte. Ihr wieder zu begegnen, ihr beständig nahe zu sein, sie oft, vielleicht täglich zu sehen, — das schien ihm ein unendliches, unverdientes Glück, und er würde auf die Proposition eingegangen sein, auch wenn damit keine Verbesserung seiner materiellen Lage verknüpft gewesen wäre.

Freudig gab er am nächsten Morgen in diesem Sinne seine Erklärung ab, und schon Nachmittags stand er mit einem Empfehlungsschreiben des Oberstabsarztes vor dem Sanitätsrath Herbeck in dessen Sprechzimmer; nach einer kurzen Unterredung hatte er seine Anstellung in der Tasche, und

schon nach wenigen Wochen ward ihm von der Militärbehörde die Erlaubniß ertheilt, noch vor Ablauf seines Capitulationsjahres auszutreten.

So ward er durch die Gunst des Zufalls wenigstens in einer Richtung seiner unausgesprochenen Sehnsucht gefördert, und zum ersten Male in seinem Leben begann sein Herz der Zukunft mit einer gewissen Hoffnungsfreudigkeit entgegenzuschlagen.

Wirklich schien sein Geschick fortan freundlicher sich gestalten zu wollen. Director Herdeck zeigte sich als ein Chef, der zwar streng auf pünktlichste Erfüllung der Dienstpflichten seiner Angestellten hielt, dafür aber auch ihre Dienste sehr gut honorirte und im Uebrigen freundlich, beinahe collegialisch mit ihnen verkehrte. Die Obliegenheiten des zahlreichen Wärterpersonals waren schwierig und angreifend, doch hatte Jeder auch ausreichend freie Zeit, um sich zu erholen und sich mit seinen eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Dienstlich hatte sich der an militärische Disciplin gewöhnte neue Wärter sehr bald vortrefflich eingerichtet, und als er den ersten freien Tag hatte, saß er, statt auszugehen, mit einem bisher noch nie gefühlten Behagen in seinem netten Zimmerchen, dessen Fenster auf den Garten der Frauenabtheilung hinausschauten, und dachte darüber nach, wie sich sein fürderes Leben gestalten würde, und in welcher Weise er am besten an der heißersehnten Vervollkommnung seiner Bildung arbeiten könnte.

Er stützte die Stirn auf die Hand und schloß, halb über das Fensterbrett gelehnt, die Augen, um sich ganz der ihn wohlig erfüllenden Traumseligkeit zu überlassen.

Von einem systematischen Studienplane hatte er natürlich keine Ahnung, aber das Eine war ihm klar, daß er sich in erster Linie um die edle Kunst der Malerei bekümmern mußte, die von jeher einen geheimnißvollen, bestrickenden Reiz auf ihn ausgeübt hatte. Am liebsten hätte er sich gleich selber Farben und Pinsel angeschafft, um flott drauf los zu malen, was seinen geistigen Augen zwar dunkel und ohne scharfe Conturen vorschwebte, aber offenbar nur auf das befehlende Wort seines Willens harrte, um festgebannt sich zu klären und zu verdichten. Indeß fühlte er nur zu deutlich, daß ihm jetzt noch die Zauberformel fehlte, um seinen künstlerischen Willen zu entfesseln. Sein Genie empfand unbewußt die Nothwendigkeit, erst die Schranke der Technik zu überwinden, und seine Rathlosigkeit in dieser Beziehung war der Schatten, der auf seine behagliche Stimmung fiel.

Während er sich also grübelnd über die Fensterbrüstung lehnte, schlug plötzlich ein munterer Laut an sein Ohr, der sogleich in seiner Seele süße Erinnerungen weckte. Eine Mädchenstimme rief aus dem Garten zu ihm herauf: „Sind Sie es denn wirklich, Herr Robert, oder täuschen mich meine sonst so scharfen Augen? Nein, nein, Sie sind's — und haben mich noch garnicht begrüßt, obgleich Sie schon länger als eine Woche bei uns weilen. Gehen Sie, das ist garnicht hübsch von Ihnen!"

Er hatte sich gleich bei den ersten Worten erhoben und beugte sich nun respectvoll grüßend zum Fenster hinaus, während Clara, ihren breiten Gartenhut in der Hand hin- und herschwenkend, fortfuhr:

„Wenn Sie Zeit haben, dürfen Sie einen Augenblick zu mir herunterkommen; ich bin augenblicklich ganz allein im Frauengarten, und vor vier Uhr dürfen die Kranken nicht erscheinen, weil ihnen die Sonnenhitze in der Mittagsstunde schaden könnte. Sie brauchen kein so bedenkliches Gesicht zu machen, — ich weiß schon, daß Ihnen das Betreten der Damenpromenaden untersagt ist, aber unter diesen Umständen können Sie's auf meine Verantwortung schon riskiren."

Robert wußte später selbst nicht mehr, wie er in den Garten hinabgekommen war, aber nach wenigen Minuten schritt er an Clärchens Seite über die sauber gehaltenen Kieswege dahin.

Es war ihm, als wandelte er im Traume durch den Garten der Seligen, und eine lange Weile vermochte er kein Wort hervorzubringen. Sie hatte ihm zur Begrüßung unbefangen die Hand gereicht, die er mit einer linkischen Bewegung zum Munde führen wollte, aber doch nicht zu küssen wagte, und nun überließ er sich in tiefster Befangenheit ihrer Führung, ohne vorerst eine Frage an sie zu wagen. Sie dagegen war garnicht im mindesten verlegen, sondern eröffnete im heitersten Tone die Unterhaltung.

„Sehen Sie," sagte sie, „so trifft man sich im Leben immer wieder, nachdem man sich einmal begegnet ist. Wissen Sie noch, wie Sie mich im Stadtpark überraschten? Ich war damals noch ein recht kindisches Ding, — so am öffentlichen Wege sich seinen Gefühlen zu überlassen! Ich habe mich nachträglich furchtbar vor Ihnen geschämt. Erwähnen Sie nur Onkel gegenüber davon um Gottes willen nie Etwas; er würde schöne Augen machen."

Sie zog bei diesen Worten die Augenbrauen finster zusammen und strich sich mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hastig über das Kinn, eine Geste, die Robert schon an dem Sanitätsrath wahrgenommen hatte, wenn derselbe in erregter Stimmung war.

Die wohlgelungene Copie nöthigte ihm unwillkürlich ein Lächeln ab, und das brachte ihn seiner munteren Begleiterin im Augenblick näher. Er wagte es schon, sie etwas länger von der Seite anzusehen und in gewöhnlichem Unterhaltungston zu fragen: „Der Herr Director sind wohl sehr streng?"

„Ei behüte! Der Herr Sanitätsrath sind ein kindguter alter Herr, besonders gegen den Wildfang von Nichte, belieben aber sich einzubilden, daß Höchstdieselben den Eindruck eines furchtbaren Tyrannen machen, wenn sie ein finsteres Gesicht ziehen und die Augen rollen; sie werden aber von Höchstihrer Nichte gewöhnlich ausgelacht und begnügen sich dann damit, etwas von einem „nichtsnutzigen kleinen Balge" in den Bart zu brummen und die Sünderin sanft in's Ohrläppchen zu kneifen."

Robert hatte, freundlich angemuthet und doch mit leisem Kopfschütteln dem Geplauder zugehört. Er erkannte in dem übermüthigen, von Frohsinn und Lebenslust sprühenden Mädchen das traurige Kind von damals nicht wieder, das nur unter Thränen ihm wehmüthig zugelächelt hatte, als es ihm zum Abschiede die Hand reichte. So hatte er Clara zeither im Gedächtniß behalten, und ein gut Theil seiner uneingestandenen Neigung zu ihr war Mitleid gewesen.

Er konnte nicht umhin, seinem Befremden Ausdruck zu verleihen, und fragte sie deshalb mit etwas zögernder Stimme, was aus ihrer unglücklichen Freundin geworden sei, um derentwillen sie damals so trostlos gewesen. Da war mit einem Male aller Frohsinn aus ihrem Gesicht verschwunden, und traurig den Blick senkend, sagte sie: „Sie haben Recht, daß Sie mich daran erinnern; dieses arme Wesen war indirect die Veranlassung zu unserer Bekanntschaft, und ich hätte daher bei unserer ersten Wiederbegegnung seiner gleich gedenken müssen. Aber Sie dürfen mich darum nicht falsch beurtheilen. Ich bin nicht so oberflächlich, wie Sie jetzt vielleicht glauben mögen. Die Zeit, die alle Wunden heilt, hat meinen Schmerz gelindert. Das arme Mädchen ist nämlich längst durch den Tod von seinem Leiden erlöst. Und wenn ich daran zurückdenke, wie ihr Leib noch vegetirte, ja anscheinend sogar recht gut gedieh, als ihre Seele bereits gestorben war, da möchte ich mich beinahe über das völlige Erlöschen dieses Lebens freuen. Seitdem habe ich mich nie wieder so eng an eine Kranke attachiren mögen, und Onkel hätte es auch nie wieder zugelassen, denn er meinte, ich hätte nach dem Tode des unglücklichen Kindes ganz so ausgesehen, als ob auch ich dem Trübsinn verfallen wollte. Gottlob, das ist jetzt überwunden! Ich mache mich auch jetzt noch nach Kräften in der Anstalt nützlich, aber ich bekümmere mich nur noch um wirthschaftliche Angelegenheiten; die Pflege der Kranken überlasse ich den Aerzten und Wärterinnen vom Fach. Aber sprechen wir nicht weiter von mir! Erzählen Sie mir lieber, was Sie an diese Stätte des Unglücks geführt hat. Ich meine doch, ein gesunder und tüchtiger Mann müßte eine andere Beschäftigung der erschütternden Thätigkeit in diesem Hause vorziehen?"

Robert seufzte bei dieser Frage tief auf, aber es war mehr ein Seufzer der Erleichterung. Empfand er es doch wie ein wirkliches Glück, hier einmal einer mitfühlenden Seele sein ganzes Herz ausschütten und von seiner Sehnsucht nach einem ihm selbst noch unklaren inhaltvolleren Leben Ausdruck verleihen zu können.

So hub er denn von seiner Kindheit an zu erzählen und schilderte mit schlichten Worten sein ereignißloses Leben, und aus jedem seiner Sätze klang deutlich die Schwermuth des Gefangenen heraus, der an eine Befreiung noch gar nicht zu denken gewagt hat.

Was Clara bei seiner Mittheilung im Innersten empfand, war nicht gleich zu erkennen. Sie hörte ihm zwar mit großer Aufmerksamkeit zu,

und in ihren beweglichen Zügen war das Mitgefühl nicht zu verkennen, dennoch aber kam keiner der den meisten Menschen in solchen Fällen geläufigen inhaltlosen Trostsprüche über ihre Lippen, als er geendet hatte. Sie blickte vielmehr eine Weile stumm zu Boden und sprach dann leise, mehr für sich, als zu ihm: „Entsagen, entsagen und immer entsagen, — der Refrain in diesem armen Leben!“.

Robert schaute sie darob erstaunt von der Seite an. Dieser elegische Ton wollte wieder zu ihrer muntern, fast muthwilligen Art von vorhin gar nicht passen. Das Mädchen ward ihm, der noch wenig Menschenkenntniß besaß, mehr und mehr zum Räthsel.

Plötzlich aber wandte sie ihm wieder ihr Gesicht mit dem schelmischen Lächeln, das ihr bei der Begrüßung so gut gestanden, voll zu und sagte ganz unvermittelt: „Wissen Sie, was das Klügste ist? Sich um gar nichts kümmern; sich alles Unerreichbare aus dem Sinn schlagen und sich an der Sonne, die ja doch auch auf den Elendesten herniederscheint, freuen, so gut es eben gehen will! Das ist, wie Onkel sich ausdrückt, praktische Philosophie. Damit wollen wir uns für heute Adieu sagen, denn die Vesperglocke wird gleich läuten, und dann dürfen Sie sich auf der Damenpromenade nicht mehr sehen lassen. Auf Wiedersehen!“

Sie hatte leicht seine Hand berührt, und bevor er sich auf eine Antwort besinnen konnte, war sie hinter dem Syringengebüsch des nächsten Bosquets verschwunden. Kopfschüttelnd verließ er den Garten und kehrte auf sein Zimmer zurück, um den Rest seiner freien Zeit mit eifriger Lectüre auszufüllen. Er hatte sich ein encyklopädisches Werk verschafft, um vorerst wenigstens einen Ueberblick zu gewinnen über Alles das, was er nach und nach sich anzueignen fest entschlossen war. Aber es wollte heut mit dem Lesen durchaus nicht vorwärts gehen; er mußte schier jeden Satz zwei bis drei Mal durchgehen, ehe er den Sinn begriff. Seufzend schob er endlich das Buch zurück; es wollte ihn bedünken, als ob ihm noch immer das rechte Verständniß für die Studien fehlte. Dennoch machte ihn diese vermeintliche Erkenntniß im Augenblick gar nicht unglücklich, denn die Grundstimmung seiner Seele war heiter: Ein liebliches Mädchengesicht, umrahmt von aufgelöstem Blondhaar, schwebte ihm beständig vor Augen, und die Worte: „Sind Sie es denn wirklich, Herr Robert?“ klangen ihm melodisch im Ohr.

Die Erscheinung geleitete ihn bis in seine nächtlichen Träume, und am nächsten Tage ging er freudiger denn je an die Erfüllung seiner schweren Pflichten.

Es verging eine Reihe von Tagen, an denen sein Dienst ihm keine Zeit ließ, einen Blick in den Frauengarten zu werfen, geschweige denn seinen Fuß hinein zu setzen; auch seine Gedanken durfte er nicht dahin abschweifen lassen, denn die Beobachtung und Wartung der Kranken erforderte stets die gespannteste Aufmerksamkeit, und nur Abends, wenn er sich müde

und abgespannt über sein Buch zu beugen versuchte, umwehte ihn immer und immer wieder wie Geisterhauch die Erinnerung an das holde Kind, dessen eigentliches Wesen er nicht zu ergründen vermochte, und das sich eben darum täglich tiefer in sein Herz hineinstahl.

Erst in der folgenden Woche hatte er wieder einen freien Nachmittag; voll banger Erwartung und zagender Hoffnung stand er an seinem Fenster und schaute hinab auf die Rasenplätze und Gänge des Gartens, die wie immer um diese Stunde völlig vereinsamt waren. Aber seine Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt, denn schon nach Verlauf einer Viertelstunde knirschte unten der Kies des Weges, und zwischen den grünenden Büschen näherte sich die heißersehnte schlanke Gestalt dem Platze unter seinem Fenster.

„Na, kommen Sie immer, Herr Robert,“ — sagte sie schon von Weitem mit einem schelmischen Aufblick, — „ein Stündchen haben wir zum Plaudern Zeit, und ich will über Manches mit Ihnen reden. Ich habe über Ihre Mittheilungen nachgedacht und meine nun, da ist viel zu überlegen.“

Als er dann an ihrer Seite promenirte, fuhr sie fort: „Das mit Ihrer Sehnsucht nach Kunst und Wissenschaft will mir nicht aus dem Kopfe. Ich habe lange darüber nachgedacht und habe mir vorgenommen, einmal ernstlich mit Ihnen darüber zu reden.“

Er wandte ihr mit einem wehmüthigen Lächeln sein Gesicht zu und zuckte schweigend mit den Achseln, als wollte er sagen: „Was hilft das Reden! Helfen kannst Du mir ja doch nicht, gutes Mädchen.“

Sie aber schien von dieser Geberdensprache gar Nichts zu bemerken, denn sie fuhr in demselben mütterlichen Gönnertone fort: „Sehen Sie, ich weiß davon auch nicht viel. Ich bin zwar in einer höheren Töchterschule und nachher sogar noch in einem Dresdener Pensionat gewesen, aber ich habe bisher über so ernste Fragen noch niemals nachgedacht. Als Sie mir neulich Ihr Herz ausschütteten, da war mein erster Gedanke: „Hier kannst Du rathen und helfen!“ Denn wir waren ja, wie ich meinte, recht gründlich in der Kunstgeschichte unterrichtet worden, hatten unter der Führung von madame la directrice oftmals die Galerie besucht und mit geistreicher Leichtigkeit über alles Mögliche plaudern gelernt. Nachher aber, wie ich ansetzen wollte, Ihnen meine Weisheit zum Besten zu geben, da merkte ich, daß ich völlig rathlos war. Und das preßte mir förmlich das Herz zusammen. Seitdem habe ich in Ihrem Interesse Onkels ganze Bibliothek durchstöbert, was wirklich eine schreckliche Arbeit war. Viel klüger bin ich dadurch nicht geworden, aber so viel ist mir doch jetzt klar, daß Sie es ohne Anleitung wohl kaum zu Etwas bringen können.“

„Meinen Sie wirklich?“ erwiderte Robert verzagt und ließ den Kopf hängen. In seinen Augen stand Clara so hoch über ihm an Geist und Bildung, daß ihre Ansicht für ihn die Bedeutung eines Orakels hatte.

„Ja ja," — fuhr sie mit wichtiger Betonung fort, — „es ist zu jeder Bethätigung des Geistes Etwas nothwendig, das man Theorie nennt, oder unter Umständen auch Technik, und das macht einem viele Mühe und Plage, denn das gerade ist es, was einem nicht vermöge der glücklichen Naturanlage gegeben ist, sondern was man im Schweiße seines Angesichts nach und nach erlernen muß. Ich weiß selbst ein Lied davon zu singen. Ich hatte immer Lust und Liebe für fremde Sprachen, und es fiel mir ganz leicht, französisch und englisch sprechen zu lernen; aber da war so viel unausstehlicher Kram, den man sich mühsam einprägen und behalten mußte: unregelmäßige Verben, grammatische Regeln u. s. w., daß einem das Sprachstudium sehr bald verleidet wurde, ehe man noch dazu kam, die hübschen Bücher in der fremden Sprache ganz zu lesen und zu verstehen.

Sehen Sie, Sie Aermster, so wird's Ihnen auch gehen, denn ohne Technik giebt es keine Malerei; die leidige Technik ist die unerläßliche Bedingung, im Sprachstudium wie in der Malerei."

Robert nickte zustimmend mit dem Kopfe. Eine Ahnung von dem, was sie da sagte, war ihm schon längst aufgegangen, und seine mit Eifer betriebene Lectüre hatte ihm diese Ahnung mehr und mehr bestätigt. In traurigem Schweigen schritt er nun neben seiner Begleiterin her; daß auch sie ihm keinen besseren Trost sagen konnte, raubte ihm schier allen Lebensmuth, und dumpfe Resignation begann wieder seine ganze Seele zu erfüllen, wie ehedem, da er noch gar nicht zu hoffen gewagt und nur unklar empfunden hatte, daß das Leben für ihn eine Strafe sei, wenn es ihm nicht gelinge, eine gewisse Höhe zu erklimmen, von wo er freier und weiter ausblicken könne, als in dem engen Kreise, da das Schicksal ihn hatte zur Welt kommen lassen.

Clara bemerkte seine Verstimmung, und da sie wohl fühlte, daß sie durch ihre Worte wesentlich dazu beigetragen, so glaubte sie sich verpflichtet, ihn nach Kräften zu trösten und aufzuheitern. Die Tiefe seiner schmerzvollen Empfindung konnte sie freilich nicht begreifen, aber mit weiblichem Feingefühl traf sie doch den richtigen Ton, um ihn wenigstens im Augenblick die Bitterniß vergessen zu machen, die ihm nach kurzem Hoffnungsrausche den Geschmack am Dasein völlig zu vergällen drohte.

Sie begann unbefangen zu plaudern, als hätte gar keine ernste Frage sie eben beschäftigt, sprang von einem Thema auf's andere über und war plötzlich mitten in ihren Kindheitserinnerungen drin, die sie mit allerliebster Munterkeit aufzufrischen wußte, sodaß ihr schweigender Zuhörer ihr unwillkürlich folgen mußte und nach und nach in die Illusion versetzt wurde, als habe er selbst von Anbeginn in der Sphäre gelebt, deren wechselnde Bilder sie mit anmuthiger Lebendigkeit schilderte.

Wie in einem süßen Traum verloren, hörte er sie von ihrem Vater erzählen, der ein namhafter Ingenieur gewesen und mit Weib und Kind von Land zu Land gezogen war, um im Auftrage von Regierungen und

Privatgesellschaften Projecte für neue Eisenbahnlinien zu entwerfen, Strecken- und Tunnelbauten auszuführen und überall der Civilisation und dem internationalen Verkehr neue Wege zu erschließen. Seine Phantasie ward mächtig angeregt. Er schaute selber Land und Leute, wie sie damals der kindlichen Seele des aufgeweckten Mädchens sich eingeprägt hatten und nun von ihr in wohlgelungenen Skizzen wiedergegeben wurden.

Und als die Erzählerin dann auf traurige Erinnerungen kam und den entsetzlichen Abend schilderte, da die Leute den Vater, der in seinem Berufe verunglückt war, leblos hereintrugen in das rumänische Wirthshaus, wo er mit seiner Familie Wohnung genommen, — als sie über die Rückkehr der Wittwe und Waise nach der Heimat berichtete und von den trüben Tagen sprach, die nun in endloser Kette für sie sich aneinanderreihten, da überwältigte ihn das Gefühl, und er drückte warm und innig ihre beiden Hände, die sie ihm unbefangen einen Augenblick überließ.

Auf diese Weise war die Stunde, die dem seltsamen Paare zu verplaudern vergönnt war, im Handumdrehen dahin. Als das Glöcklein auf dem kleinen Thurme des Directorialgebäudes die Zeit verkündete, da die weiblichen Kranken den Garten besuchen sollten, meinte Robert, der Hausmeister müsse sich wohl versehen und um eine Stunde zu früh geläutet haben. Er kehrte in so froher Stimmung wie lange nicht, in sein Zimmer zurück, und an diesem Abende blieb sein Buch auf dem Tische zugeklappt liegen, während er selber auf dem kleinen Ledersopha saß und traumverloren in weite Fernen schaute.

Aber es waren nicht die wehmuthdüsteren Bilder von ehedem, die ihn jetzt beschäftigten.

Nicht von unerreichbaren Zielen, nicht von einer Wirksamkeit auf des Lebens Höhe träumte er, sondern von einem stillen Glück in trauter Häuslichkeit, und wenn er sich's auch nimmermehr eingestand, so waren doch Clärchens Augen die Sterne, von denen der milde Glanz dieses Glückes ausging.

Seit der Zeit war es stillschweigende Uebereinkunft zwischen den Beiden, daß er jedesmal an seinem dienstfreien Nachmittage sich im Garten einstellte, wo sie ihn immer schon erwartete. Und dann wurde nach Herzenslust geplaudert; er berichtete von seinen Erlebnissen im Dienst; besonders interessante Fälle einzelner Kranken wurden besprochen, und sie erzählte dies und jenes aus dem Leben der Stadt, aus der Geselligkeit und aus des Onkels Hause; von seinen begrabenen Zukunftsträumen aber war nie wieder die Rede.

In der Regel waren sie fröhlichen Muthes, zum Lachen und Scherzen aufgelegt und recht eigentlich gestimmt, den Augenblick zu genießen. Nur manchmal überkam es sie wie ein plötzliches Sichbesinnen, wie ein aufblitzendes Bewußtsein, daß die harmlose Freude nicht ewig währen könne, daß eine Gefahr sich dahinter berge, und daß eine rauhe Störung sie un-

vermuthet schrecken werde. Dann errieth wohl Eines instinctiv des Anderen Gedanken und wurde in gleichem Maße davon ergriffen. Dann gingen sie wohl eine Weile schweigend neben einander her, Eines verstohlen auf das Andere schauend, bis Clara unvermittelt hell auflachte und mit einem glücklich gefundenen Scherzworte die Verstimmung löste.

Einmal — es war schon spät im Herbste, und das vom Wind auf den Kiesweg zusammengewirbelte fahle Laub mahnte ernstlich an die Vergänglichkeit alles Irdischen — konnte auch das sonst allzeit heitere Kind das erlösende Wort nicht sogleich finden, und während hoch in den Lüften die Stimme des Herbstwindes unheimlich klagte und die Wetterfahne auf dem Glockenthürmchen mißtönig knarrend sich um und um drehte, standen die beiden frischen Menschenkinder unter einer schier entblätterten Linde schweigend einander gegenüber, und es war ihnen so zu Muthe, als ob sie nach einer kurzen Stunde harmlosen Glückes Abschied von einander nehmen sollten für das ganze Leben.

„Schauen Sie," sagte endlich Robert, dessen Blicke sich nicht von der Erde erhoben hatten, „dort blühen noch Veilchen im Rasen; es sind wohl die letzten in diesem Jahre."

Und er bückte sich, um die Blümchen zu pflücken und zu einem kleinen Strauße zu ordnen.

„Ja, ja," entgegnete sie mit gepreßter Stimme, „pflücken Sie alle ab; die armen Dinger würden sonst im Nachtfroste verderben."

Sie nahm mit dankendem Kopfnicken das Sträußchen aus seiner Hand entgegen und sog tief athmend den süßen Duft ein, während sie Beide langsam weiter promenirten.

Sie werden wohl im Winter oftmals große Bälle besuchen?" hub Robert nach einer langen stummen Pause an. Er wußte eigentlich nicht, wie er zu dieser Frage kam; er fühlte nur, daß er irgend Etwas reden mußte, um die Schwere der Situation zu brechen.

„Nein!" erwiderte sie kurz, fast hart; „mir sind solche banale Vergnügungen in den Tod zuwider. Bälle und dergleichen mag ich einmal garnicht leiden, so unwirsch Onkel auch jedesmal schilt, wenn solch ein sogenanntes Vergnügen in Sicht ist und ich mich gegen sein gutmütiges Zureden eigensinnig sträube."

Robert schaute sie darob mit unverhohlenem Erstaunen an. Nach seiner allerdings ziemlich unklaren Vorstellung bestand das Leben der Damen aus der vornehmen Gesellschaft nur aus eitel Lustbarkeiten, und es fiel ihm jetzt erst plötzlich auf, daß er Clara ja nur als schlichtes Mädchen im einfachen Hauskleide kannte, und daß sie daher mit dem Bilde, welches er sich von einer eleganten Salondame gemacht hatte, eigentlich garnicht übereinstimmte.

Ihre Antwort erfüllte ihn deshalb im Grunde seiner Seele mit aufrichtiger Freude, und doch mochte er sich dies wieder nicht eingestehen. Verwirrt blickte er zur Seite und stotterte verlegen:

„Verzeihen Sie, ich dachte blos, weil Sie — — so ein vornehmes Fräulein muß doch — —"

„Aha," sagte Clara darauf pikirt, — „nun weiß ich doch wenigstens, mit welchen Augen Sie mich ansehen. Sie halten mich für eine gewöhnliche Zierpuppe, wie sie auf den Promenaden, in den Concertsälen u. s. w. zu Dutzenden herumlaufen. Nun ja, die Herren in der Gesellschaft erwarten ja von den jungen Mädchen nichts Anderes, warum sollten Sie da nicht ebenso denken?"

Wieder entstand darauf eine längere Pause, da Robert, durch ihren gereizten Ton erschreckt, betroffen schwieg und wie ein ertappter Missethäter sein Haupt senkte. Nach einer Weile schien ihr jedoch die herbe Zurechtweisung leid geworden zu sein, denn sie hängte sich schweigend an seinen Arm und führte ihn, die unterbrochene Promenade fortsetzend, den Parkweg entlang weiter, immer den Garten von einem Ende bis zum anderen durchmessend.

Er ließ sich leiten wie ein Kind und machte in seinem Schuldbewußtsein auch keinen Versuch, die Unterhaltung wieder anzuknüpfen.

Clara sah ihn wiederholt mit einem erwartungsvollen Blicke, in dem es fast wie eine stumme Bitte glänzte, von der Seite an; als er aber garnichts davon bemerkte, prägte sich wieder ein zorniger Trotz in ihren Zügen aus, und wieder ging die schweigende Promenade ein paarmal im Garten auf und ab. Endlich schien es das kleine Fräulein doch satt bekommen zu haben. Sie blieb entschlossen stehen und sagte in ärgerlichem Tone: „Wenn Sie mich bis an's Ende der Tage so durch den Garten schleppen wollen, so erlauben Sie wenigstens, daß ich mich erst ein wenig ausruhe; ich bin müde geworden, und unterhaltend ist es wirklich auch nicht."

Robert fuhr entsetzt aus seinem trüben Sinnen empor, aber seine ängstliche Besorgniß, daß er sich unschicklich betragen habe, wich sofort, als er seiner Begleiterin in's Gesicht sah, aus dem jetzt mit einem Male aller Mißmuth geschwunden war.

Und wie er sie so mit betroffener Miene anschaute, da brach sie plötzlich in ein lautes, lustiges Lachen aus, faßte ihn an beiden Händen und drehte sich mit ihm um und um, wie die Kinder, wenn sie „Mühleziehen" spielen.

„Wissen Sie, daß Sie furchtbar komisch aussehen, wenn Sie solche Augen machen?" sagte sie dann tief aufathmend, indem sie sich vor ihn hinstellte und seinen Gesichtsausdruck zu copiren suchte. Aber gleich darauf wurde sie wieder ernst und fuhr mit einem halb unterdrückten Seufzer fort: „Ich treibe da schon wieder meine Possen und bin doch eigentlich garnicht in der Stimmung dazu. Die Trauer der absterbenden Natur macht mir immer das Herz so schwer, und wenn ich allein bin, ist mir oft so bange, daß ich weinen muß, ohne einen bestimmten Grund dafür zu haben. Sie haben mich gewiß immer für einen muntern Tollkopf gehalten, der gar keine

Sorgen und Kümmernisse kennt, aber da haben Sie mich wirklich falsch beurtheilt. Ich habe schon schreckliche Seelenkämpfe durchzumachen gehabt, und manchmal habe ich mein ganzes Leben verwünscht, weil es mir in solchen trüben Stunden fade und nutzlos erscheint, weil ich keinen vernünftigen Zweck erkennen kann, und weil es mich anwidert, mich so von Onkel und Tante verwöhnen und verhätscheln zu lassen, ohne ernstlich Etwas zu leisten.

„Ach, ich werde aus mir selber nicht klug!“ fuhr sie nach einer Pause fort: — „meine Grundstimmung ist tief traurig, aber dann packt es mich plötzlich wieder mit unwiderstehlicher Gewalt, und ich muß laut auflachen und tollen wie ein ausgelassenes Kind. Ach, ich bin so unglücklich, so unglücklich, ich kann es garnicht aussprechen.“

Und nun begann sie wirklich bitterlich zu weinen und schluchzte so trostlos auf, daß Robert darauf ein tiefes Weh im Herzen fühlte. Er hätte sie so gern beruhigt und ihr tröstend zugesprochen, aber ihm versagten die Worte, und jedesmal, wenn er anfangen wollte zu reden, hatte er das unbestimmte Gefühl, daß Alles, was er etwa sagen könnte, dem weinenden Kinde in die Ohren klingen müßte wie fades lästiges Geschwätz. Und doch drängte es ihn mit elementarer Gewalt, ihr beizustehen, ihr begreiflich zu machen, daß er ihren Schmerz verstehe und mit ihr fühle wie ein Vater, wie ein Bruder, wie — — —

Seine Gedanken verwirrten sich, und ehe er recht wußte, was er gethan, hielt er das schluchzende Mädchen in seinen Armen, drückte ihr Gesichtchen an seine Brust und küßte leise den leicht gewellten Scheitel.

Sie wehrte ihm nicht, sondern lehnte sich müde an ihn, wie ein Kind, das am Herzen der Mutter seinen Harm vergißt.

Da tönte plötzlich das Vesperglöcklein vom Thurme, das ihnen die Scheidestunde mit grausamer Pünktlichkeit verkündete. Clara schrak bei den Klängen wie aus einem tiefen Traume empor; ein jähes Roth flammte in ihrem Antlitz auf, und im nächsten Augenblick fühlte Robert seinen Hals von zwei weichen Armen umklammert, leidenschaftlich preßten ihre Lippen sich auf die seinigen, dann hörte er noch ein bebendes: „Leb' wohl!“ das halblaut ihm in's Ohr klang, und wie die Woge emporgebraust, so war sie verschwunden. Als er anfing, sich auf sich selbst zu besinnen, stand er allein unter der entblätterten Linde.

Ihm schwindelte der Kopf, während es ihm im Herzen vor unsagbarer Seligkeit schier bange wurde. Es war ihm, als ob er plötzlich in eine ganz fremde Welt versetzt worden sei, und wie ein Schlafwandelnder ging er von dannen.

Den Rest des Tages verbrachte er still auf seinem Zimmer. Er schwamm in einem Meer von Wonne, und die Wogen der Glückseligkeit schlugen über seinem Haupte zusammen. Ohne daß seine Phantasie sich feste Bilder aus dem gefügigen Material der Zukunft formte, leuchtete es

doch seinem geistigen Auge entgegen wie eitel Licht und Sonnenschein, und ihm däuchte, daß sein Lebensschifflein nach langer langer Fahrt in bleiernem Nebelgrau der Insel der Seligen zusteuere.

* * *

Am nächsten Tage war der Rausch verflogen und seine Stimmung in's gerade Gegentheil umgeschlagen. Den Tag über hielt ihn der Dienst in beständiger Spannung und ließ ihm keine Zeit zum Grübeln und Greinen, aber als die Zeit der Ruhe herankam und er in seinem einsamen Zimmerchen sich selbst und seinen Gedanken überlassen war, da kam der Jammer zum Ausbruch.

Der arme Robert fühlte sich wie ein Verbrecher, der ein köstliches Kleinod gestohlen hat und nun von Gewissensbissen gefoltert wird, aber doch nicht weiß, wie er seine Missethat sühnen soll.

Er hatte freventlich den Seelenfrieden des armen Kindes gestört, und Clara, hingerissen von der Gewalt des Augenblicks, war ihm in die Arme gesunken. Daß er auf diesem Wege nicht weitergehen durfte, war ihm ganz klar. Aber wie das Geschehene vergessen machen? Wie ihr wieder vor die Augen treten? Das waren die Fragen, mit denen er sich sein Hirn zermarterte, und für die er doch keine Lösung finden konnte.

Wie hatte er es nur wagen können, seine Hände zu so unbescheidenem Verlangen auszustrecken? Und wie war es nur möglich gewesen, daß sie, die vornehme Dame, dem schlichten unbeholfenen Gesellen eine so unerhörte Gunst bezeugte? Gewiß hatte er ihre Sinne durch sein Betragen verwirrt, und das arme Kind war jetzt in bittere Reue ob solcher Selbstvergessenheit versunken. Er empfand aufrichtig eine tiefe Scham über sein Verhalten und mußte doch nicht, was er anfangen sollte, um sein Vergehen wieder gut zu machen.

Nach langem Nachdenken und nach schmerzvollem Kampfe mit seinen gebieterisch ihr Recht behauptenden Gefühlen beschloß er, als ehrlicher Mann vor die Geliebte hinzutreten und ihr den Ueberfall demüthig abzubitten. Er wollte ihr sagen, daß er in einer augenblicklichen Verwirrung gehandelt, die ihm selber noch jetzt unverständlich sei; daß er aber wahrhaftig nie mehr wagen werde, ihren Weg 'zu kreuzen und sie in so unziemlicher Weise zu beunruhigen. Dann, hoffte er, werde sie ihm wohl noch einmal freundlich die Hand reichen und versöhnt von ihm scheiden.

Der Entschluß hatte ihm harte Ueberwindung gekostet, aber er erfüllte ihn dafür auch mit dem tröstlichen Bewußtsein rechtschaffener Pflichterfüllung; sein ungestüm klopfendes Herz beruhigte sich darauf ein wenig, und gegen Morgen sank er endlich im Schlaf.

Die Ausführung war ihm indeß vorläufig unmöglich, da der Dienst ihn verhinderte, Clara im Garten aufzusuchen, und sich auf anderem Wege ihr zu nähern, sie innerhalb der Häuslichkeit ihres Oheims aufzusuchen,

hätte er unter keinen Umständen wagen mögen. Zu schriftlicher Mittheilung aber war er viel zu ungewandt, und da ihm diese Art der Aussprache überhaupt nicht geläufig war, verfiel er auch gar nicht auf den Gedanken.

So mußte denn der bedeutsame Act, der ihm wie eine mit klarem Bewußtsein geplante und beschlossene Selbstvernichtung erschien, auf seinen nächsten freien Nachmittag vertagt werden. Daß sich daran noch etwas ändern könne, war für ihn völlig ausgeschlossen. Er war mit seinem Entschluß fertig und fühlte sich Mannes genug, ihn auszuführen. Und doch kam es ganz — ganz anders. Das Schicksal griff mit starker Hand ein, und im Augenblick war die Situation völlig verschoben.

Robert ging den Tag über umher, wie in einem tiefen Traume befangen, verrichtete aber trotzdem mit gewohnter Pünktlichkeit seinen Dienst. Gegen Abend, als er gerade einen Kranken, welcher der sorgfältigsten Wartung bedurfte, in seiner Zelle zu Bette gebracht hatte, wurde er plötzlich zum Director beschieden.

Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn, und während er den Corridor entlang ging, klopfte ihm sein Herz zum Zerspringen, denn er glaubte nicht anders, als daß die discrete Scene im Garten von einem Mißgünstigen belauscht und verrathen worden sei.

Er beschloß darum, alle Schuld auf sich zu nehmen, was ja auch im Wesentlichen seiner bisherigen Auffassung entsprach, und sich selbst als einen schamlosen Wüstling hinzustellen, der das arme Mädchen meuchlings überfallen und in seine verlangenden Arme geschlossen habe.

Sein heroischer Entschluß erwies sich als durchaus überflüssig. Der alte Herr war allerdings augenscheinlich in großer Erregung, empfing ihn jedoch überaus freundlich und nöthigte ihn mit sanfter Gewalt, Platz zu nehmen, was ihm in Anbetracht seiner dienenden Stellung beinahe peinlich war.

„Ich habe einen schwierigen und sehr verantwortungsvollen Auftrag für Sie,“ — begann der Doctor, mit nervöser Handbewegung seinen Bart streichend; — „Sie können mir durch die Ausführung zeigen, was Sie zu leisten im Stande sind. Und daß ich gerade Sie dazu ausersehen habe, möge Ihnen ein Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrem bisherigen Verhalten und meines unbedingten Vertrauens sein.“

Robert horchte hoch auf, da die Anrede so ganz anders lautete, als er erwartet hatte. Der Director fuhr lebhaft fort:

„Vor einer Viertelstunde hat man mir gemeldet, daß der Kranke von Nr. 57 entwichen ist. Sie wissen ja, der junge Mann, den Sie vertretungsweise selbst eine kurze Zeit beaufsichtigt haben, Baron von Schenk, der einzige Sproß eines vornehmen und sehr reichen Hauses. Er hat seine Flucht mit bewundernswerther Schlauheit bewerkstelligt, was man bei Geisteskranken nicht selten findet. Bis jetzt fehlt uns jede Spur; ich glaube aber aus verschiedenen Erwägungen Grund zu der Annahme zu haben, daß er

sich nach B. gewandt hat, wo ihn aus seinem früheren Leben mannigfache Beziehungen mit der Gesellschaft verbinden. Sie habe ich nun dazu ausersehen, daß Sie seine Spur aufsuchen und ihn zurückbringen. Der Auftrag erfordert viel Umsicht, Klugheit und Entschlossenheit, denn es ist schwer, hinter die oft unglaublich feinen Schliche eines Irren zu kommen; und ihm im geeigneten Moment mit Erfolg entgegenzutreten, bringt oft große Gefahr. Machen Sie sich ohne Säumen reisefertig, daß Sie noch den Nachtschnellzug benützen können. Hier haben Sie Geld; Sie brauchen damit, wenn's Noth thut, keineswegs zu sparen. Schlimmsten Falls fordern Sie auch telegraphisch mehr. Und nun Gott befohlen! Machen Sie, daß Sie nicht unverrichteter Sache zurückkommen. Meines verbindlichen Dankes können Sie versichert sein."

Damit hatte sich der alte Herr erhoben, reichte ihm ein mit Banknoten gefülltes Couvert und geleitete ihn, zur Eile drängend, bis zur Thür, indem er noch hinzufügte: „Eine Legitimation, wenn Sie etwa die Hilfe der Behörden in Anspruch nehmen müssen, liegt hier bei."

Robert stand auf dem Corridor einen Augenblick wie betäubt still. Eine solche Auszeichnung nach verhältnißmäßig so kurzer Dienstzeit hätte er nie erwartet. Die Oberwärter und seine älteren Collegen mußten ihn ja darum beneiden. Aber er wollte sich auch des Vertrauens würdig zeigen, und wenn der Flüchtling sich nicht in der Hölle selbst verborgen hatte, so wollte er ihn schon zurückbringen, koste es, was es wolle.

Seine eigenen Angelegenheiten mußten natürlich angesichts dieser ernsten Pflicht zurückstehen. Clara! Einen Augenblick überkam ihn bei dem Gedanken an sie und an seine Schuld ihr gegenüber ein Gefühl der Unentschlossenheit und muthlosen Zaghaftigkeit, aber im nächsten Moment sagte er sich, daß ihm nichts Anderes übrig bliebe, als die Sühne bis nach seiner Rückkehr zu verschieben.

Er reiste also unverzüglich ab und befand sich am nächsten Morgen bei Tagesanbruch in der großen Handelsstadt B., deren märchenhafter Reichthum und vornehmes Leben ihm aus einer Reiseschilderung bekannt war und deshalb während der nächtlichen Fahrt lebhaft seine Phantasie beschäftigt hatte. Es blieb ihm jedoch jetzt keine Zeit zu Beobachtungen und Studien, wie er sie für sein Leben gern gemacht hätte, denn sein Pflichtgefühl ließ ihn den Zweck seiner Reise nicht eine Secunde aus den Augen verlieren. Deshalb nahm er nur ein Frühstück im Bahnhofsrestaurant zu sich und ging dann gleich mit Umsicht an die Ausführung seines schwierigen Auftrages. In der ersten Buchhandlung, die ihm auf seinem Wege auffiel, kaufte er sich einen Plan der Stadt, orientirte sich schnell und sicher, bezeichnete sich darauf mit Rothstift die Häuser, in denen nach Angabe des Directors Bekannte oder Verwandte des Flüchtlings wohnten, und begab sich dann geraden Weges nach der Polizeidirection, um sich der thatkräftigen Unterstützung der Behörde für alle Fälle zu versichern.

Nach wenigen Stunden schon wußte er bestimmt, daß Baron Schenk in der That Tags zuvor in B. angelangt war; nur wo er sich einlogirt hatte, ließ sich vor der Hand noch nicht herausbringen. Darob machte sich indeß Robert keine Sorge. Er sagte sich, daß der Irre, dem das strenge Internat in der Anstalt jedenfalls überaus lästig gewesen, seine Freiheit zweifellos dazu benützen werde, seine früheren Gewohnheiten wieder aufzunehmen und das Leben in gierigen Zügen zu genießen.

Ein Polizeibeamter, mit dem er sich rasch besprochen, hatte ihm verrathen, daß in einem neuen am Strome sich entlang ziehenden Stadttheile ein kleines verschwiegenes Weinrestaurant sich befinde, wo die goldene Jugend von B., die Söhne der Großkaufleute, Rheder u. s. w., ihre Lebenslust auszutoben beliebten.

Dorthin wandte sich Robert in der Mittagsstunde, und gleich beim Eintritt hatte er die Genugthuung, zu sehen, daß seine Combinationen durchaus richtig gewesen waren.

In dem mit sybaritischem Luxus ausgestatteten Salon saß eine Gesellschaft junger Herren zusammen, deren Unterhaltung überaus lebhaft und augenscheinlich sehr heiter war, denn dem Eintretenden scholl ein homerisches Gelächter entgegen, das sich in kurzen Zwischenräumen immer wiederholte. Einige dralle Heben in fast olympischen Costümen stellten die beliebte bunte Reihe her, indem sie theils zwischen den lebenslustigen Zechern, theils auf deren Knien saßen, und den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete ein junger Herr, dessen wie ein Brillantfeuerwerk hervorsprudelnder Witz die Heiterkeit der Uebrigen so lebhaft entfesselte.

Robert erkannte in ihm sofort den, welchen er suchte. Er wollte möglichst wenig Aufsehen erregen und abwarten, bis die Herren aufbrechen würden, oder bis sonst eine günstige Gelegenheit sich böte. Als er aber im entferntesten Winkel an einem kleinen Tische sich niederließ und eine der Credenzdamen sich anschickte, nach seinen Wünschen zu fragen, wandten sich mehrere Gesichter nach dem neuen Ankömmling um.

Dadurch wurde auch der Flüchtling aufmerksam, schaute nach der Thür hin und erkannte auch ihn auf den ersten Blick.

Die nun folgende Scene spielte sich mit Blitzesschnelle ab. Der flüchtige Irre, welcher bis dahin sich ganz vernünftig betragen hatte und seinen Zechgenossen nur durch seine tolle Ausgelassenheit aufgefallen war, wurde durch den Anblick des Wärters zu einem Wuthausbruch angestachelt. Er ergriff einen mit Eis gefüllten Champagnerkühler, schleuderte ihn mit Wucht gegen den verhaßten Verfolger, der dem Wurf nur mit Mühe auszuweichen vermochte, und im nächsten Augenblicke flogen rechts und links Stühle und andere den Händen des Rasenden erreichbare Gegenstände durch das Zimmer. Bei der dadurch hervorgerufenen allgemeinen Verwirrung erreichte Baron Schenk leicht die Thür; dort schleuderte er einen ihm in den Weg kommenden Herrn mit solcher Gewalt gegen Robert, daß dieser

zurücktaumelte, und war verschwunden, bevor noch Einer der Anwesenden den Gedanken fassen konnte, daß hier ein schnelles Vorgehen nothwendig sei.

Robert war jedoch nur einen Augenblick in Folge des heftigen Stoßes perplex gewesen, dann raffte er sich auf und folgte dem Flüchtling auf dem Fuße, ohne sich um die ängstlichen Rufe und Fragen der Zurückbleibenden im mindesten zu kümmern.

Als er auf die Straße hinaustrat, sah er Jenen gerade noch um die nächste Ecke biegen; er nahm die Verfolgung sofort mit Energie auf, und Viertel für Viertel ging nun die wilde Jagd durch eine Reihe von Straßen, bis plötzlich im Innern der Stadt der Verfolgte in einem Hause verschwand.

Robert war ihm sofort auf den Fersen und erreichte ihn auch glücklich im Paterregeschoß, wo er gerade durch eine große Glasthür in das Geschäftslocal des Bankhauses X u. Comp. eindrang.

Robert war, eingedenk seiner Pflicht, im Augenblick zur Stelle, konnte aber den Wirrwarr und das Unheil, das der Wahnsinnige in seinem Tobsuchtsanfall anrichtete, nicht mehr verhindern.

Schenk war hineingestürzt, hatte ein auf der breiten, grünen Tafel liegendes Zählbrett ergriffen und begann damit Alles, was ihm im Wege war, kurz und klein zu schlagen. Glasscheiben klirrten, Holztheile splitterten, Bankscheine flogen durch die Luft, und Gold- und Silbermünzen klingelten rings auf dem Boden herum.

Das Geschäftspersonal floh durch alle Thüren, um sich vor den Angriffen des Rasenden zu retten, und nach kaum zwei Minuten sah sich Robert mit dem Tobsüchtigen allein in dem Local.

Wohl wissend, wie er sich zu verhalten habe, packte er den Baron mit festen Fäusten und zwang ihn, mit den Augen seinem Blick zu begegnen. Dann hatte er gewonnenes Spiel, denn vor dem befehlenden Augenblitz des gesunden Menschen sank die lodernde Leidenschaft des Wahnsinnigen in sich zusammen, und wie ein eingeschüchtertes Kind ließ sich der eben noch so Fürchterliche auf einen Stuhl niederdrücken und harrte mit gesenkten Blicken dessen, was sein Meister mit ihm beginnen werde.

Der stand nur wenige Secunden überlegend still, aber diese genügten, um seinem ganzen Leben eine entscheidende Wendung zu geben.

Der Rasende hatte alle nicht niet- und nagelfesten Gegenstände, die ihm in die Hände gekommen waren, gegen die Wände oder zu den Fenstern hinaus geschleudert, und da die Hinterfront des Hauses unmittelbar aus dem Strome emporstieg, waren viele werthvolle Dinge von den Wellen verschlungen worden; andere lagen noch auf dem Fußboden des Zimmers umher, nur die breite Fläche des grünbezogenen Zähltisches war wie abgefegt.

Ein flüchtiger Rundblick, den Robert auf die Stätte der Verwüstung warf, ließ ihn eine verwirrende Entdeckung machen. Ganz in der Ecke des den ganzen Raum quer durchschneidenden Tisches, halb verdeckt durch ein darauf gesetztes Stehpult, lagen drei versiegelte Leinenbeutel, deren jeder als Aufschrift die Zahl 10000 trug. Sie waren den Blicken des Irren und damit seinen vernichterischen Händen entgangen.

Nur die Zeit von drei Herzschlägen starrte Robert darauf hin, aber in dieser kurzen Spanne schossen ihm tausend Gedanken durch sein fieberndes Hirn. Sein ganzes ödes, unbefriedigtes Dasein, die Hoffnungslosigkeit seiner Zukunft, das furchtbare Bewußtsein, die bisher nur geahnte schöpferische Kraft seines Genies niemals zur Bethätigung bringen zu können, und der bittere Schmerz seiner in der Knospe schon dem Tode geweihten Liebe — alle diese Empfindungen und Bilder erfüllten mit einem Male seine Seele; sein Blut wallte, und eine unsichtbare Gewalt packte ihn, beinahe körperlich fühlbar, um ihn vorwärts zu stoßen.

Ein Blick rings umher belehrte ihn, daß außer dem Irren kein lebendes Wesen zugegen war, und dieser saß scheu in sich zusammengekauert da und war in ein apathisches Brüten versunken. Robert richtete sich mit einem Ruck auf, seine Sehnen strafften sich, und obwohl ihm die Sinne beinahe traumhaft verschleiert waren, prägte sich doch unverkennbar in seiner Haltung ein energischer und seines Ziels bewußter Wille aus.

Eine leise Wendung des Körpers, ein Griff mit der Hand, und die drei Beutel verschwanden in den hinteren Taschen seines Rockes.

Der ganze Vorgang hatte sich so rasch abgespielt, daß dadurch kaum eine Unterbrechung in der Flucht der Ereignisse hervorgebracht worden war. Nun befahl Robert mit barscher Stimme dem soeben zur Botmäßigkeit gezwungenen Geisteskranken aufzustehen und mit ihm das Zimmer zu verlassen. Willenlos gehorchte der Baron und ließ sich wie ein Kind zum Bahnhofe bringen, um mit seinem Wärter an den Ort der Trauer zurückzukehren, dem er in einer Aufwallung des unbezwingbaren Freiheitsdranges entflohen war.“ —

* * *

Der Erzähler machte hier eine Pause, trank sein volles Glas mit einem Zuge leer und schaute sich mit einem ruhigen Blick im Kreise seiner Hörer um. Es entstand eine tiefe Stille, denn Niemand mochte zu einer Bemerkung das Wort nehmen, obwohl Alle mit großer Spannung der Erzählung gefolgt waren. Es war unverkennbar, daß die letzte Wendung derselben einen peinlichen Eindruck bei Allen hinterlassen hatte.

Fritz Wächter täuschte sich auch darüber keinen Augenblick, aber die Wahrnehmung schien ihm nicht unerwartet zu kommen, denn er fuhr gleich mit einem ironischen, fast bitteren Lächeln fort:

„Ich konnte es mir denken, daß Ihr ob der entschlossenen That meines Helden Eure geehrten Pharisäernasen rümpfen würdet, aber ich ersuche Euch, gefälligst erst den Schluß der Geschichte zu hören, der wahrlich geeignet ist, Euer vorschnelles Urtheil zu modificiren.

Robert hatte also 30000 Mark entwendet, — buchstäblich gestohlen, aber ein nennenswerther Schade war dadurch nicht entstanden. Der Director der Anstalt belobte ihn in der schmeichelhaftesten Weise ob seiner Umsicht und Entschlossenheit, vermöge deren es gelungen war, den gefährlichen Kranken so schnell in sichere Obhut zu bringen und unabsehbares Unheil zu verhüten. Der alte Baron Schenk sprach ihm deswegen gleichfalls mit warmen Worten seinen Dank aus und beglich nachher mit vornehmer Gleichgiltigkeit den Schaden, den sein beklagenswerther Sohn in seinem Tobsuchtsanfall bei dem Bankier angerichtet hatte. Die Rechnung war hoch, denn es befanden sich darauf auch die drei mit Goldstücken gefüllten Beutel, von denen Jedermann annahm, daß sie mit den übrigen Gegenständen zum Fenster hinaus geflogen und im Schlamm des tiefen Stromes versunken seien; aber dem steinreichen Manne war der Verlust nicht im Geringsten fühlbar. Er hätte, wie er selbst sagte, sofort die zehnfache Summe geopfert, wenn es zur Verhinderung der fährnißreichen Flucht seines Sohnes nothwendig gewesen wäre.

Ueber die ganze Geschichte wuchs bald Gras, und wenn man später hier und da wirklich noch einmal davon sprach, so geschah es immer nur mit der größten Anerkennung für den muthvollen jungen Wärter, dem es vielleicht zu danken war, daß der arme Irre nicht ein grauenvolles Ende gefunden hatte.

Robert aber war nach seiner Rückkehr von B. im Dienste eifriger denn je zuvor, und selbst an seinen freien Nachmittagen verließ er niemals die Station, in der er beschäftigt war. So kam es, daß er Clara nicht wieder begegnete.

Nach einigen Wochen erbat er seinen Abschied, und der Director mußte ihn gehen lassen, so leid es ihm auch that. Eine erklärende Begründung war aus dem verschlossenen jungen Mann nicht herauszubekommen.

Er verschwand, und Niemand erfuhr, wohin er seine Schritte gelenkt hatte.

Nach sechs Jahren erst tauchte er als ein ganz anderer Mensch wieder in der Stadt auf. Seinem unermüdlichen Fleiße war es gelungen, die Höhen der wissenschaftlichen Bildung in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit zu erklimmen, und dann hatte er mit Feuereifer sich der Kunst ergeben, für die seine früh schon unbewußt empfundene Begabung ihn prädestinirte.

In Palästen, in Kunstgalerien und in anderen öffentlichen Gebäuden sind jetzt die Werke seiner Künstlerhand zu finden, und Tausende und Abertausende von Menschen erfreuen, erfrischen und erheben sich an dem Hochflug seines Genius.

Wüßten sie, auf welche Weise es ihm gelungen ist, diesen Genius die Schwingen zu entfesseln, die Mehrzahl von ihnen würde sprechen: Gott segne diesen Dieb, der im rechten Augenblick eine Ausnahme von der blinden Regel der Moral zu statuiren wußte.

Und wolltet Ihr ihn selbst fragen, ob er seine That bereut, — — ha! könnte ich Euch nur in seine Heimstatt führen, damit Ihr sähet, wie sein Glück, seine Clara, als Hausfrau an seinem Herde waltet, wie sie mit ihm in trautester Gemeinschaft lebt, wie sie die geheimsten Regungen seiner Künstlerseele erräth und ihnen mit dem feinen Instinct der Liebe nachzugehen weiß; könntet Ihr ihn sehen, wie er seine Buben, zwei durch und durch gesunde blonde Prachtkerle, herzt und mit ihnen spielt, — Ihr würdet es begreifen, daß der Mann seine That vor sich selbst zu rechtfertigen weiß!

Und nun, nachdem ich Euch Alles erzählt habe, nun frage ich Euch: Wer wirft den ersten Stein auf diesen Dieb?" —

Der Erzähler schwieg, und darauf trat tiefes Schweigen im Zimmer ein, sodaß man das Ticken der schrankähnlichen Wanduhr trotz des dicken, eichenen Gehäuses deutlich hörte.

Einige von der Tafelrunde schauten noch immer finster vor sich nieder. Andere schienen durch die feurige Beredsamkeit der letzten Sätze hingerissen, aber Keiner mochte sich getrauen, auf die herausfordernde Frage eine Antwort zu geben.

Da richtete sich plötzlich ganz unerwartet der alte Justizrath empor, der Nestor der Gesellschaft, der in seinen Sessel zurückgelehnt, anscheinend theilnahmlos der Erzählung zugehört hatte. Seine Stimme klang sehr ernst, beinahe traurig, als er sprach:

„Den ersten Stein hast Du selbst geworfen, mein armer Junge. Ich lese es in Deinen Augen, daß Du dieser Robert bist. Du hast uns Deine eigne Geschichte erzählt, weil Dir die Last nachgerade unerträglich wurde. Armer, armer Fritz! Wie magst Du gekämpft haben, ob Du das Geheimniß mit Deiner Frau theilen solltest! Was magst Du gelitten haben, als Du das nicht über Dich gewannst! Und nun hat es Dich im Freundeskreise gepackt, daß Du Dich offenbaren mußtest, als der Zufall die Gelegenheit dazu gab. Uneingestandene Scham verhinderte Dich, ganz offen zu sein, und Dein Trotz will Dir die lange mit heißen Schmerzen ersehnte Sühne vereiteln.

Du sträubst Dich vergeblich gegen den Zwang des Gottes, der in Deinem Busen seine Stimme erhebt. Er allein ist es, gegen den Du Dich versündigt hast. Das Gebot: Du sollst nicht stehlen! ist von keinem Gesetzgeber erfunden worden; es ist so alt, wie die Menschheit, und Moses auf Sinai ließ es sich nur von derselben Stimme dictiren, die Dir befohlen hat, Dein Gewissen endlich zu erleichtern. Du magst Deine That mit noch so blendender Beredsamkeit rechtfertigen, sie wird auf Deiner Seele lasten, bis Du sie gesühnt hast. Und ist Dein Trotz so hartnäckig, daß er

sich jetzt noch dagegen aufbäumt, so bedenke Eins: Mit welcher Stirn willst Du Deine Kinder lehren, daß sie fremdes Eigenthum zu ehren haben, wenn Du selbst Dich dieses Unrechts schuldig weißt?" — —

Damit stand der alte Herr auf und verließ, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, das Zimmer, indem er zum Abschied nur stumm mit dem ehrwürdigen weißen Haupt nickte.

Den Zurückbleibenden war es, als hätten sie einen Seher sprechen hören, und Fritz Wächter, der bei den letzten Worten des Alten jählings erblaßt war, wankte stumm und ohne Gruß hinaus.

* * *

In der nächsten Zeit war die Stadt um eine sensationalle Geschichte reicher. Der berühmte Maler Fritz Wächter hatte sich selbst der Staatsanwaltschaft wegen eines vor vielen Jahren begangenen großen Diebstahls gestellt, war aber dahin beschieden worden, daß die Strafverfolgung längst verjährt sei.

Die Fama wollte wissen, er sei darob tiefsinnig geworden und habe einen Selbstmordversuch gemacht, und nur die Beschwörung seiner braven, in unwandelbarer Treue zu ihm haltenden Frau habe ihn vor der Vernichtung seines Daseins zurückgehalten.

Was von diesem Gerücht zutreffend war, ließ sich nicht ermitteln; nur soviel war sicher, daß er seine beiden im Alter von sieben und neun Jahren stehenden Söhne bald nachher in eine ferne Erziehungsanstalt geschickt hatte und seitdem sich nie wieder an einem öffentlichen Orte sehen ließ.

Es hieß, die Vereinsamung seines Hauses habe ihm allen Lebensmuth und alle Schaffenskraft geraubt; er rühre keinen Pinsel mehr an, sondern beschäftige sich ausschließlich mit dem Studium der Metaphysik. Von seinem Unrecht überzeugt sei er aber trotz Alledem nicht.

Und an diesem seelischen Conflict werde er noch zu Grunde gehen.





Illustrirte Bibliographie.



Bananenverkäuferin.
Aus: M. Lamberg: „Brasilien“. Leipzig, Hermann Zieger.

Brasilien. Land und Leute in ethischer, politischer u. volkswirthschaftlicher Beziehung und Entwicklung. Von Moritz Lamberg. Leipzig, Hermann Zieger.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war Brasilien für den Europäer wohl nur durch seinen klangvollen Namen bekannt, und höchstens die Gebildeten kannten Näheres aus wissenschaftlichen Werken über das Land und seine Geschichte. Von den Bewohnern selbst aber und ihrem Leben und Treiben ist bis zur Gegenwart nur unvollständige Kenntniß vorhanden. Diesen Umstand hebt der Verfasser des vorliegenden umfangreichen (359 S.) werthvollen Werkes, in dem die Erlebnisse, Studien und Erfahrungen eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in Brasilien niedergelegt sind, besonders in der Vorrede hervor, und betont, daß bei dem steigenden Handelsverkehr Brasiliens mit

den anderen Nationen nähere Aufschlüsse über dies Land wohl allseitig erwünscht sein werden. Der Verfasser ist dabei der Ueberzeugung, daß Brasilien früher oder später die Mission zufallen wird, das Land der Verheißung für viele Millionen Menschen zu werden, die in dem übervölkerten Europa ein geeignetes Feld für ihre Thätigkeit nicht mehr finden können. In 19 Capiteln behandelt der Verfasser: „Den Staat Pernambuco, die Flora und Fauna, ethnologische Skizzen, die mittleren und höheren Stände, die Zuckerindustrie, die Fremden, die Einwanderung, Volks- und Staatswirthschaft, Canoefahrten auf dem St. Francisco-Fluß und dreizehnwöchentliche Wanderung im Urwalde, Para und Amazonas, die Staaten Bahia, Espirito Santo, Rio de Janeiro, St. Paulo; dazu kommen die Capitel: „Charakteristische Episoden" und „Ein Ehedrama" und als Schlußcapitel: „Das Kaiserthum sowie der Bürgerkrieg und die Reorganisation". Wie aus dieser Uebersicht zu ersehen, hat sich der Verfasser eine große Aufgabe gestellt, und es mag schon jetzt hervor-

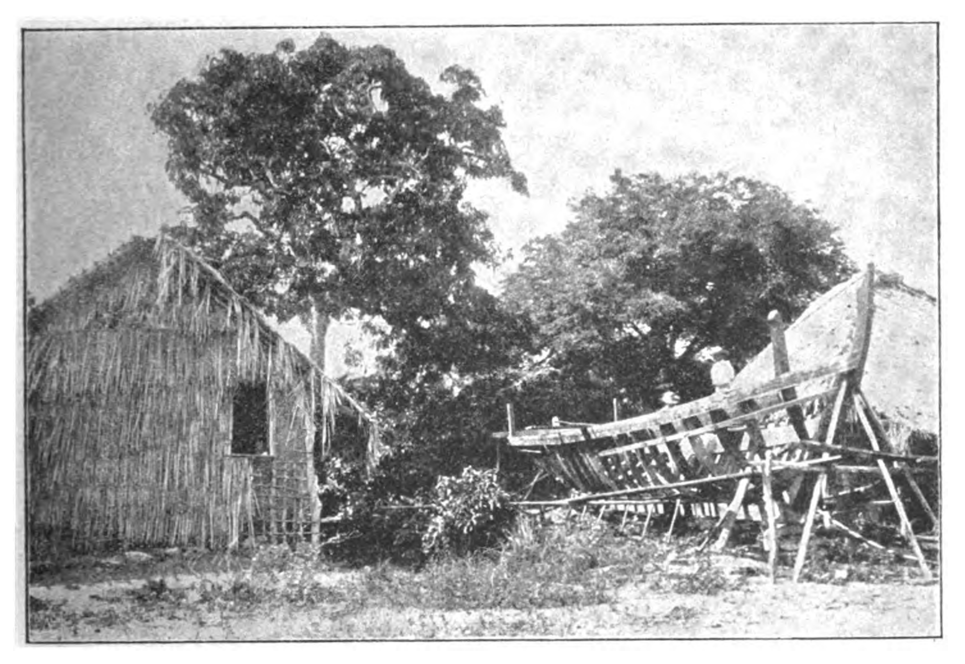


Riesen-Vogelnester.
Aus: M. Lamberg: „Brasilien". Leipzig, Hermann Zieger.

gehoben werden, daß er sie vortrefflich, in gewandter und anziehender Darstellung, die das Interesse des Lesers von Anfang bis zu Ende gefesselt hält, gelöst hat.

Bei der Fülle des Stoffes, die das Werk bietet, kann hier nur auf Einzelnes im Anschluß an die beigegebenen Illustrationsproben hingewiesen werden. — Der Verfasser hat seine Reise von Southampton aus angetreten und war nach 16tägiger Fahrt an dem östlich am weitesten vorspringenden Punkte des Brasilianischen Festlandes in Pernambuco gelandet. Diese Stadt, in Brasilien allgemein Recife (Riff) genannt, kann ihrer Lage nach mit Venedig einigermaßen verglichen werden und wird auch von der dortigen Bevölkerung als das brasilianische Venedig bezeichnet. Die Stadt ist ein Hauptstapelplatz für allerhand Waaren, namentlich für Zucker und Baumwolle. Die Einwohner, in allen erdenklichen Farbenabstufungen vom tiefsten Schwarz durch Braun und Gelb bis zum zartesten Weiß, sind im Allgemeinen heiteren Temperaments und ziemlich bedürfnißlos. Unter einem tropischen Himmel in individueller Freiheit lebend, haben sie Alles, was das

Dasein erleichtert. Alle tropischen Gewächse, Bananen, Cocosnüsse, Orangen gedeihen in üppigster Weise und stehen massenhaft zum Verkauf (s. Abbild.). Die Pernambucaner Ananas ist berühmt und soll die beste der Erde sein. Die Stadt Pernambuco steht mit allen Welttheilen durch Kabel in Verbindung. Die Verkehrswege im Lande sind noch mangelhaft, es liegt aber ein Entwurf vor, wonach eine Eisenbahn von N. nach S. ganz Brasilien durchschneiden und die bedeutendsten schiffbaren Flüsse miteinander in Verbindung setzen soll. Noch viel des Interessanten erzählt der Verfasser von Pernambuco, bezüglich dessen auf das Original verwiesen werden muß. Des Weiteren sei Einiges aus dem Capitel: „Flora und Fauna" hervorgehoben. Nach einer kurzen Beschreibung des Klimas wendet sich die Betrachtung zunächst der Pflanzenwelt zu. Die atmosphärischen Verhältnisse begünstigen die Vegetation außerordentlich. Hier schießt Alles mit Macht aus dem Boden hervor und erreicht für Europa ganz unbekannte großartige Dimensionen.



Hütte eines halbindianischen Schiffbauers im Norden.
Aus: M. Lamberg: „Brasilien". Leipzig, Hermann Zieger.

Die Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt ist bedeutend, und zahllos sind die Fruchtbäume, so daß der Brasilianer nicht einmal alle Früchte seines Landes kennt. In der Thierwelt nehmen entschieden die Vögel den ersten Rang ein, und hier sind es die Colibris, die eine unbeschreibliche Farbenpracht entwickeln. Oft sieht man an großen Bäumen Riesenvogelnester, wie die Abbildung zeigt. Zahlreich und mannigfaltig ist auch das Reich der Schmetterlinge und Insecten; von den letzteren können einzelne Arten oft recht lästig werden. Unter den Amphibien und Säugethieren sind ebenfalls zahlreiche Arten vorhanden.

In dem Capitel: „Ethnologische Skizzen" zieht der Verfasser zunächst die Indianer in den Kreis seiner Betrachtung. Hier schildert er ferner die Wanderungen der Indianer, die halb cultivirten niederen Volksklassen, den Charakter, die Sitten, Moral und die Erziehung. Die Rassenmischung im niederen Volke ist sehr ausgedehnt. Ihre Niederlassungen (Dörfer) bestehen aus weit zerstreuten Hütten. Eine solche Hütte eines halbindianischen Schiffbauers zeigt die hier beigefügte Abbildung. — Zum Schluß sei noch das Capitel

über „Rio de Janeiro“ herausgegriffen, das der Verfasser besonders ausführlich behandelt hat, wie es wohl auch der Hauptstadt des Landes mit dem großartigen Hafen als Handelsplatz ersten Ranges zukommt. Es läßt sich diese Stadt mit keiner des europäischen Continents vergleichen. Sobald man die Altstadt verläßt, ist man von der großartigen Natur umgeben. Ganz hervorragend ist der botanische Garten — ein wahres Prachtstück der Natur. Der verfügbare Raum verbietet, auf die sehr interessante Schilderung, die der Verfasser von Rio de Janeiro entwirft, näher einzugehen. Die Bevölkerung, den Handel und Verkehr, die Gebäude, die Staats- und wissenschaftlichen Institute, die Industrie, die Schulen, Kunst und Litteratur, das Militär, die Verwaltung, die Beamten und Kaufleute werden des Näheren besprochen. Rio de Janeiro hat verschiedene größere



Höhere Kriegsschule in Rio de Janeiro.
Aus: M. Lamberg: „Brasilien“. Leipzig, Hermann Zieger.

Prachtbauten aufzuweisen, wie z. B. den Palast des Präsidenten, die Ministerien, die Handels- und Effecten-Börse, das nationale Bankinstitut, die Staatsdruckerei und von Kirchen die Candelaria. Von anderen öffentlichen Gebäuden ist die höhere Kriegsschule (s. Abbild.) erwähnenswerth. Die letzten Capitel des Werkes behandeln den Sturz des Kaiserthumes und den Bürgerkrieg.

Das durch eine große Anzahl vortrefflicher Abbildungen (10 Tafeln in Heliogravüre, 32 Tafeln in Autotypie und 1 Karte von Brasilien) vorzüglich ausgestattete Werk ist insbesondere allen Colonialfreunden und Auswanderern, denen es werthvolle Lehren giebt, des Weiteren jedem gebildeten Leser, der für fremde Länder und fremdes Volksthum Interesse hat, auf's Wärmste zu empfehlen. K.

Bibliographische Notizen.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von A. Knackfuß. Bielefeld, Velhagen & Klasing. Band XXXV. bis XXXIX.

In diesem vortrefflichen Sammelwerke, das nun schon zu einer stattlichen Reihe von Bänden gediehen ist, ziehen in bunter Folge die Künstlergestalten alter und neuer Zeit an uns vorbei. Die letzten Hefte, die an Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts den früheren keineswegs nachstehen, bringen Monographien über die Brüder Van Eyck, über Canova, Pinturichio, Gebhardt und Mending.

Den Begründern der niederländischen Malerei, die — fast dem Genius Homers vergleichbar — mit einem Male auftauchen und gleich in ihrem Kunstfache himmelhoch Alles übertreffen, was bis dahin geschaffen worden ist, dem Brüderpaare der Van Eyck, hat Ludwig Kaemmerer eine gründliche Monographie gewidmet. Vielleicht beinahe eine allzu gründliche: denn wir finden darin ausführliche stilkritische Erörterungen, denen das große Publicum schwerlich viel Interesse entgegenbringen dürfte. Doch waren solche Abstecher in die gelehrte Rüstkammer der Kunstforschung bei einem Gebiete kaum zu vermeiden, auf dem wichtige Probleme noch ihrer Lösung harren und noch so wenig bestimmte Resultate vorliegen. Jedenfalls hat der Verfasser das Verdienst, Vieles zusammengetragen zu haben, was für die Erkenntniß der Van Eyck'schen Kunst wesentlich ist.

Um ihren großen Einfluß auf die Malerei ihrer Zeit aufzuzeigen, mußten auch andere, von den Van Eyck abhängige Schöpfungen herangezogen werden. So gewährt der Band ein viel bunteres Bild, als wenn wir nur die Werke der Künstler selbst zu sehen bekommen. Da aber auch diese eingehend besprochen und gut abgebildet werden, so werden sowohl die Leser mit dem Buche zufrieden sein, die nur die Absicht haben, die Werke der beiden großen alten Maler kennen zu lernen, als auch Diejenigen, die einmal einen Einblick in die Irrgänge kunstwissenschaftlicher Untersuchungen bekommen wollen.

Der nächste Band, dessen Text von Alfred Gotthold Meyer herrührt, führt uns in eine ganz andere Welt: er handelt von Canovas Leben und Werken. Es ist ein weiter Weg von der naturalistischen, auf das rein Malerische ausgehenden Kunst der Van Eyck bis zu der der Antike sich nähernden, oft in's Empfindsame verfallenden Formengebung des Bildhauers Antonio Canova. Wer aber auch an diese Schöpfungen unbefangen herantritt, wird sich mit ihnen befreunden können, eine ganz eigenartige Künstlererscheinung kennen lernen und dem Biographen, der Canovas Leben und Streben mit liebevollen und lebendigen Worten schildert, mit großem Vergnügen folgen.

Auch die folgenden Bände lassen es an Abwechselung nicht fehlen, sie enthalten eine besonders reich illustrirte Biographie Pinturichios, des merkwürdigen Malers aus der Zeit der italienischen Renaissance, eine vortreffliche Studie von Adolf Rosenberg über Eduard von Gebhardt, den archaisirenden Vertreter der neuen deutschen kirchlichen Malerei, über dessen Bedeutung manche Leser mit dem Verfasser nicht ganz einig sein dürften, und endlich eine Arbeit von Ludwig Kämmerer über Hans Memling, der dieselben Fehler und Vorzüge eigen sind, wie desselben Verfassers Buch über die Van Eyck.

Es würde zu weit führen, hier alle diese Bände ausführlich zu besprechen. Dem ganzen Unternehmen aber, das uns schon so viel des Schönen gebracht hat, wünschen wir aufrichtig einen gedeihlichen Fortgang. Auch für die Hefte, die künftig erscheinen sollen, ist uns viel Interessantes versprochen, mit besonderer Neugierde werden sicherlich die angekündigten Monographien über moderne Künstler, wie Klinger und Stuck, erwartet. G.

Hausschatz moderner Kunst. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Dieses Werk, das nun vollständig vorliegt, führt nicht mit Unrecht den Namen eines Hausschatzes; denn es ist nicht nur durch den ungewöhnlich billigen Preis volksthümlich, sondern auch durch die Vornehmheit des Gebotenen, nach dem Satze, daß für das Volk gerade das Beste genug ist. Während sonst fast alle solche Veröffentlichungen von Wiedergaben nach Kunstwerken ausschließlich das mechanische Verfahren anwenden, bringen uns die hier vorliegenden 120 Blätter ohne Ausnahme von Künstlerhand hergestellte Stiche und Radirungen nach Gemälden berühmter Meister und dazu noch einige auserlesene Originalradirungen. Schon dadurch verdient diese Sammlung von Kunstdrucken vor den meisten ähnlichen den Vorzug. Die durch ihr verdienstvolles Wirken bekannte Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst

hat aus ihrem Schatze unverbrauchter Platten die besten ausgewählt und zu dieser Publication verwendet, um so die Früchte ihrer Thätigkeit weiteren Kreisen zu gute kommen zu lassen; sie giebt damit zugleich eine Art von Ueberblick über die Geschichte der Malerei in dem letzten halben Jahrhundert. Maler, wie Schwind, Spitzweg und Waldmüller, wie Böcklin, Feuerbach, Max, Makart und Lenbach, endlich die Modernsten, wie Liebermann, Uhde und Kühl sind durch hervorragende und für ihre Kunst bezeichnende Gemälde vertreten. Für die Vortrefflichkeit der Wiedergabe bürgen die Namen der Stecher und Radirer, unter denen wir nur Unger, Hecht, Bürkner, Krauskopf und Krüger besonders hervorheben. Die Auswahl der Kunstwerke kann man glücklich nennen, weil die verschiedensten Richtungen berücksichtigt sind und so einem jeden Betrachter etwas Anziehendes dargeboten wird. Der letzten Lieferung liegt ein Inhaltsverzeichniß bei, das biographische Skizzen über alle in dem Werke vertretenen Künstler und die nöthigsten Erläuterungen zu den einzelnen Tafeln enthält. G.

Unter'm Rothen Kreuz in Kamerun und Togo. Von Johanna Witum. Heidelberg, Evangelischer Verlag.

Die Verfasserin, die Tochter eines Baden'schen Export-Industriellen und Landtagsabgeordneten, hatte, als Schwester des vaterländischen Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Colonien unter dem Schutze des rothen Kreuzes im August 1896 die Reise nach Süd-Afrika angetreten und war während zweier Jahre dort, zuerst im Krankenhause zu Kamerun und dann in Togo als Krankenpflegerin, thätig gewesen. Ihre dortigen Erlebnisse schildert sie, stellenweise tagebuchmäßig, einfach und schlicht, aber auch lebhaft und recht interessant. Hauptsächlich gilt ihre Schilderung den Sitten und Gebräuchen der dortigen Einwohner und ihren als Frau gesammelten Erfahrungen. Einzelne Capitel: „Von der Negersprache" sowie „Ein Hospital" mit der Schilderung der hauptsächlichsten in den Colonien herrschenden Krankheiten beanspruchen ein noch weitergehendes Interesse. Die Verfasserin hat selbst unter den Tücken des Klimas, wiederholt an der Malaria gelitten, so daß schließlich ihre Ablösung nach zweijähriger Anwesenheit geboten erschien. Dem Buch ist ein Geleitwort von Doctor Thoma beigegeben. So Schweres die Verfasserin auch durchlebt hat, so hat sie doch liebe Erinnerungen und den Dank manches Patienten von dem dortigen Aufenthalt mit in die Heimat genommen. Im Schlußwort spricht die Verfasserin den Wunsch aus, daß „doch recht viele Mädchen, deren Leben so nutz- und thatenlos dahingeht, und die in ihrer Berufsthätigkeit sich unglücklich fühlen, sich der Krankenpflege widmen möchten, um hier einen segensreichen Wirkungskreis, eine befriedigende Lebensaufgabe und einen wahren Beruf zu finden." Das gut ausgestattete, mit einigen hübschen Illustrationen und einer Plan-Skizze von Togo versehene Buch sei hiermit nicht nur in colonialen Kreisen, sondern auch allgemein empfohlen. K.

Zu den Werken, die wir im vorigen Hefte als Festgeschenke empfohlen haben, seien noch die folgenden hinzugefügt: **Lichtbild-Studien.** Dreißig Heliogravuren nach Aufnahmen von Alfred Enke. Stuttgart, Union, Deutsche Verlagsgesellschaft.

Die Photographie, die früher nur als Handwerk betrieben wurde, dann der Wissenschaft und der Kunst als dienende Magd sich gesellte, beginnt sich, nachdem sie sich technisch in ungeahnter Weise vervollkommnet, zu einem selbstständigen Zweige der Kunst zu entwickeln. Die Photographie geht über ihre frühere Aufgabe, ein Stück Natur oder Leben festzuhalten, hinaus; nicht nur das Object will sie uns vermitteln, sondern auch das Subject; sie strebt danach, wie die Kunst, die Zola'sche Forderung zu erfüllen: „ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament", zu bieten. Der Photograph will ein Stück seiner Persönlichkeit mit dem dargestellten Gegenstande geben. Was der photographische Apparat, wenn sich eine Künstlernatur seiner bedient, heut zu leisten vermag, davon legen die vorliegenden prächtigen Aufnahmen Enkes, — in denen uns in der That das „photographische Kunstwerk" entgegentritt — glänzendes Zeugniß ab. Welche Stimmung, welche farbige Wirkung in den Landschaftsbildern, wie „Villa d'Este", „Sonntagsfrieden", „Mondnacht in Florenz", welche plastische und Lichtwirkung in den figürlichen Blättern. Von diesen geben wir denjenigen, welche die schlichte Natur wiedergeben, wie die prächtige „Engadiner Bäuerin", der lebensvolle Kopf des „Bergamasken", „In der Natur", vor den künstlich arrangirten (Bacchantin) den Vorzug. Klarheit der Zeichnung und malerische Weichheit vereinigen sich hier, wie in den Landschaften, wo die auf Photographien störenden todten Schatten fehlen und die Mitteltöne und Uebergänge, die

duftigen Fernen überraschend wirken. Die dreißig Blätter in eleganter Mappe (Preis 20.00 Mark) bilden ein Werk von hervorragendem Werthe, das jedem Kunstfreunde eine Quelle reichen Genusses bietet.

Die Kunstanstalt **Trowitzsch u. Sohn** in **Frankfurt a. O.**, welche sich die farbige Reproduction von Meisterwerken der klassischen Malerei zur Aufgabe gestellt, hat ihren ersten **illustrirten Katalog** herausgegeben, dem wir entnehmen, daß in diesem Jahre Raffaels Sixtinische Madonna und Palma Vecchios „Heilige Barbara" neu erschienen sind. Wie die Verlagsanstalt mittheilt, hat die Herstellung der Sixtina fast vier Jahre erfordert; bei derselben war jedes Hilfsmittel, auch die Benutzung der Photographie ausgeschlossen: die Platten wurden mit der Hand in Kreide gezeichnet. Aus dem Kataloge ersieht man, daß die Trowitzsch'sche Anstalt sich auch der Publication moderner Werke der Malerei zugewandt hat. Die vortrefflichen farbigen Reproductionen zweier Tiroler Charakterköpfe von Kotschenreiter stellen der Leistungsfähigkeit der Anstalt das beste Zeugniß aus.

Im Verlage dieser Zeitschrift erschienen eine Reihe werthvoller und glänzend ausgestatteter Werke, von denen zwei, die **„Reisebilder aus Persien, Turkestan und der Türkei"** von Dr. E. Rauber (mit 136 Illustrationen und 2 Orientirungstafeln, Preis 10.00 Mk.) sowie die nun in sehr geschmackvollem Einbande vorliegenden, von Carl Langhammer illustrirten Gedichte aus Italien: **„Aus sonniger Zeit"** von Christa Gräfin Eickstedt u. Lita Freiin zu Putlitz (Pr. 5 Mk.) hier bereits eingehender charakterisirt worden sind. — Für Freunde der Poesie, die zugleich Bibliophilen sind und an einer stilvollen, künstlerischen Ausstattung des Buches Freude haben, seien die **„Gedichte"** von Albert Roffhack, die Franz Hein mit Zeichnungen und Original-Lithographien geschmückt, empfohlen.

Vornehmlich an Frauen, die sich für die „Frauenfrage" interessiren, wenden sich die Gedichte von Johanna Wolff **„Namenlos"**, (Pr. 4.00 Mk.), die in zweiter veränderter Auflage, in origineller und zugleich geschmackvoller Ausgabe vorliegen. Ein bei der Damen- und Mädchenwelt bereits beliebtes Buch, der Roman **„Haideröslein"**, von Eufemia v. Adlersfeld-Ballestrem (Pr. 5.00 Mk.) wird sich in der vierten Auflage, die mit Illustrationen von Blanka von Gündel geschmückt ist, gewiß zahlreiche neue Freundinnen erwerben.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Altdeutsch - lateinische Spielmannsgedichte des 10. Jahrhunderts. Für Liebhaber des deutschen Alterthums übertragen von Moritz Heyne. Göttingen, Franz Wunder.

Baker, W. A., The Personality of Antichrist. St. Leonards-On-Sea, Daniel & Co.

Bartsch, R., Worte zur Sache. Philosophische Erörterungen. Band I. Allgemeines. Greiffenberg i. Schl., Selbstverlag des Verfassers.

Bennert, J. E., Der wilde Jäger von Rheindorf. Köln, J. G. Schmitz'sche Buchh.

Bern, Maximilian, Ahoi! Deutsche Meereslyrik. Für alle Freunde deutscher Seefahrt und der deutschen Flotte. Illustrirt von C. Schön. Berlin, Carl Siegismund.

Björnstjerne Björnson, Die Neuvermählten. Zwei Acte. München, Albert Langen.

Borinski, Dr. Karl, Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Mit 8 Bildnissen. (Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlicher gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 11 Bändchen.) Leipzig, B. G. Teubner.

Brandes, Georg, Menschen und Werke. Essays. Dritte von Neuem durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit einem Gruppenbild. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten u. Loening.)

Dauthendey, M. Reliquien. Zweite Auflage Minden, I. C. C. Bruns Verlag.

Dichter und Darsteller. Herausgegeben von Dr. Rudolph Lothar. I. Goethe. Von Georg Witkowski. II. Das Wiener Burgtheater. Von Dr. Rudolf Lothar. Leipzig. E. A. Seemann.

Domanig, Karl, Die Fremden. Ein Culturbild. Zweite Aufl. Mit Zeichnungen von Albert Stolz. Stuttgart, Josef Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

Döbeli, Marie, Schlichte Weisen. Gedichte. Dritte verm. Aufl. Zürich, Caesar Schmidt.

Duboc, Julius, Früh- und Abendroth. Gedichte. Dresden. C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers).

Durch ganz Italien. Sammlung von zweitausend Photographien italienischer Ansichten, Volkstypen und Kunstschätze. Lfg. I. II. Venedig I. II. Berlin, Werners Verlag, G. m. b. H.

Eberstein, Alfred Freiherr von, Ueber Ehe. Leipzig, Julius Werner.

Ebhardt, Ferdinand, Der Gemsenkaiser. Eine epische Dichtung mit freier Benützung einer Sage aus dem Berner Oberland. Zürich, Caesar Schmidt.

Einarsson, Indridi, Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Einzig autorisirte Uebertragung aus dem Neu-Isländischen von M. phil. Carl Küchler. Berlin, E. Eberling.

Elze, Theodor, Venezianische Skizzen zu Shakespeare. München, Theodor Ackermann.

Falke, Baronesse, Erbsünde. Roman. Zweite Aufl. Dresden, Heinrich Minden.

Falke, Gustav, Der Mann im Nebel. Roman. Hamburg, Alfred Janssen.

— Mit dem Leben. Neue Gedichte. Hamburg, Alfred Janssen.

Fester, Richard, Machiavelli. (Politiker und Nationalökonomen. Eine Sammlung biographischer System- und Charakterschilderungen herausg. von G. Schmoller und O. Hintze. I.) Stuttgart Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff).

Frühlings-Blüthen. Eine Gabe für die junge Mädchenwelt. Herausgegeben von Bertha Clement. Nürnberg, Theo. Stroefers Kunstverlag.

Gaedertz, Karl Theodor, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen. Mit Reuters Selbstporträt als Burschenschafter, aus den Berliner Untersuchungsacten, sowie zahlreichen Bildnissen und Ansichten, zum Theil nach Originalzeichnungen von Ludwig Pietsch, Theodor Schloepke und Fritz Reuter. Erster Band, dritte vermehrte Auflage. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. Verlagsconto.

Gaudy, Alice Freiin von. Balladen u. Lieder. Berlin, Otto Elsner.

Geering, Agnes, Die Figur des Kindes in der mittelhochdeutschen Dichtung. (Abhandlungen herausg. von der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. IV.) Zürich, E. Speidel.

Glasenapp, Gregor von, Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie u. Religionsgeschichte. Riga, Jonck & Poliewsky.

Grant, Charles, Neapolitanisches Volksleben in vier Erzählungen. Autorisirte Uebersetzung. Freiburg i./B., Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Groller, Balduin, Die Tochter des Regiments und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.

Hacker, Clara, Thüringer Erzählungen. Bonn, Eduard Moos.

Handel-Mazzetti, E. von, Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr. Eine Erzählung mit Originalzeichnung von Professor I. Reich. Stuttgart, Josef Roth'sche Verlagshandlung.

Hayneck, E. von, Landkinder. Novellen. Bonn, Eduard Moos.

Hecker, Dr. O, Neues deutsch-italienisches Wörterbuch aus der lebenden Sprache mit besonderer Berücksichtigung des täglichen Verkehrs zusammengestellt und mit Aussprachehilfen versehen. Theil I: Italienisch-Deutsch. Braunschweig, George Westermann.

Henckell, Karl, Sonnenblumen. Zürich, Karl Henckell & Co.

Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasialunterrichts. Ein Buch für Verzieher und Verbildete. Marburg. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Holm, Korfiz, Arbeit. Schauspiel in drei Acten. München, Albert Langen.

Holm, Kurt, Meine Welt. Gedichte. 1888—99 Berlin. S. Calvary & Co.

Hopfen, Otto Helmut. Der Alcalde von Xeria. Erzählung. Dresden, Heinrich Minden.

Huter vom Haine, Die Glocken aus dem Cheruskerwald. Erster Band. Aus Poesie und Liebe. Zweite Auflage. Leipzig, Commissionsverlag der Dyk'schen Buchhandlung.

Die Insel. Herausg. von Otto Julius Bierbaum. A. W. Heymel und R. A. Schröder. I. Jahrgang No. 1. I. Quartal. October 1899. Berlin, Schuster & Loeffler.

Invalidenversicherungsgesetz. Textausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Sachregister. Von einem praktischen Juristen. (Meyers Volksbücher No. 1248—1250.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Jacobowski, Ludwig, Aus deutscher Seele. Ein Buch Volkslieder. 1—5. Tausend. Minden i. Westf. I. C. C. Bruns Verlag.

Kahle, Dr. B. Ein Sommer auf Island. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte von Island. Berlin, Ad. Bodenburg.

Kaiser- und Kanzlerbriefe Briefwechsel zwischen Kaiser Wilhelm II. und Fürst Bismarck. Gesammelt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. Leipzig, Walther Fiedler.

Karpeles, Gustav, Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig, Adolf Titze.

Klie, Anna, Victoria Erika. Eine Erzählung für die junge Mädchenwelt. Mit 4 farbigen Illustrationen von Carl Voss. Nürnberg, Theo. Stroefers Kunstverlag.

Köhler, Heinrich, Auf Schloss Friedensheim. Eine Erzählung für die deutsche Frauenwelt. 2. Aufl. Berlin, Georg Minuth.

Krauss, Gustav Johannes, Rothenburger Mären. Drei Novellen. Buchschmuck von Friedrich Krauss. Berlin, Georg Minuth.

Kronfeld, Dr. Moritz, Bilder-Atlas zur Pflanzengeographie. Mit beschreibendem Text. Mit 216 Holzschnitten und Kupferätzungen nach Photographieen und nach Zeichnungen von Ernst Heyn, Karl Oenike, Oskar Schulz, Olof Winkler u. a. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Krücken, Oscar von, Budapest in Wort und Bild. Unter Mitwirkung der hervorragendsten ungarischen Celebritäten, Schriftsteller und Künstler. Heft 1, 2. Berlin, Internationale allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.

Kunstgeschichte in Bildern. Systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom klassischen Alterthum bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Abtheilung IV: Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts ausserhalb Italiens, bearbeitet von G. Dehio. 84 Tafeln. Leipzig, E. A. Seemann.

Kunststätten, Berühmte, Nr. 5. Paul Johannes Rée, Nürnberg. Entwicklung seiner Kunst bis zum Ausgange des 18 Jahrhunderts. Mit 163 Abbildungen. Leipzig, E. A. Seemann.

Kügelgen, Wilhelm von, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Geschenkausgabe. Mit dem Bildniss des Verfassers und einem ausführlichen Vor- und Nachwort. 2. Aufl. Leipzig, Richard Wöpke.

Künstler-Monographien. In Verbindung mit Andern herausg. von H. Knackfuss. XLII. Stuck. Mit 157 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radirungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

— XLIII. Giotto. Mit 158 Abbildungen nach Gemälden und Skulpturen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Langenpusch, Dr. Emil, Grundriss zur Geschichte der Philosophie. Erster Theil. Geschichte der alten Philosophie und der Philosophie des Mittelalters. Breslau, Eduard Trewendt.

Laurent Charles, Der König von Rom. Uebertragen von Oscar Marschall v. Bieberstein. Mit Illustrationen. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther.

Leanders, Richard, Sämmtliche Werke. Lieferung 10. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Leist, Arthur, Georgische Dichter. Neue, vielfach verm. Aufl. Dresden, E. Pierson.

Lemmermayer, Fritz, Im Labyrinthe des Lebens. Gedichte. Zweite Auflage. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Lenburg, Wolfgang. Oberlehrer Müller. Mit Zeichnungen von Joseph Sattler. Berlin, Gebrüder Paetel.

Liebisch, Rudolf. Die Hochzeitsreise. Grossenhain, Baumert und Ronge.

Lindenberg, Paul, Um die Erde. In Wort u. Bild. Heft 12—19. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhdlg.

Lingg, Hermann von, Meine Lebensreise. Autobiographie. (Zeitgenössische Selbstbiographien Band I.) Berlin, Schuster und Loeffler.

Lloyd, John Uri, Etidorhpa oder das Ende der Erde. Mit vielen Illustrationen von J. Augustus Knapp. Autorisirte deutsche Ausgabe. Band 1 und 2. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Masson, Friedrich, Napoleon I. und die Frauen. Mit 49 Abbildungen und 2 Briefen in Facsimile. Uebertragen von Oscar Marschall von Bieberstein. 6. Aufl. Leipzig, Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Mauthner, Fritz, Kraft. Roman. Dritte neu durchges. Aufl. Dresden, Heinrich Minden.

Meissner, Franz Hermann, Das Künstlerbuch. Eine kleine ausgewählte Reihe von Künstlermonographien. Band IV. Hans Thoma. Berlin, Schuster & Loeffler.

Menzel, E., Der Frankfurter Goethe. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt (Rütten & Loening.)

Meyer, Hans Georg, Eros und Psyche. Ein Gedicht. Zweite Auflage. Berlin, Karl Siegismund.

Monographien zur Weltgeschichte. In Verbindung mit Anderen herausgegeben von Ed. Heyck. IX. Alexander der Grosse. Von Prof. Dr. Fr. Koepp. Mit einer Kunstbeilage und 85 Abbildungen. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

Müller, Klara, Mit rothen Kressen. Ein Gedichtbuch. Zweite veränderte Auflage. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Nicati, Le Dr. W., La philosophie naturelle. Paris, V. Giard & E. Briere.

Noack, Dr. Friedrich, Italienisches Skizzenbuch. Band 1 u. 2. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf.

Plauderstündchen. Eine Festgabe zur Unterhaltung und Belehrung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren, herausgegeben v. Helene Binder. Ausgestattet mit zahlreichen Bildern in Farbendruck, Holzschnitt etc. Nürnberg, Theo. Stroefers Kunstverlag.

Pock's, Alexander, Bilderbuch für die Jugend im Alter von 5—8 Jahren. 18 Farben- und 18 Schwarzdruckbilder mit Texten gesammelt und gedichtet von Franz Bücking. Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst.

Pötzl, Eduard, Mitbürger. Neueste Skizzensammlung. Wien, R. Mohr.

Prévost, Marcel, Auf Liebeswogen. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von F. Gräfin zu Reventlow. (Kleine Bibliothek Langen. Bd. XXI.) München, Alb. Langen.

Reuter, Otto, Ludwig Jacobowski. Werk, Entwicklung und Verhältniss zur Moderne. Berlin, S. Calvary & Co.

Rée, Paul Johannes, Modern. Der rechte Weg zu künstlerischem Leben. Eine apologetische Studie. Leipzig, E. A. Seemann.

Ruettenauer, Benno, Maler-Poeten. (Ueber Kunst der Neuzeit. 3. Heft.) Strassburg, I. H. Ed. Heitz. (Heitz & Mündel.)

Ruppius, Otto, Der Pedlar. Roman aus dem amerikan. Leben. (Meyers Volksbücher No. 1239—42.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Samarow, Gregor, Der Krone Dornen. Historisch-romantische Bilder aus dem Leben und Leiden der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich. Erster Band. Heilbronn a./N., Moderner Romanverlag G. m. b. H.

Schiefler, Gustav, Hamburgische Cultur-Aufgaben. Hamburg, Alfred Janssen.

Schmid, Christoph von, Rosa von Tannenburg. Eine Geschichte des Alterthums für Eltern und Kinder. (Meyers Volksbücher No. 1234, 1235.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Schmidt, Bernhard, Die Insel Zakynthos. Erlebtes und Erforschtes. Freiburg i./Br., Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Schönbach, Anton E., Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Oesterreich, Amerika. Graz, Leuschner & Lubenskys Univ.-Bh.

— Ueber Lesen und Bildung. Sechste, stark erweiterte Auflage. Zehntes bis zwölftes Tausend. Graz, Leuschner & Lubenskys Univ.-Bh.

Schönthan, Paul von, Ernst bei Seite. Humoristisches und Ironisches. Wien, R. Mohr.

Seiler, Paul, Brocken. Religiöse Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.

Sieglerschmidt, Hermann, Aus Licht und Leben. Gedichte. Berlin, R. Boll.

Stangen, Eugen, Von der Lotosinsel. (Was mein Dämon singt.) Gedichte. Zürich, Caesar Schmidt.

Tanera, E., Krieg und Frieden. Ernstes und Heiteres. Illustrirt von Ernst Zimmer. Berlin, Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger.)

Tann-Bergler, Ottokar, Pomeisl & Comp. Wienerisches. Wien, R. Mohr.

Tanno, Wilhelm, Im Thurm. Ein Schauspiel in 5 Acten. Cleve, Druck und Commissionsverlag der Koch'schen Buchdruckerei.

Thumann, Paul, Für Mutter und Kind. Nürnberg, Theo Stroefers Kunstverlag.

Trübner, Wilhelm, Die Verwirrung der Kunstbegriffe. Betrachtungen. Zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten & Loening.)

Villiers, Cte. A. de, de L'isle-Adam. Histoires souveraines. Brüssel, E. Deman.

Wagner, Dr. Hans, Coloniale Zeitschrift. 1. Jahrgang No. 1. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Wahle, Dr. Richard, Kurze Erklärung der Ethik von Spinoza und Darstellung der definitiven Philosophie. Wien, Wilhelm Braumüller.

Walcker, Dr. Karl, Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse. Göttingen, Franz Wunder.

Wedekind, Frank, Die junge Welt. Komödie in drei Aufzügen und einem Vorspiel. München, Albert Langen.

— Der Liebestrank. Schwank in 3 Aufzügen. München, Albert Langen.

Wichert, Ernst, Richter und Dichter. Ein Lebensausweis. (Zeitgenössische Selbstbiographien Band. II.) Berlin, Schuster & Loeffler.

Wiener, Oscar, Gedichte. Titellithographie v. H. Steiner. Berlin, Schuster u. Loeffler.

Wilmar, Dr. Otto, Zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten. Fünfte Auflage. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhdlg.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Inseraten-Beilage zu „Nord und Süd“.
Band 92. — Januar 1900. — Heft 274.



Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

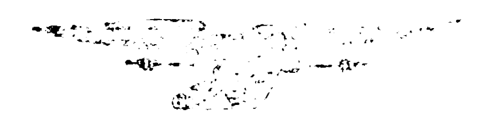
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCII. Band. — Februar 1900. — Heft 275.

[illegible]



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCII. Band. — Februar 1900. — Heft 275.

(Mit einem Portrait in Radirung: Knut Hamsun.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der goldene Käfig.

Schauspiel in vier Akten.

Von

Felix Philippi.

— Berlin. —

Personen:

Die Herzogin-Mutter.
Herzog Oscar } ihre Söhne.
Prinz Arthur } ihre Söhne.
Graf Gregore di Madrescu.
Kammerherr von Lucius.
Andreas Gerberding.
Eva, seine Tochter.
Erster Kammerdiener.
Zweiter Kammerdiener.
Ein kleiner Knabe.
Ein kleines Mädchen.

Zeit: Die Gegenwart.

Ort der Handlung: Der erste, dritte und vierte Act spielen auf dem Lustschloß Rosenbusch, der zweite bei Andreas Gerberding.

Erster Aufzug.

Die Sommerresidenz Rosenbusch.

Großer Rococosaal in einem fürstlichen Landsitz des vorigen Jahrhunderts. Im Hintergrunde große weitgeöffnete Glasthüre, hinter dieser eine reich mit Blumen geschmückte Terrasse. Von dieser führt eine breite Freitreppe in den uralten Park, der sich mit seinen im barocken Geschmack des vorigen Jahrhunderts wohlgepflegten Boskets und verschnittenen Hecken in weite Ferne verliert. Heller Sommertag.

An einem Etablissement links sitzt die **Herzogin-Mutter**, eine vornehme, liebenswürdige Dame Anfang der Sechzig; ihr ganzes Wesen athmet Heiterkeit und Herzensgüte; sie ist mit einer Stickerei beschäftigt; ihr gegenüber sitzt **Eva Gerberding**, ein schönes Mädchen von 22—23 Jahren, sie liest still in einem Buche. Rechts (auf der anderen Seite der Bühne) sitzt in einem tiefen Fauteuil **Herzog Oscar**, Anfang der Vierzig; schöne aristokratische Erscheinung; er ist mit Lesen von Briefschaften und Zeitungen beschäftigt. Ein Weilchen tiefe Stille.

Herzogin (während sie weiterstickt). Hast Du einen Brief von Deiner Frau?

Herzog. Ja!

Herzogin. Geht es ihr und dem Jungen gut?

Herzog. Ganz gut! Sie läßt Dich grüßen!

Herzogin. Danke! Ist sie noch in Interlaken?

Herzog. Ja! Aber sie will morgen nach Rigi Kaltbad übersiedeln! (Kleine Pause.)

Herzogin. Ah! Wie das hier wohlthut! Diese himmlische Ruhe! Ist nie nach meinem Geschmack gewesen, mich im Sommer in den überfüllten Riesenhotels zu langweilen! Einmal hat mich Dein seliger Vater mit in die Schweiz geschleppt! Einmal und nicht wieder! Diese vor Demuth ersterbenden Wirthe, diese devoten Kellner und nun gar dieses Spießruthenlaufen durch das gaffende Publicum! Entsetzlich! Ich habe Deinem Vater damals gesagt: „Bernhard, ich habe Dich sehr lieb, aber wenn Du mir das noch einmal anthust, lasse ich mich von Dir scheiden!“ Der Preis war ihm doch zu theuer, und da hat er mich hübsch daheim gelassen! . . . Da lobe ich mir mein stilles Rosenbusch! Vierzig Jahre komme ich nun her! Zuerst als Braut, dann als junge Frau, dann habe ich den ersten Schrei von Dir hier gehört . . . (in seliger Erinnerung) und welch ein Schrei! Gleich wie ein Regimentscommandeur zeigtest Du Deinen Eintritt in die Welt an . . . und nun bin ich ja gar als würdige Großmutter hier! Und immer wieder finde ich's schön! . . . (Pause.) Liebe Eva (indem sie ihr die Handarbeit zeigt), wie finden Sie eigentlich diese Farbenzusammenstellung? Geniren Sie sich nur nicht: scheußlich, nicht wahr?

Eva (lächelnd). Allerdings . . .

Herzogin (lacht). „Allerdings“ genügt mir! Trennen wir's wieder auf! Aber was setzen wir an die Stelle? (Sie prüfen die Stickerei, Eva macht der Herzogin leise einige Vorschläge.)

Herzog (in einer Zeitung lesend, dann). Natürlich! Das sind ja die beliebten Schlagworte . . . die verfehlen niemals ihre Wirkung . . . die ködern immer die Menge! Höre nur . . .

Herzogin (immer launig). Thu' mir den einzigen Gefallen, mein Sohn, und laß mich mit Deiner leidigen Politik zufrieden! Aus der habe ich mir 62 Jahre nichts gemacht, und es wird Dir auch kaum gelingen, mir jetzt noch ein besonderes Interesse dafür einzuflößen!

Herzog. Aber ich bitte Dich, beste Mama, Freiherr von Langsfeld. . .

Herzogin. . . . ist ein Mann, der eine sehr langweilige Frau, zwei impertinent häßliche Kinder und drei sehr hübsche Pferde hat! Alles zugegeben! Aber ob er in den Reichstag gewählt wird oder . . . (mit einem Blick auf Eva) . . . oder ein Anderer . . . das ist mir ganz gleichgiltig! . . . Wenn wir hier einen großen grünen Klecks hineinsetzten? . . . Verrückt, aber apart, höchst apart! . . . Uebrigens, Eva, haben Sie den Prinzen nicht gesehen?

Eva. Nein!

Herzogin. Wahrscheinlich hockt er wieder über seinen Büchern und verdirbt sich mit all seiner Studirerei noch die Augen! Und es wäre

schade um diese Augen! Denn sie sind schön! Nun, kein Wunder! (Lustig) Die hat er von mir!

Herzog (ärgerlich die Zeitung hinwerfend). Nein, das geht zu weit! (Er springt auf und geht rasch umher.) Mit solchen Waffen kämpft man nicht! Als Langsfeld seine Rede beendigt hatte . . .

Herzogin . . . da athmeten Alle erleichtert auf! Das hätte ich wahrscheinlich auch gethan! Denn er ist, unter uns gesagt, wirklich unerlaubt langweilig!

Herzog. . . . freilich dem rabulistischen Wortschwall des demokratischen Gegners ist er nicht gewachsen!

Herzogin. Ach, liebe Eva, jetzt möchte ich Sie doch bitten, mir meine Brille zu holen! Es geht sonst wirklich nicht! Sie finden sie gewiß noch auf dem Tisch in der Laube! (Sie klopft Eva liebevoll die Backen.)

Eva (Mitte ab).

Zweite Scene.

Herzogin (aus dem Nähkörbchen eine Brille nehmend und sie aufsetzend). Die wird sie lange suchen können! Aber das wollte ich grade! Ich habe das Mädchen weggeschickt, weil ich nicht will, daß in ihrem Beisein unverbindliche Worte über ihren Vater fallen. Mein lieber Sohn, Du wirst mir zugeben, daß ich Dich herzlich wenig genire! Aber die Zugeständnisse, die Du mir nun einmal gemacht hast, die müssen auch respectirt werden! Ich habe mir Eva Gerberding als meine Vorleserin erbeten, weil ich sie sehr lieb habe! Und wenn ich Jemanden lieb habe, weiß ich auch warum! Sie ist ein liebes, kluges und geistvolles Geschöpf! Kann mir auch Niemand verdenken, daß ich lieber ein heiteres, schönes junges Mädchen aus der bürgerlichen Gesellschaft um mich habe, als so eine verbissene alte Jungfer mit meinetwegen 3000 Ahnen, die vor lauter Vornehmthuerei sich nicht die Nase zu wischen traut! Daß Evas Vater Dein politischer Gegner ist, geht mich garnichts an! Und das empfindet sie ganz ebenso, sonst wäre sie nicht hier! Als die Tochter eines wohlhabenden Mannes hat sie's doch wahrhaftig nicht nöthig und könnte ihre Zeit besser anwenden, als einer alten Frau schlechte Romane vorzulesen! Also ich möchte Dich bitten: mach' mir das junge Mädchen nicht scheu! Denn, wenn Du sie mit Deiner Politisirerei aus dem Hause treibst . . . . ich würde das sehr schmerzlich empfinden!

Herzog. Sei mir nicht böse, liebe Mama, es war gewiß nicht meine Absicht, Fräulein Gerberding zu verletzen! Aber, mein Gott, man kann nicht jedes Wort auf die Wagschale legen! Dieser Vater kann wirklich auch den Langmüthigsten in Rage bringen! Ich habe Deinen Wunsch erfüllt und Dir Fräulein Gerberding als Vorleserin oder vielmehr als Deine ständige Begleiterin bewilligt, solange wir im Sommer auf Rosenbusch sind, trotzdem . . .

Herzogin (munter). . . . trotzdem die gute Gräfin Klitzing über diesen Verstoß gegen das Ceremoniell pflichtschuldig in eine tiefe Ohnmacht fiel. Ich habe lange nicht so gelacht wie damals!

Herzog. . . . Ich habe mich also Dir zu Liebe damit einverstanden erklärt und dadurch wohl genügend bewiesen, daß ich Persönliches von Sachlichem zu trennen weiß! Ja, ich will Dir gestehen, ich hatte dabei sogar die geheime Hoffnung, daß die Stellung der Tochter von günstigem und bestimmendem Einfluß auf den Vater sein würde . . . daß die Achtung, die sie hier genießt . . .

Herzogin. Nein, nein! Compromisse läßt der nicht mit sich schließen! Und nun gar durch Sentiments!

Herzog. Aber zu bunt darf mir's dieser Herr doch nicht treiben! Nach dieser fulminanten Rede, die er da gestern Abend noch gehalten hat, soll's mich wahrhaftig nicht wundern, wenn heute nicht Langsfeld, sondern Herr Andreas Gerberding gewählt wird! Und mit seinen Volksbeglückungsideeen, die nicht Hand und nicht Fuß haben, mit seinen großen Worten und schönen Phrasen ist er mir in der Seele verhaßt! Er ist . . .

Herzogin. . . . er ist ein bedeutender Mann und ein edler Mensch! Ich habe ihn nur einmal gesprochen! Ein Mädchen wie Eva kann nur einen solchen Vater haben! Daß er Dir unbequem ist, das kann ich Dir nicht verdenken . . . achten mußt Du ihn trotz alledem! Und wenn Du Dir die Mühe nehmen würdest, einmal in das Herz dieses Mannes zu schauen, würdest Du ihn auch liebgewinnen.

Herzog (ärgerlich umher) . . . . und ihn schließlich noch unterthänigst bitten, mein Minister zu werden! Den Namen Gerberding an allen Straßenecken auf blutrothen Plakaten zu sehen, ist wahrhaftig nicht nach meinem Geschmack!

Herzogin. Und Langsfeld daneben auf grasgrünen! Es ist nur in der Farbe ein Unterschied! In der marktschreierischen Anpreisung der Candidaten auch nicht der geringste! (Während der letzten Worte sieht man Eva mit dem Prinzen Arthur in lebhaftem Gespräch durch den Park kommen; bei ihrem Eintritt nimmt die Herzogin schnell die Brille ab und versteckt sie wieder im Arbeitskörbchen.)

Dritte Scene.

Eva. Der Prinz, den ich im Park traf, war so freundlich, mit mir nach der Brille zu suchen, aber . . .

Herzogin . . . Sie haben sie nicht gefunden? Merkwürdig, höchst merkwürdig!

Prinz Arthur (junger Mann von ungefähr 28 Jahren, sympathisch, lebhaft, in sommerlichem Anzug, auf seine Mutter zutretend und ihr die Hand küssend). Weiß Gott, Mama, was für Allotria Du wieder mit der getrieben hast! Seitdem ich gestern Deinen Pudel mit der Brille herumlaufen sah, traue ich Dir Alles zu! Oder willst Du uns gar einreden, das gelehrige Thier hätte sie sich selber aufgesetzt?

Herzogin (lacht herzlich). Versuchen wollte ich's eigentlich! Aber es schien mir doch zu gewagt! Ich hätte mir ja allen Credit bei Euch verscherzt!

Vierte Scene.

Kammerherr von Lucius (älterer Herr von rechts mit einigen Papieren in der Hand).

Herzog. Was bringen Sie mir, lieber Lucius?

Lucius. Das Wahlresultat, Hoheit!

Herzog (nimmt lebhaft das Papier und wirft einen Blick hinein, dann mit dem Fuße aufstampfend.) Empörend! (Er geht erregt umher).

Prinz. Darf man erfahren?

Lucius. Herr Gerberding ist mit einer Majorität von 4233 Stimmen gewählt worden! (Pause.)

Herzogin. Und nun kommen Sie, liebe Eva, wir wollen den herrlichen Sommertag genießen! Und dann müssen wir doch endlich in unserem Roman vorwärts kommen! Ein armer junger Mann, der ein reiches Mädchen unglücklich liebt . . . es ist zu schön! Aber (während sie langsam mit Eva zur Mittelthür geht) wenn die Beiden sich nicht kriegen, Eva, dann dürfen mir Bücher von einem solchen Barbaren nicht mehr in's Haus! Wenn sich Zwei lieb haben, müssen sie zusammenkommen! Das ist im Leben so, so muß es auch in den Büchern sein! Wenigstens in denen, die ich lese! (Sie geht mit Eva die Treppe hinunter in den Park.)

Fünfte Scene.

Herzog (ergreift nochmals das Blatt und wirft es dann hin). 4000 Stimmen Majorität! Auf eine solche Niederlage war ich nicht gefaßt! Man ist zu lässig auf unserer Seite gewesen! Oder wissen Sie irgend einen anderen Grund?

Lucius. Keinen, Hoheit!

Prinz (ruhig). Ich will Ihnen den Grund sagen, Herr von Lucius. Es ist die geistige Ueberlegenheit des Herrn Gerberding!

Herzog (bleibt einen Moment sinnend stehen, dann). Ich erwarte Excellenz Gebhard in einer Stunde!

Lucius. Der Minister ist bereits im Vorzimmer.

Herzog (nach rechts vorangehend). Bitte, lassen Sie Excellenz eintreten!

Lucius (folgt ihm).

Sechste Scene.

Prinz (wendet sich nach dem Park, während dessen tritt).

Erster Kammerdiener (von links ein und überreicht ihm auf einer Schale eine Karte). Der Herr Graf fragt, ob er die Ehre haben kann, von Euer Hoheit empfangen zu werden?

Prinz (die Karte lesend, als ob er seinen Augen nicht trauen dürfe). Graf Gregore di Madrescu? (Mit großer Lebhaftigkeit.) Ist hier? Ist wirklich hier?

Erster Kammerdiener. Der Herr Graf wartet im Vestibül.

Prinz. Ich lasse den Herrn Grafen sofort bitten. Aber so eilen Sie sich doch!

Erster Kammerdiener (links ab).

Siebente Scene.

Prinz (geht lebhaft umher; man sieht, daß er von dem Wunsche erfüllt ist, den Angekündigten wiederzusehen. Kurze Pause).

Graf Gregore di Madrescu (ein eleganter Mann, Ende der Zwanzig, interessanter südlicher Typus im Salonanzug, in der linken Thüre). Darf ich?

Prinz (ihm beide Hände entgegenstreckend). Seien Sie mir willkommen, lieber alter Freund, seien Sie mir herzlich willkommen!

Madrescu (sehr angenehm berührt). Auch ich, mein Prinz, freue mich von Herzen!

Prinz. Lassen Sie sich mal anschauen! Potz Tausend, sind Sie verbrannt! Ja freilich, Ihre Sonne da unten brennt heißer, als hier in unserm frostigen Norden! (Fordert zum Sitzen auf, während Beide vis-à-vis Platz nehmen).

Madrescu. Und sie brannte so erbarmungslos, daß ich es vorzog, ihr zu entfliehen. Die Moskitos wurden auch zu unverschämt.

Prinz. Wohin reisen Sie?

Madrescu. Nach einem englischen Seebade, und auf meinem Wege durch Deutschland konnte ich unmöglich hier vorüber, ohne Ihnen die Hand zu drücken!

Prinz (reicht ihm die Hand). Ich danke Ihnen!

Madrescu (betrachtet ihn einen Moment). Und darf ich eine Bitte wagen? Auch Ihnen könnte nach den Anstrengungen des Winters eine Erholung nicht schaden! Denn — ganz entre nous — (lachend) ein bischen blaß, Hoheit, sehen Sie aus! Kommen Sie mit nach Brighton! Sie finden dort die beste Luft, das beste Essen, die beste Gesellschaft und, wenn Sie wollen, auch die . . . schlechteste!

Prinz (mit einem kurzen Seufzer). Ich bin nicht in der Stimmung, Madrescu, unter fröhliche Menschen zu gehen!

Madrescu (lacht). Ja, ja, solche Stimmungen kenne ich! Wenn das Ballet im Sommer beurlaubt ist, fängt man Grillen!

Prinz. Scherzen Sie nicht, Gregor! Die Zeiten sind längst vorüber!

Madrescu (heiter). Hoho! Ist man denn in den wenigen Jahren, in denen wir uns nicht gesehen haben, ein so ernster, würdiger Mann geworden?

Prinz. Ja, alter Freund, die schönen Zeiten, die wir in Bonn und Heidelberg verlebt haben, sind unwiederbringlich dahin! Da hatte man den Kopf voll von Tollheiten, aber auch voll von Plänen und Hoffnungen. Die Tollheiten hat man sich im Laufe der Jahre selber abgewöhnt, und die Hoffnungen . . . die sind Einem abgewöhnt worden! (Er geht nachdenklich umher. Pause.)

Madrescu. Gestatten Sie, Prinz Arthur, daß ich so offen und so freundschaftlich mit Ihnen spreche, wie früher?

Prinz. Sprechen Sie nur, Madrescu, sprechen Sie nur!

Madrescu. Also wohlan! Ihre Verstimmung, Ihre üble Laune . . .

Prinz. Es ist mehr als üble Laune! (dumpf). Es ist tiefe Traurigkeit!

Madrescu. Also wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erweisen kann, nennen wir's tiefe Traurigkeit! Jedes Ding hat seinen Grund! „Tieftraurig" ist ein Mann in Ihrer Stellung erfahrungsgemäß nur in zwei Fällen! Entweder er hat Schulden . . . das ist bei Ihnen ausgeschlossen . . . oder, wenn er unglücklich verliebt ist! (Prinz protestirt lebhaft.) Ich gebe Ihnen den guten Rath, heirathen Sie sie, und wenn der Erstgeborene ein Knabe wird, taufen Sie ihn in dankbarer Erinnerung an Bonn, an Heidelberg und an den unterthänigst Unterzeichneten: Gregor!

Prinz. Mein lieber Freund, es giebt außer Schulden und . . . Liebe auch noch andere Dinge, die Einem das Leben verbittern können!

Madrescu (lächelnd). Macht Ihnen vielleicht die hohe Politik zu schaffen? Wie ich soeben unten im Ort erfuhr, leben Sie ja augenblicklich im schönsten Wahlkampf!

Prinz. Der ist beendigt! Andreas Gerberding ist gewählt!

Madrescu. Natürlich ein Regierungsmann?

Prinz. Ein Volksmann!

Madrescu (lächelnd). Giebt's das hier auch? . . . Und da kann ich mir denken, daß das im Schlosse ein wenig verschnupft hat. Mein Gott, wenn's weiter nichts ist! Ein Sturm in einem Glase Wasser! Da sollten Sie 'mal bei uns zu Hause eine solche Wahlschlacht miterleben! Da geht's ohne Dolchstiche und Revolverschüsse nicht so leicht ab! Also (nach einer abwehrenden Bewegung des Prinzen) auch die Politik macht Ihnen kein Kopfzerbrechen? Also was sonst?

Prinz. Lassen wir das!

Madrescu. Nein, Prinz, nun poche ich auf mein Recht als alter Freund; jetzt müssen Sie auch Farbe bekennen!

Prinz (Madrascus Hand ergreifend, leise). Gregor, ich . . . bin . . . ein unglücklicher Mensch!

Madrescu. Sie? Ein Prinz?

Prinz. Eben weil ich ein Prinz bin!

Madrescu. Aber ich habe mir Ihr Leben so abwechslungsreich, so anregend gedacht . . .

Prinz. Mein Leben? Hahaha! Mein Leben bewegt sich wie der Pendel der Uhr da in einem kleinen Gehäuse . . . tick . . . tack . . . tick . . . tack . . . immer dasselbe! Nur, daß die Uhr da wenigstens zu etwas dient, daß sie wenigstens den Menschen zeigt, ob sie wieder eine Stunde gut angewendet oder vergeudet haben, während ich! . . . (In wilder Leidenschaft, ohne laut zu werden.) Ach, Madrescu, in meinem goldenen Käfig sterbe

ich vor Langeweile! Und Sie wissen nicht, was das heißt, sich vorschriftsgemäß langweilen müssen! Verurtheilt sein durch Rang und Geburt zu einem thatenlosen, nutzlosen Leben. Oder glauben Sie wirklich, es könnte mir genügen, Jahr aus, Jahr ein Rekruten zu drillen und mein Leben auf den Exercirfeldern zu verbringen?

Madrescu. Hm! (Nach kurzer Pause.) So öffnen Sie doch den Käfig, Prinz!

Prinz (seine Hände leidenschaftlich auf Madrescus Schulter legend). Wenn ich das könnte, Gregor, wenn ich das könnte! Nur ein Ziel, nur einen Lebenszweck! Nur nicht die Tage in dem öden Einerlei dahinbringen müssen, nur wissen, wozu, für wen man lebt!

Madrescu. Haben Sie denn gar keinen Freund, gar keinen Vertrauten, der Ihnen diesen Käfig öffnen kann?

Prinz. Du lieber Himmel, die paar Menschen, die mir hier nahe stehen, die können mir wahrhaftig auch nicht zur Freiheit verhelfen!

Madrescu. Die Herzogin Mutter?

Prinz. Die Güte selbst! Sie vermittelt, sie beschwichtigt! Mehr kann auch sie nicht!

Madrescu. Sie sprachen, Prinz, von ein paar Menschen? Darf ich fragen . . .

Prinz. Nun erschrecken Sie nur nicht, Madrescu, und schaudern Sie nicht! Das einzige Haus, in dem ich mich wirklich wohl fühle, ist das Haus von Andreas Gerberding!

Madrescu. Dem Volksmann?

Prinz. Jawohl, dem Volksmann! Ein herrlicher Mensch! Der Einzige, mit dem zu verkehren mir ein wahrer Genuß ist, von dem ich lernen kann und immer nur lernen, dem ich mein Herz ausschütten kann, wenn es zu schwer ist, der mich versteht, der mich bedauert und der mir zu helfen bereit wäre, wenn es in seiner Macht stünde!

Madrescu. Jedenfalls sehr originell! Ach, ich begreife! Diese eigenartige und, wie ich voraussetze, von seiner Seite auch uneigennützige Freundschaft . . .

Prinz. Ja, weiß der Himmel, uneigennützig ist sie . . .

Madrescu . . . die betrachtet man hier natürlich mit scheelen Augen! Man will Sie wohl zwingen, diese Freundschaft aufzugeben?

Prinz (bitter). Vielleicht versucht man auch noch das! (Pause.)

Madrescu. Ist Herr Gerberding verheirathet?

Prinz. Er ist Wittwer.

Madrescu. Kinderlos?

Prinz. Er hat eine Tochter!

Madrescu. Hübsch?

Prinz. Eine Schönheit!

Madrescu. Und klug und liebenswürdig, wie ich voraussetze?

Prinz. Ja, das ist sie!

Madrescu (nach kurzer Pause). Prinz, lieben Sie etwa die junge Dame?

Prinz. Madrescu, Sie kennen Fräulein Gerberding nicht! Zu einer Liebelei wäre sie ein wenig zu stolz, und sie zu lieben . . . (er wendet sich ab).

Madrescu . . . wäre in Ihrer Stellung undankbar! Aha! ich verstehe! Deswegen wollen Sie fort von hier? Sie wollen der Gefahr entfliehen? . . . (Pause.) Um so besser! (Er steht auf.) Prinz Arthur, wenn es nun Jemanden gäbe, der Ihnen diesen goldenen Käfig öffnen könnte, würden Sie denn auch Muth und Kraft genug haben, zu fliegen?

Prinz. Da ich den Muth besitze, würde es mir wohl auch an der Kraft nicht fehlen! (Pause, während welcher Madrescu einmal auf- und abgeht, dann bleibt er stehen.)

Madrescu. Mein Prinz, schenken Sie mir jetzt ein Mal einen Augenblick Gehör! So ganz zufällig bin ich denn doch nicht hier. Ich bin sogar in einer ganz bestimmten Absicht gekommen. Ja, noch mehr, mit einem Auftrag!

Prinz (sehr verwundert). Madrescu? Sie? An mich? An den früheren Universitätskameraden?

Madrescu (pointirt). An Seine Hoheit den Prinzen Arthur! Diese Denkschrift erspart mir viele Worte! Ich will Sie nicht vorbereiten und Ihre Geduld nicht durch lange Einleitungen auf die Probe stellen! Bitte, lesen Sie! (Er geht nach hinten auf die Terrasse, kehrt dann langsam zurück und bleibt im Hintergrund stehen, scharf den Eindruck prüfend, den die Lectüre auf den Prinzen macht.)

Prinz (stellt sich mit der Schrift [einer Art Actenstück, aber natürlich von elegantem Aeußern] vor den Mitteltisch, er beginnt erst ruhig, dann mit immer wachsendem Interesse zu lesen, die Blätter fliegen in seiner Hand; dann mit großer Lebhaftigkeit). Mich hätte man dazu ausersehen? Mich?

Madrescu. Die Freude, die Sie darüber empfinden, bietet mir die Garantie, daß wir uns verständigen werden! . . . Mein Prinz, seit dem Erlöschen der Dynastie Loriano ist mein Vaterland ohne Oberhaupt! Ein Schiff ohne Führer, ein Spielball der Parteien! Wir stehen mitten in den furchtbarsten Wirren! Unser schönes, fruchtbares und culturfähiges Land muß zu Grunde gehen, wenn nicht ein Retter in der Noth kommt! Wir brauchen einen Fürsten. Die Männer, die dieses Schriftstück unterzeichnet haben, sind wahre Freunde des Vaterlands, sie repräsentiren unsere vornehmsten Adelsgeschlechter, unsere ältesten Patricierfamilien! Und unter all' den Candidaten, welche bei unserer Wahl in Betracht kamen, waren Sie uns, Prinz Arthur, der sympathischeste!

Prinz. Ich? Madrescu, ich?

Madrescu. Sie sind, was wir brauchen können, von vornehmer Geburt, von reicher, wissenschaftlicher Bildung, ein kluger Kopf, ein warmes Herz (mit Nachdruck) und was mehr werth ist, als Alles, ein Ehrenmann!

Prinz (in Sinnen verloren). Sie überraschen mich . . . Sie verwirren mich . . .

Madrescu. Nichts liegt mir ferner, als die unbehagliche Situation auszunutzen, in der Sie sich Ihrer eignen Schilderung nach befinden! Sie können mir jetzt keine bündige Zusage machen; die habe ich auch nicht erwartet! Ich wollte nur wissen, ob Sie im Princip einverstanden sind Alles Andere dann später und ausführlicher. Prüfen Sie sich! . . . Sie finden in meinem Vaterlande den Lebenszweck, nach dem Sie sich sehnen, Sie finden ein reiches Feld zur Thätigkeit . . . ich will es Ihnen nicht verhehlen . . . Ihrer wartet dort ein heißer, vielleicht erbitterter Kampf, aber hoffentlich auch Lohn und Sieg!

Prinz (Madrescus beide Hände ergreifend). Ich danke Ihnen, mein lieber Freund, danke Ihnen von ganzem Herzen, der Kampf soll mich nicht schrecken! (leidenschaftlich) nur fort von hier, hier kann ich nicht mehr leben!

Madrescu. Prinz Arthur, ich habe Ihnen nun den Schlüssel in die Hand gegeben; öffnen müssen Sie den Käfig selbst! Berathen Sie sich zunächst mit dem Herzog . . .

Prinz (dumpf). Mein Bruder! . . .

Madrescu. Ja, auf Widerstand müssen Sie sich natürlich gefaßt machen, . . . so leicht erringt man eine Krone nicht! . . . Ich gebe Ihnen auch zu, Sie werden hier manches Liebgewordene aufgeben müssen, aber wenn Sie das Ziel vor Augen haben . . .

Prinz (sich aufrichtend, männlich). Ich werde mit dem Herzog sprechen und zwar sofort! . . . (Er geht auf und ab.) Sie bleiben doch noch einige Tage hier?

Madrescu. Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung!

Prinz. Sie sind mein Gast! (Er klingelt.)

Achte Scene.

Zweiter Kammerdiener (von links).

Prinz. Der Herr Graf Madrescu wird einige Tage im Schlosse bleiben.

Kammerdiener (mit Verbeugung links ab).

Neunte Scene.

Madrescu. Und nun wieder zu prosaischen Dingen! Darf ich nach der hier üblichen Tageseintheilung fragen?

Prinz. Man lebt hier auf Rosenbusch Gott sei Dank zwanglos und ohne jedes Ceremoniell!

Madrescu. Man dinirt?

Prinz. Um sechs!

Madrescu. Da habe ich nicht mehr viel Zeit zur Toilette, und dann muß ich auch noch Seiner Hoheit, dem Herzog, meine Aufwartung machen!

Zehnte Scene.

Erster Kammerdiener (von rechts mit einer rothen Mappe, die er auf den Mitteltisch legt, und dann rechts ab).

Elfte Scene.

Prinz. Die Mühe, Madrescu, können Sie sich ersparen! Der Herzog wird, wie ich sehe, im Augenblick hier sein.

Zwölfte Scene.

Herzog (die Herzogin-Mutter am Arme führend, vom Park herauf).

Madrescu (tritt ihm einige Schritte entgegen, macht eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, in der er noch einen Moment verharrt.

Herzog (ihm sehr verbindlich die Hand reichend). Sehe ich recht? Graf Madrescu? Ich heiße Sie willkommen!

Madrescu. Hoheit, ich bin überaus glücklich ...

Herzogin (ihm die Hand zum Kusse reichend.) Ach, mein schöner Slowak! Ja, ja, küssen Sie auch nur einmal einer alten Frau die Hand, das kann Ihnen gar nichts schaden, Sie ... Sie Herzensräuber! (Man gruppirt sich, die Herzogin setzt sich, während die Anderen stehen bleiben.

Madrescu. Darf ich mir die Frage erlauben, wem ich diesen interessanten Ruf verdanke?

Herzogin. Wahrscheinlich sich selbst. Ich weiß nicht, jedes Mal, wenn ich Sie sehe, muß ich an Strickleitern, Mondschein, Mandolinen, falsche Bärte und Entführung denken!

Madrescu (mit einem beziehungsvollen Blick auf den Prinzen). Hoheit, es giebt auch Entführungen ohne diese Hilfsmittel!

Herzogin. Wenn Sie es als Sachverständiger sagen, muß ich's Ihnen glauben! Ja, ja, Sie sehen ganz so aus, als ob Sie da unten in Ihrer wilden Heimat furchtbare Verheerungen anrichteten! Sind Ihre Frauen ... (lachend) ich meine natürlich nicht Ihre ... sind sie schön?

Madrescu (fein). Die deutschen Frauen sind schöner!

Herzogin. Und sind sie gut?

Madrescu. Die deutschen Frauen sind besser!

Herzogin (zum Herzog). Er hat in seiner Wildniß die Galanterie noch nicht verlernt!

Herzog (der während dieser Unterhaltung in Briefschaften geblättert hat). Mein lieber Graf, wie lange waren Sie nicht hier?

Madrescu. Drei Jahre, Hoheit!

Herzog. Sie werden im Park manche hübsche neue Anlage finden, namentlich beim chinesischen Pavillon. (Zum Prinzen.) Willst Du den Grafen nicht ein wenig herumführen?

Prinz (der nachdenklich sinnend in den Park sah, zerstreut). Wie Sie wünschen, Gregor!

Madrescu. Bemühen Sie sich nicht, mein Prinz!

Prinz. Kennen Sie den Weg? Sie können entweder gleich links abbiegen oder auch gradeaus gehen!

Madrescu (beziehungsvoll mit einem Blick auf den Herzog). Dann wähle ich den letzten Weg. Geradeaus gehen, Prinz Arthur, führt immer am schnellsten und sichersten zum Ziel! (Er verbeugt sich tief.)

Herzogin. Addio, mein schöner Gregore di Madrescu, beim Diner müssen Sie einige Ihrer pikantesten Abenteuer zum Besten geben!

Madrescu (durch den Park ab).

Dreizehnte Scene.

Herzog (zum Prinzen). Hast Du einen Augenblick Zeit für mich?

Prinz. Dieselbe Frage wollte ich an Dich richten.

Herzogin. Ach, da wollt Ihr mich wohl gar wieder vertreiben?

Prinz. Nein, Mama, ich bitte Dich sogar, zu bleiben!

Herzog. Arthur, ich muß ein paar Worte mit Dir sprechen. Ich rechne dabei auf Deine Rücksicht und auf Deine Vernunft. Es handelt sich um Herrn Andreas Gerberding.

Prinz. Das dachte ich mir!

Herzog. Um so besser! Das erleichtert mir die Sache! . . . Du mußt gerecht sein und mir zugestehen, daß ich bisher der seltsamen Freundschaft zwischen Dir und dem Herrn ruhig zugeschaut habe und daß ich Dich in keiner Weise eingeschränkt habe. Aber nach dem letzten Wahlgange, nachdem, wie mir der Minister soeben berichtet, Herr Gerberding sich als offener Feind meiner Regierung gezeigt hat, möchte ich Dich bitten, den Verkehr mit diesem Manne aufzugeben!

Prinz. Warum? Er ist der größte Industrielle unseres Landes, seine Webereien genießen einen Weltruf, über 4000 Menschen verdanken ihm Brod, die ganze Gegend ist durch ihn, durch seinen großartigen Unternehmungsgeist zu Wohlstand gekommen. Und vor Allem: Herr Gerberding ist ein Ehrenmann! Mit einem Ehrenmann befreundet zu sein, ist mir ein Vorzug und . . . (bestimmt) wird es auch bleiben!

Herzog. Glaubst Du? (Kurze Pause.) Und wenn ich Dir nun verbieten müßte, weiter mit ihm zu verkehren?

Prinz. So würdest Du mich in die Nothwendigkeit versetzen, Dich zu fragen, mit welchem Rechte Du das thust?

Herzog. Die Frage klingt doch ein wenig seltsam! Aber da ich Dir die Antwort nicht schuldig bleiben will: mit dem Rechte, das mir als Oberhaupt der Familie zusteht!

Herzogin. Mein lieber Sohn, entschuldige, daß ich mich in Euer Gespräch mische! Du hast mir die Tochter und ihm den Vater als Freunde bisher gelassen. Dafür sind wir Dir Beide sehr dankbar gewesen. Du selbst aber hast davon den größten Vortheil gehabt, denn Du hast damit vor aller Welt bewiesen, daß Du ein hochherziger und vorurtheilsloser

politischer Gegner bist! Erklärst Du nach der Niederlage, die Du heute erlitten hast, oder, wenn das besser klingt, nach dem Siege, den er errungen hat . . erklärst Du plötzlich Herrn Gerberding in Acht und Bann, so zeigst Du damit zu deutlich, daß Du Dich über ihn ärgerst oder ihn gar hassest! Und — nimm mir's nicht übel — das wäre Deiner nicht würdig!

Herzog. Liebste Mama, es fällt mir doch wahrhaftig nicht ein, mich Dir oder Arthur gegenüber als Despot aufzuspielen! Ich berücksichtige Eure Wünsche, wo ich nur immer kann, weil ich Euch lieb habe, weil ich Euch gegenüber nur Sohn und Bruder sein will. Aber meine Stellung verbietet mir manchmal, nur nach meinem Herzen zu handeln! Arthur, das mußt Du einsehen, und kann ich Dir einmal einen Wunsch nicht erfüllen, so mußt Du Dich dem eben fügen! Das ist Deine Pflicht!

Prinz. Meine Pflicht? Ich habe bisher immer geglaubt, daß Pflichten auch Rechte gegenüber stehen!

Herzog. Aha! Da kommen ja die beliebten Phrasen aus den Versammlungen des Herrn Gerberding anmarschirt!

Prinz. Ich muß Dich höflichst bitten, den Mann nicht in unser Gespräch zu ziehen!

Herzogin. Aber Kinder, Kinder! Daß die Menschen bei schlechtem Wetter griesgrämig werden, das begreife ich. Aber schaut doch 'mal hinaus, wie herrlich heute die Sonne lacht!

Prinz (unbeirrt). Und willst Du mir vielleicht sagen, welche Rechte ich hier besitze?

Herzog (höflich, aber bestimmt). Die Dir zukommen!

Prinz (ergrimmt). Jawohl, die mir zukommen! Mir kommt zu, ein unthätiges und sinnloses Leben zu führen, das mich anekelt, mir kommt es zu, überall durch Standesvorurtheile eingeengt zu sein und den Aermsten zu beneiden, weil er wenigstens arbeiten kann, was er will, und leben, wie er mag! (Höhnisch.) Mein Recht ist es, mein unantastbares Recht, mich zu beugen und zu schweigen! (Aufbrausend.) Aber meine Pflicht gegen mich selbst ist es, mich dagegen zu wehren, weil ich noch Lebenskraft genug in mir fühle und weil ich hier nicht ersticken will!

Herzog. Wozu das Alles?

Prinz. So kann es nicht weiter mit mir gehen! Ich muß Etwas haben, das mich befriedigt, das mich erfüllt, das mir das Leben lebenswerth macht, sonst . . . weiß es Gott . . .

Herzog. Sonst?

Prinz. . . . müssen wir uns trennen!

Herzogin (erschrocken). Arthur, bist Du von Sinnen?

(Pause.)

Herzog (geht auf den Prinzen zu, sieht ihn einen Augenblick an, dann legt er ihm die Hand auf die Schulter und spricht gütig). Sei kein Thor! Verlange nichts Unmögliches!

Ich kann Dir beim besten Willen keine Thätigkeit und keine größeren Rechte einräumen! Ich kenne Deine guten Eigenschaften, Deinen Ehrgeiz, Dein ernstes Streben. Aber in unserem kleinen Staatskörper ist nicht Platz genug für Zwei! Hier kann nur eine Hand die Zügel führen! Ich kann mir ja auch den Grund Deiner plötzlichen Unzufriedenheit denken. So lange meine Ehe kinderlos war, hast Du gehofft, doch noch ein Mal an meinen Platz treten und Dich so bethätigen zu können. Ich mache Dir wahrhaftig keinen Vorwurf, weil es menschlich und begreiflich ist! Jetzt ist Dir durch die Geburt des Erbprinzen auch diese Hoffnung geraubt . . .

Prinz (protestirt lebhaft).

Herzog. . . . und nun haderst Du mit den Verhältnissen! . . . Sei vernünftig, Arthur, und bescheide Dich!

Prinz. Ist das Dein letztes Wort in dieser Sache?

Herzog. Ja! (Kurze Pause.)

Prinz (sich männlich aufrichtend). So habe ich Dir Etwas mitzutheilen! Graf Madrescu ist hier als Abgesandter und hat mir die Krone seines Landes angeboten!

Herzog. Und?

Prinz. Und ich habe mich bereit erklärt, sie anzunehmen!

Herzogin (entsetzt). Arthur!

Herzog. Junge, bist Du toll?

Prinz. Ich bitte Dich, mich jetzt ruhig anzuhören! Wir wollen, dächte ich, eine Frage, die über mein ganzes Leben entscheidet, nicht mit ein paar allgemeinen Redensarten oder gar beleidigenden Worten abthun! . . . Ich bin kein Phantast, ich verlange vom Schicksal nichts Unmögliches, aber ich brauche ein Lebensziel, sonst gehe ich zu Grunde! Du kannst mir kein anderes Leben bieten, hindere mich wenigstens nicht . . . ich bitte Dich inständigst darum . . . das Ziel zu erreichen, wenn es sich mir einmal bietet!

Herzogin (mit zitternder Stimme). Mein Sohn . . . mein geliebter Sohn . . . was willst Du denn?

Prinz. Das Glück!

Herzogin. Das glaubst Du dort zu finden?

Herzog (voll Würde). Dort wahrhaftig nicht! Wohl aber nur heißen Kampf und bittere Enttäuschungen, oder vielleicht noch . . . Schlimmeres!

Herzogin (die Hände vor's Gesicht schlagend). Um Gotteswillen!

Herzog. Und wenn Du Dir nun, mein junger Prinz Ikarus, bei diesem Flug zur Sonne die Flügel verbrennst? Ich spiele nicht gerne Vorsehung, aber . . . Dich davor zu schützen, ist meine Pflicht!

Prinz (ingrimmig). Sage doch lieber: Dein Recht! (zur Herzogin) Was habe ich hier zu verlieren: Nichts! Was kann ich dort gewinnen: Alles!

Außer den paar Menschen, die ich lieb habe, außer Dir, Gerberding und Fräulein Eva .... wer wird mich hier vermissen? ... Im günstigsten Falle vielleicht noch die Hoflieferanten!

Herzog. Und mich vergißt Du ganz? ... Arthur, ich habe Dich lieb! Ich will Dich nicht einer nebelhaften Zukunft entgegengehen sehen! Ich kenne dieses Land! Ich bin auf meinen Studienreisen oft und lange dagewesen! So wild wie die Natur sind auch die Menschen! Unzugänglich sind sie jeder Cultur und feindselig jeder Neuerung! Und da wolltest Du, ein unerfahrener junger Mensch, Ordnung schaffen? Ueberlasse das einer Faust, die fester zuzugreifen gewöhnt und fähig ist! (Er geht umher.)

Herzogin. Arthur, komm' mal zu mir! Nein, ganz nahe! (Sie giebt ihm die Hand und dann in rührender bezwingender Zärtlichkeit.) Thu' es nicht! Laß Dich nicht umgarnen! Ich bin eine viel zu einfache Frau und kann mich mit Dir nicht in ein Wortgefecht einlassen! Thu' es nicht! Ich fühle, Du würdest Deinem Unglück entgegengehen und (ihm leise und innig zuflüsternd) das überlebte ich nicht! ... Willst Du Dir da Lorbeeren und Ruhm erringen? Glaube mir's, mein Junge, das sind gefährliche und eitle Dinge! (Sie nimmt seinen Kopf in beide Hände und küßt ihn auf die Stirn mit heißer Zärtlichkeit.) Thu' es nicht! (Pause.)

Herzog. Wie lange bleibt Madrescu hier?

Prinz. Einige Tage!

Herzog. Hast du ihm schon eine bindende Zusage gemacht?

Prinz. Nein! Ich sagte ihm, daß ich mit Dir sprechen wollte!

Herzog. Um so besser! Dann brauchst Du nichts zu widerrufen! Denn auf meine Einwilligung kannst Du niemals rechnen!

Herzogin (leise). Gott sei Dank!

Prinz. Wir wollen sehen! ... Und ferner will ich auch noch Herrn Gerberding um seinen Rath fragen!

Herzog. Herrn Gerberding?

Prinz. Du kennst das Land aus flüchtigen Besuchen von vor 25 Jahren! Herr Gerberding kennt es bis auf den heutigen Tag und gründlich! Seine Geschäftsverbindungen nach dem Orient sind weit verzweigt und reichen bis in die entlegensten Winkel des Landes. Er ist ein viel zu kluger Kaufmann, als daß er sich gerade dieses Land zum Hauptabsatzgebiet ausgesucht hätte, wenn es gar so schlimm darum bestellt wäre! ... Von ihm erfahre ich, was ich wissen will! ... Er ist mein Freund, und von seinem Urtheil werde ich meinen Entschluß abhängig machen!

Herzog. Thu', was Du willst (Voll Energie.) Nur erlaube ich mir, Dir zu bemerken, daß es glücklicherweise noch Mittel giebt, einen jungen Draufgänger vor Thorheiten zu bewahren! (Er geht lebhaft rechts ab.)

Vierzehnte Scene.

Herzogin (in banger Sorge). Was soll das werden? (Kurze Pause.)

Eva (von links). Ich wollte Hoheit fragen, ob vielleicht noch vor dem Diner eine kleine Promenade angenehm wäre?

Herzogin. Ich danke, liebes Kind, es ist zu dunkel geworden!

Eva (lacht). Aber Hoheit irren! Das Wetter ist ja ganz herrlich!

Herzogin (geht nach links; da Eva ihr folgen will). Nein, begleiten Sie mich nicht! . . . Ich will jetzt ein wenig mit mir allein sein! (In tiefem Ernst für sich.) Den schönen Slowaken könnte ich wahrhaftig geviertheilt sehen! (Links langsam in Gedanken vertieft ab.)

Fünfzehnte Scene.

Eva (sieht der Herzogin kopfschüttelnd nach, dann). Was fehlt Ihrer Mutter? So habe ich sie noch nie gesehen?

Prinz (leicht). Nichts, Nichts! Eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen meinem Bruder und mir!

Eva (einfach). Und die macht die Herzogin so besorgt? Das müssen doch schon Dinge ganz eigener Art sein, die eine so frohe Natur so verstimmen! Prinz Arthur, wir kennen uns doch wahrhaftig genau genug . . . es ist Ihre Pflicht, mir den Grund mitzutheilen! . . . Vielleicht gelingt es, mir, mit ein paar heiteren Worten Ihrer Mutter die gute Laune wiederzugeben!

Prinz (lacht). Nein, nein, Fräulein Eva! . . . Ihre Hülfe werde ich erst in Anspruch nehmen, wenn ich garnicht mehr ein noch aus weiß! . . . (Kurze Pause.) Das fehlte nun noch grade, daß Sie auch eine ernste Miene aufsetzen! . . . (Während dieser Worte tritt)

Sechszehnte Scene.

Madrescu (in Gesellschaftstoilette von links ein und beobachtet, unbemerkt von Beiden, im Hintergrunde das Gespräch).

Prinz (fortfahrend). Es kleidet Sie nämlich gar nicht! . . . Sie müssen immer aussehen, wie ein heller, sonniger Frühlingstag!

Eva (heiter). Warum muß ich denn das?

Prinz (warm). Weil Sie jung sind und schön und glücklich! Deswegen haben wir Sie ja doch Alle hier so lieb, weil Sie nur Heiterkeit und Frohsinn um sich verbreiten!

Eva (lacht). Sie thun ja wahrhaftig so, Prinz, als ob ich ein weiblicher Clown wäre, der mit seinen Späßen die Hofgesellschaft erheitert!

Prinz (lustig). Ein Clown nicht, aber ein liebenswürdiger Kobold! . . . (Ernster.) Ach, liebe Eva, Sie wissen ganz gut, wie ich das meine! Daß Sie mit all' Ihrer Lustigkeit doch ein tiefer ernster Mensch sind, der mehr nachdenkt und wärmer empfindet, als all' die Marionetten um mich herum!

Eva (heiter). Prinz, Complimente sind doch bisher zwischen uns nicht Mode gewesen . . . (Schalkhaft ohne jede Koketterie.) Wollen Sie mich günstig stimmen? Wollen Sie etwas von mir?

Prinz (ernst). Ja, Eva, ich will etwas von Ihnen! . . . Sie müssen mir etwas versprechen!

Eva (ihn erstaunt ansehend). Jetzt werden Sie ja wahrhaftig ganz feierlich?

Prinz. Sie müssen mir versprechen, meine Mutter nicht zu verlassen, so lange sie lebt!

Eva (blickt ihn einen Moment forschend an). Ach! ich verstehe! Der Herzog fühlt sich durch meinen Vater gekränkt; er überträgt diesen Haß auch auf die Tochter und verlangt, daß Ihre Mutter mich nicht mehr empfängt! . . . (Langsam und gedankenvoll.) Ja, ja . . . so mußt'e es kommen!

Prinz. Sie irren! Glauben Sie's mir auf mein Wort! Aber bitte, fragen Sie mich jetzt nicht nach mehr!

Eva. Und muß ich mich damit vorläufig zufrieden geben?

Prinz. Ich bitte Sie darum!

Eva (ihm die Hand reichend). Ich verspreche Ihnen, ich werde Ihre Mutter nicht verlassen!

Prinz (ihre Hand haltend und sie fest anblickend). Was auch immer kommen mag? (Kurze Pause.)

Eva (ernst und bedeutungsvoll). Was auch immer kommen mag! (Sie macht sich los.) Aber nun muß ich mich eilen! Mein Vater erwartet mich!

Prinz. Und noch eine Frage, Eva! Wann kann ich Ihren Vater wohl sprechen?

Eva. Sie wissen, Prinz Arthur, daß Sie ihm jederzeit herzlichst willkommen sind!

Prinz. Also auf Wiedersehen! (Er küßt ihr die Hand.) Auf baldiges Wiedersehen!

Eva (links ab).

Siebzehnte Scene.

Prinz (sich umdrehend bemerkt Madrescu). Ah, Madrescu, Sie hier?

Madrescu (vorkommend). Nun, Prinz, sind wir schon einen Schritt vorwärts gekommen?

Prinz. Ich habe (zerstreut) mit meinem Bruder gesprochen und natürlich den heftigsten Widerstand gefunden.

Madrescu. Das war ja zu erwarten!

Erster Kammerdiener (von rechts). Hoheit, es ist servirt! (Er bleibt an der geöffneten Thür stehen.)

Prinz (will nach rechts gehen).

Madrescu. Prinz Arthur, noch ein Wort! (Leise.) Können Sie die Wahrheit immer vertragen?

Prinz. Immer!

Madrescu (neben ihm, leise). Den Herzog, mein Prinz, fürchte ich nicht, sondern . . .

Prinz. Sondern?

Madrescu (leise, mit voller Sicherheit) . . . sondern Fräulein Eva Gerberding!

Prinz (ihn kurz ansehend, dann unwillig). Madrescu, Sie sind von Sinnen! (Mit einer Handbewegung nach rechts.) Darf ich bitten?

(Während die Beiden nach rechts gehen, fällt schnell der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Bei Andreas Gerberding.

Wohnlich eingerichtetes Zimmer, ohne prätensiöse Eleganz, aber auch ohne jede philiströse Spießbürgerlichkeit. Umfangreiche Bibliothek, einige gute Bilder und Statuen; Möbel nicht nach der neuesten Mode. Ein geöffnetes Pianino. Links eine Thür, in der Mitte eine Thür, von der einige Stufen in einen wohlgepflegten Vorgarten führen. Neben der Thür ein großes, reich mit Blumen besetztes Fenster, durch welches man auf eine heitere sonnige Dorfstraße sieht. Im Vordergrunde rechts ein großer Schreibtisch mit vielen Briefschaften und den üblichen Utensilien; in einem bequemen Lehnstuhl vor dem Schreibtisch sitzt **Andreas Gerberding**, Anfang der Fünfzig; schöner geistig bedeutender Kopf mit langem blonden Vollbart, sein Wesen ein bischen derb, aber voll tiefer Empfindung. Er trägt einen bequemen Hausrock; er raucht und liest eine Zeitung; im Vorgarten sieht man **Eva** in hellem Sommerkleid Blumen begießen.

Erste Scene.

Eva (im Garten). Ist das wieder ein schöner Tag! Nicht ein Wölkchen am Himmel und die Luft so klar und ruhig!

Andreas (am Schreibtisch). Wieviel Grad haben wir denn?

Eva. 20½.

Andreas. Also 'ne Bombenhitze! Aber paß' mal auf, wir bekommen heute noch ein Gewitter. Es steckt mir in den Knochen!

Eva. Ach, keine Rede davon! Die Wettergläser stehen sehr hoch! (Kurze Pause, dann entfernter Lärm von der Straße, der nach und nach näher kommt.)

Andreas. Was giebt's denn da?

Eva. Die Schule ist aus! Diese Rangen! Wie sie sich balgen und schreien!

Andreas. Kinder sind keine Heilige! Als Du so'n Knirps warst, hast Du noch viel mehr Spectakel gemacht! Das einzige Mittel, Dich still zu kriegen, war Kuchen, furchtbar viel Kuchen!

Eva (lachend von außen durch die Blumen den Kopf steckend, so daß sie ganz eingerahmt von Blumen ist). Und Prügel?

Andreas (heiter). Nee, das verfing bei Dir nicht lange! Andere Kinder plärren natürlich, wenn sie ordentlich durchgewalkt werden: weißt Du, was Du gethan hast? Was Du jetzt thust: Du hast gelacht, immerfort gelacht!

Eva. Da siehst Du: Rachsucht lag damals schon meinem edlen Charakter ganz fern!

Andreas. Hat sich was mit edlem Charakter! Und weißt Du, warum ich schließlich aufgehört habe, Dich durchzubläuen?

Eva. Es würde mich ungemein interessiren!

Andreas. Weil ich immer viel früher müde wurde, als Du! (Der Lärm ist jetzt ganz nahe.)

Zweite Scene.

Schulkinder (sechs- bis achtjährige Jungen und Mädchen wie ein Sperlingsschwarm neben Eva am Fenster; sie lachen und schreien durcheinander). 'Tag, Herr Gerberding! 'Tag, Herr Gerberding!

Andreas (noch von seinem Platz aus). Wollt Ihr wohl ruhig sein, verfluchte Racker!

Ein kleiner Junge. Herr Gerberding, Sie haben uns schon seit vier Tagen keine Blonblons mehr geschenkt!

Andreas (aufstehend). Erstens heißt es nicht Blonblons, sondern Bonbons. . . .

Der kleine Junge. Es heißt doch Blonblons, das sagt der Conditor auch! (Die Kinder lachen und Eva mit ihnen.)

Andreas (an's Fenster kommend). So ein Hosenmatz! Und zweitens bettelt man nicht! Man wartet, bis man' was bekommt!

Ein kleines Mädchen. Da könnten wir bei Ihnen aber lange warten!

(Heller Jubel, in den Andreas schließlich miteinstimmt.)

Andreas. Schau' doch die kleine Krabbe! Wem gehörst Du Zieraffe denn?

Das kleine Mädchen (lacht aus vollem Halse). Sie sind ja mein Taufpathe, Herr Gerberding! und haben mir 'nen silbernen Becher geschenkt; der hat schon 'ne ganz große Beule. Mein Vater ist doch der Webermeister Lund! Und ich heiße Anna Emilie Lund, und ich bin acht Jahre, und mein Geburtstag ist . . .

Andreas. Na, schon gut, schon gut! Sonst erzählt sie uns noch ihre ganze Lebensgeschichte!

Eva. Du lieber Gott! Die Lebensgeschichte!

Andreas (an Eva eine Tüte hinausreichend). Also da! Gieb' der Bande 'was, damit man sie los wird!

Eva (vertheilt die Bonbons unter dem größten Jubel an die Kinder, die sie von allen Seiten umdrängen und die Hände ausstrecken.)

Andreas (in die Tüte greifend, giebt dem kleinen Mädchen einen Bonbon.) Da! Das kriegst Du nur, weil Dein Vater ein braver Mann ist! Willst Du auch mal brav werden?

Das kleine Mädchen. Nein!

Andreas. Ja, schockschwerenoth, warum denn nicht?

Das kleine Mädchen (treuherzig). Ungezogen sein ist viel lustiger!

Andreas (lacht mit Eva herzlich). Und nun marsch vorwärts! (Unter lautem Jubel „adieu, Herr Gerberding,“ „adieu, Herr Gerberding,“ stürzen die Schulkinder fort.)

Das kleine Mädchen (ruft schon etwas weiter). Sie brauchen keine Bange zu haben, Herr Gerberding; morgen kommen wir wieder!

Dritte Scene.

Andreas (kehrt heiter zurück). Verzichte auf das Vergnügen, Fräulein Anna Emilie Lund! (Der Lärm verliert sich.)

Eva (tritt durch die Mittelthür ein.)

Andreas (setzt sich wieder an den Schreibtisch). Na, die hätten wir also glücklich gemacht!

Eva (leicht). Mit ein paar Bonbons! Ja, das ist das Glück der Jugend, daß sie leicht zu befriedigen ist!

Andreas. Und wie lange dauert's? Zehn Jahre herum, und sie hassen sich und nehmen sich ganz andere Bonbons gegenseitig weg, und die ganze Herrlichkeit ist zum Teufel!

Eva (anmuthig). Und lieben sich auch!

Andreas (jovial). Ja, ganz recht! Bis sie sich wieder hassen! (Pause.) Uebrigens, Karl soll um drei Uhr anspannen! Ich muß in die Stadt. Willst Du mit? Kannst Dir bei der Modistin 'ne neue Fahne kaufen!

Eva. Ich habe ja genug Kleider!

Andreas. Gott bewahre mich! Welch' beängstigende Bescheidenheit!

Eva (zögernd). Papa . . .

Andreas. Na, was giebt's?

Eva. Ist es denn ganz unbedingt nöthig, daß Du heute in die Stadt fährst?

Andreas (immer herzlich). Sehr geistvolle Frage! Sonst würde ich's doch nicht thun!

Eva. Prinz Arthur wollte Dich besuchen!

Andreas. Was will er denn?

Eva. Das weiß ich nicht.

Andreas. Ach, ich kann mir schon denken! Da wird die Litanei losgehen wegen gestern! Kann's den Herrschaften auch gar nicht verargen, wenn sie von dem Wahlresultat nicht grade sonderlich entzückt sind! Wahrscheinlich hat der Prinz den ehrenvollen Auftrag übernommen, mir Vorwürfe zu machen und dergleichen Zeugs mehr!

Eva. Du kennst ihn doch! Dazu würde er sich doch wahrhaftig nicht hergeben! Denn er steht doch auf Deiner Seite!

Andreas. Ja, mein Kind, das freut mich auch, mich von einem so ehrenwerthen und klugen Menschen verstanden zu sehen! Und um so höher schätze ich's, als er sich doch in einer ganz besonders verzwickten Situation befindet! Solche Anerkennung macht den Kampf lieb und werth! . . . (Kurze Pause.) Ach so, ich entsinne mich, er wird wegen des Ankaufs der beiden Rappen mit mir sprechen wollen! Die stechen ihm schon lange in die Augen! Na, das hat ja auch bis morgen Zeit!

Eva. Nein, um eine Kleinigkeit handelt es sich wohl kaum . . .

Andreas. Wie so? Hat er Dir denn Andeutungen gemacht?

Eva. Er bat mich in einem ungewöhnlich ernsten, beinahe feierlichen Ton, seine Mutter niemals zu verlassen!

Andreas. Sonderbar! Und Du?

Eva. Ich habe Ja gesagt!

Andreas (umhergehend). Mein gutes Evchen, da hast Du, glaube ich, mehr versprochen, als Du halten kannst! Ich weiß, ich weiß, man ist dort viel zu vornehm — denn vornehm sind sie Alle, das muß man anerkennen — um Dir gewissermaßen den Stuhl vor die Thür zu setzen! Aber Du selbst wirst Dich schließlich unbehaglich fühlen! Und deswegen rathe ich Dir: gehe bei Zeiten! Du ersparst Dir dadurch vielleicht eine Enttäuschung!

Eva. Von all' den guten Lehren, die Du mir gegeben hast, habe ich mir eine besonders gemerkt: man muß sein Wort halten!

Andreas. Ja, da hast Du Recht! Sein Wort muß man halten! Thu', was Du willst! Ich verlasse mich ganz auf Deinen gesunden Menschenverstand und Dein Tactgefühl!

Vierte Scene.

Prinz (kommt durch den Vorgarten und bleibt, den Hut lüftend, in der Thüre stehen). Störe ich?

Andreas (voll Herzlichkeit). Niemals! (Er geht dem Prinzen entgegen.)

Prinz (tritt ein). Guten Tag, mein lieber Herr Gerberding!

Andreas (ihm die Hand reichend). Willkommen!

Prinz (reicht Eva die Hand und giebt ihr ein paar Rosen). 'Tag, liebes Fräulein Eva! Die habe ich im Park gestohlen! Ein Glück, daß mich der Schloßgärtner nicht erwischt hat!

Eva (einfach und voll Anmuth). Herzlichsten Dank!

Andreas. Verwöhnen Sie mir doch das Mädel nicht so! (Ihn zum Sitzen einladend.) Wollen Sie 'was trinken?

Prinz. Kein übler Vorschlag!

Andreas. Also Eva! 'paar Flaschen Rheinwein, oder noch besser, von dem Dalmatiner! Der erfrischt und begeistert zugleich!

Eva (links ab).

Fünfte Scene.

Andreas. Ja, glaub's! Der Weg vom Schloß hierher hat's bei solcher Hitze in sich! Hätt' ja schon längst 'ne Allee von Akazien oder Kastanien — von irgend so etwas, was schnell wächst — anlegen lassen; aber (lachend) das stieß auf zu große Schwierigkeiten bei der Schloßverwaltung. Und nach langem Hin- und Herschreiben bekam ich endlich den Bescheid: „Dankend abgelehnt wegen Flurbeschädigung." Der Grund lag wohl tiefer! Man faßte dort wohl die Allee symbolisch auf und wollte keinen graden Weg zwischen hier und dort! (Kurze Pause.) 'ne Cigarre gefällig?

Prinz. Danke sehr.

Andreas. Aber lassen Sie mich, bitte, weiter rauchen! Eine nichtswürdige Angewohnheit, aber ich kann nicht plaudern, nicht zuhören, wenn ich nicht den Glimmstengel zwischen den Lippen habe.

Sechste Scene.

Eva (tritt von links ein, auf einem Theebrett eine Flasche Wein und ein paar Gläser).

Andreas. Ah, da kommt ja auch der Kellermeister! (Während Eva das Brett auf den Tisch stellt, der zwischen Andreas und dem Prinzen steht.) Eine Flasche? Für zwei trinkbare, ausgewachsene Männer? Ja, Mädel, was fällt Dir denn ein?

Prinz (lacht). Lassen Sie nur, Fräulein Eva, ich weiß ja, Ihr Keller ist gut assortirt!

Eva. Sie entschuldigen mich, Prinz Arthur! aber ich . . .

Andreas (lustig). Mach' keine langen Redensarten! Du bist jetzt hier von einer unglaublichen Ueberflüssigkeit!

Prinz (sehr lebhaft). Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!

Eva (links ab).

Siebente Scene.

Andreas (hat eingeschänkt). Prost!

Prinz. Ihr Wohlsein, Herr Gerberding!

Andreas. Famoser Tropfen! Hm? Den habe ich mir voriges Jahr, als ich das letzte Mal da unten war, mitgebracht. . . . Gut abgelagert? Wie?

Prinz. Er scheint sehr feurig zu sein?

Andreas. Unter der Sonne kein Wunder! Das ganze Erdreich kocht und brodelt da ja förmlich! (Er lehnt sich bequem in seinen Lehnstuhl, den er sich vom Schreibtisch herangerückt hat, zurück und bläst behaglich große Wolken in die Luft.) Nun, Prinz Arthur, was giebt's sonst?

Prinz. Herr Gerberding, haben Sie einen Augenblick Zeit für mich?

Andreas. Ich muß in die Stadt. In einer Stunde. Aber die gehört Ihnen!

Prinz. Eine Angelegenheit ganz ungewöhnlicher Art führt mich heute zu Ihnen!

Andreas. So ist's recht! Nur immer gleich zur Sache! Wenn die Menschen nur wüßten, wieviel Zeit sie mit langen Einleitungen vertrödeln! Also darf ich bitten?

Prinz. Ich weiß, Sie sind mein Freund . . .

Andreas (ihm die Hand reichend). Von ganzem Herzen!

Prinz. Ich brauche Ihren Rath!

Andreas. Verfügen Sie über mich!

Prinz. Entsinnen Sie sich des Grafen Madrescu?

Andreas. Madrescu, Madrescu? War das nicht ein junger Mensch mit solchem bildhübschen Rattenfängergesicht? Der mal vor paar Jahren hier war? Mit dem Sie zusammen studirt haben?

Prinz. Ganz recht: derselbe! Also wirklich ohne lange Einleitung! Er ist hier und hat mir in dieser Denkschrift, die Sie vielleicht nachher genau durchlesen wollen, den Thron seines Landes angeboten!

Andreas (aufmerksam zuhorchend, dann heiter). Schau, schau! Nicht mehr und nicht weniger als einen Thron? (Lacht.) Potztausend, der Herr ist nicht knauserig! (Während er in der Schrift blättert.) Und Sie, mein junger Freund, haben sich dem schwarzen Deibel wohl mit Haut und Haaren verschrieben? Nicht wahr?

Prinz. Ich wollte meinen Entschluß von Ihnen abhängig machen!

Andreas. Von mir? Warum denn grade von mir?

Prinz. Weil Sie das Land kennen! Weil Sie mir Aufschluß geben können über alles Wünschenswerthe, kurz, weil ich Ihrer scharfen Beobachtungsgabe und Ihrem weiten Blick vertraue!

Andreas. Zu viel Ehre, Prinz Arthur, zu viel Ehre!

Prinz. Herr Gerberding, bevor Sie sprechen, hören Sie mich an! (In großer wachsender Erregung.) Sie kennen mich, Sie wissen, daß mich wahrhaftig nicht Eitelkeit und Großmannssucht verführen! Sie kennen die Gründe am besten! Denn Sie waren der Einzige, den ich wirklich einen Blick in mein Inneres habe thun lassen! Ich brauche ein Ziel, um nicht unterzugehen in dieser entsetzlichen Herrlichkeit! Ich kann so nicht weiterleben! Begreifen Sie denn nicht, mein lieber alter Freund, wie unglücklich ich bin: ich habe keine Pflicht zu erfüllen, ja, ich habe nicht einmal eine Sorge! Können Sie mir's verdenken, daß mir Madrescu wie ein Retter in der Noth erscheint?

Andreas (der ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit zugehört hat, ganz ruhig). O ja! Begreifen kann ich's schon, daß Sie sich heraussehnen, daß Ihnen die Statistenrolle nicht mehr genügt, und daß Sie sich irgend ein Lebensziel wünschen! . . . Aber . . bevor wir in die Details eingehen: wollen Sie nicht vorher lieber doch mit dem Herzog sprechen?

Prinz. Ich habe es bereits gethan.

Andreas. Und darf ich wissen, was er zu diesem . . . diesem originellen Plane sagt?

Prinz. Er sagte: Nein! (Pause.)

Andreas (sieht ihn einen kurzen Moment an, dann ruhig). Es thut mir herzlich leid, mein lieber junger Freund, Sie aus Ihren Himmeln reißen zu müssen . . .

Prinz (erschrocken). Was sagen Sie?

Andreas. . . . aber ich bin heute das erste Mal in meinem Leben in der Lage, dem Herzog Recht geben zu müssen!

Prinz (aufspringend). Herr Gerberding?

Andreas. Ja, Prinz Arthur, wenn Sie mich nach meiner Meinung fragen, so sage ich auch: nein! aus ehrlichster Ueberzeugung: nein! Weil ich Sie nicht einem Phantom nachrennen sehen will, bei dem Sie Ihre Jugend,

Ihre beste Kraft, vielleicht sogar Ihr Leben verlieren würden! . . . Sie berufen sich auf mein Urtheil, weil ich das Land kenne? Gewiß kenne ich es, ich kenne auch das Volk! In früheren Jahren fand fast Alles, was meine Webstühle producirten, dort seinen Absatz. Dann habe ich die Verbindungen dorthin eingeschränkt und werde sie bei der ersten besten Gelegenheit ganz aufgeben. Und mit gutem Grund! Man muß die Ohren zu steif halten, und schließlich wird man trotz aller Vorsicht doch betrogen! Es ist ein nichtswürdiges Banditengesindel ohne Begriffe von Recht und Ehre! Die Männer habgierig und dem Trunk ergeben nnd die Weiber schlecht und verworfen! Aber nicht allein die Männer und die Frauen . . Gott bewahre . . . auch die Herren und die Damen! Nur mit dem Unterschied, daß sich die Männer an Fusel berauschen und die Herren an Champagner! Trotz aller seiner Schönheiten und trotz aller Fruchtbarkeit muß das Land an seinem Volk zu Grunde gehen! Nein, Prinz Arthur, das Land hat keine Zukunft, und Sie dort auch nicht! (Geht umher.) Glaub's gern, daß Madrescu — der macht gewiß 'ne Ausnahme und ist ein anständiger Mensch, sonst wäre er ja nicht Ihr Freund — glaub's schon, daß der zuerst an Sie gedacht hat! Ein junger Prinz aus so altem Hause, das mächtige verwandtschaftliche Beziehungen hat . . . ja, das könnte den Herrschaften da unten freilich so passen! Wissen Sie, was aus Ihnen da würde? Entweder würden Sie von ehrgeizigen Strebern mißbraucht und convenirenden Falls geopfert, oder Sie würden von den tollen Weibern ruinirt! Und zu dem Einen wie zu dem Anderen sind Sie wahrhaftig zu schade!

Prinz (ungestüm). Ich kann Ihnen nicht Alles so sagen, aber ich muß fort von hier . . . mir brennt der Boden unter den Füßen! . . . Und dann, vergessen Sie nicht, es fehlt mir nicht an gutem Willen und unermüdlicher Ausdauer! Und da meine ich, müßte es doch gelingen, etwas zu fördern und vielleicht Bleibendes zu schaffen!

Andreas. Dazu sind Sie aber nicht der Mann! Um die Wildniß da urbar zu machen und das Volk zur Gesittung und zur Cultur zu zwingen . . . Du lieber Gott, dazu gehört ein Anderer, als Sie! Dazu gehört ein Schlagetodt, ein Kerl, der um sich beißt und haut, der mit derselben Ruhe Todesurtheile unterschreibt, wie Sie Ihre Billetdoux an kleine Tänzerinnen! Das muß ein Mensch sein von Eisen, dem Gefahren und Kampf Lebensbedürfniß sind, der vor keiner Rohheit zurückschreckt und, wenn's sein muß, auch vor keiner Grausamkeit! Und das wollten Sie auf Ihre Schultern nehmen, Sie mit Ihrem weichen Herzen und Ihren feinen Nerven?! Angeekelt und angewidert von all' dem Schmutz würden Sie im besten Fall schließlich die Flinte in's Korn werfen und zurückkommen, zerschunden an Leib und Seele!

Prinz (in bitterem Hohn). Und so wäre ich denn wohl wieder um eine Hoffnung ärmer?

Andreas (legt ihm die Hand auf die Schulter, dann voll Milde). Daß gerade ich Ihnen diese Hoffnung rauben mußte ... Sie können mir's glauben, Prinz Arthur ... es thut mir von Herzen leid! Denn ich habe Sie lieb wie meinen Sohn! (Pause, er geht umher.) Wenn ich Ihnen nur helfen könnte! Wenn ich Sie nur 'rausreißen könnte und Ihnen ein Lebensziel zeigen, damit Sie neuen Muth bekommen und hier nicht ganz ersticken! (Er macht schweigend einen Gang durch's Zimmer, dann bleibt er stehen.) Was ich Ihnen jetzt rathen werde, wird Ihnen in Ihrer augenblicklichen Stimmung verflucht spießbürgerlich erscheinen. Aber es ist das Richtige: bleiben Sie im Lande und nähren Sie sich redlich!

Prinz (verzweifelt aufbrausend). Jawohl, bleibe nur in Deinem gold'nen Käfig und zerre und reiße an den Stangen, bis Dir die Flügel erlahmen! (Er stürzt in tiefster Bewegung in einen Sessel, lange Pause.)

Andreas (milde). Ich begreife Ihre Erregung! Alles, was sich da an Unzufriedenheit und Enttäuschung in Ihnen angesammelt hat, kommt in dieser Stunde zum Ausbruch! Aber ... Sie dürfen nicht ungerecht sein, Sie dürfen Ihrem Bruder keine Vorwürfe machen. Ich harmonire wahrhaftig mit dem Herzog nicht. Er will nach rechts und ich nach links, und ich glaube, es fehlt jetzt nicht mehr viel an einem tiefen gesunden Hasse von seiner Seite! Das kann mich aber Alles nicht blind machen! Was Sie so unglücklich macht, das ist nicht *seine* Schuld! Das liegt nun einmal in den Verhältnissen! Unser Staat ist nun einmal zu klein für eine Stellung, die Sie befriedigen könnte! Darum seien Sie vernünftig und bescheiden Sie sich!

Prinz (wild). Als ob ich ihn sprechen hörte: „Bescheide Dich! Bescheide Dich! Ertödte jeden Wunsch, jede Hoffnung in Dir! Bescheide Dich!" (Pause).

Andreas. Geduld! Ich will Sie nicht fortgehen lassen, ohne Ihnen einen Weg zu zeigen, einen Weg ganz anderer Richtung freilich, der Sie aber zum Glück führen *kann*! Schlagen Sie sich die Sache aus dem Kopf! Sie können noch nicht Führer sein, das liegt nun einmal in Ihrem Wesen, Sie bedürfen *selber* eines Führers! Ich kenne Sie ganz genau: Sie brauchen eine zarte und dennoch feste Hand, die Sie leitet und auf die Sie sich stützen können, wenn's Noth thut! Und darum, Prinz Arthur, rathe ich Ihnen: *heirathen* Sie! Gehen Sie auf die Brautschau und suchen Sie sich in Ihrer Sphäre eine Gefährtin! Sie finden in Ihrer Welt wahrhaftig schöne, kluge und liebenswerthe Mädchen genug!

Prinz (außer sich). Jawohl! In meiner Welt! Eine Gefährtin, die man mir aussucht, die ich nicht kenne, die mich nicht kennt! Und das rathen *Sie* mir, Gerberding, und Sie wollen mein *Freund* sein?

Andreas. Wahrscheinlich haben Sie sich bisher nur mit kleinen Liebeleien begnügt, von denen Ihr Herz nichts wußte! Oder ... verzeihen Sie mir die Frage ... haben Sie schon 'mal *geliebt*?

Prinz (wendet sich schweigend ab).

Andreas. Haben Sie schon geliebt? (Kurze Pause.)

Prinz. Ihnen will ich's sagen, Gerberding: ja! und ... ich liebe noch!

Andreas. Und warum heirathen Sie sie nicht?

Prinz (schweigt).

Andreas. Also verzichten Sie! Lieben! Lieben! und verzichten! Pah! dann ist's noch nicht das Richtige! (Voll Wärme.) Lieben müssen Sie sie, so heiß, so innig, so über alle Hindernisse hinweg, so was man wirklich lieben heißt! Und so müssen Sie wieder geliebt werden! Die Frau, die Sie sich wählen, die muß theilnehmen an Ihren Freuden und Leiden, die muß Ihnen Freund und Kamerad und Geliebte zugleich sein! Und in dem sicheren Bewußtsein, glücklich zu machen, werden Sie auch glücklich werden! Dann haben Sie ein Ziel, einen Lebenszweck! Ich habe dieses Glück nur kurz genossen ... (in Gedanken verloren) aber es war ein Glück! (Edel und schön.) Und glauben Sie mir, Prinz Arthur, nicht Ruhm und Ehre und nicht Glanz, nicht Macht ... nichts ... nichts auf der ganzen weiten Welt kommt der Liebe eines Weibes gleich! (Pause; er lacht.) Hahaha! Ein Mensch von 28 Jahren, in Ihrer Lage, und glaubt, daß sein Lebensschiffchen schon gestrandet ist! Die Hauptsache ist: wenn Ihnen 'mal Eine begegnet, die Sie wirklich aus ehrlichstem Herzen zu lieben glauben, und die diese Liebe verdient ... dann greifen Sie zu! Lassen Sie das Glück nicht an sich vorübergehen, es kommt gewöhnlich nicht wieder! ... Und wenn's irgendwo am Ende ein bischen hapern sollte ... kommen Sie nur zu mir! Ich werde Ihnen geduldig zuhören und, wenn Sie's wünschen, auch mit meinem Rath zur Seite stehen!

Prinz (der mit immer wachsender Theilnahme gefolgt ist, sieht Gerberding durchdringend an, dann mit festem Entschlusse). Und wenn ich Sie auch um die That bitten würde?

Andreas. Wüßte zwar nicht, wie das bei einer solchen Affaire zwischen uns Beiden möglich wäre! Aber ... wenn Sie's verlangen: auch mit der That!

Prinz (sich aufrichtend, männlich und fest entschlossen). Herr Gerberding, ich danke Ihnen! An dieses Wort werde ich Sie vielleicht sehr bald erinnern!

Andreas (ihm lachend drohend). Also mit dem Verzicht scheint's doch noch nicht so ganz richtig zu sein! Na, 's mag kommen, wie's will, mich verlieren Sie nicht. Wir bleiben gute Freunde allezeit!

Prinz (reicht ihm die Hand, in die Andreas lebhaft einschlägt).

Achte Scene.

Eva (in der linken Thür, mit den Rosen im Gürtel). Ich muß um Entschuldigung bitten, aber ich muß jetzt stören, Karl wartet schon seit einer Viertelstunde ...

Andreas. Alle Wetter, ist's denn schon so spät? Ja, weiß es der Himmel, da haben wir die Zeit schön verplaudert! Aber, Prinz, jetzt geht's

beim besten Willen nicht länger, ich muß in die Stadt; ich muß doch meinen Wählern dafür danken, daß sie mich so glänzend durchgebracht haben!

Prinz (ergreift seinen Hut). Ich werde Sie ein Stück begleiten!

Andreas. Bei Leibe nicht! Bedenken Sie nur, wenn man Sie nach dem gestrigen Tage mit mir in einem Wagen sehen würde! Huhuh! Das Gezeter! . . . Und überdies, in der Stimmung gehen Sie mir nicht weg! Lassen Sie sich nur von der da paar Allotria vormachen! Das Mädel hat's schon zuwege gebracht, mich aus den trübseligsten Gedanken zu reißen! Sie brauchen nämlich nicht zu glauben, daß Sie darauf ein Monopol haben! Das geht anderen Leuten manchmal auch nicht besser!

Eva (hat ihm Hut und Stock gebracht.) Adieu, Papa! Und noch eine herzliche Bitte . . .

Andreas. Na, was wird denn da wieder Gescheites 'rauskommen?

Eva. Bringe mir um Himmelswillen das neue Kleid, von dem Du sprachst, nicht mit!

Andreas. Warum denn nicht!

Eva. Weil Du — nimm' mir's nicht übel — in Damentoiletten einen schauderhaften Geschmack hast!

Andreas (lacht herzlich und klopft ihr auf die Backen). Adieu, mein geliebter kleiner Schafskopf! Mir kann's recht sein, Dir thu' ich 'nen Gefallen, die Modistin ärgere ich, und mich kostet's nichts! Auf Wiedersehn, Prinz Arthur, auf baldiges Wiedersehn (bereits in der Thür), und Sie wissen, für Sie bin ich immer zu Hause! (Man sieht ihn durch den Vorgarten gehen, dort bleibt er stehen, sieht nach links, die Hand vor die Augen haltend, dann pfeift er.) Weiß Gott, ist eingedruselt, dieser Kerl, dieser Karl! (Links ab.)

Neunte Scene.

Eva (noch am Fenster, winkt ihm in herzlicher Freude zu). Adieu! Adieu! Vergiß nicht das Wiederkommen! (Ihm drohend.) Im „schwarzen Adler" soll das Bier jetzt besonders gut sein! . . . (Zurück.) Ist er nicht ein schöner Mann?

Prinz. Das will ich meinen!

Eva. So strotzend von Kraft!

Prinz. Ja wirklich; eine gesunde Seele in einem gesunden Körper!

Eva. Jeden Tag muß ich ihn von Neuem bewundern! Denn seine Herzensgüte ist unerschöpflich! Ich glaube, ein Mensch könnte ihm Furchtbares anthun: ihn zu hassen, so recht aus dem Grunde des Herzens ihn zu hassen, wäre er doch nicht im Stande! . . . (In heiterem, unbefangenem Ton.) Also: Allotria soll ich Ihnen vormachen? Als ob man das so auf Commando könnte!

Prinz (lächelnd). Ich verlange es auch gar nicht, Fräulein Eva!

Eva (geht an's Pianino und schließt es zu). So! Die Beruhigung will ich Ihnen doch verschaffen, daß ich Ihnen Nichts vorspiele! Dazu bin ich doch zu rücksichtsvoll!

Prinz (lacht).

Eva. Also (indem sie ihn zum Sitzen einladet und sich tief in die Ecke eines bequemen Sophas drückt) was bleibt übrig? Wir plaudern! Wir unterhalten uns; oder richtiger: Sie unterhalten mich! Erzählen Sie nur, was Ihnen gerade einfällt! Mir ist Alles neu und interessant! . . . (Pause.) Sie schweigen? . . . Gut! Es ist zwar eine eigene Art der Unterhaltung zwischen zwei jungen Leuten, aber . . .

Prinz (betrachtet sie). Wie Sie Ihrem Vater ähneln!

Eva. Finden Sie wirklich?

Prinz. Nicht nur äußerlich! In Ihrem ganzen Wesen! In Ihrer Art zu denken und zu sprechen!

Eva (heiter). Ich wollte: es wäre so! Denn er denkt und spricht gut! (Pause.) Ich werde übrigens den Gedanken nicht los: Sie müssen ja ganz ungewöhnlich ernste Dinge mit ihm verhandelt haben, ja, ja, es muß ihn ganz besonders interessirt haben . . .

Prinz. Woraus schließen Sie das?

Eva (lustig). Nicht wahr, das errathen Sie nicht? Aus der Flasche da! Die ist ja noch ganz voll; das kommt bei meinem Vater sonst nicht so leicht vor! (Kurze Pause.)

Prinz. Sie haben Recht, Fräulein Eva, es waren ungewöhnlich ernste Dinge! Es handelte sich um meine Zukunft, und da hat mir Ihr Vater eine Hoffnung geraubt!

Eva (sieht ihn eine Secunde, ohne daß er es bemerkt, unsicher an, dann ernst). Dann hat er es nach seiner Ueberzeugung thun müssen!

Prinz. Ganz recht! Aber minder traurig ist's darum doch nicht! (Kurze Pause.)

Eva. Um eine Hoffnung sind Sie ärmer? . . . . Hegten Sie die schon lange?

Prinz. Nein!

Eva. Dann werden Sie's auch schnell wieder verwinden!

Prinz. Es ist schwer verzichten müssen, und mein ganzes Leben bestand bisher aus Verzicht!

Eva. Mein Gott, verzichten müssen wir Alle! Irgend einen stillen Wunsch, irgend eine geheime Hoffnung hat doch schließlich Jeder von uns! Um die Hoffnungen, die so wie Strohfeuer aufflackern . . . um die ist's meistens nicht schade. Aber anders, wenn Einem eine große Hoffnung, die man jahrelang gehegt hat, die Einem so nothwendig war zum Leben, wie das Athmen . . . ja, wenn man sich von der trennen muß . . . ich glaube freilich, das muß schon schwerer zu ertragen sein! (Kurze Pause.)

Prinz. Verzeihen Sie die Frage, Fräulein Eva, haben Sie schon einmal eine solche Hoffnung verloren?

Eva (lebhaft abwehrend). Nein, nein, ich denke mir das nur so! . . . . Halten Sie mich nur ja nicht für sentimental, Prinz Arthur! Ich hasse

Nichts mehr als falsche Gefühlsseligkeit! Wenn zum Beispiel in mir eine Hoffnung aufstiege, noch so schön und verführerisch . . . gewiß, ich könnte in Gedanken eine Zeit lang mit dieser Hoffnung spielen, ich könnte sie vielleicht sogar liebgewinnen . . . aber dann würde ich mich doch fragen, aber nicht das Herz — das ist ja immer dumm und weich und will sich selbst belügen — meinen Verstand würde ich fragen: „Kann diese Hoffnung jemals in Erfüllung gehen?“ Und wenn der eigensinnige Kopf da sagen würde: „Nein!“; mit Stumpf und Stiel würde ich diese Hoffnung auch aus meinem Herzen reißen und . . . thäte es noch so weh! Klar muß es vor Allem in mir sein, klar in Kopf und Herz! Denn dieses ewige Sehnen nach Unerfüllbarem quält und ängstigt nur die Menschen und verbittert ihnen das Leben!

Prinz (ist ihr mit immer wachsender Theilnahme gefolgt und sieht sie erstaunt an).

Eva (lacht hell auf). Ja, Sie haben ganz Recht, mich so erstaunt anzusehen! Denn eigentlich spreche ich doch furchtbar respectswidrig mit Ihnen! Ich, die simple Eva Gerberding, mit Seiner Hoheit dem Prinzen Arthur!

Prinz (heiter). Das glauben Sie ja selber nicht, Fräulein Eva! Weil Sie ganz genau wissen, daß unsere Freundschaft Ihnen das Recht dazu giebt!

Eva (ihm die Hand reichend, ganz einfach und unbefangen). Das war lieb von Ihnen! (Kurze Pause.) Aber . . . aber . . . ein bischen erstaunt haben Sie mich doch angesehen?

Prinz. Nicht erstaunt! Nur gefreut habe ich mich! Weil das, was Sie da sagten, beweist, wie ehrlich und tapfer Sie gegen sich selbst sind! . . . Sie könnten wahrhaftig manchen Mann mit diesem Muth beschämen!

Eva (hält sich die Ohren zu). Um Gotteswillen keine Complimente! Sonst strafe ich Sie und nenne Sie gleich: Hoheit! . . . Ich bin doch keine Prinzessin, nicht einmal eine Hofdame, der Sie alle Tage wenigstens eine Artigkeit sagen müssen! . . . Uebrigens, eine Erklärung sind Sie mir eigentlich doch noch schuldig! . . . Sie baten mich gestern, die Herzogin nie zu verlassen; Sie wissen wahrscheinlich gar nicht, wie feierlich Sie dabei aussahen!

Prinz (steht auf und geht umher). Es war mir auch recht feierlich zu Muth, und nun möchten Sie, neugierige Eva, wohl die Gründe wissen? Mein Gott, ich habe jetzt keine Veranlassung mehr, Sie Ihnen vorzuenthalten! . . . Meine Mutter hat Sie sehr lieb; ich glaubte gestern, daß ich vielleicht auf lange Zeit von hier fortgehen würde, und da wollte ich die Gewißheit haben, daß Sie bei ihr bleiben! . . . Es wäre mir das beruhigend gewesen! . . . Reut es Sie, daß Sie mir Ihr Wort gegeben haben?

Eva. Nein!

Prinz (umher). Die Situation hat sich aber seit gestern verschlimmert. Ich sehe schon, wie es kommen wird und kommen muß. Die politischen

Gegensätze zwischen hier und Rosenbusch haben sich so zugespitzt, daß ein offener Bruch unvermeidlich wird . . . Sie waren noch immer der stumme und gütige Vermittler zwischen den feindlichen Lagern! Verlassen auch Sie uns, dann wird der Kampf auf beiden Seiten ohne Rücksicht geführt werden, und dann, Fräulein Eva, dann . . . ist's um unsere . . . Freundschaft geschehen!

Eva (hat, während er sprach, die Rosen aus dem Gürtel genommen und läßt sie durch die Finger gleiten).

Prinz (umher, dann bleibt er stehen). Aber abgesehen von alledem . . . es war auch eigentlich unverantwortlich von mir, Ihnen ein solches Versprechen abzunöthigen! . . . Denn wie leicht können Sie in die Lage kommen, Ihr Wort zurückzuverlangen!

Eva. Jetzt verstehe ich Sie wirklich nicht! Ich wüßte nicht . . .

Prinz. Das ist doch, denke ich, herzlich einfach! Sie sind ein junges Mädchen . . . Sie sind . . . nun lassen Sie sich's nur wirklich einmal ernsthaft sagen . . . Sie sind schön und liebenswürdig und klug . . .

Eva (trotz einiger Befangenheit ihm scheinbar heiter drohend). Hoheit!

Prinz . . . Sie sind so recht geschaffen, um glücklich zu machen . . . Wie schnell kommt da ein Mann, der Sie uns fortnimmt! Und glauben Sie mir, Fräulein Eva (leise und schwer) ich würde damit das beste Theil aus meinem Leben verlieren!

Eva (trotz wachsender Befangenheit versucht sie immer noch dem Gespräch eine heitere Wendung zu geben). Aber, Prinz Arthur, ich bitte Sie: das ist ja gerade das Schöne in unserer Freundschaft, daß wir Beide nur uneigennützig geben wollen, ohne je . . .

Prinz (sie ansehend, langsam). Glauben Sie? (Er steht hinter ihr.)

Eva (immer befangener). Aber jetzt nimmt unser Gespräch doch eine Wendung, die sich für zwei so vernünftige Menschen nicht schickt! . . .

Prinz (leise). Nein, Fräulein Eva, ich bin ganz in der Stimmung, dieses Gespräch mit Ihnen fortzusetzen! . . . Klar muß es endlich auch in mir sein: in Kopf und Herz; Ich wollte fort von hier . . . . auf lange Zeit . . . (er spricht, hinter ihr stehend, leise flüsternd auf sie ein) . . . vielleicht auf immer . . . weil ich das Dasein hier, den Zwang, die Unterdrückung nicht länger ertragen konnte . . . . aber ich wollte vor Allem fort (leidenschaftlich) weil ich Ihnen endlich entfliehen wollte! Aber, ich fühle es, ich kann nicht fort, denn . . . (ganz leise) Eva, ich liebe Sie!

Eva (schlägt zu Tode erschrocken die Hände vor's Gesicht, sie bleibt wie gebannt auf ihrem Platze sitzen; während er weiter spricht, zeigt sie, keines Wortes mächtig, durch unwillkürliche Bewegungen die sie beherrschende furchtbare Erregung an; bald faltet sie, wie flehend die Hände, bald streckt sie die Arme von sich, als wollte sie sich zur Wehr setzen, sie hält sich die Ohren zu, bis sie endlich den Kopf auf die Lehne des Sophas legt und mit geschlossenen Augen wie leblos so verharrt, bis er geendet hat).

Prinz (in heißer, immer glühenderer Leidenschaft ihr zuflüsternd). Um Gotteswillen, hören Sie mich jetzt an! Diese Stunde entscheidet über unser ganzes Leben! Ja, Eva, ich liebe Sie, ich habe Sie geliebt von der ersten

Stunde an! Hunderte Male, tausende Male habe ich mir gesagt, daß ja doch Nichts daraus werden kann (voll Hohn) weil . . . weil ich ein Prinz bin und Sie die Tochter von Andreas Gerberding! Immer wieder habe ich mich gefragt, ob Sie mehr als Freundschaft für mich empfinden? . . . Ich habe Sie gemieden . . . . ja, ich habe mir oft tagelang diese Qual auferlegt . . . ich wollte mich prüfen, ob ich ohne Sie leben kann! Ich habe mich gegen Sie und gegen mich selbst gewehrt . . . Sie haben den furchtbaren Kampf, den ich seit beinahe zwei Jahren kämpfe, nicht bemerkt! . . . Jetzt sollen Sie mir sagen, ob er mit einem Sieg oder mit einer Niederlage endigen wird! . . . (heiß) Ich liebe Sie! Ich bin aus anderem Holze geschnitzt als Sie! Ich besitze nicht die Kraft, eine so große und schöne Hoffnung, die auch mir so nothwendig ist, wie das Athmen, (auf sein Herz zeigend) da herauszureißen! Ich kann es nicht! Aber ich will es jetzt auch nicht mehr! Ich will nicht mehr! Ich will nicht, daß dieses Sehnen unerfüllt bleibt, ich will endlich, endlich glücklich werden! (Ungestüm und in immer schnellerem Tempo.) Ich weiß Alles, was Sie mir entgegnen werden, ich habe mir's ja Tag für Tag immer wieder und wieder gesagt, daß das Wasser viel zu tief wäre! Aber Eva, ein Wort von Ihnen soll mir neuen Muth geben! Ich will bitten, schmeicheln, drohen, um mein Ziel zu erreichen, und wenn's nicht anders möglich ist, will ich Sie mir erkämpfen! Alles will ich aufgeben, all' den äußeren Flitter, um Sie zu erringen! Denn ich weiß, es wäre das Glück, nach dem ich mich gesehnt habe! Mein Stand verdammt mich zu einem thatenlosen Leben, ich will wenigstens Frieden in meinem Herzen haben! . . . Ihr Vater hat mir soeben gesagt: „Lassen Sie das Glück, wenn es sich Ihnen einmal bietet, nicht vorübergehen, es kommt vielleicht nie wieder!“ (In flammendem Ungestüm.) Nun ist es endlich, endlich da, das große Glück, ich sehe es leibhaftig vor mir! . . . wollen Sie . . . können Sie mich allein gehen lassen? . . . Verzeihen Sie, Eva, daß ich Sie so überfalle, daß ich Ihnen gar keine Zeit zum Besinnen lasse, aber mein Herz ist zum Zerspringen voll! (Zitternd und glühend.) Ich bettle um ein einziges Wort . . . quälen und martern Sie mich nicht länger . . . wollen Sie mir angehören? (Sich über sie beugend, leise und bebend.) Ja . . . oder . . . Nein?

Eva (mit geschlossenen Augen dasitzend, ist keines Wortes und keiner Bewegung mächtig).

Prinz (immer heißer, immer angstvoller). Ja oder Nein? . . . (nach kurzer Pause beinahe verzichtend und langsam). Ja . . . oder . . . Nein?

Eva (wie aus einem süßen Traume ganz leise, noch mit geschlossenen Augen). Ich . . . habe Sie . . . lieb! (Sie schlägt die Augen selig zu ihm auf, in tiefster Innigkeit.) Unsäglich lieb!

Prinz (jubelt hervor). Endlich! (Er nimmt hinter ihr stehend ihren Kopf und küßt sie auf die Stirn und dann leidenschaftlich auf den Mund; willenlos, ohne einen Laut überläßt sie sich in heißer Leidenschaft seinem Kusse, während der

Vorhang

schnell fällt).

Dritter Aufzug.

Scenerie des ersten Actes.

Erste Scene.

Kammerherr von Lucius und der erste Kammerdiener.

Lucius (mit einem Notizbuch). Der Vortrag wird wohl bald beendigt sein ... jetzt ist es zwei Uhr ... um vier Uhr werden sich Seine Hoheit auf die Jagd begeben ... Sie sind ganz orientirt, nicht wahr?

Kammerdiener. Zu Befehl! Im ersten Wagen der Oberjägermeister mit dem Grafen Madrescu ... im zweiten Seine Hoheit mit Seiner Hoheit dem Prinzen Arthur ...

Lucius. Nein, da ist eine kleine Aenderung eingetreten ... Graf Meinhard wird den hohen Herrn begleiten und Baron Liebenstadt im Wagen des Prinzen Arthur Platz nehmen!

Kammerdiener. Verzeihen mir der Herr Graf die Frage, bis wann werden die Herrschaften wohl wieder hier sein?

Lucius. Die Rückkehr ist für neun Uhr in Aussicht genommen; indessen, Sie wissen ja, mein lieber Wennigstädt, das hängt vom Jagdglück ab!

Kammerdiener (leise). Ihre Hoheit!

Zweite Scene.

Herzogin (von links auf die Terrasse kommend, spricht nach links). Ich danke Ihnen sehr, liebste Gräfin, danke vielmals! Aber gönnen Sie sich jetzt auch ein wenig Ruhe! In unseren Jahren muß man mit den Kräften ein bischen haushälterisch sein! Wir können ja, wenn's ein wenig kühler geworden ist, den Spaziergang fortsetzen! (Sie kommt in's Zimmer.)

Lucius (verbeugt sich tief).

Herzogin. Guten Tag, lieber Lucius! (Während sie sich setzt und ihr der Kammerdiener die Kissen zurecht rückt.) Wissen Sie vielleicht, wo Prinz Arthur ist?

Lucius. Seine Hoheit waren unten im Ort ... ich glaube bei Herrn Gerberding!

Herzogin (für sich). Aha! ... War der Prinz lange unten?

Lucius. Mehrere Stunden! ... Jetzt sind Hoheit im Schloß beim Grafen Madrescu!

Kammerdiener. Befehlen Hoheit die Patiencekarten?

Herzogin. Ich bitte! (Sie verabschiedet mit einer leichten Kopfbewegung den sich verbeugenden)

Lucius (der nach links abgeht).

Kammerdiener (hat die Patiencekarten gebracht und entfernt sich dann, Lucius folgend).

Dritte Scene.

Herzogin (beginnt eine Patience zu legen, dann sinnt sie, im Spiele einhaltend, vor sich hin und schüttelt nachdenklich den Kopf, dann beginnt sie von Neuem).

Herzog (tritt von rechts ein, da die Herzogin ihn nicht bemerkt, tritt er leise von hinten auf sie zu und legt seine Hände auf ihre Schultern). Nun, Mama, geht das Spiel auf?

Herzogin. Nein, die Karten sind zu schlecht gemischt!

Herzog (heiter). Dann würde ich Dir rathen, Deiner Gewohnheit treu zu bleiben und ein bischen nachzuhelfen!

Herzogin. Ach, verspotte mich nur! Ich bin heute wahrhaftig nicht in der Stimmung!

Herzog. Oho! Läßt Dir wohl gar von dem jungen Strudelkopf die gute Laune verderben? Das fehlte auch noch gerade! . . . (Seht umher.) Er läßt übrigens auf sich warten! . . . (Da sie ihn fragend ansieht.) Oh! ich dachte, Du wärest deswegen hier? Er ließ mich dringend um eine sofortige Unterredung bitten!

Herzogin (besorgt). Weißt Du, was er will?

Herzog. Das ist nicht schwer zu errathen! Er hat ja jedenfalls seinen Freund, Herrn Gerberding gesprochen. Der hat ihm natürlich zugeredet, seine phantastischen Pläne auszuführen, und ich höre schon, wie er mit großen Worten und volltönenden Phrasen seinen Willen bei mir ertrotzen will!

Herzogin. Sei nicht hart mit ihm! . . . Er ist nicht glücklich!

Herzog. Du kannst Dich auf mich verlassen! Ich werde noch einmal in aller Güte mit ihm sprechen! Allerdings, wenn er dann nicht Ordre pariren will, dann werde ich eben auf andere Art mit ihm fertig werden müssen! . . . Da ist er schon!

Vierte Scene.

Prinz (durch die Mitte, küßt seiner Mutter die Hand, während sich der)

Herzog (in einen Lehnstuhl setzt).

Prinz (zum Herzog). Entschuldige, daß ich Dich habe warten lassen; aber es war mir beim besten Willen nicht eher möglich!

Herzog (freundlich). Hat nichts zu sagen! (Er klingelt.)

Fünfte Scene.

Erster Kammerdiener (von links, bleibt in der Thüre stehen).

Herzog. Ich wünsche, jetzt nicht gestört zu werden!

Kammerdiener (schließt leise die Mittelthüre und dann links ab).

Sechste Scene.

Prinz (geht mehrere Male durch's Zimmer, dann sieht er den Herzog einen Moment an und setzt dann seinen Weg fort).

Herzog. Wir haben schönes Jagdwetter! Die Aussichten sind brillant! (Kurze Pause.) Graf Madrescu begleitet uns doch, nicht wahr?

Prinz (sehr zerstreut). Madrescu? Ich glaube kaum!

Herzog. Warum nicht?

Prinz. Er will heut Abend schon wieder abreisen.

Herzog. So plötzlich?

Prinz. Wichtige Depeschen rufen ihn ab!

Herzog. In seine Heimat?

Prinz (zerstreut). Ich weiß es nicht! (Pause.)

Herzog. Du hast mich zu sprechen gewünscht? . . . ich stehe zu Deiner Verfügung!

Prinz. Ich werde mir in dieser Unterredung alle erdenkliche Mühe geben, meine Ruhe zu bewahren! Ich trete noch einmal mit vollem Vertrauen vor Dich hin, ich will in Dir nur meinen brüderlichen Freund sehen! Aber ich bitte Dich auch von Herzen, mach's mir nicht zu schwer! Stelle Dich nicht auf den Standpunkt, daß ich Dir unbedingt gehorchen muß! Ich bitte Dich: sieh' in diesem Augenblick in mir nur den Menschen, der sein Glück von Dir erbittet!

Herzog. Ich freue mich, Dich in so versöhnlicher und vernünftiger Stimmung zu sehen! Auf diese Weise werden wir uns auch ohne laute Worte und ohne Vorwürfe verständigen! Mama wünscht, dieser Unterredung beizuwohnen; ich hoffe, Du bist damit einverstanden?

Prinz. Gewiß!

Herzog. Also bitte, was hast Du mir zu sagen?

Prinz. Daß ich mit Herrn Gerberding gesprochen habe und daß ich nach dieser Aussprache auf den Plan verzichte, Madrescus Anerbieten anzunehmen!

Herzogin (leise). Gott sei gelobt!

Herzog (steht auf, sieht ihn einen Moment durchdringend an, dann). Eine freudigere Nachricht, mein guter Junge, hättest Du mir wahrhaftig nicht bringen können. Da hätte Deine Freundschaft mit Herrn Gerberding doch etwas Gutes! Also Der hat's vermocht, was mir nicht gelungen ist, Dich zu überzeugen, daß Deine Pläne Luftschlösser waren! Aber ich bin nicht eifersüchtig auf ihn, im Gegentheil, ich bin ihm sogar sehr dankbar! Der Mann, mit dem ich seit meiner Jugend in Fehde lebe, scheint Dich wirklich zu lieben und um Deine Zukunft besorgt zu sein! Das macht ihn mir — ich möchte beinahe sagen — etwas sympathischer! Aber es würde mich interessiren, zu hören, welche Gründe er anführte!

Prinz. Dieselben wie Du! In nur noch viel verstärkterem Maße rieth er mir ab!

Herzogin. Gieb' mir die Hand, Arthur, Du hast mir eine schwere Sorge vom Herzen genommen!

Prinz. Er hat mich überzeugt, vollständig überzeugt, daß ich da Nichts zu hoffen habe!

Herzog (betrachtet ihn scharf). Das müssen ja allerdings schwerwiegende Gründe gewesen sein, die Dich so rasch überzeugen konnten! Und — ehrlich gesagt — Dein so schneller Verzicht ist mir ein klarer Beweis, daß Du wohl eigentlich mehr aus Trotz gegen mich den Plan aufnahmst und mit Deinem Herzen gar nicht so recht dabei warst! Nun gleichviel, es

ist gut so! Und ich werde, vorausgesetzt, daß Du Nichts dagegen hast, Herrn Gerberding meinen Dank durch seine Tochter abstatten lassen! Sie kommt doch nachher?

Herzogin. Ich erwarte sie in einer Stunde! (Pause.)

Herzog (geht umher). Aber ... (er bleibt stehen) um mir das mitzutheilen, bedurfte es doch wahrhaftig nicht einer so feierlichen Einleitung! Du appellirtest an meine brüderliche Gesinnung und wolltest — wenn ich mich recht entsinne, waren das Deine Worte — Dir „Dein Glück von mir erbitten?" Es handelt sich also wohl nicht mehr um einen einzelnen Fall, sondern um eine allgemeine Veränderung Deiner Stellung? Nicht wahr?

Prinz (schweigt).

Herzog (betrachtet ihn wieder und geht umher). Ich habe auch seit gestern über Deine Lage nachgedacht. Ich muß Dir zugestehen, daß ich Dir in mancher Beziehung wohl nachfühlen kann! Die Unthätigkeit, zu der Du nun hier einmal verdammt bist, und die ich beim besten Willen nicht ändern kann ... die hat Dich zum Träumer und Melancholiker gemacht! Arthur, (er legt ihm die Hand auf die Schulter) ich glaube, ich habe einen Ausweg gefunden! Ich habe Dir einen Vorschlag zu machen; ich hoffe, er wird Dir Freude bereiten! Mein Plan soll Dich auch in ferne Gegenden führen, aber nicht, um Dich für eine verlorene Sache zu opfern, sondern um Dir selbst und hoffentlich auch dem Allgemeinen zu dienen! Ich werde Dir die Mittel zur Verfügung stellen, eine wissenschaftliche Expedition auszurüsten. Du kannst Dir selbst unter den besten Gelehrten Deine Begleiter aussuchen! Jahrelang kannst Du Dich in der Welt umschauen! Das wird Deinen Drang nach Thätigkeit befriedigen, ebenso Deinen Wissensdurst, das wird Deinen Muth, Deine Kräfte stählen, es wird Deinen Gesichtskreis, Deine Lebensanschauungen erweitern, kurz und gut, da hast Du das lang ersehnte Ziel, Tüchtiges zu leisten und Dir einen ehrenvollen Namen zu machen, und so Gott will, mein Junge, wirst Du nach zwei oder drei Jahren zurückkommen als ein gesunder Mensch, gesund an Leib und Seele! (Er sieht ihn an, heiter.) Ich warte, daß Du mir in die Arme fliegst?

Prinz. Ich danke Dir von Herzen! Dein Plan hat gewiß viel Verführerisches an sich, aber ...

Herzog (ihn ansehend, langsam). Aber ...

Prinz. Gestern hätte ich ihn noch mit Freuden angenommen, heute kann ich es nicht mehr!

Herzog. Kannst Du es nicht mehr? (Fixirt ihn sehr scharf. Kurze Pause.) Ich warte auf Deine Erklärung? ... (Noch launig.) Da siehst Du, Mama, diesen wetterwendischen Jungen! Begehrenswerth erscheint ihm nur, was er nicht hat, sobald er's haben kann, hat's den Reiz für ihn verloren!

Prinz. Du irrst! (Schwer athmend.) Was ich Dir jetzt sagen will, ist ... schwer ... sehr schwer! ...

Herzog (vor ihm stehend, ihn scharf prüfend). Hör' mal, mein Junge, ich will Dir die Sache erleichtern! Diese stille Resignation, die seit gestern plötzlich über Dich gekommen ist, macht mich doch einigermaßen stutzig! Gestern bist Du entflammt für den Plan des Herrn Grafen Madrescu, und heute verzichtest Du! Ich biete Dir Gelegenheit, Dich wissenschaftlich zu bethätigen, ich zeige Dir ein Ziel, und Du verzichtest! Ohne Frage hält Dich also hier plötzlich ein stärkerer Magnet! . . . (Er geht sinnend umher, dann bleibt er stehen.) Ich brauche nicht weit zu suchen! In Deinen Jahren ist dieser Magnet immer eine Frau!

Prinz (muthig). Ja, eine Frau!

Herzog. Und darf ich mich nach dem Namen dieser Dame erkundigen?

Prinz. Die Dame heißt Eva Gerberding!

Herzogin (blitzschnell). Was sagst Du?

Herzog. Ich verstehe noch nicht den Zusammenhang . . .

Prinz. Ich liebe Fräulein Gerberding, und ich erbitte sie von Dir zu meiner Frau!

Herzog (wie vom Blitz getroffen). Bist Du von Sinnen?

Prinz. Jetzt, Oscar, ist der Augenblick gekommen, wo wir Beide als Brüder und als Freunde mit einander sprechen! Höre mich jetzt! ich flehe Dich an! Von Dir, ganz allein von Dir wird es abhängen, ob es die letzte Unterredung zwischen uns ist, ob wir als Freunde oder als Feinde auseinander gehen. Ich liebe Fräulein Gerberding! Ich täusche mich nicht in meinem Gefühl, ich liebe sie! Ich habe lange genug gegen die Verhältnisse angekämpft und mich stillschweigend Deinem Willen untergeordnet! Madrescus Vorschlag habe ich nur als einen Vorwand gebraucht, ich habe ihn gleichfalls als eine Fügung betrachtet, endlich von hier fortzukommen, um mein Herz zur Ruhe zu bringen! Aber nachdem mir Fräulein Gerberding ihr Jawort gegeben hat, nachdem ich endlich weiß, daß sie meine Liebe erwidert, komme ich offen und ehrlich zu Dir und bitte Dich von Herzen, laß mich glücklich werden!

Herzog. Bitte, sprich nur weiter! Gestern erbatest Du Dir einen Thron, mit derselben Emphase erbittest Du Dir heute ein Fräulein Gerberding zur Frau, ich bin wahrhaftig neugierig, womit Du mich morgen überraschen wirst!

Prinz. Oscar, das ist nicht der Ton, den Du mir versprachst und den ich erwarten darf!

Herzog. Jetzt wird mir freilich Alles klar! Der Wolf im Schafspelze hat Dir nur von Madrescus Plan abgerathen, weil es ihn in seiner politischen Stellung vielleicht kitzelt, ein prinzlicher Schwiegervater zu werden!

Prinz. Kein Wort von ihm, er ist ein Ehrenmann! Er weiß noch nichts von meinem Verlöbniß mit seiner Tochter, und ich ersuche Dich, ihn nicht mit einem Worte zu verdächtigen; oder ich verlasse in

diesem Augenblick das Zimmer, und Du hast dann selbst die Folgen zu tragen!

Herzog. Glaubst Du, daß mich Deine Drohungen schrecken?

Prinz. Und ich erkläre Dir hiermit, daß ich von meinem Vorhaben nicht abgehen werde! Mag daraus werden, was will!

Herzog. Das wirst Du Dir vielleicht doch noch überlegen!

Prinz. Was kannst Du gegen das Mädchen einwenden? Daß sie bürgerlich ist! Das zu ertragen, überlasse mir!

Herzog. Und Dich daran zu hindern, wirst Du gefälligst mir überlassen.

Prinz. Ich habe keine Lust, einem blinden Vorurtheil mein Glück zu opfern: 28 Jahre lang habe ich alle meine Wünsche und Hoffnungen diesem Vorurtheil geopfert! Aber jetzt ist's genug! Verlangst Du vielleicht, ich sollte mich bis an mein Lebensende wie eine Marionette hin- und herziehen lassen und Charakter, Persönlichkeit, mein ganzes Ich . . . Alles Alles aufgeben für ein Nichts? . . . Ich will endlich aus diesem goldenen Käfig heraus, und jetzt bitte ich Dich zum letzten Male: öffne ihn mir, sonst mache ich mich selber frei!

Herzog (zur Herzogin). Da hörst Du ja nun selbst, wie wild und ungeberdig er fordert, wie ein Knabe, dem man sein Spielzeug verweigert! Was sagst Du zu seinem ungeheuerlichen Vorhaben? (Kurze Pause.)

Herzogin (steht auf). Ich habe so lange geschwiegen! Aber da Du mich um meine Ansicht fragst, will ich sie Dir nicht vorenthalten! Den Schritt, den Du so „ungeheuerlich" nennst, ja, lieber Sohn, ich kann mir nicht helfen, den kann ich nur etwas ungewöhnlich finden!

Herzog (auf's Aeußerste betroffen). Was sagst Du?

Herzogin. Er hat sein Herz wahrhaftig nicht an eine Unwürdige weggeworfen; ich kenne Eva Gerberding, ich liebe sie, weil sie liebenswerth ist!

Prinz (schreit jubelnd auf und stürzt seiner Mutter in die Arme). Mutter! Mutter! (Pause.)

Herzog (ergrimmt). Ah! Du läßt Dich eben nach echter Frauenart nur von Deinem Gefühle leiten!

Herzogin. Weil ich mich unbedingt darauf verlassen kann! Ihr Männer denkt schärfer, wir Frauen fühlen richtiger! Gestern warst Du im Recht, heute ist er im Recht! Ich gebe Dir zu, daß dabei vielleicht Schwierigkeiten zu überwinden sind, aber ihm die Erfüllung seines Herzenswunsches gleich als unmöglich hinzustellen, nein, mein lieber Sohn, da kann ich Dir beim besten Willen nicht beipflichten!

Prinz (in rasender Wuth). Ja, unmöglich ist's freilich nicht! Er will es mir nur unmöglich machen! Lieber machte er mich unglücklich für mein ganzes Leben, nur, damit seine Autorität nicht Schaden leidet!

Herzog (mit großer Energie). Verlaß mich jetzt! Laß Dir auf der Jagd den Wind um Deinen heißen Kopf wehen, damit Du wieder zur Besinnung kommst.

Prinz (in wildem Haß, hinter ihm stehend, ihm zuflüsternd). Auf der Jagd? Das wäre wohl der beste Ausweg, wenn mir da plötzlich ein Unglück zustoßen würde?

Herzog (macht eine verächtliche Handbewegung.)

Herzogin. Geh! (Da der Prinz noch schwankt.) Geh'! Laß uns jetzt allein!

Prinz (in furchtbarer Erregung links ab.)

Siebente Scene.

Herzog (auf und ab). Hätte ich das ahnen können, liebe Mutter . . .

Herzogin. Du hättest mich in dieser Angelegenheit wahrhaftig nicht zu Hilfe rufen sollen . . .

Herzog (immer lebhaft umher). Dieser wilde, unbeugsame Trotz!

Herzogin. Du mußt seine Worte nicht auf die Wagschale legen! Ein junger Mensch, der liebt! Der sagt leicht mehr, als er verantworten kann, und als er wohl selber glaubt! Es handelt sich ja auch schließlich nicht nur um ein Ceremoniell, ob er etwa bei der Hoftafel den oder jenen Platz einnimmt . . . es handelt sich doch um sein Schicksal! Und, Du lieber Gott, daß er um sein Glück kämpft . . . wer wollte ihm das verdenken!

Herzog. So vertheidige nur Deinen Liebling! Er hat Dir ja immer näher gestanden!

Herzogin. Daß es nicht so ist, weißt Du selber am besten! Ich liebe Euch Beide ganz gleich! Aber das können wir uns doch nicht verhehlen, daß das Schicksal ihn ein bischen stiefmütterlich behandelt hat!

Herzog. Konnte ich es etwa ändern?

Herzogin. Gewiß nicht! Aber man muß Nachsicht mit ihm üben, man muß ihm Ersatz bieten! Unser Stand legt uns Pflichten auf! Aber diese Pflichten verlangen doch nicht unnütze Opfer! Und ein ganz unnützes Opfer wäre es, wenn er auf das Mädchen, das er liebt und das — ich betone immer wieder — dieser Liebe wirklich würdig ist, wenn er auf die verzichten sollte! Nur um der Staatsraison willen, nur um der Tradition willen? (Mit edler Milde.) Mein lieber Sohn, nur ungern rühre ich an eine offene Wunde, und nur eine Mutter darf es thun! Schau doch in Dein eigenes Herz! (Leiser.) Ist es denn nicht genug, daß Du Dich der Tradition geopfert hast, und daß Du ein liebeleeres Leben führst? Du hast es im Interesse Deines Landes gethan, Du hast das Opfer in edler Absicht gebracht und hast aus tiefstem Pflichtgefühl Deine persönlichen Wünsche dem allgemeinen Wohl untergeordnet! Ich habe Dich damals — heute kann ich's Dir ja ehrlich sagen — ich habe Dich bewundert! Dein Opfer hat genügt! Aber warum auch er? Soll er

Dein Schicksal theilen, nur um einer leeren Form willen? Dir bot wenigstens Deine Stellung, Dein Ansehen, die Macht, die Du ausüben kannst, Ersatz! Wer dankt es ihm, wenn er das nutzlose Opfer bringt, wenn er ein Mädchen aufgeben muß, das er liebt, und eine Frau heirathet, die er nicht liebt? Willst Du die Verantwortung dafür auf Dich nehmen?

Herzog. Wer bietet mir denn die Garantie, daß er mit einem Fräulein Gerberding glücklich würde?

Herzogin. Das Mädchen selbst! Wenn sie auch die Tochter eines Mannes ist, der einmal ein einfacher Weber war, an Adel der Gesinnung, an tiefer Empfindung und Größe des Charakters kommt sie den vornehmsten Mädchen aus unseren Kreisen gleich! Daß Dich sein Plan zuerst erschreckt, ich kann's Dir nicht verdenken! Du kannst Dich im Augenblick nicht von all dem Festgewurzelten losmachen! Nur das Fremde verwirrt Dich! Nur daß Du kein Beispiel in unserem Hause vor Augen hast! Aber wenn Du darüber nachdenkst, mein Sohn, in aller Ruhe, ohne Haß im Herzen gegen ihn und ohne Rücksicht auf all die wilden Worte, die er da in seiner Verzweiflung ausgestoßen hat, wenn Du darüber nachdenkst, so wirst Du mir Recht geben, daß sein Wunsch nur ein bischen ungewöhnlich, nicht ungeheuerlich ist! Dazu denkst Du ja doch zu frei, um das Schicksal Deines einzigen Bruders dem Kopfschütteln einiger kleiner Menschen zu opfern! Gieb mir die Hand, Oscar, ich verlange jetzt wahrhaftig kein Jawort von Dir, ich bitte Dich nur, überlege Dir's! Ich will dem Himmel danken, wenn Du aus ehrlichster Ueberzeugung Deinen Segen giebst! In Deiner Hand allein liegt es, das Mädchen und ihn sehr glücklich oder sehr unglücklich zu machen und dann . . . auch mich! (Pause.)

Herzog (lebhaft protestirend). Die Tochter von Andreas Gerberding . . . es ist unmöglich, Mutter!

Herzogin. Es handelt sich hier nur um Eva Gerberding, nicht um die Tochter des Volksmannes!

Herzog. Das Eine läßt sich aber in diesem Falle garnicht vom Anderen trennen:

Herzogin. Als Deinen politischen Gegner magst Du ihn ja hassen, Als Menschen mußt Du ihn achten!

Herzog. Dazu stehst Du der Politik noch zu fern, um zu wissen, wie er seit Jahren alle meine Pläne durchkreuzt, wie er mein Ansehen zu unterwühlen sucht und daß es ihm leider schon vielfach gelungen ist!

Herzogin. Du hast Recht, ich verstehe von der Politik herzlich wenig, aber soviel weiß ich doch, daß grade auf dem Gebiete aus den heftigsten Widersachern die besten Freunde werden können! Wenn sie nur Beide den nöthigen guten Willen dazu mitbringen!

Herzog (macht einen Gang durch's Zimmer, dann mit lebhafter Geste). Nein, Mutter, es ist unmöglich! Ich bin kein unmoderner Mensch, wenn ich mich auch von alten Ueberlieferungen nicht so im Handumdrehen losreißen kann!

Aber wenn ich auch über den Unterschied der Geburt hinwegsehe, die Tochter dieses Mannes darf und wird er nicht zu seiner Frau machen! Ich habe keine Lust, mich von dem jungen Herrchen in einen Conflict hineinhetzen zu lassen, dessen Ende ich garnicht absehen kann! Ich verspüre keine Lust, ich habe nicht das Gewissen dazu, aus verwandtschaftlichen Rücksichten meine Ueberzeugung zu opfern oder mich gar mundtodt machen zu lassen! Bedenke, Mutter, in welche Situation ich da möglicherweise hineingerathen müßte, ja, mit offenen Augen hineinrennen würde! Bei der geringsten Concession, die ich dieser Heirath zu Liebe machen würde, ich weiß es ja, machen müßte, würde man nicht mehr und mit Recht nicht mehr an mich glauben, das Vertrauen, das Ansehen das ich genieße, Alles könnte erschüttert werden, man würde wahrscheinlich annehmen, daß ich einen feigen Compromiß mit Herrn Gerberding und seiner Partei schließen wollte, und da das nicht sein kann und nicht sein darf, bleibt's dabei: er wird sie nicht heirathen! (Er schüttelt mit lebhaften Bewegungen den Kopf und setzt seinen Gang durch's Zimmer fort; endlich bleibt er stehen.) Wie willst Du Dich vorläufig mit Fräulein Gerberding stellen?

Herzogin. Bis Du Dich entschlossen hast, werde ich selbstverständlich Alles beim Alten lassen! Sie wird gleich kommen! (Plötzlich und lebhaft.) Wenn Du Dir nur einmal die Mühe nehmen wolltest, mit ihr ein Stündchen zu plaudern! Du kennst sie ja nicht! Aber glaube mir, es thut wohl, einen Blick in dieses Herz zu thun!

Herzog (setzt seinen Gang fort, sehr lebhaft). Da bringst Du mich auf einen guten Gedanken! Ich werde mit ihr sprechen und zwar sofort! Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, daß ich das Gefühl der jungen Dame in keiner Weise verletzen werde! Du hast so oft mir gegenüber ihre Klugheit und ihren Verstand gerühmt! Lassen wir's auf die Probe ankommen! Ich werde in aller Güte, so herzlich als es mir nur irgend möglich ist, mit ihr sprechen, ich werde Alles vermeiden, was ihr wehe thun kann! Aber ich werde ihr klar machen, daß das weder ihm noch ihr zum Glück gereichen kann! Sie ist ein kluges und verständiges Mädchen, und deswegen wird sie verzichten! (Er klingelt.)

Achte Scene.

Erster Kammerdiener (von links).

Herzog. Jemand im Vorzimmer?

Kammerdiener. Ihre Excellenz Frau Gräfin Klitzing!

Herzogin. Ah! Die gute Gräfin besteht auf ihrem Schein! Es fehlen noch genau 23 Minuten an unserer täglichen Promenade! . . . Sagen Sie der Frau Gräfin, sie möchte die Güte haben, mich am Kiosk zu erwarten!

Herzog. Sonst noch Jemand?

Kammerdiener. Fräulein Geiberding ist soeben gekommen.

Herzogin. Bitte, lassen Sie das Fräulein eintreten.

Kammerdiener (links ab).

Neunte Scene.

Herzog. Du willst gehen, Mama?

Herzogin. Ja. Ich thue es absichtlich! Sie darf nicht den Eindruck haben, als ob hier ein feierlicher Familienconseil stattfinden sollte! Ich werde sie noch empfangen und mich dann entfernen. Und, Oscar, ich bitte Dich noch einmal: vergiß keinen Augenblick, daß ich das Mädchen sehr, sehr lieb habe!

Herzog. Sei unbesorgt liebste Mama; Du brauchst das wahrhaftig nicht so tragisch zu nehmen. Ich möchte eine Wette mit Dir eingehen, daß die Sache in der nächsten halben Stunde erledigt ist!

Eva (von links, ohne Hut und Mantel).

Herzogin (heiter). Guten Tag, liebe Eva! Das haben Sie heute schlecht getroffen! Aus der Vorlesung kann jetzt nichts werden! Ich will mir nicht die Ungnade der Gräfin zuziehen, sonst schreibt sie wieder in ihr Tagebuch: „Ihre Hoheit geruhten heute zu meinem tiefsten Bedauern statt der vorgeschriebenen Stunde nur 37½ Minuten zu promeniren!“ . . . Und überdies, Eva, ich bin böse mit Ihnen, ganz böse! Ich habe nämlich hinter Ihrem Rücken heute Nacht den Roman ausgelesen. Es ist schändlich: sie kriegen sich ja nicht! Der arme unglückliche junge Mann erschießt sich, und das vornehme Mädchen . . .

Herzog (lachend). Stürzt sich wohl in's Wasser?

Herzogin. Noch viel schlimmer! Sie heirathet einen Andern!

Herzog (heiter). Die Treulose!

Herzogin. Nein, liebe Eva, begleiten Sie mich nicht! Ruhen Sie sich nur ein wenig aus; der schattenlose Weg hat Sie gewiß angestrengt. Sie stören Niemanden! Bleiben Sie nur hier und sehen Sie sich die neuen Stereoskopen dort an; die sind heute Morgen angekommen. Es sind prachtvolle Sachen darunter! Ich bin bald wieder da, und dann plaudern wir noch ein bischen! (Durch die Mitte ab.)

Zehnte Scene.

Eva (steht am Mitteltisch, nimmt ein Bild und sieht in das Stereoskop).

Herzog (betrachtet sie einen Moment, dann tritt er an den Tisch und betrachtet ein Bild, freundlich). Was sind denn das für exotische Gegenden mit Palmen und Cacteen und dem unwahrscheinlich blauen Meer?

Eva. Hoheit, es ist ein kleiner Ort in Sicilien; ich kenne ihn zufällig!

Herzog. Aus eigener Anschauung?

Eva. Ja!

Herzog. Potz Tausend, sind Sie schon so weit gereist?

Eva. Ich war vor vier Jahren im Orient.

Herzog. Ich weiß nicht, ob man Sie dazu beglückwünschen kann, daß Sie schon so früh all' die Herrlichkeit gesehen haben! Sie waren damals achtzehn Jahre, wenn ich nicht irre? Ich glaube, man ist in dem Alter noch nicht reif genug, um diese gewaltigen Eindrücke in sich aufzunehmen?

Eva. Im Allgemeinen gewiß nicht! Aber es kommt da wohl meistens auf die Begleitung an, die Einen aufmerksam macht und Einen unterrichtet und belehrt!

Herzog. Ganz recht! Und wer war denn Ihr Mentor, Fräulein?

Eva. Mein Vater, Hoheit! (Kurze Pause.)

Herzog. Sind Sie überhaupt eine Freundin der Natur?

Eva. Mehr als eine Freundin! Ich *liebe* die Natur! Sie erhebt mich und beruhigt mich zugleich!

Herzog. Da müssen Sie sich aber *hier* nicht gerade sehr wohl fühlen, Fräulein Gerberding: in unserer armseligen, so stiefmütterlich bedachten Gegend?

Eva. Die liebe ich vor Allem, denn sie ist meine *Heimat*!

Herzog (fein). Also ... trotz Allem doch eine kleine Patriotin!

Eva (ihn anschauend und verstehend, dann ruhig). Ja Hoheit, *trotz* Allem eine Patriotin! (Pause.)

Herzog (chevaleresk). Aber pardon, ich habe Sie noch nicht einmal gebeten, Platz zu nehmen!

Eva (setzt sich).

Herzog (ihr gegenüber am Tisch). Da hat die Herzogin wahrhaftig wieder ihren Fächer hier liegen lassen. Ja ja, das Alter macht vergeßlich!

Eva (will aufstehen). Gestatten Hoheit, daß ich ...

Herzog. Nein, nein, lassen Sie nur, Fräulein! Die Gräfin Klitzing wird schon ein schattiges Plätzchen im Park ausgesucht haben! ... Ich weiß nicht, bilde ich es als besorgter Sohn mir nur ein, oder finden Sie die Herzogin im letzten Jahre auch recht gealtert?

Eva. Körperlich vielleicht ein wenig, aber geistig ist sie von bezaubernder Jugendfrische! Mir werden die Stunden, die ich mit ihr verleben darf, immer unvergeßlich bleiben! Diese Frau kommt mir immer vor, wie ... (Sie hält inne).

Herzog. Sprechen Sie nur, Fräulein Gerberding, sprechen Sie nur ganz ohne gêne!

Eva. ... sie kommt mir immer vor wie ein Waldquell, der Jedem, der sich ihm nähert, Erfrischung spendet! Man nimmt immer etwas mit von ihren edlen und guten Gedanken!

Herzog (betrachtet sie, dann). Ich kann Ihnen sagen, Fräulein Gerberding, daß diese Sympathie auf Gegenseitigkeit beruht! Denn die Herzogin hat Sie sehr in ihr Herz geschlossen!

Eva. Das fühle ich, und das macht mich auch sehr glücklich! (Pause, während welcher er sie noch einmal betrachtet.)

Herzog. Mein liebes Fräulein, ich halte Sie für ein sehr vernünftiges Mädchen! Sie sind, wenn ich Sie richtig beurtheile, bei allem tiefen Gefühl keine sentimentale Natur, und Sie haben sich daran gewöhnt oder sind auch vielleicht daran gewöhnt worden, die Dinge mit ruhiger Ueberlegung und klarem Blick zu betrachten! Und weil ich das als sicher annehme, bin ich auch überzeugt, daß wir uns verständigen werden! (Pause.) Prinz Arthur hat mir vor einer Stunde gesagt, daß er Sie liebt, und daß Sie seine Neigung erwidern?

Eva (steht rasch auf, ganz einfach, aber voll tiefster Empfindung). Ja, Hoheit, ich liebe ihn!

Herzog. Er will Sie zu seiner Frau machen und hat mich als Familienoberhaupt, wie es nun einmal die Gesetze unseres Hauses vorschreiben, um meine Einwilligung gebeten! . . . Ich bedaure es auf das Tiefste, wenn ich Ihnen eine herbe Enttäuschung bereite! Aber ich muß es thun! Ich habe dem Prinzen meine Einwilligung versagt . . . glauben Sie es mir, Fräulein Gerberding . . . versagen müssen!

Eva (ganz ruhig und fest). Und darf ich fragen, Hoheit, was der Prinz erwiderte?

Herzog. Er hat mir geantwortet, daß er seinen Willen durchsetzen werde! So oder so!

Eva. Das wußte ich!

Herzog. Und Sie, Fräulein Gerberding?

Eva (einfach). Hoheit, die Antwort des Prinzen ist auch meine Antwort! (Pause.)

Herzog (steht auch auf). Ja, mein verehrtes Fräulein, das würde ja die Sache allerdings erschweren, wenn ich mich nicht eben auf Ihre Vernunft verlassen würde! . . . Daß Sie jetzt in dem ersten Augenblick so urtheilen, noch so ganz unter dem Bann seines Geständnisses . . . das hatte ich nicht anders erwartet! Das ist begreiflich! Aber ich bin fest überzeugt, daß, wenn Sie mit sich zu Rathe gehen, wenn Sie erst alle die Hindernisse sehen, die Ihnen den Weg zu Ihrem Ziel versperren, daß Sie dann ruhiger darüber denken und sich bescheiden werden!

Eva. Nein, Hoheit, ich liebe ihn!

Herzog. Fräulein Gerberding, ein langer Kampf macht müde!

Eva. Um so glücklicher macht nach langem Kampf der Sieg!

Herzog (geht umher). Mein verehrtes Fräulein, auch ich liebe meinen Bruder! Ich anerkenne und schätze seine guten Eigenschaften von Herzen! . . . Mißverstehen Sie mich ja nicht . . . es fällt mir auf mein Wort nicht ein, ihn geflissentlich vor Ihnen herabzusetzen . . .

Eva. Es würde Ihnen auch nichts nützen, Hoheit!

Herzog. Sie in Ihrer Liebe sehen nur die blendenden Vorzüge seines Wesens, ich kenne ihn länger und kenne auch die großen Schwächen! Es ist ein ungewöhnlich begabter Mensch, der von Jugend an für alles Schöne empfänglich war; aber er ist auch von jeher ein schwankes Rohr gewesen, wankelmüthig und unentschlossen, bald Dies, bald Jenes begehrend, immer sprunghaft in seinen Launen und Entschlüssen, immer bereit, die Sterne vom Himmel herunter zu holen, und wenn man ihm die Leiter gab, hinaufzusteigen . . . dann war ihm die Lust längst schon wieder vergangen! Gewiß bin ich überzeugt, daß er Sie jetzt liebt, innig und von ganzem Herzen! Jetzt! Mein Fräulein, wer bürgt Ihnen dafür, daß dieses Gefühl Bestand hat?

Eva (ohne jedes Pathos). Meine Liebe! . . . Sie können sich wohl denken, Hoheit, daß die nicht von heute und gestern stammt, daß ich mich nicht plötzlich habe von seinen heißen Worten berauschen lassen! . . . Daß ich mich in ihn verliebt habe? Glauben Sie ja nicht, Hoheit, daß ich mich in den Prinzen verliebt habe, daß mich der Glanz, in dem er lebt, oder die Stellung, die er nun einmal in der Welt einnimmt, daß mich die verlockt haben! Dazu bin ich nicht das Mädchen! Dazu Hoheit, bin ich wirklich zu vernünftig! Ich habe den Menschen lieben gelernt, den Mann mit all' seinen Tugenden und, wenn Sie wollen, auch mit seinen Schwächen, und ich liebe ihn, weil er so ist, wie er ist! Und Sie können sich auch denken, Hoheit, als ich fühlte, daß und wie ich ihn liebe, daß ich da — ich schäme mich durchaus nicht, es einzugestehen, — daß ich manche Nacht durchweint habe! Welchem Mädchen ginge das wohl anders, das seine Liebe nicht erwidert glaubt! Ich habe damals schwere Zeiten durchgemacht . . . ich mußte das Alles ganz allein tragen! Ich war entschlossen, nicht mehr hierher zu kommen, aber immer wieder habe ich mir die Qual auferlegt um der Herzogin willen! . . . Den bitteren, heißen Kampf gegen mich selbst habe ich durchgekämpft, können Sie wirklich glauben, Hoheit, daß ich den kleinen Kampf fürchten werde, der, wie es scheint, mir hier bevorsteht?

Herzog. Aber Fräulein Gerberding, Sie mußten sich doch sagen, daß all' ihr Kämpfen umsonst ist, daß ich meine Einwilligung zu dieser Verbindung nicht geben kann! Haben Sie sich das wirklich nicht gesagt?

Eva. Nein!

Herzog. Und warum nicht?

Eva. Weil ich groß von Ihnen dachte, Hoheit!

Herzog (verwirrt, nach kurzer Pause). Aber Sie mußten doch bedenken, daß der Unterschied der Geburt zwischen ihm und Ihnen . . .

Eva. Ich habe nur gelernt, die Menschen nach ihrem Werth zu schätzen und nicht nach ihrer Geburt!

Herzog (sie erstaunt ansehend). Wer hat Sie denn das gelehrt, mein Fräulein?

Eva (groß). Mein Vater, Hoheit! (Pause, in welcher sich Beide einen Moment anblicken.)

Herzog. Ihr Vorwurf, daß ich die Menschen im Allgemeinen nicht nach ihrem Werthe schätze, trifft mich wahrhaftig nicht! Aber so sehr ich Sie auch persönlich verehre, und nach dieser Unterredung wahrhaftig nicht minder, in diesem Falle muß ich den Unterschied der Geburt respectiren! Sie, mein verehrtes Fräulein, sind eben in anderen Lebensanschauungen aufgewachsen . . .

Eva. Ja, Hoheit, in vorurtheilslosen!

Herzog. Mein Fräulein! Darüber kann ich mit Ihnen nicht sprechen . . . da würden doch zu wunde Punkte berührt werden, da würden vielleicht auch von meiner Seite harte Worte über Ihren Herrn Vater fallen, und die will ich — ich habe mir das fest vorgenommen — vermeiden! Die Rücksicht auf Sie verbietet mir . . .

Eva. Hoheit, für mich verlange ich keine Rücksicht, für meinen Vater allerdings jede!

Herzog. Und jetzt kommen wir zur Hauptsache, mein Fräulein: Ihr Vater ist mein Feind!

Eva. Nein, er ist nur Ihr Gegner!

Herzog. Er bekämpft alle meine Bestrebungen, er durchkreuzt meine Pläne . . . er verbittert mir das Leben!

Eva. Würden Sie ihn kennen, Hoheit, so wie ich ihn kenne, Sie würden ihn ehren, Sie müßten ihn sogar liebgewinnen!

Herzog (schroff). So? Glauben Sie das, mein Fräulein?

Eva (groß und hinreißend). Ja, Hoheit, Sie müßten ihn liebgewinnen, denn er ist ein selbstloser und gütiger Mensch!

Herzog. Er hat an Ihnen einen warmen Vertheidiger!

Eva. Wundert Sie das, Hoheit?

Herzog. Es freut mich, daß Sie das vierte Gebot so gut befolgen, und daß Sie ihn mir gerade gegenüber vertheidigen, zeigt, daß es Ihnen auch an Muth nicht fehlt!

Eva. Nein, Hoheit, an dem fehlt es mir jetzt wahrhaftig weniger, als je!

Herzog. Wenn ich Sie recht verstehe: Sie wollen also in offenen Kampf mit mir treten?

Eva. Wenn Sie mich dazu zwingen: ja! (Pause.)

Herzog (geht durch's Zimmer, dann stehen bleibend). Da stünden wir uns also als Feinde gegenüber? Denn auf einen gutwilligen Verzicht scheine ich nicht mehr rechnen zu können?

Eva. Nein, Hoheit, niemals!

Herzog. Bedenken Sie wohl, Fräulein Gerberding . . .

Eva. Ich habe Nichts zu bedenken! (Pause.)

Herzog. Und was beabsichtigen Sie, wenn ich fragen darf, zu thun?

Eva. Ich werde Prinz Arthur bitten, sich der Herzogin anzuvertrauen!

Herzog. Das hat er bereits gethan! Und (sie prüfend und langsam) wenn meine Mutter meinen Standpunkt nun theilen würde . . .?

Eva (hinreißend mit immer wachsender Empfindung). Nein, Hoheit, verzeihen Sie, das glaube ich nicht: nie und nimmer! Das muß sie mir selbst sagen! Dazu liebt sie ihren Sohn zu sehr! Dazu denkt diese Frau zu groß, als daß sie sein Glück so leichten Kaufs dahingeben würde! Diese Frau mit ihrem hellen Verstande und ihrem gütigen Herzen . . . die sollte sich einem blinden Vorurtheil beugen? Sie muß und sie wird den Prinzen und mich verstehen! . . . (Immer glühender.) Und wenn sie vielleicht doch zögern sollte . . . ich will sie bitten, so heiß, so innig und werde nicht müde werden, sie immer wieder und wieder zu bitten, bis sie uns ihren Segen giebt!

Herzog (der ihr mit wachsender Theilnahme gefolgt ist, mit einer vornehm verabschiedenden Bewegung). Mein Fräulein, wir haben uns nun nichts mehr zu sagen!

Eva (geht nach links, als sie beinahe an der Thür ist).

Herzog (folgt ihr einige Schritte). Fräulein Gerberding . . . ich danke Ihnen trotz alledem! Denn ich habe in dieser Stunde in ein starkes und muthiges Herz blicken dürfen!

Eva (steht beschämt vor ihm).

Herzog. Und noch eine Frage, Fräulein Gerberding, was sagt denn Ihr Herr Vater zu alledem?

Eva. Er weiß noch Nichts!

Herzog. Und wann werden Sie es ihm sagen?

Eva (muthig). Wenn die Zeit gekommen ist, Hoheit!

Herzog (sie kopfschüttelnd ansehend). So sicher sind Sie also Ihrer Sache?

Eva (ihn anschauend, groß und frei). Ja! (Sie macht eine tiefe Verbeugung vor ihm, die er chevaleresk erwidert, und geht links ab.)

Herzog (in Gedanken langsam zurückkehrend, bleibt an den Mitteltisch gelehnt in tiefem Sinnen stehen, er blickt noch einmal nach der linken Thür, dann vor sich hinmurmelnd). Schade! (Während er nach rechts geht, fällt der

Vorhang).

Vierter Aufzug.

Dieselbe Scenerie.

Erste Scene.

Erster Kammerdiener (legt einige Zeitungen und Brochüren auf den Mitteltisch, dann rückt er mit großer Accuratesse die Stühle zurecht. Als er bemerkt, daß ein Fauteuil noch nicht ganz richtig steht, kehrt er nochmals zurück und giebt ihm die richtige Stellung).

Herzogin (durch die Mitte, sich umsehend, besorgt). Fräulein Gerberding nicht mehr hier?

Kammerdiener. Das Fräulein ist soeben fortgegangen.

Herzogin (für sich). O weh! . . . Seine Hoheit?

Kammerdiener. Seine Hoheit haben die Jagd absagen lassen und sind im Arbeitszimmer!

Herzogin (kopfschüttelnd; für sich). Die Jagd absagen lassen? Das hat nichts Gutes zu bedeuten! . . . Wie lange ist Fräulein Gerberding ungefähr fort?

Kammerdiener. Vielleicht drei bis vier Minuten.

Herzogin. Hat sie den Weg durch den Park genommen?

Kammerdiener. Zu Befehl!

Herzogin. Schicken Sie ihr nach, sofort! Ich lasse Fräulein Gerberding bitten, nicht erst nach Hause zu gehen, sondern sogleich zu mir zu kommen! Hören Sie: sogleich!

Kammerdiener (verabschiedet sich durch die Mitte).

Zweite Scene.

Zweiter Kammerdiener (von links, bleibt an der Thür stehen). Der Graf Madrescu bittet um die Ehre!

Herzogin. Graf Madrescu? Ich lasse bitten!

Kammerdiener (ab nach links; kurze Pause; von links)

Madrescu (mit tiefer Verbeugung).

Herzogin (empfängt ihn mit freundlicher Handbewegung und ladet ihn zum Sitzen ein).

Madrescu. Ich bin gekommen, um mich bei Hoheit zu verabschieden!

Herzogin. Es scheint Ihnen nicht sonderlich auf Rosenbusch behagt zu haben, Graf, denn eigentlich sind Sie nur gekommen, um wieder Lebewohl zu sagen?

Madrescu. Hoheit, ich hatte gehofft, länger bleiben zu können!

Herzogin (fein). Lieber Madrescu, man treibt nicht hohe Politik in diesem stillen Winkel! . . . Gehen Sie von hier wieder in Ihre Heimat zurück?

Madrescu. Nein, Hoheit! Jetzt führt mich mein Weg noch weiter.

Herzogin. Durch Deutschland?

Madrescu. Durch Europa!

Herzogin. Sie suchen?

Madrescu. Was ich hier leider nicht gefunden habe!

Herzogin. Sagen wir lieber: Gott sei Dank! . . . Ich wünsche Ihnen guten Erfolg!

Madrescu. An dem zweifle ich nicht! . . . Ich finde nicht überall so mächtige Gegner, wie Fräulein Eva Gerberding! (Er erhebt sich.)

Herzogin. Ja, ja, Sie hatten Recht: die deutschen Frauen sind schön und . . . gut! (Sie reicht ihm die Hand zum Kusse.) Leben Sie wohl, mein lieber . . . wie nannte ich Sie doch immer? . . . ach ja, mein schöner Slowak, verführen Sie nicht zu viele Frauen in Ihrer Heimat, und Sie sollen immer willkommen sein auf Rosenbusch (sehr fein), selbst wenn Sie wieder einmal einen Thron zu vergeben haben! (Sie verabschiedet ihn sehr fein und gnädig; er geht nach links, verbeugt sich noch einmal tief und links ab.)

Dritte Scene.

Herzogin (geht unruhig auf und ab, sieht nach der Uhr, dann zu dem durch die Mitte eintretenden ersten Kammerdiener ungeduldig). Haben Sie Fräulein Gerberding nicht mehr getroffen?

Kammerdiener. Fräulein Gerberding wird im Moment hier sein ... (nach der Terrasse sehend.) Sie ist schon unten an der Treppe ... (Kurze Pause.) Da ist das Fräulein! (Links ab.)

Vierte Scene.

Eva (rasch durch die Mitte). Hoheit haben mich rufen lassen ...

Herzogin. Bitten lassen, und ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind! ... Ohne viele Worte: es ist hier ein Krieg ausgebrochen, liebe Eva, ... hier haben Sie meine Hand ... ich bin Ihre Verbündete!

Eva (starrt sie wie geistesabwesend an, dann versucht sie zu stammeln). Hoheit? ... (Endlich aufjauchzend.) Ich wußte es ja! (Sie beugt sich über der Herzogin Hand.)

Herzogin (abwehrend, schnell). Ruhig, ruhig! Zum Jubeln haben wir wahrhaftig noch keinen Grund und auch keine Zeit! ... Der Herzog hat mit Ihnen gesprochen?

Eva. Ja!

Herzogin. Ich brauche gar nicht weiter zu fragen ... nicht einmal ein Waffenstillstand?

Eva. Nein!

Herzogin. Also eine richtige Kriegserklärung! Und Sie?

Eva. Ich habe sie angenommen, Hoheit!

Herzogin. Und dabei sehen Sie so strahlend aus, so glücklich?

Eva. So glücklich haben Sie mich in diesem Augenblick gemacht! (Kurze Pause.)

Herzogin (geht umher). Eva, ich bin eine ebenso wenig schwärmerisch veranlagte Natur wie Sie, und deswegen verstehen wir uns wohl auch so gut! Auch ich habe Sie von Herzen lieb, und ich begreife den Prinzen. Ich will Ihnen und ihm meinen Schutz angedeihen lassen, so weit es in meinen Kräften steht! Wenn es mir aber nun doch nicht gelingen sollte, den Widerstand zu brechen, was dann!

Eva (sicher). Dann werde ich warten, Hoheit!

Herzogin. Wenn aber Jahre darüber hingehen sollten, vielleicht lange Jahre?

Eva. Dann wird mir die Hoffnung die Zeit verkürzen!

Herzogin. Wenn Sie darüber alt und grau werden sollten?

Eva. Dann habe ich nicht umsonst gelebt! Ich habe ihn geliebt!

Herzogin. Und glauben Sie wirklich, Eva, daß die Leidenschaft, mit der Sie ihn jetzt lieben, immer bleiben wird?

Eva. Die Leidenschaft vielleicht nicht, aber die Liebe! Sie kennen mich genau, Hoheit, ich bin wirklich kein schwärmerisches Mädchen. Aber

... lachen Sie mich nicht aus ... eher glaube ich: (in einfachster Natürlichkeit und sonniger Heiterkeit) eher könnte die Sonne aufhören zu scheinen, ehe ich aufhören würde, ihn zu lieben!

Herzogin (in tiefer Rührung). Sie verdienen ihn! ... Kommen Sie her, mein Kind, und geben Sie mir einen Kuß! Nein, nicht auf die Hand! Auf den Mund! (Sie umarmt und küßt Eva, die sich ihr willenlos überläßt und einmal aufschluchzt.) Thränen? Ein so muthiges Mädchen und Thränen?

Eva (stark und muthig). Es ist schon wieder vorüber! Es hatte mich nur im Augenblick so übermannt! (Pause.)

Herzogin. Und jetzt heißt es handeln! ... Hat der Prinz schon mit Ihrem Vater gesprochen?

Eva. Nein, Hoheit, auf meine Bitte noch nicht!

Herzogin. Gut, gut! Gehen Sie jetzt nach Hause, mein Kind — ich habe mir's wohl überlegt — und bitten Sie Ihren Vater, zu mir zu kommen!

Eva (höchst betroffen). Meinen Vater?

Herzogin. Ja! Es ist der einzige Mensch, der uns hier noch helfen kann! Er muß den Widerstand des Herzogs brechen!

Eva (zögernd). Hoheit wissen, daß eine jahrelange Feindschaft ...

Herzogin. Ich rechne darauf, daß, wenn die beiden Männer sich kennen lernen — mag's auch noch stürmisch hergehen — sie sich auch achten lernen, und damit wäre schon viel gewonnen! ... Sie stehen unschlüssig, Eva? Sie zaudern jetzt schon beim ersten Schritt? Glauben Sie etwa, daß Ihr Vater nicht kommen wird?

Eva (schwankend). Hoheit! ich weiß es nicht!

Herzogin (fein). Wenn Ihr Herr Vater vielleicht auch der Mutter des Herzogs Oscar keinen Besuch machen will ... der Dame kann er doch wohl die Bitte kaum abschlagen?

Eva (die einen Moment unschlüssig dastand, richtet sich auf, stolz und entschlossen). Ich thue ihm Unrecht, zu zweifeln! Alles kleinliche Abrechnen liegt ihm fern! Ich bürge Ihnen dafür, Hoheit, daß er kommt! Und darf ich ihm Nichts sagen? Nicht ein Wort von dem Prinzen und mir?

Herzogin. Nein! Ueberlassen Sie das nur mir! Und nun gehen Sie mit Gott! Ich will in der Zeit versuchen, den Herzog auf den Besuch Ihres Vaters vorzubereiten!

Eva (küßt ihr die Hand, als sie zur Mittelthüre geht, tritt der Herzog von rechts ein; er erwidert chevaleresk Evas Verbeugung).

Fünfte Scene.

Eva (Mitte ab).

Herzog. Die junge Dame scheint sich gar nicht von hier trennen zu können?

Herzogin. Ich hatte mit ihr noch einige Verabredungen zu treffen!

Herzog. Sag' mal, liebste Mama, Du conspirirst wohl hinter meinem Rücken mit Fräulein Gerberding?

Herzogin (fein). Vielleicht!

Herzog. Das würde mir sehr leid thun! Denn ich würde Dich sehr ungern desavouiren! . . . Ich setze mit Bestimmtheit voraus, daß die junge Dame ihre Besuche mit heute einstellt! Für Dich, Mama, thut mir's herzlich leid, aber ich kann's beim besten Willen nicht ändern! (Kurze Pause, umhergehend.) Im Uebrigen will ich Dir gern zugestehen, daß Fräulein Gerberding . . . ah! (Er unterbricht sich beim Anblick des Prinzen, der von links eintritt.)

Sechste Scene.

Prinz. Du hast, wie ich höre, die Jagd absagen lassen?

Herzog. Ja!

Prinz (in seinem ganzen Auftreten ruhig, männlich und abgeklärt). Um so lieber ist es mir, daß mir hier Gelegenheit geboten ist, mit Dir zu sprechen . . . Ich will ganz kurz sein! Ich muß Dich um Entsuchuldigung bitten! Ich habe mich vorhin — das fühle ich — hinreißen lassen und manches Wort gesagt, das ich bedauere! Das wollte ich Dir nur sagen, bevor wir uns trennen!

Herzogin. Trennen?

Prinz. Ja, Mama, Du wirst doch selbst einsehen, daß hier meines Bleibens nicht länger sein kann! Der erste Sturm, der so Vieles in mir aufgewühlt hat, ist vorüber! Ich bin jetzt ruhig geworden, ich habe meinen Entschluß gefaßt und . . .

Herzog. Und darf ich mich, ohne neugierig zu sein, nach Deinen Entschlüssen erkundigen?

Prinz. Soweit sie sich auf die Umgestaltung meines äußeren Lebens beziehen, will ich sie Dir gerne geben! Ich werde in die Residenz gehen und dort bis Anfang September bleiben!

Herzog. Und Deine weiteren Entschlüsse? Du mußt mir schon meine Wißbegierde verzeihen!

Prinz. Da Du mir die Einwilligung, Fräulein Gerberding zu meiner Frau zu machen, verweigert hast, werde ich sie ohne Deine Erlaubniß heirathen.

Herzog. Das wäre zum mindesten neu!

Prinz. Das ist kein Vorwurf! . . . Du hältst es von Deinem Standpunkt für eine unüberwindliche Schande, Fräulein Gerberding in unser Haus aufzunehmen . . .

Herzog. Uebertreibe nicht wieder! Von „Schande" war keine Rede!

Prinz . . . Ich habe mich mit ihr solidarisch erklärt . . . um zum Ziel zu kommen, bleibt mir also nichts Anderes übrig, als unsere Familie . . . zu verlassen!

Herzogin (angstvoll). Was willst Du damit sagen, Arthur?

Prinz. Daß ich als Privatmann jedenfalls viel glücklicher sein werde, wie als Prinz Arthur! Kaltenbronn ist mein ausschließliches Privateigenthum, seine Revenuen bieten mir genug, wenn auch keineswegs zu einem luxuriösen, so doch ganz behaglichen Leben, ich werde mich dort mit der Landwirthschaft gründlich beschäftigen und endlich die Ruhe und das Glück finden, nach dem ich mich gesehnt habe, so lange ich denken kann! . . Sei unbesorgt, Oscar, unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen! Ich werde Dir in keiner Weise Ungelegenheiten bereiten! Mein Platz an der Hoftafel und in der Hofloge werden eben von jetzt an leer bleiben! Das ist der ganze Unterschied! Die guten Residenzler werden ein wenig die Köpfe schütteln, vielleicht auch von Ungnade und Verbannung flüstern, und nach einem Jahre denkt kein Mensch mehr an mich!

Herzogin. Und ich, Arthur, ich?

Prinz (innig). Meine liebste Mutter! Dir danke ich von ganzem Herzen für all' die Liebe, und Du weißt es, wie innig ich diese Liebe erwidere! Du hast ja auch dieses Mal den besten Willen gehabt, mir zu meinem Glück zu verhelfen! Wie ich sehe, war's vergeblich! Wenn Dich Dein Herz zu mir zieht und . . . (mit einer Geste auf den Herzog) es die . . . . Ceremonie erlaubt, Du weißt: Du wirst in Kaltenbronn mit offenen Armen empfangen werden! (Kurze Pause.)

Herzogin (in tiefer Rührung). Geh' jetzt und erwarte mich in meinem Salon!

Prinz (links ab).

Siebente Scene.

Herzog. Was sagst Du zu der Tollheit? Aber wahrhaftig, so gefällt er mir schon besser! Dieses Mal glaube ich wirklich, daß es ihm Ernst ist!

Herzogin. Und was beabsichtigst Du, zu thun! Willst Du ihn gewähren lassen?

Herzog (schweigt).

Herzogin. Du hast mit Eva Gerberding gesprochen?

Herzog. Und ich bin ehrlich genug, Dir zu gestehen, daß sie den denkbar günstigsten Eindruck auf mich gemacht hat! Keine Spur von Koketterie oder Sentimentalität, jedes Wort und jede Empfindung klug und tapfer und doch echt weiblich! Du hast Recht, sie könnte wahrhaftig aus unseren Kreisen stammen! Ein kleines Frauenzimmer, vor dem man den Hut ziehen muß!

Herzogin. Und trotz alledem hast Du Nein gesagt?

Herzog. Mit schwerem Herzen! . . . Warum muß sie auch Eva Gerberding heißen!

Herzogin (fein und tastend). Wenn Dich der Name so genirt, das könntest Du ja ändern!

Herzog (dreht sich schnell um). Wie meinst Du?

Herzogin. Mein lieber Sohn! Spielen wir uns doch hier keine Komödie vor! Das Mädchen hat Dich ja gewonnen! Ja, ja, sträube Dich nicht dagegen! Es wäre auch undenkbar gewesen, daß sie auf einen Mann von Deinem Geschmack und Deinem Gefühl keinen Eindruck hätte machen sollen! Was Dich einzig und allein noch verwirrt, wogegen Du Dich noch wehrst, das ist nicht die bürgerliche Eva Gerberding, sondern es ist die Tochter von Andreas Gerberding! . . . Ist es schon ein Verbrechen, Kinder für die Sünden ihrer Eltern büßen zu lassen . . . mit welchem Rechte sie gar büßen lassen, wo noch nicht einmal ein Schimmer von Schuld existirt! . . . Daß Du der geborene Aristokrat und er der geborene Demokrat? . . . Daß er auf einem anderen politischen Standpunkt steht, wie Du? . . . Mein Gott, es kommt doch nur auf die Gesinnung an! Ich verstehe von Politik zu wenig . . . ich kann es nicht beurtheilen, ob er nicht Dir gegenüber schon manchen Irrthum begangen hat . . . an seiner Gesinnung, an seiner innigsten Ueberzeugung, für eine gute Sache einzutreten, habe ich noch nie gezweifelt, hat noch Niemand gezweifelt! Sieh' Dir doch diesen Mann an! . . . Betrachte doch sein Leben! . . . Bei all' seiner kaufmännischen Begabung hat er es sogar verschmäht, große Reichthümer für sich zu sammeln, nur um die Lage seiner Arbeiter zu verbessern! Sie hängen an ihm mit schwärmerischer Verehrung! . . . geachtet und geliebt ist er von aller Welt! . . . ein Ehrenmann vom Scheitel bis zur Sohle! Mein Sohn, solch' ein Mann trägt auch eine Krone: die Bürgerkrone! (Kurze Pause.) Und Du selbst sollst Dich überzeugen, daß ich Recht habe . . . Herr Gerberding wird hierher kommen!

Herzog (auffahrend). Was sagst Du, Mutter?

Herzogin. Glaubst Du, daß ich auf halbem Wege stehen bleibe? Daß ich nicht meine Pflicht bis zum Aeußersten thue, um meinem Jungen sein Glück zu retten, um ihn mir selbst zu retten? Ich weiß, eine Aussöhnung wird zwischen Dir und ihm nicht möglich sein; denn auch er hat einen eisernen Willen! Eine Aussöhnung will ich ja nicht, nur eine Aussprache, die Euch menschlich vielleicht näher rückt! Und wenn die Gegensätze auch noch so aneinanderprallen: ich will mich jetzt endlich 'mal wieder eines drastischen, aber gesunden Ausdrucks bedienen: . . . es hört's ja Niemand . . . reißt Euch meinetwegen die Köpfe herunter . . . Du wirst doch in eine Welt sehen, die Dir bisher fremd war, eine andere Welt freilich, als die, in der wir leben, aber eine Welt, die man respectiren muß, wenn man nicht blind durch's Leben gehen will! Und Du wirst doch endlich zu Dir und, da Du ehrlich bist, auch zu mir sagen: „nur ein solcher Mann kann eine solche Tochter haben!

Herzog (in tiefem Sinnen leise vor sich hinsprechend). Soll ich Dir wirklich folgen? . . . sollte ich den großen Sprung wagen?

Herzogin (hinreißend). Thu's ihm, thu' es mir und Dir selbst zu Liebe,

damit Du's einmal später nicht zu bereuen hast! Kein Mensch wird glauben, daß Du in diese Heirath willigst, um einen Compromiß mit Deinem Gegner zu schließen. Dazu kennt man Deinen Charakter als zu unantastbar! Man wird nur Deine Vorurtheilslosigkeit und Deine Hochherzigkeit bewundern!

Herzog (weich und milde). Mutter, ich beneide Dich wahrhaftig um Dein Herz und Deinen Verstand . . .

Herzogin (schnell und innig). Beweise es jetzt, daß ich Dir ein gut Erbtheil davon vermacht habe, daß Du . . .

Achte Scene.

Erster Kammerdiener (von links, an der Thüre stehenbleibend). Herr Andreas Gerberding fragt, ob er die Ehre haben kann, von Ihrer Hoheit empfangen zu werden? (Kurze Pause.)

Herzogin (in des Herzogs Nähe, leise und schnell). Was willst Du thun? (Noch leiser und dringlicher.) Was willst Du thun? (Kurze Pause, sie lehnt sich an seine Schulter, in bezwingendem Ernst) Oscar, ich bin 62 Jahre! Ich habe nicht mehr viel Zeit . . . Willst Du mir die letzte Bitte nicht erfüllen?

Herzog (bezwungen). Dir zu Liebe, Mutter, wahrhaftig nur Dir zu Liebe! Ich will Herrn Gerberding sprechen!

Herzogin. Gott sei Dank! . . . . . Ich lasse Herrn Gerberding bitten! (Pause.) (Reicht ihm gerührt die Hand.)

Kammerdiener (links ab; nach einer kurzen Pause öffnet er Gerberding die Thür und schließt sie dann von außen).

Letzte Scene.

Andreas (im Frack und schwarzer Cravatte, verbeugt sich sehr höflich vor der Herzogin; als er den Herzog sieht, bleibt er einen Moment, aber auch nur einen Moment, betroffen stehen, dann verbeugt er sich vor ihm).

Herzogin, Herzog (erwidern seinen Gruß in vornehmster Weise).

Herzogin (sitzt links). Es ist nicht das erste Mal, Herr Gerberding, daß wir uns sehen?

Andreas. Ich hatte bereits vor einigen Jahren die Ehre, Hoheit! Es handelte sich damals um die Armen unseres Ortes!

Herzogin. Sie waren so gütig, mir regelmäßig die Rechenschaftsberichte zuzuschicken: Sie haben ja ganz prächtige Resultate erzielt, und deswegen stelle ich Ihnen heute zum gleichen Zweck die doppelte Summe gern zur Verfügung!

Andreas. Dafür sage ich Hoheit im Namen der Empfänger herzlichsten Dank!

Herzogin (schalkhaft). Ich glaubte übrigens garnicht, daß Sie so schnell meiner Einladung Folge leisten würden? Ich habe es wohl auch hauptsächlich der liebenswürdigen Vermittlerin zu danken?

Andreas. Den Wunsch einer Dame erfüllt man immer!

Herzogin (fein und lächelnd). Es ist doch aber eigentlich für Sie hier verbotenes Terrain?

Andreas. Der Salon Ihrer Hoheit ist immer neutrales Terrain!

Herzog. Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?

Andreas. Ich danke Hoheit, ich bin nicht müde! (Kurze Pause.)

Herzogin. Weswegen ich Sie herbemüht habe, Herr Gerberding? Es ist ein eigen Ding! Es handelt sich um eine Angelegenheit, die auch Sie ganz besonders interessiren wird!

Andreas. Mich?

Herzogin. Herr Gerberding, ich weiß, daß Sie mit dem Prinzen Arthur sehr befreundet sind und daß Ihnen sein Wohl ganz besonders am Herzen liegt . . .

Andreas. Weiß Gott, das ist so!

Herzogin. Der Prinz will heirathen!

Andreas (herzlich lachend). Will heirathen? Also doch! Die Schneid' hätte ich ihm eigentlich gar nicht zugetraut! Umsomehr freut's mich, daß ich ihm gestern eine große Thorheit ausgeredet habe!

Herzog. Wofür ich Ihnen auch sehr dankbar bin! Sie haben mir damit sehr in die Hände gearbeitet!

Andreas (jovial). Das erste Mal in meinem Leben, Hoheit!

Herzog (fein). Man muß mit Allem doch 'mal einen Anfang machen!

Andreas (heiter). So? Muß man das? (Kurze Pause, während welcher sie sich einen Moment anblicken.) Mit dem „Verzicht" schien mir die Sache gestern gleich nicht richtig! Aber daß er so schnell meinen Rath befolgen würde, das hätte ich doch nicht geglaubt!

Herzog. Ihren Rath?

Andreas. Ja, Hoheit! Als der Prinz gestern bei mir war und mir seine ein bischen sehr phantastischen Pläne mit dem Fürstenthum da unten entwickelte, da habe ich ihm gesagt: „Junger Mann, Hände weg! Das Gescheidteste, was Sie in Ihrer nun einmal doch recht beengten Lage thun können: Heirathen Sie! Nehmen Sie sich eine Frau, aber die Richtige von echtem Schrot und Korn!" Das war keine Redensart, Hoheit, um ihm etwa über die momentane Enttäuschung wegzuhelfen. Gott bewahre! Das war meine Ueberzeugung! Ich kenne Prinz Arthur, kenne ihn genauer, als irgend ein Mensch auf der ganzen Welt! Ausgezeichnetes Material, aber noch nicht verarbeitet, noch nicht geschliffen! Glauben Sie mir, Hoheit, ich habe ihn von Herzen lieb! In dem schlummern so viel gute Keime! Die wird am sichersten eine Frau wecken, die er liebt und die ihn liebt! Das, was noch unfertig ist in seinem Wesen, das Fahrige und Unstäte und meinetwegen auch Inconsequente . . . verlassen sich Hoheit auf mich . . . den muß nur eine gute und kluge

Frau unter die Finger kriegen, die macht aus ihm noch einen ganzen Mann! Na, meinen Segen hat er! (Kurze Pause.)

Herzogin. Er wird auch eine gute und kluge Frau bekommen, Ihre Eva!

Andreas (sie verständnißlos anstarrend). Wie meinen Hoheit?

Herzog. Ja, Herr Gerberding, der Prinz liebt Ihre Tochter, und sie erwidert diese Neigung!

Andreas (nach kurzer Pause, gedehnt). So! Das ist ja außerordentlich interessant! Und meine Eva hat „ja“ gesagt, einfach „ja“, ohne mich zu fragen?

Herzogin. In so bedeutungsvollen Dingen hat doch schließlich jeder Mensch die freie Bestimmung über sich selbst?

Andreas. Ja, ja, im Allgemeinen schon!

Herzog. Herr Gerberding, ich freue mich aufrichtig, Ihnen sagen zu können, daß — ich mache dem Vater da wahrhaftig keine leeren Complimente — daß Ihr Fräulein Tochter aller Verehrung werth ist! Ich habe ausführlich mit ihr gesprochen, und ich begreife jetzt die große Zuneigung, welche die Herzogin für Ihre Tochter hegt!

Andreas. Freut mich, Hoheit, freut mich herzlich! Ja, 's ist ein famoses Frauenzimmer! Das Mädel ist aber auch durch eine gute Schule gegangen, durch meine! . . . Verzeihen mir Hoheit die Frage: Sie haben eingewilligt in diese Ehe?

Herzog. Ich weiß, was Sie damit sagen wollen, Herr Gerberding; Sie sind ein viel zu erfahrener Mann, ein viel zu klarer Kopf, um nicht zu wissen, daß die Sache zwischen dem Prinzen und Ihrer Tochter gar so einfach doch nicht ist! Ich will ganz offen mit Ihnen sprechen. Ich ehre und achte den Bürgerstand wahrhaftig aus tiefstem Herzen! Aber ich bin in gewissen Ueberlieferungen aufgewachsen, in Traditionen, die seit meiner Jugend tief in mir wurzeln und — Sie wissen das so gut wie ich — von denen trennt man sich nicht leicht! Indessen, ich will ganz absehen von den verschiedenartigen socialen Stellungen der jungen Leute . . . das eigenartige Verhältniß, das Sie nun einmal zwischen uns Beiden geschaffen haben, hat meine stärksten Bedenken erregt, und es bedurfte der ganzen Beredsamkeit der Herzogin, um diese Bedenken zu zerstreuen. Sie liebt Ihre Tochter und gönnt dem Prinzen von Herzen dieses Glück! (macht einen Gang, bleibt gedankenvoll stehen, dann mit starkem Entschluß.) Enfin! Ich will nicht klüger sein als diese seltene Frau und erkläre mich bereit, in diese Ehe zu willigen!

Herzogin. Bravo! Bravissimo! Dafür bekommst Du nachher einen Extrakuß!

Herzog. Herr Gerberding, ich heiße somit Ihr Fräulein Tochter in meiner Familie willkommen! (Pause.)

Andreas. Hoheit, ich bin für diese Ehre dankbar, nur bedaure ich, sie nicht annehmen zu können!

Herzogin (fast gleichzeitig mit dem Herzog). Herr Gerberding!

Herzog. Ich habe wohl nicht recht verstanden?

Andreas. Gewiß; Hoheit haben ganz recht verstanden! Sie hatten Bedenken, ich habe sie auch, nur sind meine viel schwerwiegender und viel berechtigter! Ich stehe grade auf einem gegensätzlichen Standpunkte! Unsere verschiedenartigen politischen Anschauungen geniren mich gar nicht. Unserem Kriege fehlt ja doch jede persönliche Spitze, 's ist ja doch nur ein Krieg um Ideale! Politisch können wir uns grimmig befehden und uns menschlich darum doch achten! Die Hauptsache bleibt doch, daß bei so einem Kampfe etwas Gescheidtes heraus kommt! Der Schwächere bleibt auf der Strecke, das ist im Leben nicht anders! Daß Hoheit von mir verlangen würden, ich sollte mit Rücksicht auf diese Heirath am Ende meine politische Ueberzeugung mildern oder gar opfern, das ist doch zwischen zwei vernünftigen und anständigen Männern ausgeschlossen! Der Eine wird's nicht verlangen, und der Andere wird's nicht gewähren! Meine Bedenken sind ganz anderer Art! Das ist der Unterschied der socialen Stellungen! (Kurze Pause.)

Herzogin (lächelnd). Herr Gerberding, Ihre Eva heirathet doch eigentlich in eine ganz gute Familie?

Andreas. Ganz recht! Nur verzeihen Hoheit, die Familie ist mir für meine Tochter zu gut! Ich habe meine Eva erzogen, die Frau eines gutbürgerlichen Mannes zu werden, nicht aber, wie es in den Hofkalendern heißt, die morganatische Gemahlin eines Prinzen!

Herzog. Sie sind ein stolzer Mann, Herr Gerberding!

Andreas. Glaubten Hoheit dieses Recht für sich allein in Anspruch nehmen zu können? (Sie blicken sich fest an. Pause.)

Herzogin (immer fein, liebenswürdig und heiter). Aber Herr Gerberding, Ihre Eva hat doch nun einmal die Marotte, den Prinzen zu lieben?

Andreas. Kann sein! Ein Mädel, das liebt, denkt nicht weit! Und da ist es meine Pflicht, für sie zu denken! Sie soll in ihrer Sphäre bleiben und soll in ihrer Sphäre glücklich werden!

Herzog (vornehm, aber ohne Schärfe). Auf Widerstand von Ihrer Seite waren die Herzogin und ich wahrhaftig nicht vorbereitet!

Herzogin. Ja, 's ist zu drollig! Da hatte ich Sie nun hierhergebeten, Sie sollten den Herzog überreden, in die Ehe zu willigen, und nun hat sich das Bild ganz verschoben! Ach, Ihr Männer seid auch Alle gar zu eigensinnig!

Andreas. Ja, es mag überraschend genug klingen, aber es ist nun einmal so! Hoheit! Oft genug habe ich Ihre Entschlüsse nicht billigen können, ja, ich habe Sie sogar offen bekämpfen müssen! Aber immer habe ich mich von Herzen gefreut, einem Manne von so lauterster Gesinnung

gegenüberstehen zu können! Nachdem Sie sich über Manches hinweg nun einmal entschlossen haben, in diese Ehe zu willigen, weiß ich auch, daß Sie als vornehmer Mann meiner Tochter äußerlich immer mit Achtung begegnen werden . . .

Herzogin (heiter). Und ich etwa nicht? Ich nicht? Ich will Ihnen jetzt ein großes Geheimniß anvertrauen, Herr Gerberding, aber sagen Sie's um Gotteswillen Niemandem wieder, (leise und heimlich) ich habe erstaunlich wenig Talent zu einer bösen Schwiegermutter!

Andreas. Aber Hand auf's Herz, innerlich werden Hoheit sie doch immer als Eindringling betrachten, ebenso wird sich meine Eva immer als Eindringling fühlen, und davor muß ich sie schützen! Sie ist nicht die Natur, um Demüthigungen zu ertragen!

Herzog. Demüthigungen?

Andreas. Ja, ja, ganz unbeabsichtigte! Aber darum thun sie nicht minder weh! Ich habe bisher ihre kleinen Sorgen mit ihr getheilt, und Gott sei Dank, ich habe sie ihr noch immer abnehmen können. Würde sie dann zu mir kommen und mir klagen, da könnte ich ihr nicht helfen, und der Andere, an den sie sich noch wenden könnte, ihr Mann, würde den Verhältnissen ebenso machtlos gegenüberstehen! Ich weiß es . . . eine unsichtbare Schnur würde sie doch immer von der Gesellschaft trennen!

Herzog. Herr Gerberding, ich glaube, mit einem Worte Ihre Befürchtungen zerstreuen zu können! Selbstverständlich erhebe ich Ihre Tochter zur Freifrau!

Herzogin (in die Hände klatschend). Und weißt Du, wie sie heißen muß? Baronin von Rosenbusch muß sie heißen! Eva von Rosenbusch . . . es klingt reizend!

Andreas. Nein, da liegt des Pudels Kern! Meine Tochter erhebt man nicht! Ja Hoheit! Ich bin ein stolzer Mann, weil ich ein freier Mann bin! Und ich bin wahrhaftig zu rücksichtsvoll; ich will dem Herrn Obersthofmeister und der adelsstolzen Gräfin Klitzing bei jeder Hoftafel das Kopfzerbrechen ersparen, wo sie die geborene Gerberding zu placiren haben!

Herzogin (voll heiterster Anmuth). Nun, mein lieber Herr Gerberding, für den nicht ganz wahrscheinlichen Fall, daß für Ihre Eva an einem Trompetertisch gedeckt werden sollte . . . hier meine Hand darauf, sie soll nicht allein diniren, ich werde ihr Gesellschaft leisten! (Pause.)

Herzog. Herr Gerberding, wir müssen doch die Sache zum Austrag bringen, so oder so? Würde es sich nicht um das Schicksal zweier Menschen handeln, die uns Beide gleich theuer sind — wahrhaftig, die Herzogin hat Recht: (heiter und ohne jede Spitze) die Sache könnte auch mich belustigen! Eine verkehrte Welt! Denn es ist doch recht originell, daß wir nun schließlich Sie um Ihre Einwilligung bitten müssen!

Andreas (mit großer Wärme). Verdenken können Sie mir's nicht, Hoheit! Ich liebe mein Kind! Für sie habe ich mein ganzes Leben gesorgt! Ich

muß auch als gewissenhafter Mann für ihre Zukunft sorgen, und die Zukunft, die Sie ihr bieten wollen, würde vielleicht für jeden Anderen unendlich viel Verlockendes haben, ich sehe, trotz aller gütigen Versicherungen Ihrer Hoheit der Frau Herzogin, doch immer noch mehr Schatten- als Lichtseiten!

Herzogin. Und weil ich weiß, wie Sie Ihr Kind lieben, können Sie gar nicht „Nein" sagen! Nein, nein, da nützt kein Sträuben! Denn Eva würde unglücklich werden! Jedenfalls, mein lieber Herr Gerberding, viel unglücklicher, als wenn es wirklich einem verschrobenen Kammerherrn oder einer sitzen gebliebenen alten Hofdame einfallen sollte, die junge Frau über die Achsel anzusehen! Und überdies ist auch das nicht sehr wahrscheinlich, denn wer unter meinem Schutze lebt, hat nichts zu fürchten! . . . Herr Gerberding, versetzen Sie sich in die Lage des Mädchens, die geht nun mit klopfendem Herzen wahrscheinlich im Park auf und ab und wartet, was wir über ihr Schicksal entscheiden werden! . . Lassen wir's doch auf die Probe ankommen, rufen wir sie doch herauf! Da wollen wir hören, ob sie Ihre Bedenken theilt! Wissen Sie, was sie Ihnen antworten würde, wenn Sie ihr zumuthen würden, auf den Mann zu verzichten, den sie liebt? Ich denke mir, sie würde Ihnen einen herzhaften Kuß geben und Ihnen lachend sagen: „Mein liebstes Väterchen, das fällt mir ja im ganzen Leben nicht ein! Und ebenso wenig will ich auf dieses Prachtexemplar von Schwiegermutter verzichten; ich habe meine Mutter früh verloren, die Frau ist bereit, mir diesen Verlust zu ersetzen!" Ja, so würde sie sprechen!

Andreas (sie anblickend, dann in tiefer Rührung). Hoheit, Sie sind eine wahrhaft gütige Frau!

Herzogin (heiter). Ja, das haben mir (auf den Herzog zeigend) außer dem Barbaren da drüben schon sehr viele Leute gesagt, und sie hatten Alle Recht! . . . . Und um Ihnen von vornherein jeden Zweifel an der Stellung zu rauben, die Ihre Eva hier einnehmen wird; ich selbst werde vor dem ganzen Hofstaate Ihre Tochter zum Altare führen! Sind Sie immer noch nicht zufrieden, Sie Nimmersatt?

Herzog (voll Wärme). Ich habe mich auch auf die Hinterbeine zu setzen versucht, aber an der Herzensgüte scheitert jeder Widerspruch, und ebenso werden Sie die Waffen strecken müssen! (Er tritt auf ihn zu, voll Wärme.) Herr Gerberding, geben Sie sich einen Ruck . . . es handelt sich um das Glück Ihres Kindes! . . . (Er hält ihm die Hand hin.) Wollen wir's versuchen, in freundlichem Einvernehmen zu leben? (Kurze Pause.)

Andreas (ihm tief in die Augen sehend). Als Menschen von Herzen gerne! Aber (bedeutungsvoll) Hoheit, der Kampf unserer Ueberzeugungen bleibt doch bestehen!

Herzog. Wenn es sein muß, auf weiteren frohen Kampf!

Andreas (hingerissen und bebend). In Gottes Namen denn, dann schlage ich ein! (Sie reichen sich die Hände.)

Herzogin (jubelnd). Endlich habe ich sie Beide unter einem Hut!

Herzog. Und Mama, soll ich ihm also jetzt den goldnen Käfig öffnen?

Herzogin (hinreißend). Thu' es, mein geliebter Sohn! An der Seite dieses Mädchens geht er einer goldnen Freiheit und einer goldnen Zukunft entgegen!

Andreas (küßt der Herzogin in tiefer Ergriffenheit die Hand).

Herzogin. Ja, ja, mein lieber Herr Gerberding, es ist doch manchmal ganz gut, wenn man sich ein bischen näher kennen lernt! . . (heimlich) Und noch eine Frage: wenn Sie wieder einmal für den Reichstag candidiren, werden Sie wieder blutrothe Placate wählen?

Andreas (lacht herzlich). Ja, Hoheit, das ist nun einmal meine Lieblingsfarbe!

Herzogin (droht ihm schalkhaft).

Herzog (klingelt).

Erster Kammerdiener (von links).

Herzog. Ich lasse Seine Hoheit den Prinzen und Fräulein Gerberding hierherbitten!

Kammerdiener (ab).

Herzogin (wohlgefällig nickend). Baronin Eva von Rosenbusch (überaus liebenswürdig Andreas zulächelnd) geborene Gerberding, . . . (schmunzelnd) es klingt! . . . es klingt!

Vorhang.





Knut Hamsun.

Von

Josef Glaser.

— Breslau. —

Wenn gute Worte, die mit kurzer Bezeichnung einen Begriff darstellen, das Unglück haben, von Allerweltsohren aufgehorcht zu werden, wenn sie dann von den Unberufenen mehr als von den paar Berufenen gedankenlos hergeplappert werden, kommen sie in Verruf. Und das wohl sehr mit Recht, denn „Allewelt" pflegt eben nicht das Bedürfniß zu empfinden, hinter den Worten etwas denken zu müssen. Trotzdem ernsthafte Leute nun nachgerade darüber zu lächeln beginnen, möchte ich das Wort „moderner Mensch" gern einen schönen Begriff nennen. Es drückt scharf genug allerlei aus, wenn man wirklich historisch den „modernen Menschen" nicht als Errungenschaft der Socialdemokratie oder des elektrischen Lichtes etwa, sondern als Gegensatz zum „Renaissancemenschen" verstehen will. Darauf greifen wir seelenruhig zur Genealogie des Begriffes „moderner Mensch" um hundert und etliche Jährchen zurück. Sollte nicht Werther der Ausgangspunkt sein und Goethes starkes Jugendwerk nicht wirklich die erste Verdichtung des modernen Menschen bilden — cum grano salis wohlverstanden? In den 125 Jahren, die seitdem mit schnellen Flügeln über die Welt gerauscht sind, hat dieser Werther nun einige beträchtliche seelische Complicationen erfahren. Er ist zuerst zu Kant in die Schule gegangen, und seiner Erkenntnißsehnsucht tönte hier ein trostloses Nihil entgegen. Man sollte das nicht gering anschlagen: Kurz nach der rationalistischen Hochfluth, mit der die Welt überschüttet wurde, führte ihn Kant wieder in die dunklen Arme der Metaphysik. Dann kam Schopenhauer, dem die großzügig-dichterische Potenz gegeben war, das Weltbild seines großen Lehrers zu vollenden. Und Darwin kam, eine harte Schule für den modernen

Menschen. Von hier zu den neuen und doch schon alten Zweifeln und zur Erkenntniß, daß es wieder einmal nichts mit der Wissenschaft sei, ist kein großer Schritt. Das arme, zerquälte Seelchen, das gern sich mächtige, ewigdauernde Welten zimmern möchte, schwankt blaß und krampfig hin und her. In ihm quillt unter der letzten und stärksten Sehnsucht eine tausendblumige Fülle des Niegesehenen, Unerhörten; in diesem schwanken Skeptiker brodelt ein Chaos, während er an Allem zweifelt und verzweifelt. Will sich endlich die neue Welt aus seinem Chaos gebären? Die neue Sonne, der seit Jahrzehnten alle Geister entgegenschreien — oder auch nur entgegenwimmern?

Das drückt nur das Wort „moderner Mensch“ aus, und in der modernen Litteratur sollte man die Documente seiner tiefen Conflicte suchen. Die Franzosen, trotz Barrès und Genossen, waren diesmal nicht in den ersten Reihen zu sehen; die Gallier stehen allerdings nie in den ersten Reihen, wenn es sich um Götzendämmerungen handelt. Diese schwierigen Geschäfte überlassen sie immer noch der germanischen Rasse, der die moderne Cultur die Rolle der Pfadsucherin und Pfadfinderin anvertraut zu haben scheint. Und nicht Deutsche waren diesmal vornan auf dem Plan, sondern Norweger, die der alten Welt die tiefsten Schwanenlieder singen sollten, den Geist ihrer Zeit zu erlösen.

Ibsen, Björnson, Garborg: das sind, denke ich, heut schon Ideeninhalte geworden; Namen, deren voller Klang allein in der modernen Seele wie mit geheimnißvoller Wünschelruthe die tiefsten Schächte unter einem Krampf des hellsten Erschauerns öffnet. Und nun sollte man sich daran gewöhnen, ganz dicht neben diesen drei Riesen endlich einen Vierten zu sehen, der sich sonderbar allerdings in dieser hohen Gesellschaft ausnimmt. Ein schlankes, leichtes Kerlchen; in der seltsamsten, buntesten Tracht der Welt; agil, daß es in seiner fast teuflischen Behendigkeit ein leises Grauen einflößt. Ein Ahasver, der die Welt tausendfach durchpilgert hat, dem es plötzlich einfällt, die unrastvollen Glieder an einen der Urriesen in Norwegens geheimnißschwangeren Wäldern zu lehnen. Seine tiefsten Wunden leugnet er mit höhnischen Fratzen, und er sieht mit einem Male dem heidnischen Waldgott ähnlich, wenn er unvermittelt eine unscheinbare Flöte hervorzieht, die er irgendwo am Wege fand, und wenn er ihr Lieder entlockt voll von einer so quellenden Süße und schmerzlichen Trauer, daß die Welt mählich aufhorcht und athemlos lauscht und ihm zurufen möchte: „Wer bist Du, Seltsamer? Wie fandest Du so leicht in Deinen Liedern die süße Schmerzlichkeit, die so lange schon in unseren Seelen dunkel aufschluchzte und doch nicht Wege fand, sich auszuweinen?“

Dieser Vierte ist **Knut Hamsun.**

* * *

Hamsun ist das in Wirklichkeit, was uns über die Herren Barrès, Huysmans kritiklos ausgeschwätzt wurde: Ein Erlöser des modernen Geistes.

Wem er seine Seele mitgetheilt hat, will sagen: Wer seine Schöpfungen kennt, ist von tausend quälenden Alpdrücken befreit, dessen Augen glänzen wie nach einer Offenbarung. Und das ganze Geheimniß ist bei ihm, wie bei jedem Vollkünstler, nur, daß ihm ein Gott gegeben hat zu sagen, was er leidet. Verglichen mit ihm, bedeutet uns das Dichten Hauptmanns etwa nur das Stammeln eines armseligen, schmerzbedrückten Kindes. Julius Hart, dessen Schaffen die Deutschen übrigens ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken sollten, tappt, wenn man ihn gegen Hamsun stellt, nur mühsam und schwitzend einher, wie Einer, der stöhnend unter tausend Schmerzen seine tiefen Schächte öffnen will und das Tiefste nicht heben kann, während er nach der Zauberformel ringt. Neben all diesen Keuchenden und Ringenden strahlt Hamsun wie ein leichtbeschwingter Götterliebling, der mit zauberischer Mühelosigkeit die schwersten Thore sich erschließen läßt und im Gefühle des nimmer versiegbaren Quells ungeahnte Schätze lächelnd über die Welt streut.

Wer kritiklos den ersten, flüchtigen Eindruck ausdrücken möchte, den er von diesem Dichter empfangen hat, wird unfehlbar das Prädicat „seltsam“ dafür finden. So reagirt der auf preußische Uniformirtheit und Ordnung dressirte Bourgeois auf diese Persönlichkeit, die sich auf jeder Seite ganz unverkennbar ihm entgegenstellt. Und das ist gewissermaßen Merkmal, weil eben jede Persönlichkeit mehr oder weniger „seltsam“ ist, denn das heißt natürlich nichts mehr, als anders wie alle Anderen, tief geschieden in seinem eigensten Wesen besonders vom Philisterium.

Und doch ist wirklich Etwas in dieser Persönlichkeit oder in ihren Aeußerungen, das selbst scharfe Prüfer der Seele stutzig machen kann: Ein seelisches Phänomen, wie es in so stark ausgeprägter Intensität sich kaum vorher schon geäußert hat; man kann es wohl ein „seelisches Fratzenschneiden“ nennen. Man sollte sich aber Mühe geben, das zu verstehen, und das Verstehen erscheint mir nicht einmal sonderlich schwer. Denke man sich nur einen Menschen, dessen Brust zerrissen ist von tiefsten Schmerzen, der die Lippen zusammenpreßt, um seine Qual nicht den tausend Gleichgiltigen zu verrathen. Er weiß genau, daß sie ihn neugierig und im besten Fall ein wenig mitleidig anstarren würden, um unbewegt und ihrer eigenen Ruhe froh, weiter zu wandern und zu singen. Aber seine Schmerzen sind so ungeheuerlich, daß wider seinen Willen sich stöhnende Schreie von seinen Lippen ringen und dicke, heiße Thränen über das zuckende Gesicht stürzen. Jetzt hat die Welt Zeit, das Bild der Qual zu betrachten, und will wieder weiterwandern. Die Scham erwacht in dem Zerrissenen, ein dämonischer Drang, die Canaillen zu dupiren, die eben sein Tiefstes nackt gesehen haben. Er beginnt wilde Capriolen zu schlagen, verzerrt sein Gesicht zu wüsten Grimassen, versucht ein höhnisches Kichern und schleicht dann, vor sich selbst ausspeiend, in den geheimsten Winkel. Das ist der Aristokrat, der zu stolz ist, sich gar bemitleidet zu sehen; ein verwirrter, zerquälter Adel . . .

Eine seltsame Aristokratie in Wirklichkeit, der dieser Dichter zugehört; und doch vielleicht die echteste. Man muß wissen, wie sich sein Leben gestaltet hat, um zu begreifen, wie eigenartig die wirrsten Fäden sich harmonisch in einander geschlungen haben mögen. Hier sind die nackten Daten, ganz äußerlich:

Am 4. August 1860 wurde er als Sohn einfacher Bauern in Gudbrandsdalen (Süd-Norwegen) geboren. Auf dem kleinen Bauernhof, den die Eltern vier Jahre nach seiner Geburt im nördlichsten Norwegen erwarben, verbrachte er die erste Kinderzeit. Hat nicht dort vielleicht die Mitternachtssonne in die kindliche Seele hineingespukt? . . . Zehn Jahre alt, kam er zu einem Onkel, der ihm „wenig Essen und viel Schläge" gab, und vierzehn Jahre alt, kam er in einen kleinen Laden seiner Geburtsstadt, wo er vermuthlich Heringe und Zucker verkaufte. Ein rastloser Wandertrieb mochte ihn erfaßt haben; ein Jahr später begann er durch Norwegen zu ziehen, als Hausirer, Volksschullehrer und Kanzlist. Neunzehn Jahre alt, ging er nach Kopenhagen, um seine erste Dichtung zu publiciren. „Mein Dichterwerk wurde refüsirt," schreibt er mir in seinem rührend schlichten Ton. Er wurde als Arbeiter an den öffentlichen Wegearbeiten angestellt und ging nach Amerika, wo er als Farmer, Commis und Priester sich durchschlug, bis ihn eine schwere Lungenkrankheit befiel. Wohlthätige Menschen schafften ihn nach Norwegen zurück, damit er auf heimischer Erde sterbe. In Norwegen wurde er plötzlich wieder gesund; jetzt begann er mit der Feder und verdiente damit so viel, daß er am Hunger beinahe zu Grunde ging. Er ging abermals nach Amerika und wurde diesmal Pferdebahnschaffner; schließlich kam er nach Europa zurück, in Kopenhagen wurde er ein paar kritische Abhandlungen los und — hungerte. Damals schrieb er seinen Roman „Hunger", der, zuerst in kleinem Ausschnitt gedruckt, Aufsehen erregte. Endlose Wanderungen: zwischen Kopenhagen, Norwegen, Deutschland und Paris bildeten die folgenden Jahre; dazwischen schrieb er seine Bücher. Jetzt lebt er mit norwegischem Staatsstipendium in Helsingfors.

Acht Bücher*) liegen vor mir; sie erzählen Alles, was sich zwischen diesen äußerlichen Lebensdaten in einer ungemein schwingungsreichen und tiefen Künstlerseele abgespielt hat, ein treuer Spiegel des Schöpfers. In diesen acht Bänden ist ein Singen und Klingen; sechs Romane, von denen vier eigentlich nur Gedichte sind. Gedichte aber von einer Kraft des Rhythmus und von einer Lebensfülle, wie man sie heut nur bei ein paar Ganztiefen findet.

---

*) Sämmtlich bei Albert Langen, München, in geschmackvoller Ausstattung erschienen. Th. Th. Heine hat ihnen seine besten Buchdeckel gezeichnet. Die Uebersetzung hat zum größten Theil Frau Maria von Borch mit einer Feinfühligkeit besorgt, die diesen Büchern den ganzen intimen Zauber einer virtuosen Sprachbeherrschung und Sprachkunst nicht schuldig geblieben ist.

Wer sein erstes Buch „Hunger“ kennt, wird es nie vergessen. Es beginnt ganz schlicht und rührend: „Es war damals, als ich in Christiania herumging und hungerte, in jener seltsamen Stadt, die Keiner verläßt, ehe sie ihn gezeichnet hat . . .“ Das ist der Accord, auf den dieses wundersame Buch gestimmt ist; niemals schwingt ein falscher Ton mit, wenn diese leise, wehmüthige Melodie singt . . . Er hat nicht einen Oere in der Tasche und hungert tagelang. Dazwischen trägt er sich mit Plänen zu großen Werken, zu epochalen Abhandlungen: „Ueber das Verbrechen der Zukunft“ und anderen; Stück für Stück zehn Kronen, die er von den Redactionen zu bekommen nicht zweifelt. Oh, welche Illusionen stecken in dem Kerl! Während er nach zweitägigem Fasten um die Garküche herumstreicht, lacht um ihn die Welt in der goldensten Frühlingssonne. Und er schämt sich, daß er solcher Pracht gegenüber noch Gedanken an's Essen hat. Er versetzt bei bitterstem Frost seine letzte Weste, um sich Brod zu kaufen; dafür bekommt er ein und eine halbe Krone. Für die halbe kauft er das Nothdürftigste, die ganze schenkt er einem Bettler und wundert sich nicht, wenn der ihn für einen verkleideten Baron hält . . . Nein! das, was ich hier von dem Buch zu erzählen versuche, kann keinen Begriff von dem Menschen geben, der darin lebt. Dieser Mensch, der den leisesten Stimmungsregungen folgt, der eine köstliche Zartheit der Seele besitzt und monatelang hungernd und frierend durch die Straßen irrt, fühlt über sich einen ungeheuren Weltwillen, der nichts ist als eine himmlische Güte gegen alle Geschöpfe. Wollte man etwa gar seine göttliche Güte bezweifeln, nur weil es ihm, dem lächerlich kleinen Atom, zum Verhungern schlecht geht? Während er durchnäßt und durchfroren im Walde campiren muß, hört er in den nächtigen Höhen die Symphonien der rollenden Welten über sich, der Sterne, die einen Gesang intoniren . . . Und seine Seele ist gefüllt von stummer Gottesverehrung! . . . Noch niemals hat der Pantheismus einen reineren, demüthigeren Ausdruck gefunden. Wer die seltene Seele dieses Menschen so verstanden hat, begreift jetzt auch, warum all' die unendliche Qual, die den Wahnsinn schon herangerufen hat, ihm nicht einmal einen brusttiefen Schrei der Empörung herauspressen kann. Hat er das Recht, wegen seines Bischens Hunger und Elend sich gegen die Welt zu empören? Sollte er etwa in socialistische Versammlungen laufen und den Besitzenden blutige Rache schwören? Nein, dazu sind die Knechte da, die wirklichen Parias. Er, der König, der Aristokrat, mag schon den Geruch dieser Sklaven nicht leiden. Er haßt keinen Menschen, und „niemals ist in seinen Gedanken ein Funken von Bosheit oder Mißtrauen oder Bitterkeit“. So ist der Mensch beschaffen, der uns sein erschütterndes Hungerlied singt, gottesfürchtig und von kindlich rührender Reinheit der Seele. Darum ist in diesem Buche nicht so herzzerreißend, was er leidet, als vielmehr, wie er leidet. Und zu dieser Offenbarung seiner geheimsten Persönlichkeitsreize steht ihm die große Kunst unmittelbarster Gestaltungsgabe zur Seite, mit

einer Schmiegsamkeit und Aussagungsfähigkeit, wie sie in der Weltlitteratur sicherlich einzig dasteht. Niemals schien die Kunst der Gestaltung und Aussagung des verdichteten Erlebnisses bei irgend einem Künstler unbewußter, und niemals war sie so raffinirt zäh und dabei doch spielerisch leicht wie bei Hamsun. Für jeden Künstler und Psychologen muß diese bewunderungswürdige Gabe als ein künstlerisches Phänomen ersten Ranges gelten, und die Seelenforscher aller Zeiten und Zonen müssen diesen seltsamen Norweger wie ein Fabelthier betrachten, denn Keinem war es je so unendlich leicht geworden, seine Seele so ganz restlos herauszuschälen. Weiß man nicht von den Qualen des künstlerisch Schaffenden, der — so tief und voll das Lied ihm auch aus der Brust bricht — immer noch in verzehrend unfruchtbarem Bemühen einen letzten Bodensatz in der Seele fühlt, dessen dunkle Unbewegtheit allem Gestaltungswillen spottet? Dieses Letzte, Tiefste seines Herzens singt Hamsun aber heraus, daß alle Welt wie erlöst und mit freiem Athmen zu ihm aufschaut.

Darum auch die rein artistische — also wesentlich äußerliche — Entwickelung aller Organe für die seltensten Intimitäten der Sprache und Technik. Hier ist die Sprache in der That ein Instrument, das mit wundervoll abgetönten Accorden der zartesten Seelenstimmung gehorcht.

Und alles, das in diesem ersten Buche aus seiner Tiefe herauffang, weiß er noch einmal zu verdichten, voller, orgelmächtig; diese Dichtung heißt „Pan". Welch ein Buch! Haben jemals schon die Natur so gelebt, die Wälder so gerauscht und das Meer so gesungen? Das ist nicht der Pantheismus Goethes, der das geheimste Schaffen der Natur belauschen will, nicht Shelleys, der die Welt in mächtigen Rhythmen um die Adel-Creatur kreisen läßt. Ein süßer Friede und der reinste, naivste Gleichklang mit allem Belebten, das ist Hamsuns Naturgefühl. „Alles läßt sich mit mir ein, vermischt sich mit mir; ich liebe Alles. Ich hebe einen Zweig auf, seine dürftige Rinde macht Eindruck auf mich, Mitleid durchzieht mein Herz." Hier in dieser demüthigen, kindlichen Ehrfurcht erkennt man aber das Ende seines Aristokratismus. Er fühlt sich nicht wie Shelley als Mittelpunkt der Welt, sondern ist dankbar und gottesfürchtig, als ein verschwindender Atom an ihr Theil zu haben. Wenn er so gottverlassen durch den Frühling streicht oder in seiner einsamen Hütte kauert, singt seine volle Seele demüthige Dankgebete, daß er begnadet ist, all die Pracht zu sehen und in sich aufzunehmen. Und das Meer liegt still und glatt, der Himmel offen und rein. „Er starrt in dieses klare Meer, und es ist, als läge er von Angesicht zu Angesicht dem Grunde der Welt gegenüber, als klopfte sein Herz so innig diesem reinen Grunde entgegen, als sei es dort daheim." So ist sein Buch ein einziger, volltöniger Dankhymnus an den Vater alles Lebendigen, und voll unendlichen Glückes geht er allem Belebten entgegen wie einer ungeheuren Gemeinschaft von Brüdern.

Das ist der naive Mensch, dessen letzte Ziele sind, mit der göttlichen

Urkraft seines Wesens Tiefe zu verbinden. Und ganz seltsam ist es, wie scheinbar ganz unvermittelt dicht neben seinem Leben die Conflicte der modernen Seele, des unendlich Complicirten, Verfeinerten und Culturreifen, sich abspielen. Zugleich setzt der erotische Ton ein, und neben dem Hohelied seines rührenden, naiven Gottgefühls oder Naturgefühls schwingt auf zitternden Saiten die süßeste und schmerzlichste Liebesmelodie mit. Beides gleich mächtig und innig ineinander gewoben. Diese klaffenden, seltsamen Widersprüche in seiner Seele entsprechen dem gleich seltsamen Dualismus seiner Geburt einerseits und seines zerrissenen, culturverderbten Lebensganges auf der anderen Seite. Seltsam und aller Formel spottend, bleibt nur die reiche und tiefe Künstlerschaft und Morbidität in dem Sohne einfacher Bauern. Das trutzige Blut der Eltern aber verleugnet sich nicht so völlig in ihm. Im „Redacteur Lynge" und in „Neue Erde" ist es der starrnadige, bedingungslos Recht heischende Bauerntrotz, der sich gegen die Schlechten und Gemeinen bäumt. —

Wie von einem Zauberstabe entfesselt, bricht im „Pan" die zweite Tiefe seines Wesens, die Erotik, herauf, und der Strom ist so voll und stark, daß er mählich ganz von ihm Besitz nimmt. Erotik ist ein enges Wort, es deckt nicht die Weiten, in die sich die Verdichtungen der Liebe bei Hamsun dehnen; das ist schon durch seine persönliche Auffassung bedingt. Hier erst lebt der ganze, moderne Culturmensch, der sich gegen das Weib wehrt, von dem er tragisch nicht loskommen kann, das ihn mit klammernden Armen in das süße Verderben zieht. Nicht etwa wie bei unserem tiefsten Erotiker, Przybyszewski, der fanatisch dunkle Haß, der die Himmel anklagt für die furchtbare Gabe des blutsaugenden Weibes, eigentlich nur eines höllischen, mordenden Vampyrs in der blassen Maske schwacher Weiblichkeit! Sein Sang ist von anderer Art und ungleich süßer. Ein ewiges, unfruchtbar peinvolles Spiel von Geschlecht mit Geschlecht, ein süß-schmerzliches Zueinander und ein stöhnendes Voneinander. Lacht er nicht, der frei und ledig in der Welt herumschweift, seines Besitzes an Reichthum der Seele, den er von einer hohen Cultur mühelos ererbt hat? Er wächst so hoch, daß er freien Auges mit Gott zu reden wagen darf. Ist er nicht ein Herrscher? Und nun zeigt Edwarda ihm ihre kleinen, sechszehnjährigen Füßchen, und ihr glühender Mund plappert ein paar Worte zu ihm. In diesem Augenblick fühlt er etwas an seinem Herzen rühren, wie ein flüchtig, freundlich Grüßen. Dieser Reiche, Freie beugt sich willenlos vor dem braunen Strandkinde. Er steht voller Demuth vor ihr, ein Gefesselter, Besiegter. Er bäumt sich gegen dieses Nichts, das ihn zwingt. Kein wildes Bäumen, sondern ein seltsames Hin- und Herzerren. Oder er fügt sich geduldig und saugt den süßen Schmerz wollüstig in sich hinein; diese eigenthümliche Wollust am Schmerze ist so stark und so drängend, daß seine ganze Erotik schließlich darauf hinausläuft, sich selbst und das Mädchen unablässig zu peinigen. Und das ist eigentlich nichts Anderes wie die Furcht vor der Sinnlichkeit,

die in ihrer ewiggleichen Monotonie die größte und süßeste Liebe so gemein macht, wie die viehische Brunst eines Alphons. Oh nein, nein! Das ist nicht seine Liebe, die widerwärtig mit schlaffen Nerven in den grauenden Morgen blinzelt. Man beachte die bezeichnende Episode mit Ylajali im „Hunger“. Seine Liebe ist hungrig, trauernd-süß, und so singt sie ihre bitteren Sehnsuchtslieder oder ihre süß verlangenden Märchen. Kennt Ihr nicht das Märchen von Diderik und Iselin? Nun, der Lieutenant Glahn träumt das Märchen in einer milden Sommernacht, einer Nacht, in der sich sein Blut vor Danksagung gegen all die weichen Lüfte und Herrlichkeiten in seinen Adern beugt. Es ist die Geschichte, als Iselin eben sechszehn Jahre war und da sie den jungen Dundas zum ersten Male sah; sie, des Lebens Geliebte . . .

Lul, lul! Eine Stimme spricht, es ist, als ob das Siebengestirn in meinem Blute singt, das ist Iselins Stimme.

Schlaf, schlaf! Ich will Dir erzählen von meiner Liebe, während Du schläfst, und ich will Dir erzählen von meiner ersten Nacht. Ich zählte sechszehn Jahre, es war Lenzzeit, und laue Winde wehten. Dundas kam. Er war wie der Aar, der brausend daherkam . . .

Am Abend nach dem Jagen ging ich und sah nach ihm im Garten und hatte große Angst, daß ich ihn finden würde. Ich sprach leise seinen Namen vor mich hin und hatte große Angst, daß er ihn hören könne. Da tritt er hervor aus den Büschen und flüstert: Heut Nacht Schlag eins. Worauf er verschwindet.

Heute Nacht Schlag eins, sage ich bei mir, was meint er damit? Ich verstehe nichts. Er meinte wohl, er würde heut Nacht Schlag eins auf die Reise gehen; aber was kümmert es mich, ob er reist.

Da geschah es, daß ich vergaß, meine Thür zu verriegeln . . .

Schlag eins tritt er ein.

„War meine Thür nicht verriegelt?“ frage ich.

„Ich will sie zuriegeln,“ antwortet er.

Und er schließt die Thür und riegelt uns ein.

Ich hatte Angst vor dem Lärm seiner großen Stiefel. „Weck meine Magd nicht!“ sagte ich. Ich hatte auch Angst vor dem krachenden Stuhl und sagte: „Nein, nein! Setz Dich nicht auf jenen Stuhl, er kracht! — Darf ich bei Dir auf der Ruhbank sitzen?“ fragte er. —“ „Ja, sagte ich. Aber das sagte ich nur, weil der Stuhl krachte. Wir saßen auf der Ruhbank. Ich rückte von ihm fort, er rückte mir nach. Ich sah zu Boden. — „Dich friert!“ sagte er und nahm meine Hand. „Wie Dich friert!“ und legte den Arm um mich.

Mir wurde warm in seinem Arm. Wir sitzen so eine Weile. Ein Hahn kräht.

„Hörst Du,“ sagte er, „ein Hahn hat gekräht, bald ist es Morgen.“

Und er rührte mich an und machte mich dadurch verzagt.

„Wenn Du nur ganz sicher bist, daß der Hahn gekräht hat," stammelte ich.

Und ich schloß meine Augen vor ihm. . . ."

Während des Tages wandelte Iselin herum wie im Traum. Und als die Nacht wieder kommt, kommt Dundas, und sie läßt ihn ein und schiebt selbst den Riegel vor, ihm diesen kleinen Dienst zu erweisen. Sie muß die Augen vor Liebe schließen und birgt sich an seiner Brust. Er lauscht auf den Hahnenschrei, und sie sagt hurtig:

„Nein, wie kannst Du glauben, daß es wieder Hahnenschrei war. Da krähte nichts."

Er küßte mich auf die Brust.

Es war nur ein Huhn, das gekräht hat, sagte ich im letzten Augenblick.

„Wart ein wenig, ich will die Thür verriegeln," sagte er und wollte sich erheben.

Ich hielt ihn zurück und flüsterte:

„Sie ist verriegelt . . ."

Das ist die Geschichte Iselins, die Alle liebte, einer schwerblütig-nordisch süßen Venus. Und sie soll, denke ich, die erhebliche Eigenart ihres Dichters documentiren. All die Süßigkeit des Ungenossenen, sehnsüchtig Erwarteten singt in ihr und ein tiefes Schamgefühl vor einander, daß nicht der Eine den Anderen nackt sähe. Sollte das nicht ein Merkmal der Erotik aller Culturhohen sein, die Scham und Furcht der Geschlechter vor einander, die schließlich doch nichts gegen den Instinct ausrichten können? Und sollte diese Erotik nicht von schmerzlich tiefer Tragik sein, die den höchsten Menschen das Ohnmachtgefühl in dem ewigen Kampf des Gottähnlichen mit dem Thierähnlichen predigt? Ohnmacht nennt der moderne Erotiker deshalb das, was dem Renaissancemenschen die unermeßliche Freude am Ausgenießen und Ausleben war. In diesen triumphirten alle Leidenschaften, hier war ein ewigheiteres Kraftausströmen, in jenen schaffen sie die bittersten Conflicte und die tiefsten Zweifel. — Muß ich bei dieser Gelegenheit wiederholen, daß die Gegensätze zwischen „modern" und „Renaissance" für mich auch außerhalb der Erotik vorhanden sind? —

Man sollte sich darum hüten, in den Märchen des „Modernen" die Naivetät zu suchen. Eine Seele, die zwischen Wunsch und Realität, zwischen eigener Leidenschaft und kalter Umwelt, tausend intimste Conflicte durchgekämpft und tausend Raffinements durchkostet hat, kann beim besten Willen nicht die naiven Unwirklichkeiten erträumen. Was dennoch naiv, primitiv und märchenhaft aussieht, ist eine raffinirte Delicatesse. Ich mag damit nicht die Märchenwelt des Herrn Hauptmann vertheidigen, denn in ihr lebt keine moderne Seele ihre raffinirt-primitiven Fabeln aus; hier spukt vielleicht nur noch ein Restchen germanischer Märchenfreude in unerquicklicher Ver-

derbtheit. Ich meine vorzüglich die Fabelwelten Maeterlincks und Hamsuns, die man so verstehen sollte. Deshalb ist das Märchen von Diderik und Iselin, das eine der süßesten, modernen Lyrismen bildet, für Hamsun so ungeheuer bezeichnend. Die erotische Tragik klingt in seltsamen, allerfeinsten Mysterien, die weiter nichts sind als ein ewiger Kampf zwischen den Geschlechtern, aber kein blutiger Kampf, sondern ein stummes, verzweifeltes Hin und Her. Ein bitteres Liebeslied, das von dem qualvoll unerbittlichen Verbluten singt. Es ist ein ungeheuerer Trotz, eine instinctive Furcht vor dem Geschlecht, die alle Tiefen aufwühlt, bis der zerquälte Mensch zitternd und ohnmächtig es geschehen lassen muß, wie ihn diese süße Vernichtung verdirbt. Dieser Johann Nilsen Nagel, der einen knallgelben Anzug trägt, sich benimmt, daß ihn die seelensgute Bourgeoisie in's Tollhaus sperren möchte, ist garnicht so seltsam. Er kämpft einfach ehrlich an gegen den süßen blondzöpfigen Teufel Dagny, der beinahe aussieht wie die schmächtige Großmannstochter Edvarda. Er schlägt die ausgesuchtesten Capriolen, lügt sie an und gesteht ihr im selben Augenblick, daß er sie frech belogen habe. Er verwirrt und beleidigt sie, er verspricht einer weißhaarigen alten Jungfrau die Ehe, wie Glahn sich gegen Edvarda der winzig kleinen Füßchen Evas, der Frau des Schmiedes, freut und ihrer weißen Glieder, um in der nächsten Minute sich selbst vor tiefem Ekel zu verabscheuen. Und darein mischt sich seine glühendrothe Scham; dieser feinste Mensch muß dulden, daß man in seine nackte, schamhafte Seele sehe. Darum werden seine Capriolen noch wilder und grotesker, seine Brutalität muß helfend einspringen, seine Launen wechseln rascher, und sein Sinnen und Trachten ist glühend darauf gerichtet, die Welt und Dagny nicht zuletzt zu düpiren.

Und all diese Tragik stelzt nicht auf hohem Kothurn einher, sie scheint eine schlichte Alltagssache zu sein, wie Nagel uns die Schleier von den Mysterien der tieffsten Unbewußtheit, der Psyche hebt und dennoch vor Scham bebt und nicht aufhören mag, sich hinter den seltsamsten Masken zu verstecken. So bilden die „Mysterien" die grandiose Verdichtung des Feinsten und Absonderlichsten, das sich in dem modernen Erotiker regt, ein furchtbares Kampflied, das in stetig leisen Accorden vorübersingt und niemals zu wuthentflammtem Brustschrei anschwillt. Es ist nicht schwer zu begreifen, daß sich dieser rastlose Kämpfer einmal ermüdet fühlen mag, zum Hinsinken ermattet durch die Ewigkeit des Kampfes und Handelns. Und eine Sehnsucht mag aus seines Herzens Tiefe hervorbrechen, die nach Frieden und Ruhe schluchzt. Ein rührendes Heimverlangen des lebenslang Irrenden, ein herzzerbrechendes Gebet um ein stilles, heimliches Glück, das noch so klein sein mag. Vielleicht so ein süß-beruhigendes Glück, wie der ärmste Tagelöhner es in den Feierstunden um das verführerisch trauliche Summen der Petroleumlampe erleben darf, das wäre dieses Erschöpften und Kampfmüden heimlichste Sehnsucht. Er muß mit leeren Händen im

frostigen Herbstabend, von Kälte durchschauert, stehen und zusehen, wie alle die Bürger das heiterste Glück besitzen, die volle friedliche Sattheit der Seele und des Leibes. Das ist der Roman „Neue Erde", in dem die Bohème versinkt, und das reine Glück tiefen Friedens endlich in das Herz des einfachen Kaufmannes Tiedemann einzieht, der mit reinen Händen sich an seinen mühsam eroberten Herd setzen darf, indeß die schmutzige Litteratenmeute sich draußen ehrlos verkauft und einander in den Koth schleift.

Dieses Buch ist Nichts weiter als eine Verherrlichung der Bourgeoisie, in der man in diesem Falle nur das Symbol des Friedens und des Ausgleiches zwischen Leidenschaft und Wirklichkeit sehen soll, denn Hamsun soll damit nicht etwa die bodenlose Flachheit und Bornirtheit unterstellt werden, der wir, d. h. die deutsche Litteratur eine Verherrlichung der Bourgeoisie verdanken. Ich meine damit das trostlose Machwerk „Die Kameraden" des Herrn Ludwig Fulda, dem allerdings Nichts näher liegen mag als die blödbourgeoise Oberflächlichkeit und Nichts ferner als die tiefen Geheimnisse der künstlerisch ernsthaft Ringenden. Bei Hamsun ist das Motiv klar genug: Ein schluchzendes Sehnsuchtlied nach Kinderfrieden, nach Gleichmaß: tausend verborgene Quellen strömen hier zusammen. Gewiß soll nicht übersehen bleiben, daß es Resignation ist, die ihn die schweren Waffen strecken läßt, und eine kraftentkleidete Müdigkeit, die nach Frieden weint — um jeden Preis.

Die seelische Entwickelung schritt also allmählich und in ihrem Zusammenhange klar vorwärts. Und darum ist sein letzt erschienenes Buch wirklich ein Abschluß dieser vorläufigen Entwickelung: „Victoria, die Geschichte einer Liebe." Hier feiert seine Stilkunst den höchsten Triumph, und die Liedhaftigkeit seiner süßen, tragischen Weise schluchzt hier auf, so tief und voll wie nie in einem Buche der heutigen Dichtung. Dieses Buch ist jetzt volle 3/4 Jahre in deutscher Sprache erschienen, und es ist kaum beachtet worden. Ein böses Zeugniß für die deutsche Durchschnittskritik. Es hat noch keinen kritischen Leser gefunden, der zu erkennen verstanden hat, welche köstlichsten Blüthen der Dichter in diesen rührend schlichten Kranz gewunden hat. Und doch will es mir scheinen, als müßte dieses Lied im erlesenen Chore der Ewigkeitgesänge erklingen und nimmer vergessen werden. Dieser dünne Band, in dem Nichts geschieht außer den Geschehnissen der Liebestragödie zwischen dem reichen Schloßfräulein und dem armen Müllerssohne, spinnt die Seele in süßeste Wehmuth. Man mag über dieser Geschichte einer Liebe mit glühenden Wangen die Welt vergessen, wie einst als zehnjähriger Bengel man über den ritterlichen Romanen der Gartenlaube die Welt vergaß, eingewiegt in phantastische Träume, die zwischen Liebesglück und Liebesleid pendelten. So muß sich dieser letzte Roman Hamsuns die stillen Genießer fangen. — Hier sind die Kämpfe der Seele ausgekämpft, was erst als wehes Gebet in die Frühlingslüfte gestammelt war, diese tiefste Friedenssehnsucht, diese raffinirte Furcht vor Allem, was handelt, kämpft und schreit,

das hat sich hier das lockende Idol ersonnen. Ein wehmüthiger Traum ohne Leidenschaften, in raffinirt stillen, wundervoll harmonisch ineinander webenden Tönen ein herklingendes, herzzerreißendes Lied, das ist Hamsuns Buch „Victoria". Ist nicht der Titel schon eine melancholische Ironie? Victoria, die Siegbringende! . . .

Hat das nicht schon tausendmal in Euren Herzen geklungen? . . . . Und er, der Sohn des Müllers, liebt von Jugend an die schlanke, blasse Tochter des reichen Schloßherrn. Er muß sich zu Knechtesdiensten hergeben, den geputzten Kameraden den willigen Handlanger abgeben, weil ihre sanften Augen ihn bitten. Er heißt Johannes und sie Victoria. Und er liebt mit all' seiner starken Seele, und sein kräftiger Körper ist glücklich, sich vor ihrer blassen Nichtigkeit zu beugen. Doch Papa spricht sein Wörtlein mit; er hat einen Neffen, der von altem Adel ist, die reichgestickte Uniform der Auserwählten im Reiche trägt. Dem will er seine Tochter vermählen. Denn Papa hat ein bischen arg gewirthschaftet; die Tochter soll den reichen Vetter nehmen. Und Victoria ist einverstanden. Johannes aber, der Sohn des Müllers, ist von Gott mit hoher Gnade bedacht; er ist ein Dichter und ein Sänger. Aus seiner Brust quellen die schmerzlichsten Lieder, ein Quell rothen Herzblutes, der herniederströmt und bescheiden zu den Füßchen Victorias im Sande versickert.

Bald weiß sein blutendes Herz die stummen Qualen nicht zu tragen, und er klammert mit sehnenden Armen sich an die blühende Unschuld einer Reinen, die ihm der Himmel in die Arme führt. Was verschlägt's? Ein Anderer kommt; sie gleitet zu ihm hinüber, die letzte sonnige Helle seines Lebens. Er mag wohl dabei gut Lieder singen können. Doch Wunder geschehen; der Bräutigam Victorias wird erschossen; sie ist frei und will sich zu ihm flüchten. Das ist der Fluch seiner Liebe, er muß sie stehen lassen. Victoria erfährt um seine Verlobung, und diese blasse, heilige Dulderin muß sterben . . . .

„Haben Sie jemals, je—mals gesehen, daß ein Mann diejenige bekommen hat, die er haben sollte? Eine Sage erzählt von einem Manne, den Gott in der Weise erhörte, daß er seine erste und einzige Liebe bekam. Aber eine große Herrlichkeit entstand nicht daraus für ihn. Weshalb nicht? werden Sie wieder fragen, und sehen Sie, ich antworte Ihnen! Nun, aus einem einfachen Grunde, weil sie gleich darauf starb, — gleich darauf, hören Sie. Ha, ha, ha, augenblicklich darauf. So geht es immer." Das erzählt der an der Liebe zu Grunde gekommene Hauslehrer dem jungen Dichter.

Man sollte sich wohl hüten, dieses Buch gering zu schätzen, denn niemals quoll sein Sehnsuchtlied so stark, und niemals barg seine Stimme so innigen Zauber. Und so einfach ist das Büchlein nicht, wie es auf den ersten Blick scheinen will. Es bedeutet denn auch nichts anderes als das höchste Raffinement, das wehe, verträumte Lied eines Menschen, dessen Seele

die Brutalität der Umwelt die verzweifeltsten Kampfweisen entlockt hat, bis ihre schwingende, unendliche reiche Sensibilität sich scheu in den letzten Ofenwinkel bergen mußte. Was ist natürlicher, als daß nach diesen Wandlungen in der Seele seines Helden der Dichter der „Mysterien" sich vor den wirrsten, lähmendsten Conflicten abwenden mußte, um uns dieses heilige ewige Lied in edelstilisirter Einfachheit zu singen! Wer genauer hinsieht, erkennt leicht, daß die einfach scheinende Seele des Müllersohnes schließlich von einer unendlich sensiblen Morbidität ist, die alle die tausend Kämpfe in ihren Mysterien erlebt hat, der alle intimsten Schauer der modernen Unrast nicht erspart gewesen sind. Und seine Liebesgeschichte ist in Wahrheit die ewige Geschichte der Geschlechter und zugleich voll moderner Sehnsüchte von unvergleichlich hohem poetischen Werthe. Keine philosophischen Reflexionen spuken darein, die ihm die eigentlichste Verdichtung kreuzen wie bei seinem großen Landsmann Ibsen. Man denke an dessen Resignationsdichtungen „Baumeister Solneß" oder den wundervollen „John Gabriel Borkmann", denen der speculative, ewig bohrende Geist nicht die süße Wohlthat läßt, ihre schwermüthige Erkenntniß in Lieder zu formen.

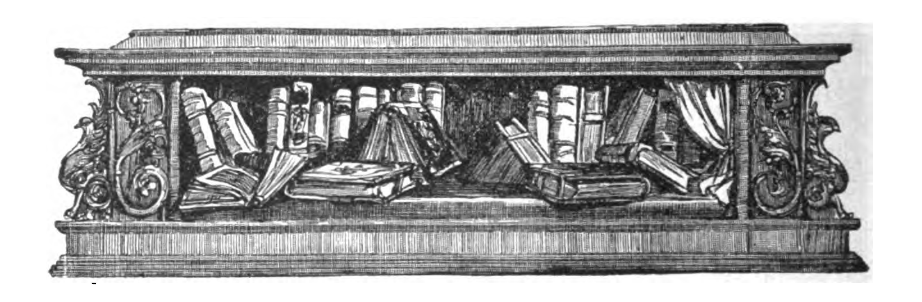
So darf man in der That, ohne verkleinernden Nebensinn, die Erotik als das drängende Element in Hamsuns Dichtung ansehen. Man wolle ihn etwa nicht für einen Dichter von Liebesgeschichten danach halten, wie es in unserer gebenedeiten Romanlitteratur deren eine Legion giebt. Denn, was ich hier mit Erotik bezeichnen will, umspannt eine ganze Welt, und wer sehen mag, weiß, daß es nicht eine Welt von gestern ist, die sich uns hier aufthut. Seine Bücher werden, da Dichter nun einmal — bewußt oder unbewußt — die eigene Zeit in sich spiegeln, einmal von außerordentlicher culturhistorischer Bedeutung sein. Nirgend in einer modernen Persönlichkeit liegen die modernen erotischen Conflicte tiefer bloßgelegt, und nirgend haben die Sänger moderner Tragik so innige, bannende Melodien singen können. Ein großes, weltumspannendes Thema herrscht hier hindurch: Wie sich der göttlichste Mensch, der dem All das harmonische Gleichmaß ablauscht und dessen Brust in einem Athemzuge sich bewegt mit den großen Brüsten der Natur, wie dieser Mensch plötzlich von den unverständlichsten Instincten, die ihm die peinliche Erinnerung der Thierverwandtschaft aufnöthigt, überwältigt wird, und wie seine stolze Höhe vor diesen dumpfen Gewalten in den Staub sinkt. Wie er sich unter tausend Zuckungen wehrt und doch die ganze Süße dieses rastlosen Zueinanderwollens auskostet und wie seine beste Kraft sich verzehrt. Endlich wie er morbide und feinnervig ist, alle die complicirten Sensationen aufzuspüren und tief genug, jede Einzelerscheinung als winziges und doch wundervoll mit dem All verwebtes Theilchen der großen, tiefgütigen göttlichen Welt zu betrachten.

Das also ist die Welt, die uns Hamsun aufthat. Man begreift, warum nicht — wie bei Strindberg — der Socialismus in diese Welt sein verwirrendes Geschrei hineintönen lassen konnte, warum nicht — wie bei

Garborg — die Kirche Kraft genug üben durfte, den Müden in ihren Schooß zu betten. Dieser Romantiker, der dem Realen ferner steht als Einer, lebt seine Persönlichkeit in einer dämmrigen, süßdurchdufteten Fabelwelt aus, in der die Himmel nicht vom kleinen Leben des Gemeinmenschlichen begrenzt sind; in einer Welt voll unvergleichlichem Zauber und Reiz. Kein moderner Dichter, nicht Maeterlinck, nicht Andere, haben der modernen Seele so wundervoll tiefe Sensationen abgelauscht, und eine unendliche Fülle niegekannter Schauer des Urgeheimnißvollen, bis heut noch Unaussagbaren, wußte er in seine Lieder zu bannen. Wenn es wahr ist, daß man in verzweifelten Stunden, nach Erlösung fiebernd, Seelen sucht, die ihre Schmerzen der Welt zum Heile verdichteten, so wird man sicher erst erlöst athmen, wenn man in seiner Welt sich liebend heimisch macht. Denn das ist das Merkmal des echten Dichters, daß seine persönlichsten, allereigensten Reize und Tiefen zugleich die typische Verdichtung seiner Zeit bedeuten. Es ist betrübend, daß man in Deutschland Hamsun noch lange nicht giebt, was ihm gebührt, daß seine Dichtungen nur selten noch wie ein intimster und geheimster Freund zur Seele sprechen.

Es sollte das Bestreben dieses Aufsatzes gewesen sein, zur Erweckung des Interesses und Verständnisses für die kostbare Kunst Hamsuns beizusteuern. Freilich wird sie immer nur Caviar für das Volk bleiben, aber alle Modernfühlenden stehen hier vor einer unabweisbaren Pflicht. Der Dichter ist heute 40 Jahre alt, und nach einer unerhört zerstörten Jugend, nach langen Jahren bitterster Sorgen und fürchterlichster Kämpfe darf er schon auf ein Lebenswerk herabsehen, das der ganzen Welt Achtung und Liebe abnöthigen muß. Und danach dürstet ja auch des scheuesten Künstlers Seele. Hamsun freilich, der einsame Tage in den finnischen Ländern verlebt und uns noch manches köstliche Document seiner reichen Seele hoffentlich schenken wird, möchte in rührender Bescheidenheit alle Huldigungen ablehnen. Man sollte aber nie vergessen, daß Europa an diesem halbgebrochenen Leben so gut wie Alles gutzumachen hat. Geht hin, lest ihn! Dann werdet Ihr ihn lieben und mit freudigerglänzenden Augen erkennen, daß Ihr nie einen Freund besessen habt, der tiefer und verwandter und erlösender zu Euch gesprochen hat.





Ludwig Rellstab und Varnhagen von Ense.

Mit ungedruckten Briefen.

Von

Adolf Kohut.

— Berlin. —



Versunken und vergessen — das ist des Sängers Fluch! Wer kennt ihn noch, den einst so gelesenen, fruchtbaren Romanschriftsteller und Erzähler, dessen gesammelte Schriften 24 dickleibige Bände ausmachen! . . . Und doch hätte Ludwig Rellstab ein besseres Loos verdient. Schon der Umstand, daß er fast vierzig Jahre hindurch in einem großen Berliner Blatte unentwegt die musikalische Kritik übte, Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide, und im journalistischen Dienst seine Kräfte aufrieb, verdient ganz besonders mit Anerkennung genannt zu werden. Durch seine scharfe Feder hat er so manchen Tagesgötzen, wie z. B. den musikgewaltigen Ritter Gasparo Spontini, gestürzt, und alle Vexationen und Verfolgungen, welche ihn in Hülle und Fülle zu Theil wurden, konnten ihn nicht veranlassen, seine ehrliche Meinung zu wechseln und sein unbestechliches Urtheil zu fälschen.

Durch seine Stellung sowohl, wie seine überaus verzweigte litterarisch-publicistische Thätigkeit stand er mit den namhaftesten Persönlichkeiten Berlins in der ersten Jahrhunderthälfte in regem Verkehr.

In erster Linie war es Varnhagen von Ense, ein ihm congenialer Geist, mit dem er fleißig correspondirte.

Die hier zum ersten Mal gedruckten Briefe Rellstabs an Varnhagen, welche sich in der Handschriften-Abtheilung der Königlichen Bibliothek in

Berlin befinden und mir zur Verfügung gestellt wurden, sind ein sehr wesentlicher Beitrag zur Beurtheilung des Charakters des interessanten und merkwürdigen Schriftstellers.

I.

Berlin, 2. December 1828.

Hochverehrter Herr Legationsrath!

Es thut mir jetzt fast leid, daß ich in dem Fall gewesen bin, nicht Ihnen, sondern einer achtungswerthen Sache meinen Dienst zu leisten, wodurch eigentlich mir der wahre Dienst geschehen; da ich im Begriff bin, Ihnen eine Bitte vorzutragen, möchte es fast so erscheinen, als wollt' ich auf mein zufälliges Einwirken dabei einen Werth legen. Am nächsten Freitag wird Herr von Holtei ein von mir verfaßtes Trauerspiel: „Franz von Sickingen" lesen; ich wage es nicht, Sie einzuladen, dieser Vorlesung beizuwohnen; daß es mir aber von ungemeinem Werth wäre, wenn diese Arbeit Ihre Theilnahme so weit erregt, daß Sie sich entschließen, sie anzuhören, daß es mir noch viel mehr werth wäre, wenn Sie sie angehört hätten und es nicht bereuten — das darf ich wohl nicht erst versichern. Aber noch einmal — ich wage es nicht, Sie einzuladen, erfülle aber, indem ich die beifolgende Karte zu übersenden so frei bin, wenigstens meine Pflicht, die mir eine Eigenliebe besserer Art aufzulegen scheint. Noch einmal bitte ich Sie aber aufrichtig und dringend, daß Sie sich ja durch keine Rücksicht zu einem Opfer bestimmen lassen mögen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr ergebenster
L. Rellstab.

II.

Berlin, 29. Juli 1833.

Hochverehrter Herr Legationsrath!

In diesen Tagen ist mir von unbekannter Seite: „Das Buch der Erinnerung" (an Rahel, die berühmte Gattin Varnhagens) zugekommen. So fern ich der Ihnen so theuren Verstorbenen gestanden, so weiß ich doch Niemand anders, durch den ich dieses den Freunden gewidmete Denkmal erhalten könnte, als Sie selbst, und ich muß es auf die Gefahr hin, für anmaßend gehalten zu werden, darauf wagen, Ihnen meinen Dank aufrichtigst abzustatten.

Schon früher würde ich das gethan haben, aber durch meine Stellung zu sehr daran gewöhnt, Bücherzusendungen, die für mich ohne alles Interesse sind, nur deshalb zu erhalten, damit ich eine Anzeige derselben veranlasse, bin ich zuweilen so nachlässig, die Packete einige Tage uneröffnet zu lassen. Dies begegnete mir auch hier, wo ich eine Gabe erwartete, auf die ich freilich nicht hoffen durfte. Entschuldigen Sie daher meine Verspätung.

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit

L. Rellstab.

III.

Berlin, 30. März 1844.

Hochverehrter Herr Legationsrath!

Verzeihen Sie meinen verspäteten Dank für die neue, anziehende Gabe, die ich Ihrer Güte verdanke; doch ich wollte einiger Maßen wenigstens darin heimisch geworden sein, bevor ich mir erlaubte, Ihnen zu sagen, wie angenehm mir Ihr ehrendes Geschenk gewesen. Gerade Keith (über welchen Varnhagen ein Werk geschrieben) war eine Persönlichkeit, die mich stets mächtig angezogen, und die Schlacht von Hochkirch hat mir auch schon Anlaß gegeben, mich auf meine Weise mit ihr etwas näher zu beschäftigen — in einer Novelle.

Daß der Laie, der bloße Liebhaber Ihrer Schriften und Gegenstände, mit denen Sie sich aus tiefgefühltem und erfülltem Beruf beschäftigen, es wagt, der Welt darüber

einige Worte zu sagen, die ihre Aufmerksamkeit auf das Buch lenken möchten, ist eine Unart, die Sie meiner langen Gewohnheit schon nachsehen müssen.

Hochachtungsvoll und ergebenst der Ihrige

L. Rellstab.

IV.

Berlin, 26. Juni 1845.

Hochgeehrter Herr Legationsrath!

Alle Ihre Muthmaßungen sind nur zu begründet. Das beiliegende Censur-schnittchen giebt Ihnen den Beleg in die Hand. Wir beabsichtigen nun eine Eingabe an das Obercensur-Gericht zu machen, über die ich jedoch mit Herrn Justizrath Lessing Rücksprache nehmen muß. Sie werden doch nicht entgegen sein?

Ich hatte noch eine zweite Stelle, die Vertheidigung Held's, aus Ihrem höchst interessanten Buch, das ich nun ganz und mit gefesseltem Antheil gelesen, abdrucken wollen, aber ich bezweifle sehr, das Imprimatur zu erhalten.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Ihr ergebenster
L. Rellstab.

V.

Berlin, 31. December 1845.

Hochgeehrter Herr Legationsrath!

Seit längerer Zeit schon fast mehr als gleichgiltig gegen die äußeren Erfolge, welche die aus meinen Ideen entspringenden Arbeiten haben, wächst in eben dem Maße mir Werth und Wichtigkeit des wahrhaften Urtheils, der bewußten Empfindung, die durch meine Versuche erzeugt werden. Welch' hohen Werth daher das, was Sie mir über mein Buch sagen, für mich haben muß, wie mir dadurch Lust und Kraft zu neuen Arbeiten gestärkt werden, mögen Sie selbst ermessen.

Ich weiß sehr wohl, welch' bedeutenden Abzug in der Veranschlagung Ihrer gütigen Gesinnung gegen mich ich machen muß; andererseits verehre ich Ihre wahrhaftige Meinung zu sehr, und darf ihr zu sicheres Vertrauen schenken, als daß ich nicht ein wahrhaftes Glück und ein sicheres Besitzthum in den Zeilen schätzen müßte, die Sie mir so überaus wohlwollend gesandt.

Nehmen Sie meine Freude darüber als den besten Theil meines Dankes an.

Daß Ihre Weihnachtstage durch einen so nahegehenden Verlust getrübt sind, erfüllt mich mit innerstem Antheil. Auch ich finde mich schon zuweilen daran erinnert, daß jedes Leben zuweilen eine Periode erreicht, in der man blos abblühen sieht, weil man den frischen Aufwuchs umher nicht mehr als sich zugehörig zu betrachten vermag. Wohl dem, der eben so viele innere Heilquellen findet, als sich Ihnen eröffnen!

Daß Ihnen dieselben zu Ihrem und unserem Besten noch lange und reichlich fließen mögen, ist mein Wunsch zum neuen Jahr.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener
L. Rellstab.

VI.

Berlin, 12. October 1847.

Hochgeehrter Herr Geh. Legationsrath!

Gestatten Sie mir für den Augenblick, Ihnen meinen aufrichtigsten Dank für Ihre neue Zusendung zu sagen, von der ich mir, wie von Allem, was Sie der Welt an litterarischen Erzeugnissen bieten, die größte Freude versprechen darf.

Zugleich erfüllt mich Ihr rastloser, wirklicher Fleiß mit Erstaunen; meine zersplitterte Thätigkeit ist nur eine scheinbare.

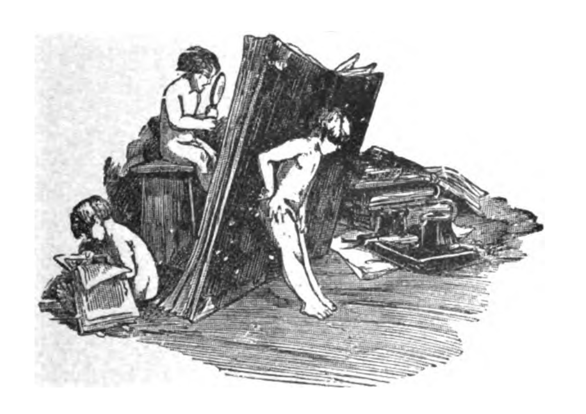
Ich hoffe, für den letzten Rest an Lebensjahren noch eine andere Art des Thuns üben zu können und dann, wenn nicht früher, halte ich das mir selbst gegebene Versprechen, die Biographie und Charakteristik meines Freundes (Varnhagen), in dem ich noch immer, trotz aller eingetroffenen Lebenserfahrungen, einen der außerordentlichsten Menschen in Beziehung auf seine künstlerische und geistige Organisation überhaupt sehe, zu schreiben.

Doch gerade dieses Werk bedarf, bei meiner Weise, der Zeit, der Reise, der Sammlung — und von alledem habe ich jetzt fast so wenig als nichts.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

verehrungsvoll ergebener
L. Rellstab.





Streiflichter auf die Kriegführung in Südafrika.

Von

A. Kogalla von Bieberstein.

— Breslau. —

Wohl nie hat sich die kriegerische Leistungsfähigkeit eines kleinen, lediglich Viehzucht und Ackerbau treibenden, jedes namhaften regulären Heereskerns entbehrenden Volksstammes in so überraschender und glänzender Weise documentirt wie diejenige der Buren im jetzigen Krieg mit England. Nicht nur daß die Bewaffnung aller Wehrfähigen vom Jüngling bis zum Greise von ihnen thatsächlich, bis auf die unerläßlichste geringe Beamtenzahl in der Heimat, ohne jede Ausnahme und mit weit ausgedehnteren Altersgrenzen wie in jedem anderen Lande mit allgemeiner Wehrpflicht, durchgeführt wurde, sondern die Vorbereitungen zum Kriege erfolgten dem zu erwartenden Gegner auch derart verborgen und mit solcher Sachkenntniß und Intensität, daß sich der Höchstkommandirende der englischen Armee, Lord Wolseley, mehrere Wochen nach Ausbruch des Krieges zu dem beschämenden Eingeständniß genöthigt sah, man habe die Stärke und Leistungsfähigkeit des Gegners völlig unterschätzt.

Wohl hatte bereits der Transvaal-Krieg von 1880/81, in welchem die englischen Truppen der Kriegstüchtigkeit der Buren völlig unterlagen, dieselbe schon in glänzendem Lichte erscheinen lassen, allein, daß sich die kriegerische Leistungsfähigkeit der Buren in einem derartigen Maße entfalten würde, wie dies im heutigen Kriege bis jetzt namentlich in Natal der Fall war, hatte Niemand geglaubt.

Die Engländer unterschätzten nicht nur die Zahl ihrer Gegner vollständig, indem sie dieselbe auf 30 000, höchstens 40 000 Mann veranschlagten, während dieselbe nach Angabe General Jouberts heute bereits 50 000, nach Schätzung Anderer 60 000 Mann beträgt, sondern sie hatten

auch keine Ahnung davon, daß der Gegner sich mit einem dem ihrigen beträchtlich überlegenen Feldgeschütz-Material versehen habe, welches mehrere Kilometer weiter trägt als das ihrige, und, was im südafrikanischen Gelände besonders wichtig ist, Granaten und Shrapnels, nicht blos Shrapnels, wie das englische Feldgeschütz, verwendet, sowie aus zahlreichen Maxim- und Nordenfeld- und zum Theil aus den modernsten Schnellfeuergeschützen, die den Engländern mit Ausnahme einiger Marinegeschütze fehlen, besteht, und daß der Gegner zugleich über schweres Belagerungsmaterial verfügte, welches er nicht nur erst bei Ladysmith, sondern von Anfang des Feldzuges an, schon bei Glencoë-Dundee in zwei 40 Pfündern mit bestem Erfolg zur Verwendung im offenen Feldkampfe brachte, und damit zum ersten Male ein völlig neues bei den Armeen des Continents zwar vorbereitetes, jedoch noch nicht zur Anwendung gelangtes Moment in dem heutigen Feldkrieg thatsächlich einführte. Der Beschießung der beiden 40 Pfünder der Buren vom Impate Berge und der Straße nach Charlestown her gegenüber sah sich das englische Truppencorps General Yules von 4 Bataillonen, 3 Batterien und 1 Cavallerie-Regiment, in einer Stärke von 5000 Mann, zu ausweichendem Hin- und Hermarsche zwischen Dundee und Glencoë genöthigt, und die napoleonische Forderung, im Kriege, wenn möglich, mit einer neuen Waffe und neuer Taktik aufzutreten, wurde von den Buren, sei es bewußt, oder in Erkennung gewisser unbestreitbarer Schwächen ihrer Organisation und Streitkräfte für die Offensive, dem taktisch geschulten regulär organisirten Gegner gegenüber, instinctiv befolgt. Eine vortreffliche Schulung, allerdings nur im kleinen Kriege, bei den Jahrzehnte hindurch von den Buren geführten Kämpfen gegen die Kaffern erworben, deren räuberische Einfälle sich bis in die neueste Zeit erstreckten, ersetzte den Buren in vieler Hinsicht die methodische Kriegsausbildung einer regulären Armee und befähigte sie zu den besten Schießleistungen sowie geschicktester Geländebenutzung und verlieh ihnen die besondere Eigenthümlichkeit ihrer Kriegführung, deren Grundprincipien in größter Vorsicht in den Operationen, Bevorzugung durch Terrainbeschaffenheit und künstliche Befestigungen starker Defensivstellungen, und für den Angriff in der völligen Einkreisung des Gegners zu ihn erdrückender Umfassung, sowie in möglichster Schonung der eigenen, bei der schwachen Bevölkerung doppelt werthvollen und unersetzlichen Menschenleben im Gefecht bestehen. Diese Grundsätze bilden in taktischer wie strategischer Hinsicht ein gleich gesundes Fundament und sind lediglich, was das Angriffsverfahren betrifft, nur bei numerischer Ueberlegenheit oder der der Bewaffnung durchführbar.

Obgleich am Majuba-Berge 1881 empfindlich belehrt, fuhr der englische Dünkel fort, die hohen kriegerischen Eigenschaften des Gegners abermals völlig gering zu achten, und zersplitterte die englische Heerführung ihre ohnehin numerisch weit über doppelt so schwachen Kräfte wie die des Gegners, in Natal durch die Einnahme der weit vorgeschobenen isolirten, von um-

liegenden Höhen bis auf 5 km und darunter dominirten Stellung von Glencoë-Dundee, mit Rücksicht auf die durch die Zufuhr aus Indien entbehrliche Kohlenförderung der Minen von Dundee, und schritt, nachdem das Corps General Yules mit knapper Noth einer Katastrophe entgangen und nach fluchtähnlichem Rückzug in völliger Kampfunfähigkeit bei Ladysmith eingetroffen war, zur Vertheidigung dieser von mächtigen Anhöhen beherrschten, keineswegs starken Stellung.

Obgleich Ladysmith seit vier Jahren ein englisches Lager und einige tausend Mann Besatzung enthielt und das britische Militär-Centrum und den für den Krieg ausersehenen Stützpunkt und Depotplatz mit großen Munitions- und Proviantvorräthen im nördlichen Notal bildete, wurde englischerseits verabsäumt, die die Stellung dominirenden Höhen des Lombards-Kops und Isimbulwana-Berges 2c. zu befestigen und mit etwa 3—4 schweren Batterien zu armiren, die genügt hätten, Ladysmith gegen jeden Angriff der Buren zu sichern. Allein offenbar hielt es englischerseits Niemand für möglich, daß die Buren mit schwerem Geschütz im Felde auftreten könnten, und unterließ man es, obgleich eine spätere Offensive durch das schwierige Gebirgsland Natals auf Pretoria, namentlich als die dortige Invasionsabsicht der Buren sich ausgesprochen hatte, als ausgeschlossen gelten mußte, sogar den wichtigen Tunnel von Laings Neck rechtzeitig gründlich zu sprengen und dadurch den gesammten Nachschub der Buren sehr zu erschweren und diejenigen an schwerem Geschütz mindestens sehr zu verzögern, vielleicht unmöglich zu machen. Man lebte englischerseits in dem Wahne, daß die Buren-Armee sich mit den regulären Streitkräften des englischen Heeres, bei nicht zu großer Inferiorität derselben an Zahl, im Kampf in offener Feldschlacht einfach nicht messen könne, und das englische Intelligenz-Departement war noch ganz kurze Zeit vor Beginn des Krieges außerordentlich mangelhaft über die Rüstungen, Kriegsbereitschaft und Stärke der Buren unterrichtet. Obgleich zahlreiche britische Offiziere sich in den letzten Jahren unter irgend einem Vorwand in Transvaal aufhielten, vermochte keiner derselben seine Regierung über die Rüstungen des Landes, mit dem binnen kurz oder lang der Krieg bevorstand, zu informiren. Unter den Augen von vielen Tausenden von englischen Unterthanen wurden die Befestigungen von Johannesburg errichtet, und ungeachtet dessen erfuhr man in London nicht die genaue Armirung derselben, obgleich die für sie bestimmten Geschütze in Delagoa Bai und Durban gelandet wurden und es daher nicht schwierig war, ihr Fabrikationsland, Caliber und ballistischen Leistungen in Erfahrung zu bringen. Offenbar gelang es den Buren, wie General Joubert in seinem bekannten Briefe berichtet, die englischen Kundschafter über das Vorhandensein ihres neuen vortrefflichen Artillerie-Materials völlig zu täuschen, sie nur einige veraltete Geschütze sehen zu lassen und einen Munitionsvorrath, der auf einen doppelt so großen wie der im Kriege von 1870 deutscherseits verbrauchte angegeben wird, in ihr Land zu schaffen.

Erst sehr spät kam man im englischen Kriegsministerium zu der Erkenntniß, daß es zu diesem Kriege über 70 000 Mann bedürfe, allein die politische Action des Cabinets entsprach nicht der völlig mangelnden Kriegsbereitschaft der Streitkräfte und vollzog sich, gestützt auf ganz unzutreffende Versicherungen des Kriegsamtes betreffend die rasche Mobilmachung der Truppen, viel zu schnell, so daß die politisch aggressiv vorgehende Weltmacht England der militärisch angreifenden der beiden kleinen Republiken gegenüber, sich in die beschämende und fatale Situation versetzt sah, der nur etwa 250 000 Köpfe zählenden Buren-Bevölkerung gegenüber in der Zwangslage der Defensive den Krieg beginnen zu müssen.

Das schwerfällige Rüstungs- und Mobilmachungssystem Englands für größere Colonialkriege war jedoch den Buren sehr wohl bekannt, und der Zeitpunkt, in welchem sie ihr Ultimatum stellten, daher gut gewählt, denn sie verfügten vermöge ihrer schlagfertigen Organisation über die sofortige Kriegsbereitschaft von mindestens 30—40 000 Mann, außerordentliche Schießfertigkeit und Beweglichkeit ihrer berittenen Infanterie, modernste Bewaffnung derselben, wie erwähnt, eine besser bewaffnete Artillerie und daher in jenem Zeitpunkt eine weit überlegene Streitmacht wie die des Gegners.

Ihr Plan, den Feldzug in dem ihrer Fechtweise besonders günstigen Gebirgslande Natals sofort zu beginnen und die Engländer in's Meer zu treiben, war eine Zeit lang auch, was seinen zweiten und wichtigsten Theil betraf, vollkommen durchführbar, allein hier versah es, wie es scheint, die Diplomatie in Pretoria und rechnete auf die Einschränkung der Forderungen der Engländer, anstatt den günstigsten Moment ihrer völligen Schwäche zu benutzen, als die indische Brigade von 5000 Mann noch nicht in Natal eingetroffen war, und damals die Offensive mit ganz anderer Aussicht auf Erfolg zu ergreifen, wie dies einige Wochen später geschah. General Joubert würde im ersteren Falle voraussichtlich das Aufgeben von Ladysmith erzwungen, Estcourt und Pietermaritzburg genommen und die Truppen General Whites nach Durban unter den Schutz ihrer Schiffsgeschütze getrieben, vielleicht dieses selbst eingenommen haben. Den Engländern aber fiel alsdann die äußerst schwierige Aufgabe zu, das der Vertheidigung besonders günstige Bergland ganz Natals zurückzuerobern, eine Aufgabe, die, einem Gegner wie die Buren gegenüber, der dort 2 Bahnlinien für seinen Nachschub zur Verfügung hatte und überdies vom Lande selbst leben konnte und, wie bemerkt, ein der Vertheidigung und seiner eigenthümlichen Kriegführung äußerst günstiges Gelände vorfand, außerordentlich schwierig war. Die Engländer begingen aber, in weiterer Unterschätzung des Gegners, den Fehler, obgleich sie sich bis zum Eintreffen des zu mobilisirenden Armeecorps auf die Defensive verwiesen sahen und ihnen die Buren mehrere Wochen Zeit ließen, ihre Hauptoperationslinie in Natal, die Eisenbahn nach Ladysmith, nicht durch die Anlage verschanzter Stützpunkte zu sichern und bei den wichtigen Flußübergängen des Tugela und Mooiriver starke doppelte

Brückenkopfbefestigungen anzulegen und zu besetzen. Ihre einzige wesentlichere richtige Maßregel bestand darin, daß sie Ladysmith wenigstens zulänglich befestigten und auf mehrere Monate mit allen Kriegsvorräthen versahen, sowie daß es ihnen noch in zwölfter Stunde gelang, einige schwere Marinegeschütze dorthin zu schaffen, die, wenn sie etwa in der Anzahl von zwölf dort vertreten waren, die Einschließung und Beschießung voraussichtlich unmöglich gemacht haben würden.

Die Einmarschoperationen der Buren vollzogen sich strategisch vollkommen richtig und würden, wenn für beide Republiken nur auf die einzige und noch dazu im Westen unterbrochene Bahnlinie von Harrysmith, wie manche fordern, verwiesen, mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben. Sie erfolgten concentrisch gegen die beiden Hauptstützpunkte der Engländer Glencoë-Dundee und Ladysmith. Allein es glückte den Buren nicht, wie von ihnen beabsichtigt war, das verhältnißmäßig schwache Corps General Yules zu umzingeln und bei Dundee gefangen zu nehmen, da sowohl die Colonne Erasmus beim ersten Angriff auf Dundee nicht vollzählig eintraf und nicht rechtzeitig genügende Streitkräfte des Hauptcorps in den Rücken General Yules dirigirt wurden. Auch die nicht eintretende Unterstützung des isolirt bei Elandslaagte gegen Uebermacht kämpfenden Corps Oberst Schiels erwies sich als ein Fehler der Buren.

Immerhin gelang es General Joubert, ohne beträchtliche Verluste Ladysmith am 29. October zu umringen und seine taktische Ueberlegenheit über das Corps General Whites in dem Kampfe vom 30. October glänzend zu documentiren, dessen Ausgang dasselbe von da ab an Ladysmith fesselte. Gelänge es General White, wozu nach der Niederlage General Bullers am Tugela allerdings sehr wenig Aussicht vorhanden ist, sich dort bis zu der sehr zweifelhaften Befreiung durch das inzwischen verstärkte Entsatzcorps zu halten, so hätte er allerdings seine politisch und militärisch wichtige Aufgabe, den Norden Natals nicht völlig preiszugeben, erfüllt. Allein dieselbe war unter ganz anderer Actionsfreiheit gedacht wie die ihm verbliebene äußerst geringe, die durch die enge Einschließung der Buren und ihr Heranführen von Belagerungsgeschütz auf das Minimum gelegentlicher kleiner Ausfälle beschränkt wurde, und ihnen sogar das Vordringen auf Pietermaritzburg und nach dem Mooiriver und dessen weide- und heerdenreichem Thale zur Beitreibung von Proviant und Fourage gestattete. Dem hier jedoch fühlbar werdenden Vorgehen beträchtlicher Streitkräfte des englischen Entsatzcorps gegenüber sah sich General Joubert genöthigt, hinter den Tugela-Fluß zurückzugehen, um nicht etwa in einen nachtheiligen Kampf vor demselben verwickelt zu werden, und zugleich mit den eigenen Streitkräften den Gegner in die Stellung am Tugela zu ziehen. Hier an dem zur Zeit nur noch eine furtbare Stelle aufweisenden Tugela-Fluß, dessen Eisenbahn- und Fußgängerbrücke bei Colenso heute zerstört, und dessen starke Vertheidigungsstellung durch den Kampf am 15. December erwiesen

ist, mit dem starken Passirbarkeitshinderniß des Tugela in der Front, dem Klip-River und dem Tugela auf den Flanken, und im Norden an den Wirkungsbereich der Belagerungsbatterien von Ladysmith gelehnt, muß sich binnen Kurzem, falls General Buller mit der 5. Division und einer Anzahl Belagerungsgeschütze genügende Verstärkungen für die Wiederholung seines Vorstoßes erhalten hat, der Entscheidungskampf um den Entsatz Ladysmiths vollziehen, und viele Verhältnisse sprechen dabei zu Gunsten der Buren.

Auch auf dem westlichen und südlichen Kriegsschauplatz war das Vorgehen der Buren planvoll und zielbewußt. Berennung der Hauptstützpunkte des Gegners: Kimberleys und Mafekings, sowie die Unterbrechung der Bahnverbindung nördlich und südlich beider Städte mit Capstadt, und die Besitzergreifung der dazwischen liegenden Gebiete, sowie das Vordringen in's nördliche Capland auf Burgersdorp, Sterkstrom, Colesberg und Naauw-Port und die Zerstörung der wichtigsten Eisenbahn- und Oranjestrombrücken bezw. deren Vorbereitung, waren hier geboten, um sowohl den Engländern die geplante Offensive möglichst zu erschweren, wie zugleich namhafte Streitkräfte der holländischen Cap-Colonisten zu sich herüber zu ziehen. Allerdings machte sich hier vor Kimberley und Mafeking wie auch vor Ladysmith eine bedeutende Lücke in der Kriegstüchtigkeit der Buren empfindlich bemerkbar, diejenige, daß ihnen die Kraft, eine systematische Belagerung mit Parallelen und Laufgräben, und dieselbe, in Ermangelung einer genügenden Geschützzahl mit einer zweiten und dritten Artillerie-Aufstellung durchzuführen, abgeht. Allein die schweren Niederlagen Lord Methuens bei Magersfontein am 11. December und diejenige General Bullers am 15. gleichen diesen Nachtheil wieder aus und scheinen beide Plätze zu Falle bringen zu sollen.

Die Truppenführung der Engländer hat sich in beiden Kämpfen sowie namentlich bei dem gescheiterten Ueberfall von Stormberg auf einer sehr niedrigen Stufe erwiesen, und, ungeachtet des ihr bekannten mit Hinterhalten operirenden Charakters der Kriegführung der Buren, die Truppen nicht vor den empfindlichsten und verlustreichsten Ueberraschungen zu schützen gewußt. In allen drei Fällen und auch beim ersten Kampf am Modderfluß fehlte es sowohl an der unbedingt erforderlichen genauen Recognoscirung des Geländes wie an der Entsendung genügender Vortruppen zur Sicherung. Immer deutlicher stellte es sich heraus, daß der gesammte britische Heeresorganismus nicht auf der Höhe der Zeit steht, daß die Truppen, verwöhnt durch leichte Erfolge gegen wilde Völkerstämme, keine genügende Ausbildung in Feldmanövern gegen nach modernen Defensivgrundsätzen verfahrende Gegner, wie die Buren, besitzen, daß sie ferner über eine zwar quantitativ überlegene, jedoch qualitativ sehr minderwerthige Feldartillerie verfügen, die nur den Shrapnel- und nicht den ganz unersetzlichen Granatschuß besitzt. Ueberdies war das durch die Besetzung langer Verbindungslinien absorbirte englische Expeditionscorps zu schwach,

um den Buren auf dem Schlachtfelde mit numerischer Ueberlegenheit entgegentreten zu können. Dieselbe war aber gegenüber von Natur sehr starken, durch die Kunst noch verstärkten befestigten Stellungen, die durch vortrefflich schießende mit Repetirgewehren bewaffnete Schützen sowie eine Anzahl Schnellfeuergeschützbatterien und zahlreiche Marimgeschütze und Marimgewehre vertheidigt sind, unbedingt geboten.

Das Kampfprincip der Buren besteht lediglich darin, in der Wirkung ihrer Schußwaffen in der taktischen Defensive, und zwar in starken, befestigten Stellungen, und nicht in der taktischen Offensive, es sei denn sie befänden sich, wie am 30. October, in starker Uebermacht, und in der Manövrirfähigkeit, mit der sie ihre vielfach sehr ausgedehnten Stellungen zu besetzen vermögen, ihre Erfolge zu suchen, um sich bei der Unersetzlichkeit ihres Menschenmaterials keinen nicht wieder gut zu machenden Verlusten auszusetzen. Ferner aber namentlich darin, ihre Schießüberlegenheit zur Geltung zu bringen, indem sie den Gegner auf wirksamste Schußweite herankommen lassen. Da aber die Engländer genöthigt sind, sie anzugreifen und zu schlagen, um ihnen das Gesetz zu dictiren, so bedarf es unter diesen Umständen dazu starker numerischer Ueberlegenheit, und zwar sowohl zum Sturm auf die festen Stellungen der Buren, wie namentlich aber, um durch Umfassung oder Umgehung dieser Stellungen in den Flanken und Bedrohung ihrer Verbindungen den Gegner zum Offensivkampf zu nöthigen und dadurch annähernd gleichen Gefechtsverhältnissen zu unterwerfen, in denen den Engländern ihre größere Schulung im Manövriren der berittenen Waffen und ihre Mehrzahl an Artillerie die taktische Ueberlegenheit zu verschaffen vermag. Das, was den Engländern aber vor Allem fehlt, ist eine an Zahl dem Gegner bedeutend überlegene gut schießende Infanterie, eine Truppengattung, von der sich heut in Süd-Afrika wieder der Grundsatz bestätigt, daß sie die Hauptwaffe der Heere bildet. Das Wort Napoleons I.: „Die englische Infanterie ist die beste der Welt, zum Glück giebt es nicht viele," trifft heute offenbar in seinem ersten Theil keineswegs mehr zu, und man dürfte sich in England sehr täuschen, wenn man die numerische und auch die qualitative Schwäche der englischen Infanterie — wir erinnern an die 9. Brigade Lord Methuens am Modderfluß, die gefangenen Compagnien Gatacres und die Bataillone Lord Whites bei Nickolsons Nek — durch Verstärkung der Artillerie und Cavallerie genügend ausgleichen zu können glaubt. Ja selbst die beiden Belagerungsparks, von denen der eine bereits eingetroffen ist, werden diesen Mangel nicht zu compensiren vermögen.

Allein nicht nur die numerische Inferiorität der englischen Infanterie ist es, die der der berittenen, vortrefflich schießenden der Buren im Verein mit ihrer Beweglichkeit ein so großes Uebergewicht verleiht, sondern namentlich auch die fehlerhafte Gefechts- und Feuergefechtsweise des englischen Fußvolks. Eine Infanterie, die nicht im sorgfältig gezielten und ab-

gegebenen Einzelfeuer der Schützenlinie, sondern in der Salve geschlossener Züge und Compagnien den Schwerpunkt des Feuergefechts erkennt, wie dies der britische Höchstkommandirende Lord Wolseley in seinen unlängst veröffentlichten Instructionen wiederholt betont, und die daher noch überwiegend in geschlossenen Linien, fast wie zu Zeiten Wellingtons kämpft, befindet sich selbstverständlich in aufgelöster Ordnung hinter vortrefflichen Deckungen liegenden, vorzüglich schießenden, mit rauchlosem Pulver feuernden Schützen gegenüber, wie die Buren, in außerordentlichem Nachtheil, da sie ihnen beständig scharf markirte große Ziele bietet, während der Gegner fast völlig unsichtbar und daher untreffbar ist. Daher rühren auch die starken Gefechtsverluste der Engländer und die äußerst geringen der Buren. Eine derartige Taktik reicht gegen schlecht schießende, vorzugsweise mit der blanken Waffe kämpfende wilde Völkerschaften aus, jedoch nicht im Entferntesten gegen eine für das Feuergefecht vorzüglich veranlagte und für dasselbe und die Geländebenutzung durch die viele Jahrzehnte hindurch geführten Kriege mit den Kaffern vortrefflich geschulte Milizinfanterie.

Die eclatanten Niederlagen der besten Truppen der Engländer und ihrer für die Commandostellen besonders ausgesuchten Generale haben daher auch in Fachkreisen um so mehr außerordentlich überrascht, als die englischen Truppenführer durch die Erfahrungen über die Kampfweise der Buren bei Nicolsons Nek und Ladysmith, sowie in der Schlacht am Modderfluß und neuerdings bei Stormberg, genügend belehrt sein konnten, um nicht ohne die sorgfältigste vorherige Recognoscirung der von ihnen gewählten Schlachtfelder ihre Truppen gegen völlige Hinterhalte bildende, verdeckte Schützengräben und Stacheldraht-Hindernisse vorzuschicken.

Das ganz aus der modernen Gefechtstaktik gestrichene, von den Buren geschickt verwerthete Moment des Hinterhalts und zwar auf dem Schlachtfelde selbst, mußte die britischen Truppenführer doppelt vorsichtig machen. Genügende Cavallerie und irreguläre Reiter, sowie Luftballons und elektrische Scheinwerfer standen ihnen zur Aufklärung bei Tage und namentlich auch zur Wahrnehmung der Anlage dieser Schützengräben und verdeckten Aufstellungen auch bei Nacht zu Gebote, und zur Beseitigung der Stacheldrahtzäune bei Magersfontein gehörte die in allen Armeen zur Verfügung stehende Ausrüstung mit Drahtscheeren und die Mitwirkung von Pionier- und sonstigen Arbeiterabtheilungen. Dieses Hinderniß aber war in Anbetracht der Einfriedung vieler Grundstücke in Süd-Afrika mit demselben bei den Buren zu erwarten. Allein die englischen Truppencommandeure unterließen sogar bei Magersfontein und auch am Tugela die Sicherung ihrer vorgehenden Truppen durch genügend weit vorgesandte Infanterie-Patrouillen, geschweige denn durch solche der Cavallerie und diejenige ihrer Artillerie am Tugelafluß durch das ganz unerläßliche Zurückhalten der Batterien aus dem wirksamen Infanterie-Feuerbereich des Gegners. Derartige unausgesetzte schwere Niederlagen wie die, welche die Engländer von

den reinen Milizschaaren der Buren heut erlitten, mußten scharfe Kritik herausfordern.

Die englische Heeresleitung hat, darüber ist heute das fachmännische Urtheil allerseits einig, durch die von Anfang an fehlerhafte Zersplitterung ihrer Kräfte gegen den Hauptgrundsatz der Kriegsführung: Vereinigung möglichst starker Streitkräfte zur Schlacht auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz, schwer gefehlt. Es mußte ja den Engländern sehr wünschenswerth erscheinen, daß man Kimberley entsetzte und den Norden der Capcolonie vor weiterer Invasion der Buren und Erhebung der dortigen holländischen Elemente sicherte, darunter aber litt die entscheidende Action auf dem Hauptkriegsschauplatz in Natal auf das Empfindlichste. Denn hätte man dort am 15. December noch 2 Brigaden und sechs Batterien und einige Cavallerie-Regimenter nebst Ponton-Train mehr zu einem kräftigen Vorstoß und Brückenschlag in der rechten oder linken Flanke der Position der Buren am Tugela zur Verfügung gehabt, so vermochten die Buren diesem Flankenangriff, ohne ihre Frontlinie empfindlich zu schwächen, keine genügenden Streitkräfte gegenüber zu stellen.

Als der Grundfehler der Anschauung der englischen Heerführung stellt sich heute dar, daß man durchweg mit Repetirgewehren bewaffnete und mit Schnellfeuergeschützen von überlegener Wirkung genügend ausgerüstete, um ihre Volksexistenz kämpfende Milizschaaren, die sich überall in von Natur sehr starken und überdies künstlich befestigten Stellungen postirten und sich damit die vollste Ausnutzung der Wirkung ihres Massen-Repetirfeuers und ihrer Schießfertigkeit sicherten, mit numerisch etwa gleich starken Kräften und nur numerisch überlegener, jedoch an Schußwirkung inferiorer Artillerie mit reinen Frontalangriffen zu überwältigen gedenkt. Nur dadurch, daß man durch Umgehung oder Umfassung in Flanke und Rücken, unter gleichzeitiger Beschäftigung mit genügend starken Kräften in der Front, dieselben aus ihren verschanzten Stellungen heraus und zum Angriff zwingt, der dann unter ihnen nachtheiligen Verhältnissen durchgeführt werden muß, ist es möglich, die aussichtslosen und Hekatomben von Opfern erfordernden Frontalangriffe zu vermeiden. Dazu aber bedarf man starker numerischer Ueberlegenheit, die den Engländern bisher fehlt.

Selbst die in Folge ihrer Mehrzahl bei Magerfontein weit überlegene Artilleriewirkung der Batterien Lord Methuens war, trotz Marinegeschützen und Lyddit granaten, nicht im Stande, die Widerstandsfähigkeit der in völlig gedeckten Stellungen verborgenen Buren zu erschüttern. Denn es bedurfte dazu einer Beobachtung der Geschoßwirkung, die bei einem auf mehrere Kilometer abgegebenen Geschützfeuer höchst schwierig, fast unmöglich ist, und ferner gegenüber einer Stellung von gegen 3/4 deutsche Meilen Länge, vieler Tausender von Geschossen und vielstündiger Feuerwirkung auch am Morgen des 11. December. Ueberdies ist die englische Feldartillerie, die nur über die

Shrapnel-Wirkung verfügt und daher keine gute Wirkung gegen Ziele hinter Deckungen hat, wie wiederholt bemerkt, an und für sich eine minderwerthige.

Ohne mit starker numerischer Ueberlegenheit und mit anderer Fechtweise an den heut noch gehaltenen Hauptabschnitten am Tugela und am Modderfluß aufzutreten, dürfte die englische Heerführung daher auch ferner keine Erfolge erzielen, selbst wenn es ihr gelänge, rechtzeitig beide Belagerungsparks an jene Abschnitte heranzuziehen.

Allein die sehr schwierige Aufbringung dieser starken numerischen Ueberlegenheit, der lange Seetransport, der enorme Aufwand an Train und Transportdienstpersonal schließen den rechtzeitigen Entsatz Ladysmiths und Kimberleys, ganz abgesehen von demjenigen Mafekings, fast mit Gewißheit aus, und der neuernannte Höchstcommandirende für Süd-Afrika, Lord Frederic Roberts, früher in gleicher Stellung in Indien und bisher in dieser Stellung in Irland, dem hervorragende Leistungen in den indischen Feldzügen und in Afghanistan und Abessinien zur Seite stehen, würde offenbar gut thun, mit dem ganzen weitschichtigen Feldzugsplan General Bullers zu brechen, falls dies heute noch möglich ist, und alle verfügbaren Kräfte auf die Unterstützung Lord Methuens zur Ueberwältigung der Streitkräfte der Generäle Cronje, Prinsloo und Delarey, und zwar weit weniger zum Entsatze Kimberleys, wie zum Vordringen in den britischen Operationen weit günstigeren Oranje-Freistaat, sei es von Capstadt oder East London aus, unter Anschluß des Restes der Truppen Gatacres, zu concentriren. Nur in dem Falle, daß Ladysmith, wie verlautet, noch für 1 Monat verproviantirt sein sollte, so daß sehr beträchtliche Verstärkungen, wie z. B. 2 der in der Landung und im Transport begriffenen Divisionen dort noch rechtzeitig aufzutreten vermöchten, erschiene es angezeigt, das Hauptgewicht auch ferner noch auf Natal zu legen, um diesen schwierigen Kriegsschauplatz jedoch, falls Ladysmith inzwischen fällt, oder wider alles Erwarten noch entsetzt werden sollte, darauf mit den dort irgend entbehrlichen Kräften schleunigst zu verlassen und nur rein defensiv mit geringen Streitkräften, gestützt auf das inzwischen zu befestigende Durban, zu vertheidigen.

In diesem Chaos verfahrener und unglücklicher Situationen ist Lord Roberts bestimmt, Ordnung und eine wenigstens in ihren strategischen Zielen klare Lage zu schaffen, allein nach dem jüngsten Cabinetsbeschluß werden ihm dazu in Ermangelung besserer nur aus allen Weltgegenden zusammengewürfelte, sehr heterogene, zum Theil minderwerthige Truppenelemente zur Verfügung gestellt. Inzwischen aber wird sich General Buller, an Artillerie und überhaupt gewaltig geschwächt, voraussichtlich der Offensive General Jouberts zu erwehren haben, worauf bereits dessen Vorgehen in beiden Flanken Bullers am Blaauwkrans-River und am Doorn-Kop hindeutet. Voraussichtlich wird eine allgemeine Offensive der Buren auf allen drei Kriegsschauplätzen und der Fall Kimberleys, Mafekings und Ladysmiths die unmittelbare Folge der schweren und selbstverschuldeten Niederlagen der Engländer sein.

Es erfordern ferner die durch die aufständischen Caplandbewohner bedrohten rückwärtigen Bahnverbindungen einen gewaltigen Schutz- und Etappenapparat, der mit dem weiteren Umsichgreifen des Aufstandes beständig anschwellen muß, so daß es schon heute als ausgeschlossen gelten kann, daß die angeordnete Formirung und Absendung der 6. und 7. Division nach Süd-Afrika für die dortigen Gefechts- und sonstigen Aufgaben der englischen Kriegführung ausreichen wird. Für die ersteren aber scheinen auch die minderwerthigen Milizbataillone und die aus allen Ländern der Welt zusammengewürfelten und improvisirten Freiwilligen- und Colonialtruppen, mit wenig Ausnahmen, sehr wenig geeignet, sondern überwiegend nur für den Etappen-, Aufklärungs- und Sicherungsdienst. Damit aber wäre England am Ende seiner Leistungsfähigkeit an im Mutterlande entbehrlichen Truppen angelangt, es sei denn, seine Milizen, von denen es 130 000 Mann auf dem Papier besitzt, würden auf Grund freiwilligen Angebots oder besonderen Gesetzes, außer den bereits dazu bestimmten 16 Bataillonen in weitem Umfange, zum Dienst im Auslande verpflichtet, und man griffe, ein in Anbetracht der in Indien drohenden Hungersnoth doppelt gefährlicher Schritt, zur Heranziehung starker indischer Contingente. Zur Zeit sind die Engländer jedenfalls noch an allen Punkten des Kriegstheaters, namentlich in Natal, zu schwach, um auf Erfolg rechnen zu können. Die allerdings heute sehr schwierige Aenderung des ganzen verfehlten, die Kräfte zersplitternden bisherigen Feldzugsplans General Bullers und ein Nachschub von mindestens 70 000 Mann erscheinen dringend geboten, und man wird sich erinnern müssen, daß die Spanier auf Cuba nicht weniger als 170 000 Mann erfolglos verwandten, und die Oesterreicher in Bosnien einer noch größeren Anzahl zur Eroberung dieses Landes bedurften.

Unterschätzung des Gegners und ganz unentschuldbare völlige Unkenntniß seiner Kriegsleistungsfähigkeit, sowie ein Mobilmachungssystem und eine Kriegsbereitschaft, die mit der Action seiner Politik nicht im mindesten Schritt hielten, und die Herrsch- und Habsucht der maßgebenden Kreise der Bevölkerung haben England diesen Krieg aufgebürdet, dessen gewaltige Opfer an Menschenleben und Geld zu dem eventuell zu erzielenden höchst unsichern Resultate nur dann im Verhältniß gestanden haben würden, wenn den beiden Republiken die ausgesprochene Absicht und Pläne, ein selbstständiges Afrikanderreich zu gründen und England die Cap-Colonie und Natal zu entreißen, nachzuweisen gewesen wäre. Dies ist jedoch nicht der Fall, und wird dieser Absicht erst heute durch die Niederlagen der Engländer Vorschub geleistet. Der Dünkel Englands erhält daher heute die mit Recht verdiente Strafe für seine Herrschsucht, Ländergier und militärische Blindheit mit den enormen Opfern eines Krieges von vor der Hand unabsehbarer Dauer und höchst zweifelhaftem Ausgange.





Heimkehr.

Von

Alfred Berger.

— Breslau. —

I.

Aus der Nacht der Unbekanntheit,
Aus dem Gros der Herdenthiere
War ich plötzlich aufgestiegen
Zu dem Gipfel der Berühmtheit.

Von den Alpen bis zur Nordsee
Rollte meines Namens Klang,
Denn ich hatte drucken lassen
Meine lyrischen Gedichte.

Hundert lyrische Gedichte
In dem feinen Goldschnittbändchen:
Hundert Säuglinge in einem
Findelkinderinstitut.

Und die Brust voll Hochgefühle
Reist' ich in die theure Heimat,
Wo der Webstuhl schnurrt und tausend
Proletarier fluchend schwitzen,

Wo der Protz den leeren Schädel
In den fetten Nacken wirft
Und mit überlegnem Lächeln
Auf den vollen Geldschrank blickt.

Herrlich ist es, in der Fremde
Ein berühmter Mann zu sein,
Doch geehrt zu werden in der
Heimat ist das Allerhöchste.

Hier, ja hier will ich geehrt sein,
Wo ich Kirch' und Schule schwänzte,
Wo ich barfuß einst umherlief,
Wo ich Kirsch' und Pflaume stahl,

Wo man mir die Saat zum Edlen,
Guten in die Seele streute,
Wo die immer feuchte Nase
Ich am Jackenärmel putzte,

Wo ich Frosch und Kröte aufblies,
Wo ich den Kat'chismus lernte
Und den Rinaldini las,
Hier will ich jetzt Lorbeern ernten!

II.

An den Seiten der Chaussee
Blühten schöne Kirschenbäume.
Von des höchsten Baumes Spitze
Sang ein Edelfink mir zu:

„Die gesammte Finkenschaft
Dieser Gegend sandte mich,
Dich, College, zu begrüßen!
Tirili, ich grüße Dich!

Komm zu uns, dem Volk der Lüfte!
Kann Dir einen Zaubrer nennen
In des Waldes tiefster Mitte,
Dieser wird Dir Flügel schaffen.

Drunten warten Deiner Qualen,
Angeborne, selbstgeschaffne,
Kennst ja schon die allertollste,
Die die Menschen „Liebe“ nennen.

Unser Herz ist leicht wie unsre
Schwingen, ohne Treu' und Argwohn.
Ohne Trauung wird geliebt,
Ohne Scheidung fortgeflattert.

Komm zu uns, im blauen Raume
Sind wir unbedingte Herrscher,
Schweifen durch den sel'gen Aether
Frei mit liedgeschwellten Brüsten.

Hohe Intuition
Treibt uns ganz allein zum Singen,
Und kein Honorarverlangen
Wie Euch arme Tintenklexer.

Folge mir, auf jenem Baume
Thront die hohe Sangselite.
Uns're besten Finkendichter
Bringen Dir ein Ständchen dar.“

Auf den unter'n Aesten saßen
Noch die jungen Zitscherlinge,
Rissen auf die gelben Schnäbel,
Machten auch den größten Lärm.

Wohlgenährte Würdensänger
Weiter oben blickten schläfrig,
Weil die mastgeschwellte Leber
Schwung und Phantasie erdrückt.

Aber Alle schauten edlen
Stolzes aufwärts zu den Wolken,
Wie im Vollbewußtsein ihrer
Ueberird'schen Sangessendung.

Traurig saß ein junger Sänger,
Mager wie ein Festprolog.
Aus den ruppig krausen Federn
Lugte scheu das dünne Köpfchen.

Lyrisch fing er an zu singen,
Sanft und säuselnd, ach, wie eine
Schwindsuchtkranke Flöte, die
Aus dem letzten Loche pfeift:

„Durch das müde Sommerrauschen
Zieht verschlaf'nes Geigenklingen,
Durch verschlaf'nes Geigenklingen
Zieht ein müdes Sommerrauschen.

Durch verschlaf'nes Sommerklingen
Zieht ein müdes Geigenrauschen.
Durch das müde Sommergeigen
Zieht und rauscht verschlaf'nes Klingen.“

Einer nach dem andern warf sich
In die Brust und sang sein Solo.
Tausendmal gekäuter Urbrei
Rieselte auf mich hernieder.

Ach, das waren Weisen ohne
Seele, Töne ohne Herzen,
Matt und glatt und ausgeklügelt,
Eitler Dilettantenkram!

„Lebet wohl, Ihr edlen Sänger,
Dieser schönen Stunde werd' ich
Nimmermehr vergessen, leider
Bin ich anderweit vergeben.

Wünsche Euch von ganzem Herzen,
Mög' ein kritisch wilder Kater
Euch mit seinen Krallen rupfen,
Daß das Singen Euch verginge, —

Lieber noch, ein stolzer Adler
Stieße aus den Wolken nieder,
Fegte Euch von hinnen mit den
Sturmesschwingen des Genies.

Mittelmäßigkeit, Dein Name
Läßt das Herz in Zorn erbeben.
Könnt' ich Dich zu Koth zertreten,
Zu dem Koth, dem Du entstammst!“

III.

Hin zu ihr, der Heißgeliebten,
Meinem süßen, gold'nen Mädel!
„Grethe," klingt's in jedem Pulsschlag,
„Grethe," rauscht es durch die Adern.

Vor dem Auge schwimmen Sonnen,
Wie geblendet remple ich
Auf der Straße an den Pfarrer,
Daß er unwirsch in sich knurrt.

Ha, nun bieg' ich um die Ecke!
Wo der Dorfbach sich vom Wehre
Stürzt mit wildem Lustgeplätscher,
Steht das Schlößlein meiner Kön'gin.

Oben in dem ersten Stocke,
Vornheraus, dort liegen ja die
Fenster des Familienzimmers.
Holde Schatten sah ich huschen.

„Gleich wird sie herab die Treppe
Und mit Freudenschrei in meine
Arme stürzen, o, die Süße!" —
Selig öffnet' ich die Hausthür.

Droben hört' ich Thüren schlagen,
Hörte ich ein hast'ges Flüstern.
Stille dann — wie kalte Ahnung
Ueberschauert es das Herz.

Selbst die dicke Köchin Anna
Mit den rothen Vollmondbacken,
Mit den kleinen Ferkelaugen
Und den schmatzend vollen Lippen,

Die mich freundlich, plump vertraulich
Sonst begrüßte, schien verändert.
Schielte nur so von der Seite
Vorwurfsvoll und schlug die Thür zu.

„Donnerwetter, was soll das sein?"
Klopfe an die erste Thüre,
Klopfe an die zweite, dritte;
Endlich klingt es drin: „Herein!"

Vor mir steht mein Schwiegervater,
Steht mein Zukunftsschwiegervater,
Sieht mich finster, ernst und traurig,
Sieht mich lange schweigend an.

„Herr, mein Herr, ich muß mich wundern,
Daß nach Alledem Sie wagen,
Dieses Haus noch zu betreten,
Und dazu am lichten Tage.

Schamroth möcht' ich für Sie werden,
Schamroth wie des Buches Einband,
Das Sie jüngst uns übersandten.
Ich hab's wahrlich nicht gelesen.

Verse machen, Gott, das kommt ja
Schließlich vor, ich habe selber
Auf der Penne gar nicht übel
Einst gedichtet, muß ich sagen.

Aber das sind Kindereien,
Eines Mannes ganz unwürdig,
Eines Manns dazu, den ich
Mir zum Schwiegersohn erkoren.

Herr, was denken Sie, ich bin
Eine angeseh'ne Firma!
Stehe in der Leinenbranche
Einzig da in der Provinz.

Und von Jahr zu Jahr erweitert
Mein Geschäft sich, neue Kunden
Hab' ich täglich abzufert'gen.
Glänzend ist die Conjunctur.

Alles das fiel Ihnen ganz von
Selber einstens zu als meinem
Schwiegersohn und Socius.
Doch Sie haben es verscherzt.

Fehlt es mir an Sinn für Kunst?
Nun, ich denke, nein! Sie wissen,
Nebenan in goldnem Rahmen
Hängen echte Oelgemälde.

Und wenn die Saison begonnen,
Fahren wir die meisten Wochen
Nach der Hauptstadt in die Oper,
Wenn man Richard Wagner giebt.

Schlangenmenschen, Feuerfresser,
Degenschlucker, Akrobaten
Lasse ich mir noch gefallen,
Denn da liegt ein Zweck darin.

Doch die hungrigste der Künste
Allen Ernstes zu betreiben
Und Gedichte drucken lassen,
Herr, mein Herr, das nenn' ich Wahnsinn.

Soll das Zeug denn Jemand kaufen,
Oder gar womöglich lesen?
Doch ich schweige, mir ist's klar,
Für's Geschäft sind Sie verloren.

Uns're Wege trennen sich.
Leben Sie nun wohl, ich will
Trotz des Vorgefall'nen Ihnen
Meine Achtung nicht versagen."

Sprach's, verbeugte sich, verschwand
Durch die Seitenthür; ich blieb
Fünf Minuten angewurzelt
Stehn und starrte stumm in's Blaue.

Langsam schritt ich dann hinaus,
Auf der Treppe Mitte traf ich
Grethe. Sie erschrak, verfärbte
Sich und blickte scheu zu Boden.

„Grethe, hörst Du, noch ein Wort!
Ist Dein Herz . . . ?" Sie hört mich nicht.
Und mit abgewandtem Antlitz
Huscht sie schnell an mir vorüber.

Doch mir fiel es jetzt wie Schuppen
Von den Augen: „Alter Esel,
Hattest wieder eine Gans zum
Schwane idealisirt."

Aus dem Auge, dumme Thräne!
Rolle rückwärts, mische Dich
Meinem Blute, gieb ihm salz'ge
Schärfe zu gesundem Hassen!

IV.

In das elterliche Stübchen
Trat ich ein. Mit leisem Aufschrei
Fiel mir um den Hals die Mutter,
Küßte mich und schwieg und weinte.

Mit dem Blicke tiefster Sorge
Musterte sie meine Züge,
Wollte reden, doch bezwang sich.
Aber endlich sprach sie also:

„Junge, Junge, welche Schande!
Unser unbescholtner Name!
Alle Leute fragen uns:
War das wirklich auch Ihr Sohn?"

Bist Du etwa krank geworden?
O so bleibe hier, ich will
Dich verpflegen, will Dir Suppe,
Thee und Lieblingsspeisen kochen.

Auf dem Schranke steht vom Vater
Noch ein altes Bandwurmmittel,
Gegen Gliederreißen auch
Noch ein Büchschen weiße Salbe.

Alles, Alles sollst Du haben.
Ach, man opfert gern sein Letztes
Für die Kinder, wenn sie auch
Manchmal vielen Kummer machen."

Vater kramte in der Ecke.
Heftig stiegen Tabakwolken.
Und wie fernes Donnergrollen
Drang sein Knurren her zu mir:

„Dummer Junge, Narrenspossen,
Hokuspokus, Faxen, Mumpitz,
Tagedieberei verfluchte, — —
Mit der Zeit noch ganz meschugge!"

Traurig saß ich auf dem alten
Sopha, das ich einst als Knabe
Nur besteigen durfte, wenn ich
Masern und dergleichen hatte.

Traurig blickt' ich auf den alten
Hausrath: Schrank, Commode, Stühle,
Spiegel, Alles noch wie einst,
Nur ich selber war ein Andrer.

Auf die Brust mit Centnerschwere
Legte sich's. Ich rang nach Athem.
Vor den Augen drehte sich's,
Und ich stürzte aus dem Zimmer.

V.

Traurig schlich ich durch die grünen,
Buntdurchwirkten, duft'gen Felder;
Lerchenjubel drang zum Ohre,
Aber nicht zum kranken Herzen.

Ach, Natur, die treue, gute,
Die mir immer Labung reichte,
Jeden Zwist der Seele löste,
Sah mich hilflos trübe an.

Unbewußt und halbgezogen —
Durch des Waldes Dämmerschweigen
Trug der nimmermüde Fuß
Mich hinauf zum Bergesgipfel.

Wolken webten um die Höhen,
Holde weiße Dunstgestalten,
Und der letzte Sonnengruß
Brannte westlich noch am Himmel.

Schauernd in den Tannenwipfeln
Bebte leis die Windesharfe,
In dem Erlenbusch am Felsbach
Flötete die Drossel leise.

Manchmal Knacken in den Zweigen —
Scheues schnelles Flügelschlagen, —
Trautes Turteltaubengirren —
Herzenspochen in der Stille.

Welches Raunen in den Tannen
In der Dämmrung Schleierhülle?
Und im Herzen welches Schauern!
Ist es Leben oder Tod?

In den thaubenetzten Rasen
Drück' ich meine Fieberwange.
Ahnungsschwer wie Geisternähe
Rieselt es durch das Geblüt.

Wie ein Blitz! Wo kam er her?
Vor mir steht mit einem Male
Meine Göttin, — meiner Träume,
Meines Lebens höchster Traum.

Weiß und rosig glüht der Leib,
Um die Schulter wallt das Goldhaar.
Nornendunkle Schicksalsaugen
Leuchten tief in meine Seele.

Wie beschwörend oder segnend
Hebt sie über mich die Hände.
Und mit erdenfremder Stimme
Wehen ihre Worte her:

„Dir wird stets mein Feuerkuß
Düster im Gemüthe flammen,
Wirst in seltnen Wonnen schwelgen
Und ein Erdenfremdling bleiben.

Wirst Dich ewig sehnen, — streben
Nach dem Blauen, Unerreichten,
Nach den Sternen greifen und das
Veilchen ungesehn zertreten.

Schleuderst von Dir das Erreichte.
Grenzenloser Wünsche wilde
Wirbelfluth entreißt Dich
Deiner mütterlichen Erde.

Nie wirst Du im Selbstvergessen
Dich in trunkner Freude wiegen,
Vor Dir mit Medusenaugen
Liegt das Ganze aufgeschlossen.

Wenn das flammendste Entzücken
Leib und Seele Dir durchschauert,
Fühlst Du zwischen Nerv und Muskel
Auch die Leichenwürmer nagen.

Täglich, stündlich wirst Du blicken,
Ob sich nicht am Horizonte
Eine Sonnenpforte öffne
In ein höh'res rein'res Leben.

Grübelnd spürst Du, Deines Wesens
Tiefste Schachte zu ergründen.
Ferne Quellen hörst Du rauschen,
Doch vergeblich ist Dein Schürfen.

Tiefer steigst Du, immer fremder
Wird am Ende Dir Dein Wesen.
Haß und Liebe, Erd' und Himmel,
Wirst Dich selbst in Dir verlieren.

In der letzten der Minuten
Tönt das Rauschen immer näher.
Plötzlich reißt der Vorhang, vor Dir
Liegt die Bläue ausgegossen.

In das unbewußt ersehnte
Weite Meer des wahren Lebens
Wirst Du ohne Furcht und Schmerzen
Lächelnd dann hinübergleiten."





Gähren hilft klären.

Von

M. Beerel.

— Hirschberg. —

Commerzienrath Eitelwein feierte die Hochzeit seiner Tochter Erna mit dem Amtsrichter Dr. jur. Eberhard Ernst, und der Glanz des Festes entsprach der gesellschaftlichen Stellung, den Lebensgewohnheiten und dem Reichthum des Gastgebers. Der verwöhnteste Feinschmecker mußte sich von der Zahl, Art und Zusammenstellung der Speisen befriedigt erklären, und die Vortrefflichkeit der Weine spiegelte sich wieder in der ausgelassenen Stimmung der Festgenossen. In den ungezählten Tischreden freilich war von der feinen Blume des Lafitte, von den edlen Geistern des Steinberger Cabinet und von dem prickelnden Schaume der veuve Cliquot wenig zu bemerken; sie waren platt und trivial wie die meisten derartigen Reden. Dem Einzigen in der Gesellschaft, der vielleicht geistreich und gedankenvoll zu sprechen vermocht hätte, dem Bräutigam, war durch das Gebot der Sitte Schweigen auferlegt. — Der Commerzienrath hatte es sich nicht nehmen lassen, den Toast des Tages, den auf das junge Paar auszubringen, dessen Glück ihm nach menschlichem Ermessen gesichert erschien — er erschrak fast, als er dabei unwillkürlich, während die Rechte das Glas erhob, mit der Linken die Tasche berührte, welche den Geldbeutel barg. Der Bruder des Commerzienraths trank auf das Wohl der Mutter des Bräutigams, der Geheimräthin Ernst, und der Bruder der Geheimräthin Ernst auf das Wohl der Familie Eitelwein, und so ging es fort, bis die letzten Reden und darunter auch der von einem alten Junggesellen ausgebrachte, an bedenklichen Wendungen reiche Trinkspruch auf die Damen unverstanden in dem nicht mehr zurückzudämmenden allgemeinen Geräusch verhallten. —

Den Tischreden entsprachen die Festgesänge. Die Flagge einer glänzenden Ausstattung mußte eine stark minderwerthige Waare decken.

Außer dem bei solcher Gelegenheit gewöhnlich Gesagten behandelten sie mit mühevollem Aufwand von Scherz und Witz wichtige Begebenheiten aus dem Leben des gefeierten Paares und verriethen, wie der Bräutigam bei einer Mensur die Spitze seines linken Ohrläppchens eingebüßt habe, und bei einer Kahnpartie beinahe in's Wasser gefallen sei, wie die Braut sich als Schulmädchen ein Kleid mit Tinte begossen und bei einem Maskenball eine Elfenkönigin dargestellt habe, und ähnliche bedeutungsvolle Ereignisse mehr. —

Freilich ganz so glatt und harmlos, wie es danach hätte scheinen müssen, war das Leben der Beiden nicht verlaufen; aber die jene Lieder gedichtet, wußten das nicht, oder wenn sie es wußten, durften sie nichts davon singen und sagen. Es hatte da nicht allzu lange Zeit vor dem heutigen Tage eine recht ernste und schwere Stunde gegeben, als die Geheimräthin — eine imponirende Erscheinung von hoher Gestalt, mit vollem Silberhaar und scharfem, strengem Blick — ihrem Sohn auseinandergesetzt, wie die für seine Ausbildung gebrachten großen und schwer lastenden Opfer ihm die Pflicht auferlegten, dereinst für seine Schwestern zu sorgen, wie er aus den bescheidenen Erträgen seines Amtes das niemals zu thun im Stande sein würde, und daß es deshalb für ihn eine Nothwendigkeit sei, an eine reiche Heirath zu denken, daß sie ihm die Tochter des Commerzienrath Eitelwein ganz besonders empfehlen könne, welche neben ihrem Vermögen liebenswürdige Eigenschaften genug besäße, um einen Mann zu beglücken, und daß sie vollen Grund zu der Annahme zu haben glaube, seine Werbung dürfe einer freundlichen Aufnahme gewiß sein. — Eberhard zuckte unter den Worten der Mutter zusammen, und es war ihm, als ob plötzlicher Hagelschlag die reiche, verheißungsvolle Blüthenpracht seiner Jugendträume vernichte. „Aber Mama!" rief er und starrte erregt in das ruhige, keinerlei Bewegung verrathende Antlitz der Mutter. „Was ist Dir? Hast Du andere Wünsche? Ist Dein Herz nicht mehr frei?" Er wußte selbst kaum, was auf die klar gestellten Fragen erwidern. Sorglos war er bisher durch's Leben geschlendert; Mancherlei hatte sein jugendwarmes, leichtempfängliches Gemüth bewegt; auch ein lebhafteres Interesse hatte wohl ab und zu sein Herz erfaßt, ohne daß es sich indeß zu fest auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Wünschen verdichtet hätte. Auch war es nicht das, was ihn so mächtig erregte. Ach! nur ganz anders hatte er sich's gedacht, wie er dereinst über sein Schicksal entscheiden wollte. Nur aus innerstem Herzensdrange wollte er wählen, wollte der Erwählten seine ganze Seele entgegenbringen zu einem reich und harmonisch auszugestaltenden Leben. Und wie hoch gestellt waren seine Ansprüche und seine Wünsche! Erna Eitelwein — sie war leidlich hübsch, sie war freundlich und harmlos. Er hatte wohl manchmal gern mit ihr getanzt und Ballgespräche mit ihr geführt, leicht, glitzernd und werthlos wie der erste beste Cotillonorden. Sie näher kennen zu lernen, hatte ihm niemals der Mühe gelohnt; stand doch ihre etwas oberflächliche, eitle Art weit hinter dem zurück, was ihm als Inbegriff weib-

licher Vollkommenheit vor der Seele schwebte. Und dieses im innersten Heiligthum seines Herzens thronende Ideal sollte er umstürzen mit eigner, frevler Hand? Und wofür? Verkaufen sollte er sein wärmstes Herzblut, sein tiefstes, heiligstes Empfinden für kaltes, ekles, gleißendes Gold! Sein Gefühl bäumte sich auf dagegen, und in wirren, abgebrochenen Sätzen sagte er das Alles der Mutter, die er liebte und verehrte, und die er heut zum ersten Mal in seinem Leben nicht verstand. —

Die Geheimräthin hörte ihn ruhig an und legte dann besänftigend die Hand auf seinen Scheitel. „Gutes, thörichtes Kind!“ sprach sie, und es klang wie ein Gemisch von Wehmuth und Bitterkeit. „Gutes, thörichtes Kind! Noch so voll von den Illusionen der Jugend, Du, der Du mitten im praktischen Leben stehst? Hast Du im Ernst an die Wirklichkeit dieser schimmernden Luftgebilde geglaubt? Hast Du jemals gewähnt, das ernste, kalte und harte Leben löse die Verheißungen ein, die der Jugend trügerische Schwärmgeister dem leichtgläubigen Herzen vorgaukeln? Je früher man sie begräbt, je schärfer man der Wirklichkeit in das graue Auge sieht, desto leichter vermag man dem Schicksal das Bischen Erdenglück abzuringen. Verarbeite in Ruhe, was ich Dir gesagt habe — die Entscheidung drängt nicht — aber urtheile mit dem nüchternen Verstande, und laß das Gefühl nicht mehr Herrschaft über Dein Urtheil gewinnen, als es nach echter Lebensweisheit zu beanspruchen das Recht hat!“ —

Dergleichen Gespräche wiederholten sich in immer häufigerer Folge. Die Geheimräthin verstand es, klug und planmäßig auf das Gemüth ihres Sohnes einzuwirken. Seinen angeblichen Vorsatz, überhaupt nicht und am wenigsten jetzt schon zu heirathen, wußte sie klar und ruhig zu bekämpfen. Sein Pflichtgefühl, das sie als seinen hervorragendsten Charakterzug kannte, rief sie immer wieder an für ihre unversorgten Töchter. Ernas Vorzüge, ihre Freundschaft mit seinen Schwestern, und was sonst ihrem Vorhaben günstig war, strich sie wirksam heraus, wo sich irgend ein geeigneter Anlaß dazu fand. — Von der anderen Seite wurde bereitwilligst Gelegenheit zu näherem Kennenlernen geboten, kamen Freundlichkeiten und Aufmerksamkeiten aller Art hinzu, und so schritt denn eines schönen Tages Eberhard Ernst, um einen Jugendtraum ärmer, aber einig mit sich und fest entschlossen zu dem anfangs für unmöglich Gehaltenen, in das commerzienräthliche Haus, um sich von Erna Eitelwein und ihren Eltern das Jawort zu holen.

Auch dort hatten von vorsorglicher Elternhand dem Verlöbnisse erst die Wege geebnet werden müssen, und der Kampf war, wenn auch aus anderen Gründen, vielleicht nicht minder heftig gewesen als in dem geheimräthlichen Hause. Erna war keine so tief angelegte Natur wie Eberhard, und sie würde dem jungen, liebenswürdigen und geistvollen Amtsrichter, gegen den sie sonst Nichts einzuwenden fand, vielleicht ohne viele Umstände das junge, munter schlagende Herz geöffnet haben, wenn dasselbe nicht bereits mit Einquartierung belegt gewesen wäre. Ein hübscher, flotter Cavallerieoffizier

aus altem, vornehmem Hause, der ab und zu auf den Eitelwein'schen Bällen und Festmahlen als Stern erster Größe glänzte, hatte davon Besitz genommen, und nicht blos die Tochter, sondern auch die Eltern schmeichelten sich mit der Hoffnung, dereinst an dem Stammbaume des ehrbaren Bürgerhauses eine freiherrliche Krone erglänzen zu sehen. Als aber diese Hoffnung wie eine Seifenblase zerplatzte, als der Commerzienrath aus sicherer Hand erfuhr, daß die Verlobung des Freiherrn mit einer reichen Cousine demnächst bevorstehe, da galt es, diesem Ereignisse möglichst rasch zuvorzukommen. So fanden die Pläne der Geheimräthin Ernst einen wohl vorbereiteten Boden — freilich zunächst nur bei den commerzienräthlichen Eltern. Denn Erna war trotz des Gefühles gekränkter Eitelkeit und verwundeten Stolzes doch nicht oberflächlich und leichtfertig genug, um ihre Herzenswünsche so ohne Weiteres zu wechseln. Sie leistete ernsthaften Widerstand. Aber schließlich höhlten auch hier die fort und fort fallenden Tropfen väterlichen Rathes und mütterlichen Drängens den nicht gerade zu den Graniten gehörenden Stein, und so verkündeten gegen Ende des Winters stattliche Anzeigen den überraschten Freunden des Hauses die Verlobung von Eberhard Ernst und Erna Eitelwein.

Der Brautstand hatte sie einander genähert, hatte sie beiderseitig ihre guten Eigenschaften schätzen gelehrt, und so schienen sie — zur Freude der Eltern — sich mit dem Schicksal ausgesöhnt und allen Kampf, alle Wirrniß glücklich überwunden zu haben. Oder war es noch ein Nachklang davon, was mitten im Jubel des Festes in einem unbewachten Augenblicke das Antlitz des jungen Gatten recht ernst und das der jungen myrtengeschmückten Frau etwas abgespannt und bleicher als gewöhnlich erscheinen ließ? Wohl nur ein kleines, rasch zerflatterndes Wölkchen! Denn als sie bald darauf nach aufgehobener Tafel Arm in Arm lächelnd und grüßend durch die einzelnen froh belebten Festgruppen schritten, hier einen Kreis von prächtig geputzten Damen mitten in ihren kritischen Toilettenstudien störten, dort mit dem jungen Volke, das sich längst von den Fesseln der Tischordnung befreit hatte und den Beginn des Tanzes kaum noch erwarten konnte, scherzten und lachten und sich selbst in die Herrenzimmer wagten, wo in des Cigarrendampfes trüber Nebelatmosphäre die Einen sich um einen guten Tropfen geschaart, die Anderen zu den unvermeidlichen Skatkarten gegriffen hatten — da hätte jeder Einzelne in der Festgesellschaft darauf schwören mögen, es sei ein schönes, trefflich zu einander passendes glückliches Paar. —

Eine Stunde später saßen Eberhard und Erna in einem Coupé erster Klasse des nach Süden zu rollenden Eisenbahnzuges. Er legte seinen Arm um ihre Taille und zog sie näher zu sich heran. „Endlich, endlich, liebe Erna, sind wir mit uns allein; und nun ein offenes, ehrliches Wort, das bestimmend wirken möge für unsere ganze Zukunft! Einen dicken Strich durch die Vergangenheit! keine Rückblicke! keine Bekenntnisse! Für uns beginnt heut ein neues Leben — laß' uns treu zusammenhalten in Freud' und Leid'!

Ich verspreche, Dir ein guter, treuer und sorgsamer Gatte zu sein — willst auch Du allezeit wahr, treu und gut zu mir sein? Versprich mir's!"

„Ich will!" und die Augen warm zu ihm aufschlagend ob seines treuherzigen Wortes, schlang sie beide Arme um seinen Hals. Er hielt sie fest an seiner Brust; dann bog er ihr Köpfchen zurück, blickte ihr noch einmal recht tief in die hellleuchtenden, von einem Tropfen warmen Thränenthaues befeuchteten Augen und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen, den sie in inniger Lust einsog und wiedergab.

Das junge Paar war von seiner Hochzeitsreise zurückgekehrt, und die unvermeidlichen Antrittsbesuche standen bevor. Eberhard suchte sie möglichst weit hinauszuschieben und auf einen möglichst kleinen Kreis einzuschränken. Er wollte das Behagen seiner jungen Häuslichkeit recht lange ungestört genießen und war überdies ein Feind jener schablonenhaften Geselligkeit, deren innere Hohlheit bei allem gleißenden Schimmer er zur Genüge kennen gelernt hatte. — Anders Erna. Sie konnte es kaum erwarten, ihren Freundinnen und Bekannten die Herrlichkeiten ihres reich und mit feinem Geschmack ausgestatteten Haushalts zu erschließen und sich an ihrer — wie sie annahm — unausbleiblichen Bewunderung zu weiden. Und jene Gesellschaften, über die Eberhard oft in ausgelassener Laune so boshaft zu spotten wußte, waren bisher ihr Lebenselement gewesen. Heiter und froh war sie als junges Mädchen auf dem glatten Strome zwischen lachenden Ufern dahingeschwommen und hatte sich schon längst darauf gefreut, dermaleinst als junge Frau in dem bunten, lustigen Treiben eine tonangebende Stellung einnehmen zu können. Ihr Herzchen schlug höher in der frohen Erwartung, nun endlich diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Wie hätte Eberhard ihren Bitten zu widerstehen vermocht — in solch junger Ehe behält ein junges, liebreizendes Frauchen immer den Sieg! Zahlreiche Besuche wurden gemacht und erwidert, Einladung folgte auf Einladung, und bald befanden sich Ernsts mitten in dem Wirbel einer Geselligkeit, die Eberhard so oft Gemüth verflachend und verödend gescholten hatte.

Er dachte darüber noch ganz so wie sonst, seufzte oft im Stillen, wenn er den bequemen Hausrock mit dem lästigen Frack vertauschen sollte, und sehnte sich von den rauschenden Festen in sein trautes Heim und zu den gemüthlichen Plauderstunden seiner Flitterwochen zurück, die ihm nur allzu rasch entschwunden waren und bereits in nebelgrauer Ferne hinter ihm zu liegen schienen. Den Tag über nahm ihn sein Amt in Anspruch — das böse Amt, wie es Erna nannte, der es wie Frohnarbeit um kargen Lohn erschien, während er selbst einen hohen Begriff von dem sittlichen Inhalt seines Berufes hatte und den Anforderungen desselben mit ernster Pflichttreue nachkam. Wenn er dann erholungsbedürftig aus seinem Arbeitszimmer trat, fand er wohl Erna bereits festlich geschmückt seiner harrend, und wenn er, von ihrem Liebreiz entzückt, sie zu umarmen und küssen gedachte, wich sie ihm lachend aus, um sich die zierlichen Falten und Spitzen

ihres Anzuges nicht zerdrücken zu lassen. Wiederholt hatte er die Ablehnung einer erhaltenen Einladung oder die Absage einer bereits angenommenen vorgeschlagen; aber die sauersüße Miene, mit der sie sich seinem Vorschlage fügen zu wollen schien, belehrte ihn zur Genüge, welches Opfer sie ihm brachte, welche Entbehrung er ihr damit auferlegte, und die daraus erwachsende Verstimmung beeinträchtigte die Freude des Beisammenseins, wenn es ihm wirklich einmal gelungen war, seinen Willen durchzusetzen. Sie war bei alledem lieb und gut und herzlich zu ihm, nur daß ihr Sinn den wahren Freuden des Hauses völlig verschlossen schien, und daß er in seinem strengen Ernst bisher nicht verstanden hatte, den Schlüssel dafür zu finden.

„Mein lieber Eber!" rief sie ihm so manches Mal zu, indem sie sich über ihn neigte und ihm Bart und Haupthaar streichelte, „mein lieber Eber, sei kein Philister! Laß uns nicht Hausunken werden! Noch sind wir jung — laß uns das Leben genießen!"

Und dann setzte sie sich wohl an den Flügel und schmetterte ihm mit ihrem gutgeschulten Sopran „Noch sind die Tage der Rosen" schelmisch entgegen.

„Und das nennst Du Lebensgenuß?" fragte er, ihr ernst und tief in's Auge blickend.

„Zeige mir besseren, wenn Du kannst!"

Er fühlte sich unverstanden und schwieg. —

Auf den Winter folgte der Sommer, ohne eine wesentliche Veränderung herbeizuführen.

Die von dem gesellschaftlichen Treiben abgespannten Nerven der jungen Frau verlangten nach dem Ausspruche des Hausarztes dringend den Besuch eines Kurortes. Eberhard benutzte seine Ferien, sie dahin zu begleiten, und knüpfte manche stille Hoffnung an diese Reise. Aber auch hier trat der ihm über Alles werthe Naturgenuß für sie in zweite, der von dem Badeleben so oft unzertrennliche Wirbel der Vergnügungen in erste Reihe, und sie kehrten in ihr Heim zurück, wie sie dasselbe verlassen hatten. —

Ein paar Jahre vergingen, ohne daß sich Etwas ereignete, was sie einander näher gebracht hätte. In ihrer gegenseitigen zuvorkommenden, aufmerksamen Freundlichkeit boten sie dem oberflächlichen Blicke das Bild einer glücklichen Ehe; aber innerlich waren sie einander fremd und schritten neben, nicht mit einander dahin. Eberhard hatte kein Verständniß für die ihm nur als seichte Oberflächlichkeit erscheinende leichtlebige, jugendfrische Genußfreudigkeit seiner Frau, und diese wieder keines für den sie mürrisch dünkenden schweigsamen Ernst ihres Mannes. Sie war ihm wirklich gut, und sie hätte ihm manchmal um den Hals fallen und ihn bitten mögen, sie doch recht lieb zu haben uud froh und heiter mit ihr zu sein, wie es ihrer beiderseitigen Jugend gezieme. Aber sie scheute sich vor ihm und fürchtete, von ihm für thöricht und kindisch gehalten zu werden. Und er wiederum verzichtete mehr und mehr auf jeden Versuch, in Erna eine größere Tiefe und Innerlichkeit zu erwecken, weil er diese Versuche für

aussichtslos hielt und damit auch noch das letzte Band zu zerreißen fürchtete, das sie Beide wenigstens äußerlich zusammenhielt. Und er wünschte, dieses Band zu erhalten — nicht blos der Menschen wegen, sondern weil er trotz alledem und alledem Erna innig liebte, und weil er von irgend einem unberechenbaren Ereignisse der Zukunft eine festere Schürzung dieses Bandes erhoffte. Dabei wurde er immer ernster, schweigsamer, in sich abgeschlossener. —

Es kamen noch andere Verhältnisse hinzu, diese Stimmung zu nähren. Das Vermögen, das ihm Erna zugebracht hatte, reichte vollständig hin für die Lebensführung, an die sie vom Elternhause her gewöhnt war, und die sie ihrem eigenen Haushalte zu Grunde gelegt hatte. Aber es blieb Eberhard Nichts übrig für die Zwecke, um derentwillen seine Mutter diese Heirath gewünscht und zu Stande gebracht hatte. Seine Mutter, seine Schwestern vermochte er nur ausreichend zu unterstützen, wenn Erna ihren kostspieligen Lebensgewohnheiten einige Einschränkung auferlegte. Sie aber für diesen Zweck darum zu bitten, widerstrebte seinem Stolze; ja er vermied, was er der Sache selbst wegen gern gewollt hätte, nun erst recht, nur um nicht von selbstsüchtigen Beweggründen geleitet zu erscheinen. Und ebenso verhielt er sich den Seinigen gegenüber schweigend, wenn ihm auch das Herz dabei blutete, daß er nicht in dem von ihm selbst gewünschten Maße ihnen gegenüber seine Pflicht zu erfüllen vermochte. Die Mutter starb plötzlich, und mit dem tiefen Schmerze um ihren Verlust mischte sich die Sorge um das Loos der Schwestern. Er war ihnen nach Kräften behilflich, sich auf eigene Füße zu stellen; aber Alles, was er für sie that, erschien ihm schmal und karg im Vergleiche zu dem, was die Mutter wohl von ihm erhofft haben mochte, und was er selbst so gern für sie gethan hätte. —

Erna nahm den innigsten Antheil an dem Schmerze ihres Gatten und suchte denselben durch Wort und That und namentlich durch jene kleinen und stillen, einem wunden Gemüthe so wohlthuenden Liebesbeweise nach Möglichkeit zu lindern. Aber auch das führte zu keinem vollen gegenseitigen Verständniß, theils wegen Eberhards schweigsamer Art, die von der lebhaften Erna manchmal fast als Zurückweisung empfunden wurde, dann aber auch weil es zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter niemals zu einem recht herzlichen Verhältnisse gekommen war. Die Geheimräthin war viel zu klug, um nicht zu durchschauen, daß der von ihr gestifteten Ehe das rechte Glück fehle, und daß sie selbst sammt ihren Töchtern unter der von ihrer Schwiegertochter gewählten Lebensführung zu leiden habe. Erna hinwiederum hatte geradezu Furcht vor der geistigen Ueberlegenheit und dem strengen und herrschsüchtigen Wesen ihrer Schwiegermutter und suchte jeder Einmischung derselben in ihre eigene Häuslichkeit von vornherein zu begegnen. Dadurch hatte sich zwischen Beiden ein kühleres, zwar rücksichtsvolles, aber doch mehr förmliches Verwandtschafts-Verhältniß herausgebildet. Die Auffassung der Mutter war erst recht auf die Töchter übergegangen, so daß

auch jetzt Ernas von der wahrsten Gutmüthigkeit ihres Herzens dictirte Anerbietungen Gefahr liefen, nicht für ganz aufrichtig gehalten zu werden. So sehr sie dieser Wohlthaten bedurft hätten, die Schwestern verhielten sich zurückhaltend und ablehnend dagegen, und dadurch wuchs die Entfremdung. Zwischen beiden Parteien aber stand Eberhard, dessen wundes Gemüth am meisten darunter zu leiden hatte. Er empfand dankbar, was Erna liebevoll und wohlwollend beabsichtigt hatte, wollte und konnte doch aber auch ihr gegenüber seine Schwestern nicht verleugnen. Das führte zu Mißverständnissen und Verstimmungen und verhinderte jenes sich Finden und Zusammenklingen der Seelen, das unter der Einwirkung eines großen Schmerzes sonst wohl noch häufiger zu erfolgen pflegt als unter der einer großen Freude. —

Die Trauer verbot die gewohnten Zerstreuungen und zwang zu stillster Zurückgezogenheit. Eberhards Ferien wurden diesmal nicht in einem geräuschvollen Badeorte, sondern auf einem Landgute verlebt, das Commerzienrath Eitelwein kurz vorher erworben hatte. Die Stille und Ruhe, die einförmige Gleichmäßigkeit des landwirthschaftlichen Tagewerkes, das zwecklose Schlendern durch Wald und Feld thaten Eberhard ausnehmend wohl, während Erna, nachdem der Reiz der Neuheit verflogen war, sich allmählich zu langweilen begann. Da brachte ein unerwartetes Ereigniß einige Abwechselung in das Einerlei ihres Landaufenthaltes. Ein Generalstabs-Commando war zu trigonometrischen Vermessungen in jene Gegend beordert und dem Hauptmann von Schrön mit seinen Leuten das Herrenhaus von Buchau als Standquartier angewiesen worden. Mit wie getheilten Empfindungen und Erwartungen man auch von Seiten der Schloßbewohner dem angekündigten Gaste entgegengesehen haben mochte, sehr bald, nachdem er seinen Einzug gehalten, war unter sämmtlichen Mitgliedern der Familie Eitelwein-Ernst nur eine Stimme darüber, daß mit ihm ein angenehm belebendes Element in das bisher stille Haus eingekehrt sei. Ohne über das, was ihm bereitwilligst gewährt wurde, hinaus irgend welche Ansprüche zu erheben, ohne seinen Wirthen auch nur die geringste Gêne aufzuerlegen, ging der Hauptmann eifrig der Lösung der ihm gestellten Aufgaben nach. Frühzeitig schon ritt er aus, ließ auf den ihm geeignet scheinenden Höhen seine trigonometrischen Pyramiden errichten, visirte und maß und verbrachte nach seiner Heimkehr viele Stunden auf seinem Zimmer mit dem Einzeichnen und Berechnen der gewonnenen Resultate. Erst zur Hauptmahlzeit des Tages, die nach westlichen und südlichen Mustern auf 6 Uhr des Nachmittags verlegt war, erschien er in dem kleinen Familenkreise und verstand, in der unbefangensten Weise das Mahl sowie die demselben folgenden Stunden gemüthlichen Beisammenseins durch anregende Unterhaltungen zu würzen. —

Von hoher Gestalt, mit ebenso freundlichem wie geistvollem Gesichtsausdruck, besaß er neben Sicherheit des Auftretens und gewandten gesellschaftlichen Formen eine nicht gewöhnliche Bildung und die Fertigkeit, in schlichter, aber doch fesselnder Rede Erlebtes zu erzählen und Meinungen

zu vertreten. Sein Urtheil war bestimmt, aber rücksichtsvoll, immer mild, niemals absprechend. Wiewohl sein Alter das vierte Jahrzehnt noch nicht überschritten, hatte er doch bereits viel und Interessantes erlebt, war auf dem Schlachtfelde vom jungen Fähnrich zum Lieutenant avancirt und hatte später an überseeischen Expeditionen theilgenommen. Als ihn nach seiner Heimkehr der Zufall in eine kleinstädtische Garnison verschlagen, hatte er die dortige Muße zu ernsten Studien benutzt, bis man ihn in gerechter Würdigung seiner Leistungsfähigkeit aus der Truppe zum Generalstabe heranzog. Von einer seltenen Vielseitigkeit, verstand er es, sich ebenso eingehend mit dem Commerzienrath über Nationalökonomisches wie mit der Commerzienräthin über Theatergeschichten und den neuesten Gothaischen Hofkalender zu unterhalten, Erna am Flügel zu begleiten und mit ihr über die neuesten Erzeugnisse der schönen Litteratur zu plaudern und endlich mit Eberhard die wichtigsten politischen und socialen Tagesfragen zu erörtern, so daß ihn Jeder von ihnen gerade auf seinem eigenen Lieblingsfelde für ganz besonders bedeutend hielt. Am auffallendsten war die Umwandlung, die der Verkehr mit dem Hauptmann bei Eberhard hervorbrachte. Er ward gesprächiger, munterer — die starre Eiskruste strengen Ernstes schien zu schmelzen, und darunter kam so viel frisches, gesundes Leben zu Tage, daß Erna mit freudigem Staunen auf ihren Gatten blickte, wenn sie ihn als durchaus ebenbürtigen Gegner dem Hauptmann gegenübertreten und mit ihm über Fragen streiten sah, über die nachzudenken oder gar sich ein Urtheil zu bilden, sie selbst bisher niemals gewagt hatte. Eberhards lebhaftes Aussichherausgehen war ihr geradezu neu, und wenn sie sich dann nach heißem Redegefecht in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, dankte sie ihm wohl mit herzlichem Kusse dafür, daß er ihr Gelegenheit gegeben habe, auf ihn stolz zu sein. —

Man war eines Abends früher als gewöhnlich vom Tische aufgestanden und hatte, um sich des schönen Sommerabends zu erfreuen, den Nachtisch auf der Terrasse serviren lassen, die, an der hinteren Seite des Schlosses gelegen, einen freundlichen Ausblick auf Hügelreihen, Wald, Felder und Wiesen bot. Eis à la Nesselrode, etwas leichtes Gebäck und wohlfrappirter Heidsieck bildeten die materielle Unterlage für die Nachtisch-Plauderei, die bald in vollem Zuge war. Die Commerzienräthin war wieder einmal über Lindaus „Zug nach dem Westen" gerathen, ein Buch, das sie besonders interessirte, weil sie einzelne Persönlichkeiten ihrer Bekanntschaft und deren Erlebnisse herauszuerkennen glaubte, und weil sie Bemerkungen daran knüpfen konnte, die zu ihren Lieblingssätzen gehörten, und die auch heut zur Erörterung zu stellen, sie sich nicht versagen mochte.

„Mir ist diese moderne Auffassung der Herren Romandichter von der Ehe, dieses sich so leicht von einander Lösen und in anderer Weise wieder zusammen Paaren recht unsympathisch. Es erinnert mich an die früher so beliebten Abklatsch-Polonaisen, bei denen man auch so ohne Weiteres aus einer Hand in die andere überging, und die mir stets sehr widerwärtig

gewesen sind. Eine Ehe ist doch kein Kleidungsstück, das man beliebig an- und auszieht oder gar bei Seite wirft und es mit einem anderen vertauscht, wenn es Einem nicht recht passen will. Hat man sich gegenseitig sein Wort verpfändet, so muß man auch mit einander aushalten. Vorübergehende Dissonanzen giebt es auch in der besten Ehe, und was man hat, weiß man, niemals aber, was man bekommt!"

„Bravo! bravo! Hast Recht, liebes Kind," rief der Commerzienrath, indem er ihre Hand ergriff und zärtlich küßte. „Nur darin irrst Du, daß Du das für etwas Modernes hältst. Ich könnte Dir aus der Zeit meiner Jugend wirklich erlebte Ehescheidungsgeschichten erzählen, die alle diese Erdichtungen weit hinter sich lassen. Und ich dürfte mich ja auch nur auf unsern Altmeister Goethe berufen, der wie kein Anderer die Gesellschaft seiner Zeit zu schildern gewußt hat, und der uns in seinen Wahlverwandtschaften nicht blos Derartiges erzählt, sondern es selbst als Consequenz des Naturgesetzes, als Naturnothwendigkeit erklärt und vertheidigt."

„Das nun doch wohl nicht," warf Eberhard dazwischen, „denn daß Goethe selbst trotz aller schönen Gleichnisse die chemischen Gesetze nicht als für Menschenschicksal maßgebend angesehen wissen will, zeigt er uns am besten dadurch, daß jene anscheinend naturnothwendigen Verbindungen in der That nicht zu Stande kommen, und daß die, die in unwiderstehlicher Anziehungskraft ihnen zustreben, zumeist daran zu Grunde gehen, ganz wie auch sonst — im Leben in Folge der Collision mit der socialen Ordnung, in der Dichtung in Folge der poetischen Gerechtigkeit."

„Sagt, was Ihr wollt!" sprach Erna, nachdem sie eine Weile nachdenkend vor sich hin gesehen, „ich halte nun einmal eine Ehe, die ihren sittlichen Grundbedingungen nicht mehr entspricht, für unsittlich. Und hat man erst diese Ueberzeugung gewonnen, so muß man auch den Muth haben, es offen auszusprechen und die Kette lieber zu zerreißen, als sie ein ganzes langes Leben lang fortzuschleppen und sich Herz und Seele von ihr wund drücken zu lassen. Sie lächeln, Herr Hauptmann?" schloß sie, ihn betroffen und verletzt anblickend.

„Verzeihung, gnädige Frau! wahrlich nicht über Sie," antwortete dieser erröthend. „Ich habe Ihren allseitigen Auseinandersetzungen mit Theilnahme zugehört und dabei im Stillen manche Frage an mich gerichtet; und da mußte ich plötzlich an das Wort eines alten Herrn denken, das er mir in's Gesicht schleuderte, als ich bei dem lebhaften Streit über einen englischen Roman das darin geschilderte Verhalten einer Mutter nicht recht lebenswahr fand. ‚Sie sind niemals Mutter gewesen!‘ rief er mir halb im Scherz, halb aber auch in vollem Ernst entgegen. Ich bin niemals verheirathet gewesen, und ich meine doch, daß man über gewisse Fragen nur dann ganz vollgiltig urtheilen kann, wenn man wenigstens ihre Voraussetzungen einigermaßen durch eigene Erfahrung kennen gelernt hat. Die Theorie ist hierbei eine zu unsichere Führerin. Aber Eines, gnädige Frau, ist mir in Ihrer Rede aufgefallen: Sie sprachen von Muth,

aber nur von dem activen Muth, der Ketten zerreißt, — haben Sie auch an jenen anderen gedacht, der in dergleichen Fällen sich erst recht zu bewähren hat, den Muth, der den vergifteten Pfeilen unsichtbarer, unfaßbarer Feinde siegreich Stand halten, der gegen den Bannstrahl der Gesellschaft, gegen den ungreifbaren Stachel der Verleumdung gewappnet sein muß? Glauben Sie einem alten Soldaten: es ist leichter, mit Todesverachtung dem Feinde entgegenzustürmen, als ruhig und fest auf seinem Platze zu stehen, während die Geschosse ringsum niederhageln."

„Sie haben sehr Recht, Herr Hauptmann," stimmte Eberhard bei, „und in der Regel sehen diese Dinge in den Romanen sehr viel schöner und poetischer aus, als wenn sie das praktische Leben in ganzer Nüchternheit und Häßlichkeit in unseren Amtsstuben zur Erscheinung und Entscheidung bringt."

„Genug! genug!" rief der Commerzienrath, „möge Niemand von uns sich mit diesen Fragen anders als in der Theorie zu beschäftigen haben! Aber lassen Sie uns zu heiteren Stoffen übergehen! Lassen Sie den Heidsieck nicht warm werden, Herr Hauptmann! Und Du, Erna, sieh, wie der Himmel sich schon zum Sommernachtsfest in prächtigen Purpur kleidet!"

„Hast wieder einmal Recht, Alter!" sprach die Commerzienräthin freudig zustimmend, „das kommt von diesem Zug nach dem Westen! Mein Nesselrode ist fast ganz zu Crême zerlaufen."

Nicht immer hatte die Unterhaltung einen so ernsten Charakter, was auch Ernas heiterem, lebenslustigem Sinne sehr wenig entsprochen haben würde. Weit öfter wurde gescherzt, gelacht und gesungen. Erna besaß eine leidliche Stimme und hatte eine gute Schule gehabt, und der Hauptmann begleitete gut und sang wohl auch selbst hübsche Volkslieder und heitere Schnaderhüpfeln, die er ganz geschickt zu improvisiren verstand. In so heiterer Geselligkeit verflog die Zeit rasch und angenehm, so daß, als das Commando des Hauptmanns zu Ende ging, der Abschied fast ein wehmüthiger war, und das Wiedersehen in der Hauptstadt allerseits als selbstverständlich galt.

Bald darauf waren auch Eberhards Ferien abgelaufen, und freudig gestand er sich, daß er befriedigter, als da er sein Heim verlassen, in dasselbe zurückkehre. Nicht blos, daß er eine Zeitlang frei von Actenstaub und abspannender Berufsarbeit, in dem Genuß der freien Natur Geist und Körper erfrischt und gekräftigt hatte, — was ihm noch mehr galt, sein Verhältniß zu Erna war inniger, herzlicher geworden. Jenes unruhige Gesellschaftstreiben, das Hasten nach Zerstreuung und Vergnügen, jene unaufhörlichen Besuche, die sich zudringlich in jedes trauliche Beisammensein mischten, jede Unbefangenheit aufhoben und mit ihrem Klatsch jede Arglosigkeit vergifteten, alles das, was so lange störend und entfremdend zwischen ihnen gestanden hatte, hier war es weggefallen. Hier gehörten sie mehr als je sich selbst, hier war Zeit und Gelegenheit, einander seelisch näher zu treten. Er hatte seine innige Freude an Ernas harmloser, unbefangener Heiterkeit und erst recht daran, daß trotz scheinbarer Oberflächlichkeit ihre

Anschauungen und Urtheile oft mehr Ernst und Tiefe zeigten, als er ihr jemals zugetraut hatte. Es war ihm noch nie so wohl in seiner Ehe gewesen, und er hatte keinen heißeren Wunsch, als daß sich dieselbe in gleicher Weise fortentwickeln und daß sie endlich mit einem Segen beglückt werden möchte, der dann sicher zu dem von ihm bisher schmerzlich vermißten vollsten Einklange führen würde. —

Auch Erna hatte mit Freuden beobachtet, wie sich ihr ernster, mürrischer Eber unter dem Einflusse des Landlebens zum liebenswürdigen Gesellschafter, zum zärtlichen Gatten, ja manchmal fast bis zum feurigen Liebhaber umgewandelt, und mit vollberechtigter schelmischer Koketterie suchte sie ihn in dieser ihr so schmeichelhaften Stimmung zu erhalten. Gleichwohl erregte es ihr ein ungemein wohlthuendes Gefühl, als sie die einsame, einförmige Sommerfrische wieder mit dem geräuschvollen, bunten Gewühle der Hauptstadt vertauschen konnte. Der durch die Straßen fluthende Menschenstrom, das blendende elektrische Licht, die lockende Pracht der Läden, das Rollen der Equipagen, das Rennen und Hasten — kurz alles das, was dem an großstädtisches Treiben Gewöhnten so oft geradezu als Lebenselement gilt, wirkte nach der wochenlangen Abwesenheit auf sie mit neuem packendem Reiz, sodaß ihr unter diesen Eindrücken die trübe Dunstatmosphäre immerhin noch athmenswerther erschien als die reine, klare Landluft in menschenarmer Flur. Eberhard schüttelte den Kopf; ihm war das unverständlich. Er konnte sich nur schwer in das Altgewohnte finden und kam sich wie der Schmetterling vor, dem, nachdem er frei und froh in Blumen- und Blüthenpracht umhergeschwärmt, plumpe Hände den Farbenstaub von den Flügeln strichen, um ihn mit Papierstreifen an ein Brett zu schmieden. Auch das ging vorüber, wenige Wochen, und man war wieder im alten Geleise.

Der Winter mit seiner erhöhten Geselligkeit war gekommen, aber das Trauerjahr war noch nicht zu Ende und Erna deshalb immer noch mehr als ihr lieb an's Haus gebannt. Besuche wurden zwar in reichlicher Fülle gemacht und empfangen; aber die Berichte von Festen, an denen sie nicht theilnehmen konnte, und die sich in der Beschreibung noch verlockender ausnahmen, als sie in Wirklichkeit gewesen sein mochten, erregten ihren Unmuth. Sie war reizbar und oft in verdrießlicher Stimmung; aber sie würde dieselbe rascher und leichter überwunden haben, wenn Eberhard, mehr als je von Amtsgeschäften in Anspruch genommen, sie weniger allein gelassen hätte. So aber behielt sie Zeit, sich zu langweilen und Grillen zu fangen, während auch ihn die erhöhte Arbeitslast oft abspannte und weniger unterhaltend machte. —

Als Erna eines Tages von einem Besuche bei ihren Eltern, bei denen sie auch keine besonders heitere Stimmung gefunden hatte, — der Commerzienrath war an einem Gichtanfalle erkrankt — nach Hause zurückkehrte, wurde ihr die Karte des Hauptmann von Schrön übergeben, der in ihrer Abwesenheit den Versuch gemacht hatte, die Buchauer Bekanntschaft zu erneuern. „Das wäre doch wenigstens ein Lichtblick," rief sie erfreut, und überraschte

nicht minder angenehm ihren Gatten, als sie ihm bei seiner Heimkehr die Karte des Hauptmanns triumphirend entgegenhielt. Dem verfehlten Besuche folgte sehr bald Eberhards Gegenbesuch und die Einladung zu einem Teller Suppe — wie man euphemistisch zu sagen liebt — „mit Rücksicht auf die Trauer ganz einfach und im engsten Familienkreise“. Der Hauptmann kam, man begrüßte sich herzlich, aß und trank, plauderte munter und angeregt über Alles und Einiges, und nachdem ein paar Stunden unerwartet rasch verflogen waren, gestand man sich gegenseitig, daß man sie äußerst angenehm verbracht habe, und daß es unverantwortlich wäre, sich ein so harmloses Vergnügen nicht möglichst oft zu gönnen. So ward Hauptmann von Schrön in kurzer Zeit Hausfreund im Hause des Amtsrichters Eberhard Ernst.

Alle Betheiligten hatten ihre Freude daran. Eberhard war ein vielseitig gebildeter Mann, dem Nichts mehr zuwider war, als die bloße sogenannte Fachsimpelei, und wenn er Tag für Tag Stunden lang angestrengt über Acten gesessen, sehnte er sich danach, auch einmal über Fragen aus anderen Gebieten geistigen Lebens sich mit einem gescheuten Manne auszusprechen, Meinungen, Urtheile, Erfahrungen auszutauschen. Er begegnete sich darin mit dem Hauptmann, der, von Hause aus kein strammer Commißsoldat, sich schon durch seinen ganzen Lebensgang die Empfänglichkeit auch für andere als militärische Interessen bewahrt hatte. Ihre Ansichten, oft von der landläufigen Anschauung weit abliegend, stimmten vielfach untereinander überein, was sie umsomehr einander näherte. So holten sie sich denn nach Beendigung der Dienststunden gern zu gemeinschaftlichen Spaziergängen ab und setzten wohl auch die dabei angefangene Unterhaltung in irgend einer Plauderecke eines Wein- oder Bierhauses fort. Und wenn der Hauptmann dann Eberhards Bitten nachgab und ihn in seine Häuslichkeit begleitete, oder wenn er ab und zu aus eigenem Antriebe an dem Theetisch des befreundeten Ehepaares erschien, dann hieß ihn Erna nicht minder herzlich willkommen als ihr gestrenger Eber. Mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt, lauschte sie dem Gespräche der Männer, lenkte es geschickt auf Gebiete, bei denen sie sich selbst mit leichtem Geplauder betheiligen konnte, oder unterbrach es wohl auch, wenn es ihr gar zu ernst und langweilig wurde, indem sie den Flügel öffnete und in Cigarrendampf und Meinungsstreit hinein ein lustiges Lied ertönen ließ, das nur selten seine Wirkung verfehlte. Die Männer lachten, und sofort war der Hauptmann an ihrer Seite, um sie zu begleiten oder abzulösen, sodaß die ernstesten Redekämpfe in lustigen Schnaderhüpferln und Jodlern auszuklingen pflegten. Bald hatte man sich an diesen intimen Freundschaftsverkehr derartig gewöhnt, daß an Abenden, an denen das Ehepaar mit sich allein war, Eberhard schweigsamer, Erna launischer erschien als sonst, und daß der Hauptmann oft, wenn er allzu still und wortkarg unter seinen Kameraden saß, im Scherze von diesen gefragt wurde, ob er wieder einen Ausflug nach Afrika plane.

Wo irgend Menschen ein Paradies erblüht, wird es auch niemals an

verbotenen Aepfeln und noch weniger an falschen Schlangen fehlen, die mit ihnen ein böses Spiel treiben. Die häufigen Besuche des Hauptmann von Schrön in der Familie Ernst blieben nicht unbemerkt. Ernas Freundinnen — beeinflußt von der Welt des Klatsches, in der sie lebten, — machten ihre Randglossen dazu und versäumten nicht, denselben bei gelegentlichen Besuchen in scherzhaften Neckereien und kleinen boshaften Anspielungen Ausdruck zu geben. Anfangs lachte Erna darüber — sie kannte den großen „Jahrmarkt der Eitelkeiten" zu gut, um davon überrascht zu sein, und sie war sich ihres reinen und lauteren Sinnes durchaus bewußt. Sie hatte sich harm- und arglos des freundschaftlichen Verkehrs mit dem Hauptmann erfreut, der ihr und ihrem Gatten nicht blos angenehme Zerstreuung, sondern Geist und Gemüth erfrischende Befriedigung bot. Je häufiger aber jene Nadelstiche sich wiederholten, und je feiner und spitziger sie wurden, desto mehr verlor sie ihre Unbefangenheit — sich selbst und dem Hauptmann gegenüber. Während sie ihm sonst beim Kommen und Gehen herzlich die Hand entgegenstreckte, that sie dies jetzt oft nur zögernd und verlegen, erröthete wohl auch dabei und hatte meist erst eine gewisse Scheu zu überwinden, ehe sie in den gewohnten munteren Plauderton hineinkam. Gleichzeitig mit dieser Befangenheit dem Hauptmann gegenüber zeigte sich, wenn sie mit sich allein war, in ihrem eignen Herzen eine seltsame, ihrem sonstigen, frohen, leichtlebigen Temperament durchaus widerstrebende Unruhe. Sollten jene bösen Zungen Recht haben? Sollte der Hauptmann wirklich eine tiefere Neigung für sie empfinden? — Und sie selbst? Sie war sich nicht der kleinsten Untreue gegen ihren Gatten bewußt, und doch glaubte sie manchmal mit Schrecken zu gewahren, daß ihr der Hauptmann nicht gleichgiltig, daß er ihr doch vielleicht noch mehr als ein bloßer Freund sei. Sie verlangte nach ihm, wenn er sich einmal länger als gewöhnlich fern hielt, und vermochte kaum ihre lebhafte Freude zu bergen, wenn er dann wieder erschien. Der Verkehr mit ihm war ihr zu einer lieben Gewohnheit geworden, auf die sie nur schwer und ungern wieder hätte verzichten mögen. Dabei quälte sie der Gedanke, daß der Hauptmann möglicher Weise unter demselben boshaften Geschwätz zu leiden habe wie sie selbst. —

Diese Vermuthung war nicht ganz unzutreffend. Zwar würde Niemand ihm gegenüber gewagt haben, was sich Ernas Freundinnen ohne jedes Bedenken gegen sie erlaubten; aber einzelne, wenn auch nur ganz leise anklingende Bemerkungen seiner Kameraden waren in ihrem eigentlichsten Sinn nicht gut mißzuverstehen. Der Hauptmann war von viel zu ehrenwerther Gesinnung, als daß er die Ruhe und den Ruf seiner Freunde auch nur einen Augenblick hätte gefährden mögen, so schmerzlich er es auch empfunden haben würde, die Beziehungen zu ihnen abbrechen zu müssen. Andererseits widerstrebte es ihm, dem gewöhnlichsten, sei's unverständigen, sei's boshaften Klatsch so viel Beachtung zu schenken oder gar ein so großes Opfer zu bringen. Und wenn er sich wirklich einmal in zarter Rücksicht-

nahme etwas länger von dem befreundeten Hause ferngehalten hatte, führte ihn der Trotz gegen ein gelegentlich gefallenes Wort, das er nicht verstehen, geschweige denn erwidern durfte, dann erst recht in dasselbe zurück. — So war „der große Galeotto" auch hier an der Arbeit, mit zwingender Gewalt das herbeizuführen, was mit bestgeheuchelter sittlicher Entrüstung zu verdammen, er bereits in vollem Zuge war. Und weit empfindlicher noch als jene früheren, oft recht schmerzhaften Nadelstiche, wurde Erna das geradezu unheimliche Schweigen, das nach und nach an deren Stelle trat, und das sie mit einer Isolirschicht umgab, die nicht zu durchdringen, nicht zu zerreißen, und der gegenüber jede Vertheidigung ausgeschlossen war. —

Das Einfachste und Natürlichste wäre gewesen, wenn sie vor diesen Widerwärtigkeiten da Schutz und Zuflucht gesucht hätte, wo sie solche in reichstem Maße zu finden mit Sicherheit erwarten durfte: bei ihrem Gatten. Aber gerade davor empfand sie eine unüberwindliche Scheu. Eberhard hatte nicht die leiseste Ahnung von dem, was Frau und Freund beunruhigte und den Frieden seines Hauses bedrohte, in dem er sich mehr denn je wohl und behaglich fühlte. So grausam es immerhin gewesen wäre, ihn aus dieser sorglosen Ruhe aufzuscheuchen, so war es doch nicht das, wovor Erna zurückschreckte. Nein! es war etwas Anderes. So groß auch die Hochachtung war, die sie vor Eberhard hegte, so innig die Zuneigung, mit der sie an ihm hing, — ihn in allen seinen Wesenseigenthümlichkeiten genau zu kennen, ihn in allen seinen Lebensauffassungen genau zu verstehen, das getraute sie sich immer noch nicht. So sehr sie seit dem Sommer sich genähert hatten, so sehr viel vertrauensvoller sie selbst, so sehr viel mittheilsamer Eberhard geworden war, immer noch lag in seinem Ernst, in seiner Abgeschlossenheit etwas ihr Fremdes, Unbegreifliches, das das volle in einander Aufgehen verhinderte. Und wenn sie ihm nun Mittheilung von dem machte, was sich friedenstörend eindrängte — sie vermochte nicht vorauszusehen, welche ihr vielleicht noch unbekannten Saiten seines Gemüthes sie damit in Schwingungen versetzen, sie zitterte davor, daß sie in dem ernsten und strengen Mann die bösen Geister der Eifersucht wecken könnte, die, einmal entfesselt, mehr noch als jenes Geschwätz ihr und sein Glück untergraben würden. —

Wie berechtigt diese Furcht war, sollte sich bald erweisen. Wo gäbe es nicht theilnehmende Seelen, die sich um die Angelegenheiten des lieben Nächsten mehr oder lieber kümmern als um ihre eignen, die unter dem scheinheiligen Vorgeben, Aergerniß verhüten zu wollen, Zwietracht und Unheil säen, und die, statt offen und ehrlich zu handeln, es vorziehen, jene Liebeswerke ganz im Verborgenen zu thun! — Eines Tages fand Eberhard auf seinem Schreibtisch ein anonymes Billet, das nur die Worte enthielt: „Nicht zu sorglos! Augen auf! Wahren Sie Ihre Hausehre!" Er rollte das Blatt zwischen seinen Fingern zusammen, hielt es an eine brennende Kerze und zündete sich eine Cigarre damit an. Als er aber dann, den Kopf in den Lehnstuhl zurückgelegt, den narkotischen Dampf einsog und in

Ringen nach der Zimmerdecke zurückblies, wollte ihm die Cigarre nicht recht munden — halb verraucht warf er sie bei Seite und unternahm einen langen Spaziergang. Damit hielt er die Sache für abgethan — kein Wort kam über seine Lippen, und Nichts in seinem Leben schien ihm verändert. Aber die geheimnißvollen Mahnungen wiederholten sich bald in dieser, bald in jener nicht mißzuverstehenden Form, und allmählich begann das in ihnen enthaltene Gift zu wirken. Eberhard empfand ein ihm bisher völlig fremdes, eigenartig widerwärtiges Gefühl, das er nicht loswerden konnte, so energisch er auch dagegen anzukämpfen versuchte. Es ging ihm dabei wie mit jenen mouches volantes, die man glücklich beseitigt glaubt, und die sich doch sofort wieder bemerklich machen, sobald man seine Aufmerksamkeit auf sie richtet. Er, der, selbst offen und ohne Falsch, Andern gern und willig vertraute, fand sich mit einem Male von einem Argwohn, von einem Mißtrauen gequält, das er für gemein und unwürdig hielt, das er in alle Tiefen der Hölle verwünschte, und dessen er sich doch nicht zu erwehren wußte. Oft war er nahe daran, Erna jene Unglücksblätter vorzulegen. Würde er doch schon aus der Art, wie sie dieselben aufnahm, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden vermocht haben! Bald aber schämte er sich, einzugestehen oder auch nur zu verrathen, daß jene namenlosen Winke nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben seien; bald wieder fürchtete er, durch eine Aussprache möglicher Weise erst herbeizuführen, was jene Elenden bereits als gewiß annahmen, und in den schlimmsten Augenblicken marterte ihn die Furcht, eine Gewißheit zu erfahren, die ihn noch unglücklicher machen könnte als die gegenwärtigen Zweifel. —

Aus derselben Scheu aber und aus derselben Furcht konnte er sich erst recht nicht zu einer Auseinandersetzung mit dem Hauptmann entschließen. Durfte er das doch auch um Ernas willen nicht. So beschloß er denn, vor der Hand nur aufzumerken, zu beobachten und erst dann zu reden und zu handeln, wenn er sich ruhig und unbefangen ein Urtheil gebildet haben würde. Ruhig und unbefangen! Wer, dem der Argwohn seine trüben Gläser vor's Auge hält, hätte jemals auch nur ruhig und unbefangen zu sehen, geschweige denn zu urtheilen vermocht! Jene sinnverwirrende Leidenschaft, die Eifersucht, tobte durch seine Adern und versetzte seine Nerven in eine Ueberreizung, daß er sah und hörte, wo Nichts zu sehen und Nichts zu hören war, daß er Blicken und Worten Bedeutungen unterlegte, die sie niemals hatten, daß sich ihm auf die klarsten Verhältnisse dunkle Schatten legten, aus den harmlosesten Situationen bleiche Gespenster erstanden, und daß er für Schuldbewußtsein hielt, was nur Verwunderung und Unruhe über sein so seltsam und unheimlich verändertes Wesen war.

Der Hauptmann erkannte zuerst mit sicherem Blick, welcher Unhold in Eberhards Gemüth sein Wesen treibe, und entschloß sich, der Sache kurz und ohne viel Worte ein Ende zu machen. Unter dem Vorwande, daß eine größere Arbeit auf lange hinaus seine freie Zeit völlig in Anspruch

nehmen würde, bat er um Entschuldigung, wenn er sich in die Einsamkeit zurückzöge, und brach den Verkehr mit der befreundeten Familie vollständig ab — nicht ohne tief schmerzliche Empfindung. Er schätzte Eberhard sehr hoch und wußte, daß für seine echt freundschaftliche Gesinnung so wie für die Vielseitigkeit seines Wissens und die Schärfe seines Urtheils ihm der Verkehr mit den Kameraden keinen Ersatz bieten würde. Und Erna — erst jetzt merkte er, wie sehr er sie vermissen würde. Aber gerade das bestärkte ihn in seinem Entschlusse; er wollte und durfte an dem ehrenwerthen Freunde nicht zum gemeinen Verräther werden.

Nur darin irrte er, daß er mit seiner Entfernung alles Uebel beseitigt und den Frieden von ehedem wieder hergestellt wähnte. Eberhards nun einmal krankhaft erregte Phantasie fuhr fort in ihrer unseligen Arbeit, malte ihm heimlichen Briefwechsel und geheime Zusammenkünfte vor und ließ das, was hinter seinem Rücken geschähe, noch weit schlimmer erscheinen als das, was er mit eigenen Augen bemerkt zu haben glaubte. Ein unglücklicher Zufall, der Erna mit dem Hauptmann auf der Straße zusammengeführt hatte, so daß Eberhard sie von dem Fenster einer Conditorei aus in lebhaftem Gespräch mit einander vorübergehen sah, bestärkte ihn in seinem Argwohn. Und nicht minder Ernas eigenes Verhalten. Sie, die Heitere, Sorglose, sah bleich und abgehärmt aus und ließ das Köpfchen hängen. Bei dem kleinsten Geräusch fuhr sie schreckhaft zusammen, und ihre gerötheten Augen zeugten von still geweinten Thränen. Sie wollte und konnte Niemand — selbst ihre Elten nicht — zu Vertrauten ihres Kummers machen. Sie rang und kämpfte, erwog hin und her und vermochte keinen festen Entschluß zu fassen. Nur das fühlte sie, daß es so nicht lange weiter gehen könne — sie mußte zu voller Klarheit mit sich und ihrem Gatten gelangen.

Und auch Eberhard ward dieser Zustand unerträglich. Er war schärfer, schroffer, aber auch reizbarer geworden. In seine Phantasiegebilde eingesponnen wie die Spinne im Netz, war er fest überzeugt, daß es zum Bruche kommen müsse. An dem Zucken seines Herzens spürte er, wie schmerzhaft dieser Bruch für ihn sein, wie viel Herzensfasern er mit jähem Rucke zerreißen würde. Aber — wie oft mußte er an jene abendliche Unterhaltung in Buchau und an Ernas Worte denken: „Besser die Kette muthig brechen als sie ein ganzes Leben lang fortschleppen!“ Sollte sie damals das Kommende schon vorgeahnt haben? Und wenn nun das Unvermeidliche geschehen müsse, dann — je früher desto besser! Nur die Vorbereitung, die Ausführung bedürfe der ruhigen Ueberlegung. Wie aber war ruhige Ueberlegung möglich, wo die Verhältnisse selbst, die Klärung verlangten, immer wieder aufregend und verwirrend einwirkten? Also fort! fort! Die Beiden konnten in seiner Abwesenheit leicht und rascher mit sich in's Reine kommen, — und er selbst — nun, er wolle sich wiederzufinden suchen in der Einsamkeit und an dem Busen jener großen Allmutter,

bei der er noch stets in den Wirrnissen seines Lebens Trost und Hilfe gefunden habe: an dem Busen der gran madre natura.

Schon längst war es wieder Sommer geworden. Er hatte einen mehrwöchentlichen Urlaub in der Tasche, und nun galt es nur noch von Erna Abschied zu nehmen — vielleicht für immer. —

Das Abendessen war beendet; die übrig gebliebenen Reste und die halbgeleerten Teller ließen erkennen, daß ihm nur mäßig zugesprochen worden war. Der Theekessel stand auf der Berzeliuslampe, deren Flamme gelöscht war; die Theegläser waren noch zum Theil gefüllt. Ein unklares Dämmerlicht war über das Zimmer gebreitet, ungeeignet zu deutlichem Erkennen, aber nicht dunkel genug zum Entzünden der Lampe. Die Fenster waren geöffnet, um etwas Abendkühle hereinzulassen; aber die Luft draußen war ebenso schwül wie die innen im Zimmer. Und schwül wie die Luft war die Stimmung der Beiden, die schweigend neben einander saßen. Eberhard hatte sich eine Cigarre angezündet; er bemühte sich, ruhig und gleichgiltig zu erscheinen, und konnte doch vor Herzklopfen kaum sprechen. Nachdem er einige Züge gethan und den Rauch von sich geblasen hatte, legte er die Cigarre bei Seite und begann, als ob es sich um etwas Gelegentliches, Unwesentliches handle: „Ich gedenke morgen zu verreisen."

„Allein?" fragte Erna, die aufzuhorchen begann."

„Allein."

„Auf lange?"

„Auf einige Wochen."

Das Blut schoß ihr in's Antlitz. „Was bedeutet das?" kam es fast tonlos von ihren Lippen. „Was soll es bedeuten?" „Du willst mich allein lassen?"

„Fürchtest Du Dich?"

Sie war aufgestanden. „Und Du, fürchtest Du Dich nicht?"

Er fühlte, daß er erbleichte; sich fest zusammennehmend, griff er nach der Cigarre und erwiderte mit erzwungener Kälte: „Was soll ich fürchten?"

Sie hielt sich mit beiden Händen am Rande des Tisches fest. „Ich weiß nicht," sprach sie leise wie in's Leere hinaus. Nach einer Weile aber setzte sie lauter und wärmer hinzu: „Thu's nicht!"

War's eine Warnung? war's eine Bitte? Ihm schien's eine Warnung, die ihn in seinem unseligen Wahne bestärkte. — Erna hatte sich auf einen Stuhl abseits des Tisches gesetzt, hielt beide Hände vor's Antlitz und weinte. „Was ist geschehen?" begann sie endlich unter Thränen, da Eberhard schwieg und mit den Zähnen seine Cigarre zerkaute. „Was habe ich Dir gethan? Was glaubst, was argwöhnst Du? Seit vielen Wochen schon verstehe ich Dich nicht mehr, fürchte ich mich vor Dir, und — bei meiner Seele Seligkeit! ich bin mir keiner Schuld bewußt!"

Es kam ihr aus tiefstem Herzen, es klang so wahr, so überzeugend, es hätte ihn überzeugen müssen, wenn er unbefangen gewesen wäre. Aber er war nicht unbefangen. Zu lange schon hatte das Gift in seinem Innern

gewühlt, hatte all sein Denken und Sinnen durchsetzt; die Zeit einer Secunde, die Kraft eines Wortes waren nicht ausreichend, seine verheerende Gewalt zu entkräften. Aber ohne Wirkung blieben ihre Worte nicht. Zum ersten Male flog ihm der Gedanke durch's Hirn, daß er ihr doch vielleicht Unrecht gethan haben könne. Es war wie ein Blitz, der plötzlich aufflammte und ebenso plötzlich wieder erlosch, der aber doch genügt hatte, für einen Augenblick wenigstens das Dunkel zu erhellen. Ein schwacher Schimmer davon zitterte noch in ihm nach; aber — nicht der Stimmung des Augenblicks wollte er nachgeben. Er wollte Zeit gewinnen, sich zu sammeln, zu prüfen. Die Reise — sie allein konnte Rettung bringen aus der Wirrniß, sei's nach der einen, sei's nach der anderen Richtung hin. Alles das wirbelte in eines Gedankens Spanne in ihm durcheinander; aber er hatte sich doch zusammengerafft, und sein Ton klang etwas weicher: „Erna, keine Auseinandersetzungen heut! Wir sind Beide nicht ruhig genug. Das gesprochene Wort ist wie der abgeschossene Pfeil, der nimmer zurückkehrt. Ich reise morgen und überlasse Dich für einige Wochen Dir selbst zu freiester Entschließung," er sprach die letzten Worte langsam und mit stärkerer Betonung. „Wenn ich wiederkomme, werde ich eine ernste Frage an Dich stellen, und dann mag es klar werden zwischen uns. War, was in diesen letzten Wochen zwischen uns stand, nur ein Hauch, so wird er zerflattert sein; war es mehr — nun, an jenem Abend in Buchau hast Du selbst die letzten Consequenzen gezogen."

Sie war aufgesprungen; sie hatte, als er begann, ihm erwidern, sie hatte in dem Ueberquellen ihres Herzens ihm in die Arme fallen und sich, wonach sie sich so lange gesehnt, mit ihm aussprechen wollen. Nun aber — er glaubte sanft und milde geredet zu haben — ihr jedoch erschien das Alles so kalt, so liebeleer. Ihr Stolz stieg übermächtig in ihr auf, und wenn es ihr Leben gegolten, sie hätte jetzt kein Wort zu ihrer Vertheidigung zu sagen vermocht. Und bedurfte sie denn überhaupt einer Vertheidigung? War es nicht tief unter ihrer Würde, anzukämpfen gegen erniedrigenden Verdacht, den sie nur ahnte, der ihr nicht einmal faßbar gegenüber trat? Mit einer eisigen Ruhe sprach sie: „Zwei Dinge hast Du genannt, die nicht wiederkehren; der Khalif aber nennt deren vier: das gesprochene Wort, der abgeschossene Pfeil, das vergangene Leben und — die unbenutzte Gelegenheit. Du wirst diese Stunde bereuen — Leb' wohl!" Und hoch aufgerichtet schritt sie zur Thür hinaus, während er in einem Zwiespalt mit sich selbst zurückblieb, der ihm noch unerträglicher erschien als Alles, was er bisher empfunden hatte. —

Eberhard flüchtete sich in die Berge. In der erhabenen Einsamkeit der Hochalpen hoffte er klaren Blick zu gewinnen, hoffte er frei zu werden von dem Spuk, der ihm das Leben verstörte. Den früher oft und gern geübten Sport wieder aufnehmend, kletterte er mit Anspannung aller Kraft seines Willens und seiner Muskeln über Felsenschroffen und Eisfelder bis hinauf in die Regionen des Firns, ließ sich vom Wettersturm zerzausen

und sog in tiefen, tiefen Zügen die reine, erfrischende Hochgebirgsluft. Aber wie hinter dem Reiter die schwarze Sorge, der er auf flüchtigem Renner zu enteilen gedenkt, ungesehen sich aufschwingt, so hatte Eberhard seine Zweifel und seine Furcht in die Gletscher-Oede mit hinauf genommen, und selbst wenn er sich todtmüde auf das Lager einer Alpenhütte niederstreckte, umschwebten ihn noch im Traume jene Geister, mit denen er vergebens zu ringen, die er vergebens zu bannen suchte.

Und doch — andere Gestalt hatten sie seit jener Abschiedsscene angenommen. Zweifel und Furcht waren größer geworden, nicht der Zweifel an Ernas Treue, aber der Zweifel an seiner eigenen Unfehlbarkeit. Immer wieder fiel ihm Ernas Betheuerung ein, die seine Gedanken in andere Bahnen drängte. Sollte, was er für unumstößliche, kaum noch eines Beweises bedürftige Wahrheit gehalten, doch am Ende nur Gespensterglaube gewesen sein? Er durchwühlte, während er auf einsamen Bergpfaden dahinschritt, in seiner Erinnerung Alles, was ihm zu jenem Glauben Veranlassung gegeben; er zerfaserte mit peinigendem Eifer das Gewebe seines Argwohns und prüfte jeden einzelnen Faden auf seine Haltbarkeit. Und da gab es dann Stunden, in denen er Lücken und Risse in dem Gewebe zu bemerken glaubte, die ihm früher entgangen waren, in denen sich in dünnen Nebeldunst auflösen wollte, was ihm früher als dichtes Wettergewölk erschienen war. Innig hätte er sich dieser Erkenntniß freuen mögen, wenn sie — wie er doch manchmal zu hoffen wagte — sich als beglückende Wahrheit erwiesen. Aber dann verschwand die Freude wieder unter einer qualvolleren, lähmenden Furcht. Wenn er Erna wirklich Unrecht gethan haben sollte — konnte sie ihm das jemals vergeben? Hatte er sich damit nicht für alle Zeit ihre Liebe verscherzt? War es nicht vielleicht gerade das, was ihre dunklen Abschiedsworte hatten sagen sollen? Vor Kurzem noch hatte er sich mit dem Gedanken einer Trennung völlig vertraut gemacht, und diese Art der Lösung war ihm nicht als die schlimmste erschienen. Jetzt aber erschrak er, und wenn er nur an die Möglichkeit dachte, fühlte er bisher nicht gekannte feine Fäden sich spannen, die mit seinem Innern fest verwachsen sein mußten, und deren Zerreißung nur unter heftigen Schmerzen möglich war. Jetzt erst erkannte er, daß er Erna doch mehr liebte, als er es sich selbst jemals hatte gestehen wollen, ja als er es sich selbst jemals bewußt gewesen war. Unter dieser Erkenntniß schmolz der starre Trotz, in den er sich selbst hineingeredet, in eine weiche, wehmüth'ge Stimmung, und es ward ihm bang und einsam unter den kalten, schweigsamen Riesenhäuptern mit ihrem blendenden Schnee und ihrem wild zerklüfteten Eis. Er begann, sich zu Menschen, er begann, sich in sein Heim zurückzusehnen, und hatte doch auch wieder Furcht vor diesem Heim, das nun vielleicht noch öder und verlassener sein konnte als die Eiswüste, die ihn umgab. Wie es zu Hause stand, wußte er nicht. Er hatte absichtlich weder an Erna noch an sonst Jemand geschrieben und Niemand Nachricht darüber gegeben, in

welchem Erdenwinkel er aufzufinden sei. Jetzt aber umkreisten seine Gedanken mehr und mehr den heimischen Herd; er empfand es fast als Freude, daß sein Urlaub seinem Ende entgegenging, und — zögernd zwar und auf Umwegen — aber doch von, wenn auch noch so uneingestandener, Sehnsucht getrieben, trat er den Rückweg zur Heimat an. —

Erinnerungen aus der Zeit der Studentenjahre hatten ihn nach Baden-Baden geführt. Das märchenhafte Waldesdunkel, der Harzduft der Schwarzwaldtannen umfingen ihn wie einstmals mit ihrem wohligen Zauber. Aber im Gewühle der Menschen empfand er, wie sehr er gegen ehedem ein Anderer geworden war. Was ihm früher großes Vergnügen bereitet hatte: das bunte Durcheinanderwogen feiertäglich gestimmter, zerstreuungssüchtiger, freudehaschender Menschen, das Rennen und Fahren, das Schwatzen und Scherzen, das Liebeln und Spielen — jetzt erregte es ihm Schwindel. Das viele Licht that ihm weh, die rauschende Musik schmerzte sein Ohr, und aus dem geräuschvollen, wirbelnden Treiben zog er sich gern auf stille, einsame Plätze zurück.

Es war um die Zeit des Sonnenunterganges. Er saß auf einer Bank vor der Kapelle, die trauernde Eltern über der Asche ihres Lieblings errichtet haben. Auf gegenüberliegender Bergeshöhe ragten aus dunklem Waldesgrün die Ruinen des alten Schlosses empor. Seine Stimmung folgte nur zu gern dem Eindruck dieser Umgebung. Hier ein vom unerbittlichen Tod vorzeitig geknicktes Glück, dort die zerfallenen Trümmer einstiger Pracht und Herrlichkeit; dazu jenes Gefühl der Wehmuth, das aus dem verglühenden Abendroth sich in's stille Menschenherz zu ergießen pflegt; und um das Maß voll zu machen, tönte von fernher in langgezogenen Hörnertönen das Scheffel'sche Trompeterlied „Behüt' Dich Gott" — Unwillkürlich sang er leise den Text dazu — sein Herz begann rascher zu schlagen, und eine Thräne wollte sich über seine Wimpern drängen. Schwermüthig träumend blickte er in die Ferne hinaus. Ein eigenthümlicher Wohlgeruch umfing ihn plötzlich, ein Wohlgeruch, der ihn in eine längst vergangene, längst vergessene Zeit zurückversetzte. Es war das Lieblingsparfüm einer Dame gewesen, die er mit der ganzen Gluth erwachender Jugend geliebt, an die er seine ersten Verse gerichtet uud der er mit heißen Jünglingsschmerzen entsagt hatte, als sie die Frau eines Anderen wurde. Er blickte sich um und sah eine Dame in Trauer leise an sich vorüberschreiten. Lag es in jener Ideenverbindung, lag es in der gesteigerten Reizbarkeit seiner Nerven, die Gestalt erschien ihm bekannt — wie von rasch aufzuckendem Lichte beleuchtet, trat ihm jene Lust- und Leidenszeit vor die Seele. Er hätte aufspringen, der Dame folgen mögen; aber — nur ein kleines Theilchen eines Augenblicks hatte das Leuchten gedauert — da hatte er wieder an Erna denken müssen, und es war ihm wie Untreue erschienen — Untreue, er an ihr!

Wie leicht man doch in Fehl und Irrung gerathen kann! Er schloß die Augen und senkte das Haupt —

Klirrender Hufschlag und ein gellender Schreckensruf rissen ihn jäh aus seinem dumpfen Brüten empor. Er sah in nächster Nähe ein schaumbedecktes, sich hoch aufbäumendes Roß, dessen Reiterin sich kaum noch im Sattel zu halten vermochte. Die Zügel entglitten ihren schlaff herabfallenden Händen, und bleich und ohnmächtig sank sie selbst hintenüber. Mit einem Sprung war er zur Stelle und hatte eben noch Zeit, die Reiterin in seinen Armen aufzufangen, indeß das scheu gewordene Thier weit ausgreifend von dannen jagte.

Während aber die Bewußtlose ihn krampfhaft mit ihren Armen umschlang und sich an ihn schmiegte, als könne sie seinen Schutz nicht mehr entbehren, sprang von hinten her eine Dogge mit wildem Geheul an ihm empor und schlug ihre spitzen Zähne ihm in Schenkel und Rücken. Er hätte laut aufschreien mögen vor Schmerz und mußte sich von seiner Last befreien, nur um sich des wüthenden Thieres zu erwehren, das seine Herrin in Gefahr wähnte und sie vor jeder feindlichen Berührung schützen zu müssen glaubte.

Alles das war das Werk eines Augenblickes gewesen, und nicht länger währte es, daß die Bewußtlose, die er auf den Kiesboden niedergelegt, aus ihrer Ohnmacht erwachte und, mit einem Blicke die Lage übersehend, ihrer Dogge ein herrisches „Couche-toi, Néron! Ici!“ zurief, dem das Thier mit widerwilligem Knurren gehorchte.

Sie hatte sich aufzurichten gesucht, und während sie mit der Linken sich auf das Pflaster stützte, streifte sie mit raschem Griff den Reithandschuh von ihrer Rechten und sprach, die schlanke, fein gebildete Hand ihrem Retter entgegenstreckend, mit einem tiefen Wohllaut der Stimme und einer rührenden Innigkeit der Betonung:

„Dank, tausend Dank, mein Herr! O, wie kann ich Ihnen jemals vergelten, was Sie an mir gethan?“

Er wollte sich ihr nähern; aber sein Schritt wankte und sein Antlitz ward bleich, und jetzt erst sah sie, daß Blut in nicht unbeträchtlicher Menge an seinen zerrissenen Kleidern herunterrieselte.

„Um Gott!“ rief sie aufschreckend, „Sie sind verwundet — mein Hund — und das ist mein Dank!“

Und als wäre mit einem Male alle Schwäche von ihr gewichen, sprang sie mit einem Rucke empor und trat dicht an ihn heran.

„Ihren Arm! Lehnen Sie sich fest an mich! Vielleicht geht's bis zur Kapelle. Und dann — fort mit aller Gêne! — ich helfe Ihnen, bis andere, bessere Hilfe kommt!“

So wenige Schritte es waren, sie wurden ihm schwer. Aber die Dame, die ihre eigene Fährniß völlig überwunden und vergessen hatte, schlug mit der Linken die Schleppe ihres Reitkleides empor und, mit der Rechten ihn kräftig stützend, zog sie ihn vorwärts. Die Thür der Kapelle stand offen. Der rumänische Kirchendiener trat heraus, grüßte ehrerbietigst und wollte sprechen; aber ihm zuvorkommend, befahl sie: „Rasch! rasch! rufen Sie Aerzte und meine Leute! aber rasch! rasch!“

Ueber die Kapelle hatte sich wohlthuendes Dämmerlicht und erfrischende Kühle gebreitet. Aus der Ampel leuchtete wie ein Stern die der Erinnerung geweihte ewige Flamme. Eberhard begann unsicher auf seinen Füßen zu schwanken. Die Dame ließ sich, ihn festhaltend, auf die Steinfliesen nieder und lehnte ihren Rücken an das Fußgestell des Denkmals, das Gestalt und Züge des dahingegangenen Jünglings trägt. Sie legte Eberhards Haupt in ihren Schooß, zog ein dolchartiges Messer aus ihrem Gürtel und trennte mit hastigen Schnitten die die Wunde bedeckenden Kleider. Dann preßte sie ihr Taschentuch fest auf die immer noch stark blutende Stelle. Eberhard schlug seine Blicke dankend zu ihr auf. Er konnte nur noch sehen, wie wunderbar schön sie war: dann überkam's ihn wie ein süßes, seliges Nirwana. Die Glieder lösten sich in wohlthuender Erschlaffung, farbige, leuchtende Bilder zogen an den geschlossenen Augen vorüber, in's Ohr tönte es von fernher wie Singen und Glockengeläut, und die Gedanken schwanden ihm dahin wie ein verrinnender Strom. Was weiter mit ihm geschah, er wußte es nicht. Nur auf Augenblicke war er wie aus tiefen Träumen erwacht; da war es ihm gewesen, als ob er schwebend emporgetragen würde, dann wieder, als ob weiche und harte Hände an ihm drückten und stächen und zerrten, als ob man ihn in feste Bande schlage und an eine Wand kette, und dann war wieder Alles wie in einem dichten, undurchdringlichen Nebel verschwunden. —

Als er endlich wieder zu klarem Bewußtsein kam, fand er sich auf weichem, mit dem feinsten, saubersten Linnen überdeckten Lager in einem mit edler Vornehmheit ausgestatteten Zimmer, dessen Fenster, von mächtigen Linden beschattet, den Ausblick auf die tannendunklen Schwarzwaldberge gewährten. Auf dem Tischchen an seinem Bett stand in geschliffener Krystallvase ein Strauß frischer, blühender Rosen. Eine weibliche Handarbeit, die nahe dabei lag, ließ erkennen, daß er nicht ohne Aufsicht geblieben sei. Jetzt aber war er allein, und seine Blicke, die neugierig über das Zimmer und dessen behagliche Ausschmückung dahinflogen, hafteten an der gegenüberliegenden Wand auf einer meisterhaft ausgeführten Copie der „Venetianerin" von Savolda. Als er sich dem schönen Bilde zuwenden wollte, fühlte er sich in der Bewegung behindert und sah, nach der Ursache dieser Behinderung forschend, daß er mumiengleich mit dichten Bindenlagen umwickelt war. Nun erst dämmerte das Vorgefallene allmählich wieder in ihm auf, und er erinnerte sich seiner Verwundung und alles dessen, was ihr vorangegangen war. Er fühlte sich recht schwach und matt, und selbst dieses Ordnen seiner Erinnerungen verursachte ihm Anstrengung und Mühe, sodaß er bald wieder die Augen schloß und sich ziellosen Träumen überließ. Das Bild der schönen Frau, die er in seinen Armen gehalten und die sich dann so hilfreich über ihn geneigt hatte, bildete lichtumflossen, wie er es zuletzt gesehen, den Mittelpunkt seiner Träume. Aber die Erinnerung hatte die Züge des Bildes nicht scharf genug festzuhalten vermocht, und so geschah

es, daß sie sich ihm unmerklich in die von Erna verwandeln wollten, bis endlich Alles in nebelhaften Umrissen zerfloß. —

Aus diesen Träumereien erweckte ihn die lebendige Erscheinung derjenigen, mit der sich seine Gedanken beschäftigten. Eine hohe Frauengestalt in der Fülle reifer Formen, das schöne und edel gebildete Antlitz, dessen Züge ein klein wenig an die der „Venetianerin" erinnerten, von reichem, in einen Knoten geschürztem, aschblondem Haar umrahmt, trat sie herein, und ihre tiefblauen Augen mit freundlichem Blick auf ihn richtend, sprach sie mit jenem Wohllaut der Stimme, der ihm wie das erste Mal, so auch jetzt wieder warm zu Ohr und Herzen klang:

„Das war ein fester Schlaf; möge er allen Schmerz von Ihnen genommen haben, und möge er Ihnen die Genesung von Wunden bringen, die Sie für mich und durch mich davongetragen haben!" Sie streckte ihm ihre weiße, weiche Hand entgegen, die er ergriff und wie mit flüchtigem Hauche mit seinen Lippen berührte, während sie sich auf dem Stuhl an seinem Bett niederließ.

„Dank gegen Dank, meine gnädige Frau! Ueberschätzen Sie meinen kleinen Dienst nicht, und — möchte ich Ihnen nicht lange lästig werden!" Er sprach leise und langsam; denn er merkte, daß ihn das Sprechen angriff. Auch unterbrach sie ihn rasch:

„Lästig — wie können Sie so häßliche Worte gebrauchen! Sie haben im wahrsten Sinne des Wortes Ihr Blut für mich vergossen, und so reichlich, daß, wie unser guter Hofrath meint, nur ein klein wenig mehr Sie getödtet haben würde. Wie mich das schmerzt, und wie es mir als die kleinste meiner Dankespflichten erscheint, Sie wenigstens nach Kräften zu pflegen und für Ihre rasche Genesung Sorge zu tragen! Wenn der Doctor kommt, wird er Ihnen erzählen, warum er Sie gar so fest hat einschnüren und gar so strenge Befehle hat geben müssen."

„Und darf ich fragen, gnädige Frau, in welch' Zauberschloß eine gütige Fee mich geführt hat?"

„Welch' krankhafte Anschauung!" antwortete sie mit schwermüthigem Lächeln, „gütige Feen schlagen nicht Wunden, sondern schützen davor, und," setzte sie mit leisem Seufzer hinzu, „das Schloß des Grafen Holm entbehrt wirklich jeden Zaubers." Er wollte Etwas entgegnen; aber sie legte mit leicht verständlichem Winke den schlanken Zeigefinger auf ihren kleinen, festgeschlossenen Mund. „Still! still! der Arzt verlangt, daß Sie so wenig wie möglich sprechen. Nur eine Frage noch! Haben Sie Angehörige, denen Sie Nachricht zu geben wünschen? Ich erbiete mich gern, Ihr Secretär zu sein."

Es zog wie ein Schatten über den eben noch klaren Blick — er sann eine Weile nach. „Nein!" sprach er dann, „ich danke Ihnen bestens, meine gnädigste Frau Gräfin." Er schloß die Augen, um nicht zu verrathen, was in ihm vorging, und sprach die letzten Worte langsam und

zögernd, um dem Zweifel Ausdruck zu geben, ob er auch wirklich die Gräfin Holm vor sich habe.

Der Gräfin war das Eine so wenig entgangen wie das Andere. Sie hatte in stillem Mitgefühl den dunklen Schatten bemerkt, den ihre Frage auf seinem Antlitz hervorrief, und um jenem Zweifel zu begegnen, erwiderte sie: „Auch mein Gemahl hat das Verlangen, Ihnen seinen Dank auszusprechen. Sie dürfen seinen Besuch noch im Laufe des Tages erwarten. Nun aber," fuhr sie, als er darauf antworten wollte, fort und erhob sich, „haben Sie nach der Meinung des Arztes schon viel zu viel gesprochen. Ich lasse Sie wieder allein — langweilen Sie sich nicht gar zu sehr! Es widerfährt das auch Anderen manchmal in diesem Zauberschloß."

Es war ein eigenthümliches Lächeln, mit dem sie diese Worte begleitete, und als Eberhard wieder mit sich allein war und an dieses Lächeln zurückdachte, fiel ihm das Wort Pailleron's ein: „Oft ist Lachen Muth; die Frauen wissen es gar wohl, die unter ihrer Fröhlichkeit so schmerzliche Geheimnisse verbergen, und deren Lachen so oft nur die Schamhaftigkeit des Weinens ist."

Im Abgehen wandte sie sich an der Thür noch einmal nach ihm um. „Auch das Lesen hat Ihnen der böse Doctor verboten. Wenn es Ihnen aber eine kleine Zerstreuung gewähren sollte, sich ab und zu etwas möglichst wenig Aufregendes vorlesen zu lassen, erkläre ich mich zu diesem Samariterdienst gern bereit."

Ehe er noch Zeit hatte zu antworten, war sie verschwunden.

Einige Zeit darauf, pünktlich zu der von der Sitte festgesetzten Besuchsstunde ließ sich durch einen Diener in voller Livree der Graf und Burggraf Fabian von Holm-Holmerode bei Eberhard anmelden. In untadelhaftem Gesellschaftsanzug mit nicht minder untadelhaften Höflingsmanieren erschien er als ein vornehmer Cavalier, der sich das Air äußerer und innerer Stattlichkeit zu geben suchte, über dessen Gebrechlichkeit aber alle Verjüngungskunst eines gewandten Kammerdieners nicht hinwegzutäuschen vermochte. Sein Alter auch nur annähernd abzuschätzen, hielt Eberhard beim ersten Blick für unmöglich; nur das Eine war klar, daß die Zahl seiner Jahre die der Gräfin um ein nicht Unerhebliches übertraf. In den verbindlichsten, indeß mehr Ueberschwänglichkeit als Herzenswärme zeigenden Worten dankte er Eberhard für die wirksame Hilfe, die er der „mitunter etwas unvorsichtigen und waghalsigen" Gräfin Felice bei ihrem Unfalle geleistet, bedauerte die in ihren Folgen so beklagenswerthe Feindseligkeit des sonst wirklich gut gezogenen und durchaus zuverlässigen Nero, bat Eberhard, über Alles zu verfügen, was zu seinem Wohlbefinden und zu seiner Herstellung für nothwendig erachtet würde, und schloß seine wohlgesetzte und wohl vorbereitete Rede mit dem Wunsch, daß der bedauerliche Zwischenfall durch eine rasche und vollständige Genesung seine Erledigung finden möge. —

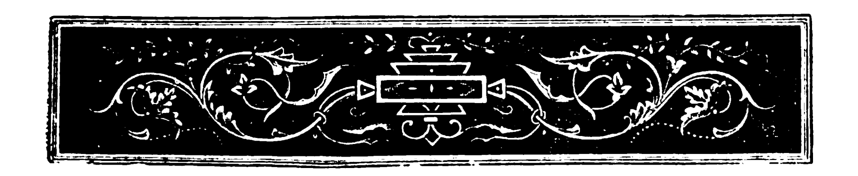
Eberhard fühlte sich dem langen, augenscheinlich nur von dem Gefühl conventioneller Verpflichtung eingegebenen Wortschwall gegenüber befangen; er berührte ihn unangenehm, ebenso wie das selbstbewußte, selbstgefällige, allzu aristokratische Wesen des Grafen ihm, dem schlichten Plebejer, gegenüber. Sein Stolz regte sich, und kurz, fast scharf lehnte er jeden Dank ab, entschuldigte die Nothwendigkeit, die Gastfreundschaft des gräflichen Hauses in Anspruch nehmen zu müssen, und versprach, dies nicht länger thun zu wollen, als jene Nothwendigkeit durchaus vorläge. Seine Antwort erschien dem Grafen geradezu unhöflich und verwirrte ihn. Er glaubte, dem fremden, ihm ganz unbekannten Manne gegenüber mit der denkbar liebenswürdigsten Herablassung Alles gethan und gesagt zu haben, was man in solchem Falle von ihm, dem Grafen Holm-Holmerode, selbst bei den weitgehendsten Ansprüchen nur immer erwarten und verlangen könne. Ja, es war auf dringenden Wunsch der Gräfin noch mehr geschehen, als er sonst wohl für nöthig gehalten haben würde, und daß die Gräfin die Sorge für den Verwundeten nicht blos der Dienerschaft und einer gedungenen barmherzigen Schwester überließ, sondern selbst mit übertriebener Peinlichkeit in die Hand nahm, war — seiner Meinung nach — Etwas, das weit über die durch das fatale Ereigniß gegebene Verpflichtung hinausging, Etwas, das sich nur mit den romantischen Grillen der Gräfin entschuldigen ließ, und wozu er nur ungern seine Zustimmung gab, das aber um so mehr von der anderen Seite den ehrerbietigsten Dank verdiente. Und statt dessen diese süffisante, abweisende Antwort! Und wer war denn eigentlich dieser fremde Mann, der es noch gar nicht einmal für nöthig gefunden hatte, ihm seinen Stand und Namen zu nennen? Mit eigenthümlicher, anscheinend gnädigster und doch vornehm herablassender Betonung fragte der Graf, indem er sich erhob und den kurzen Höflichkeitsbesuch zum Abschluß brachte: „Hm, und wen, hm, habe ich die Ehre, hm, als Gast in den Mauern meines Schlosses zu sehen?“ Eberhard verstand die Absicht, die in der sonst so natürlichen Frage lag, sehr wohl, und ein ganz leises Lächeln spielte um seine Lippen, als er erwiderte: „Ich bin der Amtsrichter Dr. juris Eberhard Ernst aus Berlin und bitte um gnädigste Entschuldigung, daß des Herrn Grafen allzu huldvolle Dankrede mir nicht Zeit gelassen hat, mich Hochdemselben so vorzustellen, wie die Form des gewöhnlichen Anstandes es verlangt hätte.“ Der Graf war befriedigt. Er fühlte die Ironie aus Eberhards Worten nicht heraus, und stolz auf den errungenen Sieg, empfahl er sich mit gravitätischer Verbeugung.

Und dann kam der Arzt. Von ihm erfuhr Eberhard, daß seine Verwundung, wenn sie auch nicht gerade bedenklich sei, doch nicht zu leicht genommen werden dürfe, daß es sich nicht blos um einen starken Blutverlust handle, der nur sehr allmählich wieder ersetzt werden könne, sondern um nicht unerhebliche Gewebszerreißungen, die der größten Ruhe und sorgsamsten Pflege bedürften, wenn sie nicht zu gefährlichen Eitersenkungen

führen sollten. Wochen würden vergehen, ehe an die Heimreise zu denken sei. So unangenehm und niederschlagend diese Mittheilungen auch immerhin seien, fügte der Arzt hinzu, so halte er es doch für richtiger, dem Kranken von vornherein klaren Wein einzuschenken, als ihn mit Vorspiegelungen hinzuziehen, denen um so unliebsamere Enttäuschungen folgen müßten. Bei vorschriftsmäßigem Verhalten sei jede Gefahr ausgeschlossen, aber ohne eine ernste Geduldprobe gehe es nun einmal nicht ab.

Eberhard fühlte sich bei diesen Eröffnungen einer Ohnmacht nahe — so schwer trafen sie ihn. Aber er nahm dem Unvermeidlichen gegenüber all seine moralische Kraft zusammen. Er dankte dem Arzt und bat ihn, ein Zeugniß über seinen Zustand und die zu seiner Wiederherstellung nöthige Zeit an seinen Vorgesetzten einzusenden, und da er selbst nicht schreiben könne, in seinem Namen eine Verlängerung seines Urlaubs zu erbitten. Und dann — der Besuch des Grafen zitterte noch in ihm nach — hatte er noch die eine Frage zu stellen, ob — er wolle seinen gütigen Wirthen nicht so lange Zeit hindurch lästig fallen — seine Aufnahme in ein gutes Krankenhaus nicht zu ermöglichen sei. Der Arzt gerieth dieser bestimmt gestellten Frage gegenüber in Verlegenheit. Er glaubte darauf hinweisen zu müssen, wie sehr der Graf und die Gräfin, die bisher alles nur irgend Erreichbare für seine Pflege gethan, durch solchen Entschluß seinerseits verletzt werden würden. Ob das Krankenhaus seinen Wünschen entsprechen würde, wisse er nicht. Jedenfalls sei die Uebersiedelung schwierig und nicht ohne Steigerung der Schmerzen und des Wundfiebers zu bewerkstelligen; kurz, er könne nur rathen, diesen Gedanken — vorerst wenigstens — fallen zu lassen und fest überzeugt zu sein, daß Eberhards Pflege nicht als eine Last, sondern als eine willkommene Gelegenheit empfunden werden würde, einen Theil des Dankes für seine ritterliche That, die ihm so schlecht gelohnt worden sei, abtragen zu können.

Aber gerade dem wäre Eberhard gern aus dem Wege gegangen. Er hatte schon viel zu viel Dankesworte für Etwas, das ihm als ganz selbstverständlich erschienen war, hören müssen, und dieses Ablehnen und Zurückweisen war ihm widerwärtig, noch widerwärtiger aber der Gedanke, Leuten unbequem werden zu sollen, die sicher ihren Standesgewohnheiten gemäß alles Störende, Unschöne, Lästige aus ihrer Nähe möglichst fern zu halten suchten. Andererseits mußte er die Ausführungen des Arztes als berechtigt anerkennen, und so suchte er denn seinen Bürgerstolz mit der festen Absicht niederzukämpfen, vor der Hand geduldig auszuhalten, aber jeder Aeußerung aristokratischen Hochmuths energisch Trotz zu bieten. Die Anstrengung des Sprechens und die mit allen Auseinandersetzungen verbundene Gemüthsbewegung hatten ihn aber derartig angegriffen, daß er, kaum daß der Arzt das Zimmer verlassen, erschöpft in die Kissen zurücksank und in einen tiefen, traumlosen Schlaf verfiel. (Schluß folgt.)



Quelle und Weg des philosophischen Denkens.

Ein Beitrag zur Psychologie der Philosophie.

Von

Heinrich Brömse.

— Cuxhaven. —

Es ist leicht, die Entstehung der praktischen Wissenschaften, der Medicin, der Technik u. A., zu begreifen. Der zu erreichende Zweck: das menschliche Leben glücklicher und angenehmer zu machen, wurde Ursache ihrer Geburt und Entwickelung. Aber je mehr wir uns von dem praktischen Gesichtspunkte, von dem Princip des zu steigernden Daseinsgenusses entfernen, um so mehr drängt sich uns die Frage auf: woher dies unendliche Bemühen des menschlichen Geistes, Geheimnisse zu ergründen, deren Kenntniß uns keinen Tag längeren Lebens, keine größere Bequemlichkeit, keine mit irdischen Glücksgütern meßbare Werthe verschafft? Die theoretische Beschäftigung, nur des Wissens wegen unternommen, die Aristoteles als die eines Gottes würdigste und darum einzig würdige bezeichnete, ist in der That selbst ein größeres Räthsel als alle Probleme, die zu lösen sie sich bemüht — wenn man den Menschen nur als handelndes oder leidendes Wesen betrachtet. Von diesem Standpunkte hat sie nur Werth, sofern sie die praktische Thätigkeit durch die von ihr übermittelten Kenntnisse fördert, sofern sie die Waffen zum Kampfe um's Dasein schmieden hilft. Aber man würde der Wissenschaft weder einen Gefallen erweisen, noch gerecht werden, wollte man sie mit diesem, von anderen Thätigkeitssphären erborgten Maßstab messen.

Das Wesen der Astronomie erschöpft sich nicht darin, der Nautik Dienste zu leisten, die Chemie ist nicht nur Mittel zur chemischen Technik, die Botanik nicht nur Dienerin der Arzneikunde, die Physiologie hat nicht ihren einzigen Zweck in der Förderung der praktischen Medicin.

So wichtige Dienste die theoretische Erkenntniß dem praktischen Handeln zu leisten vermag und so wenig ihre Bedeutung von diesem Gesichtspunkte aus unterschätzt werden darf, ebenso wenig liegt in dieser Aufgabe ihr ganzes Wesen eingeschlossen oder begründet. Auf die Gefahr hin, ein vielleicht trivial erscheinendes Beispiel zu wählen, möchte ich die theoretische Wissenschaft mit der Elster vergleichen, die den Ring nimmt, um ihn zu haben: so will jene erkennen, um zu wissen. Das Wissen ist sich selbst Zweck, wie es das künstlerische Genießen ist. Jene praktischen Ergebnisse für das Leben sind Begleit-

erscheinungen — wie etwa die sittliche Veredelung durch ein Werk der Kunst oder Litteratur.

Bei genauerer Ueberlegung ist nicht schwer zu erkennen, daß jenes Princip des zu steigernden Daseinsgenusses, dessen Geltung sich auf die praktischen Wissenschaften zu beschränken schien, bei den theoretischen nicht entschwindet, wohl aber in gänzlich veränderter Form auftritt. Soviel Befriedigung jene dem Forscher durch das Forschen, Entdecken und Erfinden selbst bereiten mögen, so liegt doch das, was sie zu verwirklichen streben, außerhalb ihrer eigenen Sphäre: sie sind Mittel zum Zweck. Dagegen sind die theoretischen in erster Linie Selbstzweck, und der zu steigernde Daseinsgenuß liegt bei ihnen nicht in Zielen außer ihrer Sphäre, sondern besteht in nichts Anderem als in der Entwicklung des Geistes von einer geringeren zu einer höheren relativen Vollkommenheit und dem damit unmittelbar verbundenen Lustgefühl: in der Freude an der Erkenntniß selbst.

So lange man nicht erkannt und anerkannt hat, daß die theoretische Wissenschaft Selbstzweck ist, mißt man mit falschem Maßstabe. In besonderem Maße gilt dies von der Wissenschaft, die theoretisch wie keine andere ist, weil sie als allgemeinste zugleich die abstracteste ist: von der Philosophie. Das hindert sie keineswegs, trotzdem reich an praktischen Nebenergebnissen zu sein — man denke an die mannigfachen, durch die Ethik gebotenen Anregungen, an die Pädagogik u. s. w. — denn gerade als allgemeinste vermag sie die Summe des menschlichen Daseins mit werthvollen Erkenntnissen verschiedenster Art zu fördern und zu bereichern. Es liegt hierin ebenso wenig ein Widerspruch, wie darin, daß der Mensch ein sowohl zum Wissen wie zum Handeln befähigtes Wesen ist, ebenso wenig wie in dem Nebeneinanderwirken theoretischer und praktischer Beschäftigung überhaupt.

Welches ist die Quelle der Philosophie, da offenbar kein praktischer Beweggrund zu ihr führt? Unser Zeitalter ist metaphysikmüde geworden, nicht zum wenigsten deshalb, weil man die Philosophie und in erhöhtem Maße ihren Kern, die Metaphysik, für eine gar zu unpraktische Wissenschaft hält. Die Philosophie hat kein Interesse daran, diesen Einwurf zu widerlegen, aber sie wird sich damit Nichts vergeben, denn sie will das, was man unbilligerweise von ihr verlangt, überhaupt nicht sein. Sie würde von ihrer Höhe herabsinken, wollte sie sich entgegenkommend zeigen und das Goethe'sche Wort vergessen:

„Was Euch nicht angehört,
Das müßt Ihr meiden."

Es hat nicht an Denkern gefehlt, die sie in der That zu einem Factor des praktischen Lebens in dem Sinne machen wollten, daß ihr Zweck und damit ihr Wesen praktischer Natur sein sollten. Nicht der Geringsten einer, Baco von Verulam, wollte die Philosophie zu einer Wissenschaft gestalten, die gleich der Buchdruckerkunst, gleich Pulver und Compaß die Herrschaft des Menschen über die Natur zu erringen suchen sollte: nicht als Wissenschaft um des Wissens willen, sondern als Mittel zu praktischen Zwecken. So groß der Nutzen sein mag, den sie unter Umständen für diese leisten kann, ebenso sehr muß man den grundlegenden Werth dieser einseitig utilitaristischen Erklärung — besonders für die Metaphysik — bestreiten.

Kurz, die Philosophie unterscheidet sich von den praktischen Wissenschaften durch ihre durchaus theoretische Grundlage. Innerhalb der theoretischen aber ist ihre Sonderexistenz durch die ihr eigenthümliche Tendenz bedingt, die allgemeinen über den Thatsachen und Einzelgesetzen stehenden Gesetze zu ergründen. Hierdurch wird sie immer vor dem Schicksal bewahrt bleiben, das man ihr wohl angedroht hat: von den empirischen Wissenschaften als angeblich überflüssig absorbirt zu werden.

Diese Bemerkungen vorauszuschicken, erschien nothwendig, damit von vornherein bei der Frage nach dem Ursprung des philosophischen Denkens die Quelle rein gehalten und nicht durch fremde Zuthaten aus dem Gebiete der praktischen oder der übrigen theoretischen

Wissenschaften getrübt werde. Scharfe Sonderung der Begriffe ist Vorbedingung aller wissenschaftlichen Untersuchungen und Beweise.

Es ist selbstverständlich, daß die philosophische Entwickelung der einzelnen nicht identisch ist — weder nach ihrem Inhalt, noch nach ihrem Verlauf. Was jedem solcher geistigen Processe zu Grunde liegt, sei es, daß es bewußt und ausdrücklich ausgesprochen wird, sei es, daß es implicite in ihnen enthalten ist, die es sichten und in seine Elemente zu zerlegen, ist Zweck der vorliegenden Zeilen.

Zwei Grundfactoren sind es, die die Wurzeln des philosophischen Denkens bilden: die Verwunderung und der Zweifel. Beide bedürfen einiger Erläuterungen.

Für die naiv Denkenden — wobei ich mit „naiv" keinen verächtlichen Nebensinn verbinde, sondern nur den Gegensatz zum reflectirenden Denken im Auge habe — ist die Außenwelt wie das Subject, der Makro- wie der Mikrokosmos, etwas in sich Selbstverständliches. Nur praktische Probleme tauchen in ihrer Seele auf: es gilt für sie, die Herrschaft über die Natur zu erringen, zu behaupten und auszudehnen. Dies war die erste Aufgabe, die sich dem menschlichen Geschlechte darbot. Man versuchte sich gleichsam der Bevormundung durch die Natur zu entziehen, sich mit eigener Kraft und Geschicklichkeit vor den Unbilden der Witterung durch das schützende Dach zu sichern, die Gewässer mit selbst gebautem Floß zu befahren, das Feuer selbst zu erzeugen, mit Wehr und Waffen die Natur und ihre Geschöpfe zu bezwingen: Alles Leistungen des praktischen Handelns, Leistungen, denen wohl theoretische, aber als solche kaum bewußte geistige Thätigkeit ihre Hilfe lieh, ohne indeß selbst als Zweck aufzutreten.

Probleme ganz anderer Art sind es, die sich erheben, wenn allein die Wißbegierde, das Verlangen nach Wahrheit, die menschliche Seele erfüllt. Es muß ein wunderbares Gefühl gewesen sein, da zuerst dem denkenden Menschen die Welt und er selbst aufhörten, ihm etwas Selbstverständliches zu sein, da er zuerst die ihm vorher unbewußt gebliebenen Gesetze des Weltalls zu ahnen begann, da er zuerst hinter dem einzelnen, dem schnell Entfliehenden tastend das Wesen der Dinge spürte. So ward er sich des zuvor Unbewußten bewußt, und kein anderes Gefühl kann zunächst durch diese neue Erfahrung ausgelöst sein als das der Verwunderung. Was vorher ein Selbstverständliches gewesen war, wird zum Wunder, aber nicht zu einem, das dem Denken ein Halt gebietet, sondern es vielmehr zu immer neuen Versuchen antreibt, das scheinbar Unerklärliche zu erklären, die Grenzen, die sich ringsum erheben wollen, zu überschreiten, in's Land der Wahrheit forschend einzudringen.

Es würde ein Irrthum sein, wollte man mit diesem Gefühl des Staunens das der Bewunderung vermengen, wie es etwa Descartes in der Aeußerung thut: „Wenn uns die erste Begegnung irgend eines Gegenstandes überrascht und wir meinen, daß er neu oder weit verschieden sei von dem, was wir kennen, oder auch von dem, was wir in ihm vermutheten, so bewirkt dies, daß wir ihn bewundern und von ihm in Erstaunen gesetzt werden." (Les passions de l'âme. Art. 53:) Die Bewunderung ist nicht dasselbe wie die Verwunderung, sondern folgt erst unter gegebenen Verhältnissen aus ihr.

Dies Erstaunen über scheinbar Unbegreifliches ist das erste Element des philosophischen Denkens — wie auch Plato im „Thäätet" bemerkt, daß ohne die Verwunderung keiner zur Philosophie gelange, — aber es gesellt sich ihm sogleich ein zweites. Bei dem Versuch, die Dinge zu erklären, wird der Geist sofort, wenn er auf eigene Faust sein Unternehmen beginnt, eine Beute des Zweifels. Niemand hat dies besser als wiederum Descartes veranschaulicht, der von sich selbst berichtet, wie seine Seele schließlich von einem Meer des Zweifels derart überwältigt wurde, daß er darin zu versinken glaubte. Es handelt sich hier nicht nur um den Zweifel in Betreff dieser oder jener Thatsache, sondern darum, daß der Geist an den Gesetzen des Daseins, die er eben zu erfassen meinte, sowie an der Fähigkeit des eigenen Denkens, das ihm früher bei gutem Willen Wahrheit versprach und nun seine Ohnmacht zu offenbaren scheint, irre wird.

Mit diesem allgemeinen Zweifel hängt auf's Engste etwas Anderes zusammen, das sogar sein Vorstadium zu sein und ihn anzubahnen pflegt: Mißtrauen gegen die überlieferten Ansichten, mögen sie sich auch auf noch so bedeutende Autoritäten stützen. Dies Mißtrauen hat bei außerordentlich vielen Philosophen eine entscheidende Rolle gespielt; wir finden es, theilweise bis zur qualvollen Verzweiflung gesteigert, in den Jugendjahren Descartes', Bacos, fast aller großen englischen Philosophen des 17. und 18. Jahrhunderts. Ohne das Mißtrauen gegen das Alte würde ja die Errichtung des Neuen überhaupt nicht möglich sein. Es bildet eine wesentliche Grundlage der Systeme aller Zeiten. Psychologisch ist seine Entstehung unschwer zu begreifen: wie könnten gegenüber dem Zweifelnden oder zum Zweifel Geneigten, der nach selbst erkannter Wahrheit strebt, Tradition und Autorität ihre Macht behaupten! Sie gehören zu den ersten Pfeilern im morsch gewordenen Gebäude des naiven Denkens, die zusammenstürzen. Freilich werden sie in dem Neubau immer wieder ihren Platz fordern und erhalten. Wenn der Geist erst nach dem Goethe'schen Wort:

„Was Du ererbt von Deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!"

selbst zu finden gestrebt, was Andere vor ihm gefunden, so wird er sein Werk gerne durch diese bestätigen und fördern lassen. Aber zunächst, auf der Anfangsstufe der philosophischen Entwickelung fallen die Heroenbilder, damit der Zweifel souverän herrschen kann.

Erst dieser führt das Werk, das die Verwunderung begonnen hatte, zu dem Ziele fort, daß der Geist gerade durch den Zweifel an allgemeinen Gesetzen diese genauer zu untersuchen bewogen wird. Zum Philosophiren ist es erforderlich, wie Schopenhauer sagt, „daß man Alles das, was sich von selbst versteht, sich zum deutlichen Bewußtsein bringe, um es als Problem aufzufassen." (Parerga und Paralipomena. II. Cap. 1, § 3.) Die Welt, die aus einem Selbstverständlichen zum Wunderbaren geworden war und als solches wesentlich auf das Gefühl eingewirkt hatte, wird zum Räthsel, das in erster Linie den Verstand zum Grübeln und Lösen auffordert.

Wenige Denkende werden von diesem Zweifel verschont, aber unter denen, die ihm Raum geben, giebt es wiederum nur Wenige, die den Muth zu Consequenzen haben. Die Meisten, unwillig über die geistige Arbeit, die sie sich so selbst auferlegen, oder an einer befriedigenden Lösung des Räthsels verzweifelnd, oder zu schwach, um sie zu wagen, bleiben auf halbem Wege stehen oder kehren zum naiven Denken zurück. Es lohnt sich nicht der Mühe, die Probleme des Daseins zu ergründen, es winkt kein Ziel auf dem mühsamen Wege, also zurück zu den Fleischtöpfen Aegyptens, zu dem scrupellosen Wirken des Alltags, zu den praktischen Aufgaben des Daseins, die leichteren Sieg versprechen! Zum rüstigen Fortschreiten gehört in erster Linie eine tüchtige Dosis Muth angesichts der Folgerungen, die sich vielleicht ergeben, angesichts eines vielleicht rein negativen Resultats, das alle Ideale, religiöse, wissenschaftliche, sittliche, zu zerstören droht.

Und doch ist dieser Dornenweg des Zweifels der einzig mögliche im Reiche der Philosophie, denn auf ihm erst lernen wir die Probleme in ihrer ganzen Schärfe erfassen, auf ihm erst weicht ganz das unbefangene Denken vor der Macht der Reflexion. Ebenso gewiß ist aber, was Herbart kurz und treffend sagt: „Jeder tüchtige Anfänger in der Philosophie ist Skeptiker, aber es ist auch jeder Skeptiker als solcher Anfänger."

Ehe wir den Neubau des Wissens unternehmen, muß die Berechtigung des Bauens: des logischen Denkens erkannt und anerkannt werden. Gelingt es nicht, das Denken selbst als gültig hinzustellen, so sind wir allerdings bei dem Bemühen, das Welträthsel zu lösen, unrettbar verloren. Auch als Descartes mit seinem berühmten Satze „Cogito ergo sum" das erste in sich Gewisse auszusprechen meinte, mußte er, um die Wirklichkeit der Existenz zu erschließen, die Thatsache des Denkens selbst als gegeben, unwiderleglich und unbeweisbar voraussetzen. An der unmittelbaren Gewißheit des ständig selbsterlebten eigenen psychischen Lebens ist mit keinen Zweifelsmächten zu rütteln. Das Denken offenbart sich aber sofort als etwas Logisches, dessen Wesen es ist, keinen inneren Widerspruch

zu dulden: es muß nicht nur seiner Existenz, sondern auch seiner logischen Giltigkeit nach anerkannt werden. Mit anderen Worten: der **Denkact** als solcher, zu dem ja auch der Zweifel — als Handlung — selbst gehört, ist das Gegebene, Feststehende, Gewisse, — man müßte sonst an der Thatsache des Zweifelns wieder zweifeln. Was seinem Wahrheitsgehalte nach unsicher ist und erforscht sein will, ist der **Denkinhalt**. Diese Unterscheidung, die vielfach unberücksichtigt gelassen ist, ist ein höchst wichtiges Moment in der Entwickelung der neueren Philosophie geworden. Um den Denkinhalt allein handelt es sich hier. In ihm gilt es, das Vollwerthige vom Irrthum zu sondern, damit man zur Wahrheit gelange.

So leicht ausführbar die Forderung klingt, das Selbstverständliche als Problem zu erfassen, so verwickelt pflegen die Gedankenprocesse zu sein, die zur klaren Erfassung des Problems führen. Diese ist Vorbedingung zur vollen Erkenntniß, — ich möchte sagen: sie ist selbst schon die halbe Erkenntniß.

Wie es in einer sogenannten eingekleideten Aufgabe der Arithmetik zunächst darauf ankommt, den Kern aus der Umhüllung herauszuschälen, so tritt auf philosophischem Gebiete zuerst die Forderung an uns heran, das Zufällige, Wechselnde, das auf den besonderen Bedingungen des Einzelfalls Beruhende auszuscheiden, auf dem Wege der Abstraction von allem Nebensächlichen die principiellen Fragen als solche festzustellen. Und wie bei der mathematischen eingekleideten Aufgabe die Entkleidung der Frage oft der wichtigere und schwierigere Theil der Arbeit ist, ähnlich ist auch in der Philosophie der Weg vom Einzelnen zur Feststellung des principiellen Problems meist ein größerer als der von letzterem zu seiner Lösung.

Durch die Herausschälung der Principienfrage aus allen empirischen Hüllen ist die Gedankenarbeit wesentlich gefördert, aber noch fehlt eine nicht unbeträchtliche Wegstrecke. Die meisten philosophischen Probleme sind der Art, daß sie in sich andere bergen, ja, meist bei consequentem Durchdenken aller Gründe und Folgerungen eine fast unendliche Zahl neuer Fragen bieten. In jedem Problem läßt sich eine bestimmte Reihenfolge von Bedingungen und Ergebnissen, eine durchgängige Abhängigkeit der Glieder von einander zeigen. Das erste Gebot bei dem Unternehmen, durch das scheinbare Dickicht den Pfad zur Erkenntniß zu bahnen, ist dieses: die Aufgabe richtig einzutheilen, so daß nicht alle Fragen, die das Problem enthält, in wirrem Durcheinander, sondern in der durch ihre gegenseitige Abhängigkeit bedingten Reihenfolge erledigt werden. So steigen wir vom Niederen zum Höheren auf, bis wir zu der Frage kommen, die den Schlußstein bildet.

Es würde sehr unwissenschaftlich sein, wollte man sich den Weg abkürzen und auf jede Frage, die in uns aufwacht, ohne diese ernste Gedankenarbeit die Antwort bereit halten. Freilich hat der Geist, meist kaum bewußt, die Tendenz auf eine bestimmte Antwort, aber diese Entscheidung ist, selbst wenn sie durchaus das Richtige treffen mag, zu rechtfertigen. Das Denken darf nicht sogleich dem Problem auf billige Weise entschlüpfen; das Gegentheil ist nothwendig: das Problem muß in unerbittlicher Strenge gefaßt werden.

Grund und Wesen jedes Problems ist der **innere Widerspruch** einer Erscheinung, die Gegenüberstellung zweier Urtheile, die sich gegenseitig aufheben, von denen sich jedes zu behaupten versucht und doch nur eines bestehen kann. Mögen wir nach dem Urgrunde der Welt, nach der Existenz und Beschaffenheit eines über die Erscheinungswelt sich erhebenden Reiches der Dinge (an sich), nach den Gesetzen des sittlichen Lebens, nach dem Wesen des Schönen und der Kunst fragen: der Gedankenproceß muß, um die Kernfrage des Problems zu erkennen, zu einem letzten Entweder-Oder führen. Man nennt ein solches letztes Entweder-Oder im praktischen Leben ein Dilemma, im philosophischen Denken eine **Antinomie**.

Darauf kommt Alles an, in jedem Problem die ihr zu Grunde liegende Antinomie zu begreifen: so gestalten sich schließlich alle Räthsel, die das Weltall stellt, zu einem System von Antinomieen, und die Ge-

schichte der **Philosophie** ist nichts Anderes als die Geschichte ihrer Lösungsversuche.

Dieser Gedankenproceß, um den es sich hier nur als psychologischen Factor handelt, ist mehrfach in der Geschichte der Philosophie ausdrücklich auch zur **Darstellung** bestimmter Lehren benutzt worden. Wie so manches Rüstzeug der Philosophie von den **Eleaten** herrührt, so darf man sie auch wohl als diejenigen bezeichnen, die zuerst in der Darstellung die antinomische Methode benutzten. Wir finden sie als gern benutzte Waffe im Lager der **Sophisten**, als wirksames Darstellungsmittel in **Platos** unsterblichen Werken. Das berühmteste Beispiel bilden die von **Kant** in seiner „Kritik der reinen Vernunft" aufgestellten Antinomieen. Was er und Andere als Form der Dialektik zur Darlegung ihrer Ideen anwandten, ist Nichts weiter als die Reproduction eines wichtigen Gliedes der philosophischen Gedankenentwicklung überhaupt. —

Die Logik hat für den äußersten Gegensatz den Namen: **contradictorischer Widerspruch** eingeführt. Wenn die Forschung nicht dahin gekommen ist, solche Gegensätze zu fixiren, hat sie ihr Ziel — wenigstens methodisch — nicht erreicht. Ist man aber zu ihnen gelangt, so würde es eine Täuschung sein, wollte man annehmen, daß man über beide Seiten zu einem Höheren, beide Vermittelnden vordringen könnte. Wenn wirklich die letzten Gegensätze klar gefaßt sind, so ist ein Drittes nicht möglich. Denn das eben ist das Wesen jener, daß sie sich gegenseitig ausschließen: wenn Eines ist, kann das Andere nicht sein, und wenn Eines nicht ist, muß das Andere sein. Mit der Setzung des Einen ist die Aufhebung des Anderen verknüpft.

Zwar ist oft in der Geschichte der Philosophie der Versuch gemacht worden, die letzten Gegensätze zu überwinden, indem man beide zu vereinigen sich bemühte. Das ganze Streben **Hegels** und seiner Schule war hierauf gerichtet, aber der bestehende Widerspruch war nicht wegzubeweisen, und so wurde dieser selbst zum Wesen der Dinge gemacht.

Es ist gut, sich solchen Ausführungen gegenüber stets der einfachsten Gesetze des logischen Denkens bewußt zu bleiben, um den Werth jener richtig zu beurtheilen. Neben zwei Behauptungen, die sich contradictorisch ausschließen, ist eine dritte unmöglich: tertium non datur. Wenn die Behauptung richtig ist, daß die Welt der Dinge (an sich) zeitlich ist, so folgt daraus mit unumgänglicher Nothwendigkeit die Unrichtigkeit der Behauptung, daß die Existenz der Dinge (an sich) außer oder über der Zeit steht, daß wir diese nur den Erscheinungen beizulegen haben. Dasselbe gilt umgekehrt. Jede vermittelnde Zwischenansicht ist ein Unding; das Entweder-Oder kann nicht zum Sowohl-Als auch werden. Ist erwiesen, das alles Geschehen eine nothwendige Kette von Ursachen und Wirkungen bildet, so ist ein ursachloses Geschehen — auch im psychischen Leben, also als Willensfreiheit — unmöglich. Will Jemand solche Gegensätze überbrücken, das Eine thun und das Andere nicht lassen, so kann es trotz hervorragendster dialektischer Kunst nur auf Kosten der Wahrheit geschehen.

Andererseits tauchen bei allen Problemen Gegensätze auf, die nicht von dieser Art sind, nicht die Glieder eines contradictorischen Widerspruchs bilden, sondern auf dem Wege zu den äußersten Antinomien gleichsam als Vorstationen angetroffen werden. Wiederholt begegnet uns in der Geschichte der Philosophie der Satz, daß die Glückseligkeit auf der Tugend beruhe; wiederholt wird andererseits die Behauptung ausgesprochen, daß die Glückseligkeit in der Lust begründet sei. Die beiden Sätze sind, in dieser Form ausgesprochen, offenbar durch eine weite Kluft geschieden, aber sie schließen sich nicht aus. Warum sollte nicht die Glückseligkeit auf zwei oder mehr Bedingungen beruhen können, warum sollen wir nur eine Ursache anzunehmen berechtigt sein? Sehen wir nicht Aehnliches überall? Wirkt nicht auf den fliegenden Pfeil zugleich die Kraft, die ihn entsendet, und die Anziehungskraft der Erde? Jene beiden Sätze wären nur dann unvereinbar, wenn uns Jemand nachwiese, daß sie unter sich in contradictorischem Widerspruch ständen, daß Tugend und Lust sich gegenseitig ausschließende Begriffe wären. —

Es sei eine Bemerkung hierzu gestattet. Je mehr wir uns von den abstracten Ideen entfernen und zu den concreten Thatsachen und Forderungen des Lebens herabsteigen, um so mehr werden in den Problemen solche Widersprüche auftauchen, die nur scheinbar unüberbrückbar sind, denen die Contradiction, das gegenseitige Sichausschließen fehlt. Hierauf beruht es, daß die Zweige der Philosophie, die sich mit diesen Problemen beschäftigen, — von Einigen auch als „praktische Philosophie" bezeichnet — also z. B. die Ethik, die Aesthetik, im Allgemeinen nicht die strenge Art der Beweisführung kennen, wie wir sie von den abstracten Darlegungen in der Logik, der Erkenntnißtheorie, den grundlegenden Erörterungen der Metaphysik fordern. Je mehr der Beweis auf die Gegenüberstellung der contradictorischen Gegensätze, strenger Antinomieen, hinausläuft, um so mehr gewinnt er an Kraft und Klarheit. —

Daß Jenes geschieht, ist durchaus nothwendig bei der Behandlung der letzten Principien der Philosophie. Wir bleiben sonst im Gebiete der Wahrscheinlichkeitsrechnung stehen, wir fordern aber Wahrheit. Alle Versuche, die letzten großen Fragen mit halben Antworten zu umgehen, das Ja mit dem Nein zu vereinigen, müssen scheitern, denn nirgends ist weniger Raum für Halbheiten als in der Metaphysik. —

Einem zwiefachen Mißverständniß möchte ich begegnen. Wenn der Weg des philosophischen Denkens von der Verwunderung bis zur Aufstellung von Antinomieen beschrieben ist, so erinnere man sich des im Anfang Gesagten, daß hiermit selbstverständlich nicht behauptet werden soll, bei jedem einzelnen denkenden Menschen und in jedem einzelnen Gedankenproceß vollzöge sich die Entwicklung in genauer Reihenfolge nach diesem Schema. Dies wäre ein Irrthum sondergleichen. Vielmehr sind es die mannigfachsten Anregungen von Außen, die verschiedensten Beobachtungen in der Natur, an anderen und am eigenen Subject, die von dieser ständig erneuten Erfahrung hervorgerufenen Gedankenketten, Ideenassociationen aller möglichen Art u. s. w., die im einzelnen Falle mitwirkend auftreten. Das Leben ist zu reich, um auf ein Schema gebracht zu werden. Alle diese Factoren im psychischen Geschehen können nur in concreten Verhältnissen aufgeführt oder wenigstens aufgespürt werden. Etwas Anderes ist es aber, die begriffliche Entwicklung eines Gedankens in seine grundlegenden Elemente, die in allen sonst verschiedenen Verbindungen ihr Existenzrecht fordern, zu zerlegen und, auf dieser Analyse aufbauend, eine Skizzirung des philosophischen Denkens seiner Quelle und Entwicklung nach zu versuchen. Dies sollte hier geschehen.

Ein anderes Mißverständniß, das nicht leichter sein würde, erblicke ich in Folgendem. Man könnte auf den Gedanken kommen, es sollte die Erforschung der Wahrheit nur auf Begriffen, auf abstracten Ideen beruhen. Nichts wäre irrthümlicher. „Wie die Vernachlässigung der Erfahrung sich rächt, darüber ist die Philosophie durch den Verlauf ihrer Geschichte zu schmerzlich belehrt worden, als daß erneute Hinweisung Noth thäte." (Lotze, Metaphysik, S. 4.) Es ist ein wahres Wort, das Schopenhauer ausspricht: „Eine seltsame und unwürdige Definition der Philosophie, die aber sogar noch Kant giebt, ist diese, daß sie eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen wäre. Ist doch das ganze Eigenthum der Begriffe nichts Anderes, als was darin niedergelegt worden, nachdem man es der anschaulichen Erkenntniß abgeborgt und abgebettelt hatte, dieser wirklichen und unerschöpflichen Quelle aller Einsicht. Daher läßt eine wahre Philosophie sich nicht herausspinnen aus bloßen abstracten Begriffen; sondern muß gegründet sein auf Beobachtung und Erfahrung, sowohl innere, als äußere." (Parerga und Paralipomena II. Cap. I, § 9.)

Aber die Beobachtung und Erfahrung allein sind zur wissenschaftlichen Erkenntniß unnütz, wenn sich nicht das Denken ihrer bemächtigt, zu den einzelnen Thatsachen — denn nur solche giebt uns die Erfahrung — die allgemeinen Gesetze zu erforschen, hinter den Erscheinungen — denn wiederum nur solche giebt uns wenigstens die äußere Erfahrung — die Welt der Dinge (an sich) zu erschließen sich bemüht. Und diese Operationen des Denkens — mag man sie immerhin als Dialektik bezeichnen, obwohl der übliche Nebensinn, der den Worten stellenweise anhaftet, hier ganz und gar unberechtigt ist —

werden immer nach den ewigen logischen Gesetzen und allerdings rein begrifflich verfahren müssen.

Die Entwicklung des philosophischen Denkens ist bis zu dem Punkte verfolgt worden, wo sich aus dem Zweifel der Geist zur Fixirung von Antinomieen erhoben hat. Ueber die Entscheidung läßt sich nur im einzelnen Falle Etwas feststellen. Denn hier hört die Alleinherrschaft der Logik auf. Die letzten Gegensätze sind nicht durch logische Operationen, durch die Rechnung mit Begriffen zu überwinden, sie entziehen sich dem allein geltenden Spruch des Verstandes. Vom gesammten Seelenleben, von der Summe aller Anlagen, Gefühle, Neigungen hängt die letzte Entscheidung ab. Schon einmal ist uns auf dem Entwicklungswege des philosophischen Denkens der Wille begegnet: nicht nur Verstand, sondern moralischer Muth und geistige Energie gehören dazu, die Ideen bis zu den äußersten, wenn auch unbequemen Consequenzen durchzudenken. Wie Gemüth und Wille hier die Verstandsthätigkeit fördern, so verlangen sie jetzt zum zweiten Male ihr Recht: diesmal als selbstständige Factoren der philosophischen Erkenntniß.

Wo die logische Begriffsbildung und -scheidung ihr Ende erreicht hat, da beginnt die Macht jener. Ebenso wie es zu mißbilligen ist, wenn die verstandsmäßigen Operationen durch andere Factoren beeinträchtigt werden, weil sie rein und selbstständig erhalten werden müssen, um ihre Arbeit befriedigend zu leisten, ebenso begreiflich und nothwendig ist es, daß sie da, wo sie an ihre Grenzen gelangen, anderen neben sich Platz machen. Ob Jemand dem Idealismus oder dem Materialismus huldigt, ob er einen letzten geistigen Urgrund des Seins annimmt oder dem Atheismus verfällt, ob er die Berechtigung des Pflichtbegriffs anerkennt oder für Herrenmoral eintritt, diese und ähnliche Fragen werden im letzten Grunde nicht vom Verstande, sondern von der gesammten Persönlichkeit, und zwar *in erster Linie* vom Gefühl und Willen: vom *Charakter entschieden*. Es darf bei der wahren Philosophie, „so sehr auch der Kopf oben zu bleiben hat, doch nicht so kaltblütig hergehen, daß nicht am Ende der ganze Mensch, mit Herz und Kopf, zur Action käme und durch und durch erschüttert würde. Philosophie ist kein Algebra-Exempel. Vielmehr hat Vaugenargue Recht, indem er sagt: „les grandes pensées viennent du coeur.“ (Schopenhauer, Parerga und Paralipomena, II. Cap. I, § 9.)

Der Grund hiefür liegt nicht fern. Wo das Erklärliche aufhört, hört die Souveränität des Verstandes auf. Jede Wissenschaft gelangt an eine Grenze des Begreiflichen, „ja, der Grund und Boden, auf dem alle unsere Erkenntnisse und Wissenschaften ruhen, ist das Unerklärliche.“ (Schopenhauer, a. a. O. § 1.) Um dies zu fassen oder besser zu ahnen, müssen wir in die tiefere Quelle unseres Wesens, die wir als Gemüth bezeichnen, hinabtauchen.

Und wo wir in der Erforschung des Wesens der Welt ein „Ignorabimus“ zu entdecken meinen, ohne daß unsere Kraft auszureichen scheint es aufzuheben, da mögen wir uns mit dem herrlichen Worte des größten deutschen Geistes trösten: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist: das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“





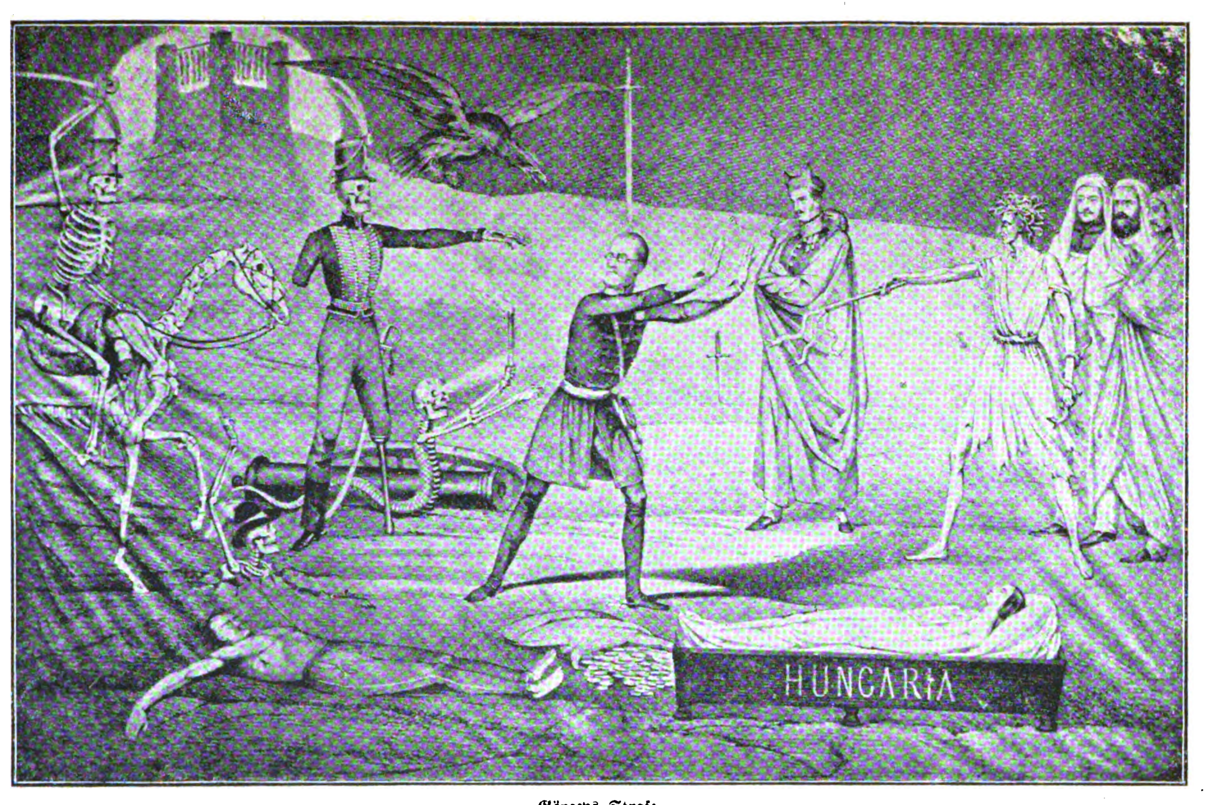
Illustrirte Bibliographie.

Die ungarische Donau-Armee 1848/49. Von Anatole Wacquant. Mit zwei Abbildungen. Preis geh. Mk. 5.—; geb. Mk. 6.50. (Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.)

Der Verfasser vorliegenden Werkes hat den Zeitpunkt richtig erfaßt, nach Verlauf von fünf Decennien, an der Wende des Jahrhunderts, der jetzigen Generation die hochinteressante Episode aus dem Revolutionsjahre 1848/49 — den Feldzug der ungarischen Armee gegen die österreichische — vorzuführen. Bestand damals der Kampf zwischen beiden Reichshälften, Oesterreich und Ungarn, schon seit vielen Jahren, so huldigte man nunmehr, seit dem März 1848, in Pest der Anschauung, jede Fessel, die Ungarn an Oesterreich knüpfte, abstreifen zu können. Hauptsächlich waren es zwei Männer, Kossuth und Görgey, um die sich die Ereignisse des Jahres 1848/49 in Ungarn drehten. Der danach zwischen Oesterreich und Ungarn ausgebrochene Krieg hat eine wahre Fluth von Schriften im Gefolge gehabt, so daß es schwer hält, in derselben Wahrheit und Dichtung von einander zu trennen. Nicht ohne Beklommenheit, schreibt der Verfasser in der Einleitung, ist er daher an die Aufgabe herangetreten, in dem denkwürdigen Kriege des Jahres 1848/49 den Fußtapfen der Donau-Armee zu folgen, die unter den damals neugeschaffenen Honvédschaaren den ersten Platz einnahm. Fußend auf einem mit außerordentlichem Fleiß und Verständniß gesichteten Quellen-Material und in der Kriegsgeschichte selbst gut bewandert, ist der Verfasser vorurtheilsfrei und im Streben nach Wahrheit, wie man es vom Geschichtsforscher verlangt, der Lösung der Aufgabe, die er sich gestellt, gerecht geworden. Wiederholt führt er Citate von Moltke an, namentlich, wo es gilt, für die Handlungen Görgeys, des Führers der Donau-Armee, einzutreten, der als eine scharf ausgeprägte Individualität immer Glück hatte, wenn ihm freie Hand gelassen war und er handeln konnte, wie er wollte. Wie es aber bezüglich dieser Operationsfreiheit damals in Ungarn aussah, das schildert der Verfasser in klarer, unbefangener Weise. Kossuth hatte es später selbst als einen großen Fehler erkannt, in jedem vom Glück begünstigten General einen Nebenbuhler erblickt zu haben. Als eine Folge dieser Kurzsichtigkeit brachte der mit kühnen Hoffnungen begonnene Krieg zunächst nur negative Resultate. — Nach einer Einleitung behandelt der Verfasser den ungarischen Feldzug 1848/49 in drei Hauptstücken, und zwar zunächst die Phasen der Vorbereitung vom April 1848 bis Mitte December desselben Jahres, alsdann den Winterfeldzug vom 15. December 1848 bis 22. Mai 1849 und schließlich den Sommerfeldzug vom 16. Juni bis 10. August 1849. Aus dem zweiten Hauptstück wären hervorzuheben: Der Marsch nach den Bergstädten und die Ereignisse daselbst, ferner die Schlacht von Kapolna und ihre Folgen in der Zeit vom 26. Februar bis 8. März 1849, sowie schließlich die Erstürmung von Ofen 22. Mai 1849. Im dritten Hauptstück sind besonders erwähnenswerth: Der Verlust der Waaglinie 16. Juni bis 11. Juli 1849, der Zusammenstoß



Arthur v. Görgey.
Aus: Anatole Wacquant: „Die ungarische Donau-Armee 1848/49." Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.



Görgeys Strafe.

Aus: Anatole Wacquant: „Die ungarische Donau-Armee 1848/49.“ Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

mit den Russen 13. bis 19. Juli 1849 und die Katastrophe 24. Juli bis 10. August 1849. Dem dritten Hauptstück sind noch als weitere Capitel beigegeben: In russischer Gefangenschaft, Exil und Heimkehr und der Federkrieg wider Görgey. Ein viertes Hauptstück enthält die Beiträge zur Quellenkritik, deren Vorzüglichkeit bereits oben erwähnt wurde, alsdann Anmerkungen und zum Schluß ein Namens-Register. — Die ganze Darstellung des Verfassers ist als eine sehr interessante und wohl gelungene zu bezeichnen. Da dieselbe nicht vom rein kriegswissenschaftlichen, sondern auch vom politischen Standpunkte aus erfolgt ist, so sind jedenfalls aus diesem Grunde Detailpläne und Operationsskizzen, die das Werk nur erheblich vertheuert haben würden, nicht beigegeben. Es lassen sich übrigens nach jeder einfachen Karte von Ungarn, wie solche jeder Atlas enthält, die Operationen leicht verfolgen. — Nicht nur dem Militär, sondern auch dem Historiker und Jedem, der sich über diese wichtige und hochinteressante Episode des Jahres 1848/49 orientiren will, sei das gut ausgestattete Werk hierdurch warm empfohlen.

K.

Bibliographische Notizen.

Ueber die Revolution in Preußen und Deutschland 1848/49. Historische Studie von Alfred Freiherr von Eberstein. Leipzig, Julius Werner.

Es ist ein nicht nur berechtigtes, sondern auch dankbar anzuerkennendes Unternehmen, ein so wichtiges Ereigniß wie die Revolution im Jahre 1848/49 in Preußen und Deutschland nach Verlauf von 50 Jahren und gerade beim Beginn des neuen Jahrhunderts der gegenwärtigen Generation vor Augen zu führen. Der Verfasser hat sich dieser Aufgabe unterzogen und in einem reichhaltigen Werk (355 S.) nicht nur das Historische dargestellt, sondern, wie er selbst angiebt, darin auch „all sein Denken und Streben freimüthig geopfert“, man möchte hinzufügen nach dem Sprichwort: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über“. — Es sei hierbei vorweg hervorgehoben, daß je nach dem politischen Standpunkt des Lesers die Auslassungen des Verfassers eine sehr verschiedene Beurtheilung werden erfahren müssen.

Die Arbeit des Verfassers ist nämlich nicht blos, wie er sie bezeichnet, eine historische, sondern eine social-politische Studie. Aus dem Titel: „Ueber die Revolution in Preußen und Deutschland 1848/49“ leitet der Verfasser die Berechtigung her, an geeigneten Stellen bis zur Jetztzeit Bemerkungen machen zu dürfen. Er zieht daher, je nachdem es ihm zweckgemäß erscheint, die verschiedenartigsten Themata in den Kreis der Betrachtungen. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, zunächst die Revolution 1848/49 rein historisch zu behandeln und dann alles Weitere, was der Verfasser auf dem Herzen hat, in einem Capitel: „Die socialpolitische Entwickelung Preußens und Deutschlands seit der Revolution von 1848/49 bis zur Gegenwart“ zusammenzufassen. Durch die eingeflochtenen Streiflichter auf die Gegenwart mußte die zusammenhängende historische Darstellung einigermaßen beeinträchtigt werden. Nach einer Einleitung über den Begriff der Revolution werden in 19 Capiteln die Märzbewegung des Jahres 1848 in Preußen und in den deutschen Staaten, die deutsche National-Versammlung zu Frankfurt a./M., die polnischen Unruhen sowie die Wiener Zustände von 1848 geschildert und in den Capiteln 20—23 der deutsche Parlamentarismus, die Folgen der Revolution auf wirthschaftlichem Gebiete, die Frauenfrage und die kirchliche Bewegung behandelt. Capitel 24 enthält als Schluß: „Allgemeine Betrachtungen“. — Der Verfasser hat sich mit allen Gebieten des politischen Lebens gründlich vertraut gemacht, und man erkennt aus seinen Darlegungen, daß er als Recht und Pflicht erachtet, zu bekennen, was er empfindet, wenn er sich auch bewußt ist, damit nicht Jedermann zu überzeugen, zumal wenn man, wie er hervorhebt (S. 74), gegen den Strom schwimmt. Der Verfasser steht auf streng evangelisch-kirchlichem Standpunkt, was die zahlreichen von ihm citirten Bibelstellen beweisen; selbst in der Schreibweise beobachtet er, was als nebensächliche Notiz doch hier erwähnt sein mag, die wohl sonst in kirchlichen Schriften übliche Form, bei Gott, Christus, Herr den zweiten Buchstaben ebenfalls groß zu schreiben. — Besonders wird Friedrich Wilhelm IV. verherrlicht, dessen Bild dem Werke beigefügt ist. Manchmal führt der Verfasser eine ziemlich scharfe Sprache und geht mit einzelnen Personen wie z. B. mit Bismarck und Sybel, wenn er auch wiederum an verschiedenen Stellen ihre Verdienste anerkennt, zu scharf in's Gericht. Es wäre gut gewesen, hier dem Unmuth weniger drastisch Luft zu machen

Die Prophezeiung (S. 109), daß der Denkmalsrausch für Bismarck nicht Jahrzehnte dauern wird, um in's Gegentheil umzuschlagen, während Caprivi weiter geehrt werden wird, wird sich ebenso wenig erfüllen, wie die prophetischen Worte (S. 100), daß die Zeit nicht mehr lange auf sich warten lassen wird, wo die 2 Bände Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" in die abgelegeneren Theile des Bücherschrankes werden gestellt werden und der Bismarck'sche Ruhm von Monat zu Monat mehr abbröckeln wird. Die Lobpreisung Bismarcks (S. 339) läßt sich damit schlecht in Einklang bringen. Die Aeußerung des Verfassers (S. 99), „Bismarck sei durch den Trieb nach Gelderwerb dazu geführt worden, seine Gedanken und Erinnerungen niederzuschreiben oder zu dictiren", dürfte als aus der Luft gegriffen von der Hand zu weisen sein. Uebrigens soll doch der Historiker, wie der Verfasser (S. 329) hervorhebt, die Wahrheit des Geschehenen möglichst objectiv darstellen. —

Es ist nicht möglich, auf weitere Einzelheiten des kaleidoskopartigen Werkes einzugehen. Der Verfasser berührt die gesammte Politik oft in recht anziehender Weise, sodaß man mit Interesse seinen Auslassungen, namentlich in den Capiteln 20—24, folgt. Je nach dem politischen Standpunkt des Lesers wird so Manches, als demselben entsprechend, Anerkennung finden. Das gut ausgestattete Buch hat der Verfasser der preußisch-deutschen Armee in treuer Kameradschaft gewidmet. K.

Der Reformkatholicismus. Dargestellt von Dr. phil. Joseph Müller. — 2. Theile. — Zürich, Cäsar Schmidt.

Der durch seine Arbeiten über Jean Paul sowie über philosophische Themata bereits bekannte geistreiche Verfasser, Docent an der Universität Würzburg, hat in dem vorstehenden Werk, wie er sich dessen auch wohl bewußt ist, einen schwierigen Weg betreten, hat sich aber in seinem Enthusiasmus für das Streben nach Wahrheit und Licht nicht beirren lassen. Als Reformkatholik verlangt er volle Freiheit und Duldung in allen, namentlich philosophisch fortschrittlichen Ideen. Was wohl viele Katholiken fühlen, daß der Katholicismus einer zeitgemäßen Reform dringend bedarf, das spricht der Verfasser, was ihm hoch anzurechnen ist, unumwunden aus. Das Werk zerfällt in 2 Theile. Im 1. Theil, der bereits in 2. Auflage erschienen ist, werden die apologetischen Grundfragen: „Bibel, Glaubensbekenntniß, Unfehlbarkeit" und danach die wissenschaftlichen Reformen des Katholicismus behandelt, wobei auch der Protestantismus beleuchtet wird und die Hindernisse, die einer Versöhnung im protestantischen Lager im Wege stehen, hervorgehoben werden. Auf die Capitel, die speciell den Glauben behandeln, wie solchen der Verfasser vom katholischen Standpunkt aus vertritt, kann nicht näher eingegangen werden, da hier lediglich die religiöse Parteistellung entscheidend ist. Es wäre nur darauf hinzuweisen, daß, wenn der Verfasser (S. 7) hervorhebt, daß die absolut wahre Religion sich auch vor dem Richterstuhle des Verstandes bewähren soll, denn doch Manches auch bezüglich des Glaubens, im Hinblick auf die geistigen Fortschritte der Menschheit, von dem alten katholischen Stamme abgeschnitten werden müßte, ohne daß dadurch das Christenthum als solches eine Einbuße erleiden würde. Hier sitzt auch die Schwierigkeit, mit dem frei forschenden Protestantismus eine Uebereinstimmung zu erzielen. Was der Verfasser aber im versöhnlichen Sinne schreibt, verdient Anerkennung. — Im 2. Theile sind die Reformvorschläge innerhalb der Kirche erörtert, im Speciellen sind hier behandelt: Der Klerus, Kirche und Schule, der politische Katholicismus, der Index, die religiösen Orden, wobei der Jesuitenorden eine eingehende Schilderung erfahren hat. Der Verfasser hat in vielen Punkten den Nagel auf den Kopf getroffen, deckt rücksichtslos Schäden auf, und wer nicht ganz dem orthodoxen Glauben verfallen ist, muß ihm beistimmen. Er bemerkt, daß thatsächlich die katholische Welt von der Vorzüglichkeit der Jesuiten nach allen Richtungen förmlich hypnotisirt ist, und doch hält mit dem Aufsteigen und Einfluß des restaurirten Jesuitenordens der Niedergang des Katholicismus ganz parallelen Schritt. (S. 119, Th. 1.) In einem Ausblick am Schluß zieht der Verfasser das Facit seiner Erörterungen dahin, daß nicht der Austritt aus der Kirche und der Anschluß an eine andere Religionsgenossenschaft das Ergebniß der Reformbestrebung sein kann. Vom in sich geeinigten Katholicismus erhofft er die Religion der Zukunft. Merkwürdigerweise geht der Verfasser nicht näher auf den Altkatholicismus ein, in dem doch bereits verschiedene Reformen durchgeführt sind. So klar der Verfasser auch die anzustrebenden Reformen dargelegt hat, so besteht doch die große Frage, wer dieselben verwirklichen und durchführen soll. Von oben, also vom Papst, herab wird sicherlich Nichts ge-

schehen, und was soll man von unten her, von der Laienwelt erwarten, wenn hier von Hoch und Niedrig die Rückkehr der Jesuiten verlangt wird und das Vordringen des politischen Elements zum Nachtheil der inneren Mission der Kirche im Vordergrunde steht. — Die ganze Arbeit des Verfassers ist geistreich und gewandt geschrieben, und man muß, schon im Hinblick auf die Wichtigkeit der behandelten Materie, seinen Auslassungen von Capitel zu Capitel mit steigendem Interesse folgen. Seine am Schluß ausgesprochene Hoffnung, daß ein geeinigter Katholicismus die Religion der Zukunft werden und sich der Spruch erfüllen möchte: „Es wird ein Hirt und eine Heerde sein", dürfte sich wohl aber, so bald nicht, wahrscheinlich wohl aber überhaupt nicht erfüllen. Der Verfasser hat für die Gebildeten aller Bekenntnisse sein Werk geschrieben. Diesen sei hiermit dasselbe warm empfohlen. K.

Coloniale Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Hans Wagner. — Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut.

Die vorliegende Zeitschrift soll dem Mangel eines gut geleiteten und durchaus unabhängigen Organs auf colonialem Gebiet abhelfen und wird sicherlich in erster Linie allen Denen willkommen sein, denen die Mängel der bisherigen colonialen Presse nicht entgangen sind. Es wird Aufgabe der neuen Zeitschrift sein, dem immer mehr im deutschen Volke erwachenden Verständniß für eine Weltpolitik Rechnung zu tragen. Das einzelne Heft der neuen Zeitschrift enthält einen colonialpolitischen Leitartikel, illustrirte Artikel aus dem Leben deutscher und fremder Colonialländer und -Völker, coloniale Umschau über die ganze Erde, Weltverkehr, Marinenachrichten, Vermischtes, Coloniallandwirthschaftliches, Coloniale Curstabelle, Coloniale Litteratur. Text und Illustrationen des ersten Heftes sind anerkennenswerth. Der Abonnementspreis beträgt bei jährlich 26maligem Erscheinen pro Quartal 2 Mk. 50 Pf. K.

Ueber Ehre. Von Alfred Freiherr von Eberstein. Leipzig, Julius Werner.

Der im abgelaufenen Jahrzehnt durch eine Reihe von Schriften, theils socialpolitischen, theils historischen und kriegsgeschichtlichen Inhalts bekannt gewordene Verfasser hat bereits im Jahre 1894 eine Arbeit „über Ehre und falsche Ehrbegriffe" geliefert. In der vorliegenden Broschüre hat er jene Arbeit erweitert. Nach einer Einleitung behandelt der Verfasser in zwei Capiteln: „Die Ehre und den Luxus." Als ehemaliger Offizier zieht er in erster Linie das preußisch deutsche Offizier-Corps in den Kreis seiner Betrachtung, wendet sich aber auch an die Mitglieder aller gebildeten Stände und schließlich an die Handwerker und Arbeiter. Der Verfasser liebt es in bunten Farben zu schildern und je nach seinem momentanen Empfinden nach verschiedenen Richtungen abzuschweifen, gleichsam in der Sorge, als könnte er bei der Fülle des Stoffes das Eine oder das Andere übersehen. Als Beispiel hierfür seien die Stichwörter in der „Einleitung" angeführt: „Socialdemokratische Ideen, Ehre des preußisch-deutschen Offiziers, Mammonismus unserer Zeit, christliche Arbeitervereine, Freizügigkeitsgesetz, Gefahren der Jugend: „Weib, Wein, Spiel", Alkoholismus, Frauenbewegung, Keuschheit ist die Ehre der Frau, Reinheit des Mannes, geschlechtliche Auswüchse, Spiel, Spielerproceß in Hannover und der Harmlosen, Ehre, Verordnungen über Ehrengerichte, Bildung des Offiziers nach der Beförderung zum Offizier, je mehr Dienst, desto mehr Ehre, selbstbewußter gebildeter Mann — militärischer Charakter, das deutsche Adelsblatt, Rennsport, Kriegervereine, Sportvereine, die Liebe die einzige Macht."

Man merkt es dem Verfasser an, daß er es als seine Mission betrachtet, die Schäden der modernen Zeit aufzudecken und die Rückkehr zur Einfachheit zu predigen. Was er hier sagt und rücksichtslos enthüllt, ist sehr wahr und beherzigenswerth. Der streng religiöse Standpunkt des Verfassers tritt überall hervor, wie dies schon die mehrfachen biblischen Citate erweisen. Mag dies nun auch in einer nicht religiösen Schrift Manchem nicht durchaus nothwendig erscheinen, so ist die Arbeit des Verfassers jedenfalls in erster Linie der jüngeren Generation nicht nur des Offizier-Corps, sondern auch der anderen Stände zur Lectüre und Beherzigung recht zu empfehlen. K.

Der Junker Werner von Brunshausen. Historischer Roman von Moritz von Kaisenberg (Moritz v. Berg. Verfasser der Memoiren der Baronesse Cecile de Courtot) Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Die Unfähigkeit mancher Schriftsteller, ihren Gestalten außerdem der Zeit entsprechenden Gewande auch Blut und Leben zu geben, hat den historischen Roman mit Recht in schlechten Ruf gebracht. Eine rühmliche Ausnahme von solcher Puppen-

arbeit macht die vorliegende Erzählung, die, aus Familienpapieren und Urkunden schöpfend, eine lebendige Schilderung verbürgter Thatsachen giebt und weniger ein Roman als ein Memoirenwerk ist. Die Betheiligung seines Helden, des hessischen Junkers Werner von Brunshausen, an dem Kampfe Englands gegen die aufständischen nordamerikanischen Colonien giebt Moritz v. Kaisenberg Gelegenheit, jene mit Unrecht in Vergessenheit gerathenen Kriegsthaten deutscher Landsleute in Erinnerung zu bringen und einer gerechten Würdigung zu unterziehen. Er zeigt, daß schon damals England, wie jetzt im Burenkriege, seine eigene Macht sehr über-, die des Gegners aber bedeutend unterschätzte. Durch die Unfähigkeit seiner Feldherren folgte nach den Anfangs meist mit Hilfe deutscher Tapferkeit bei Flatbusch, Ticonderoga, Hadbarton und Stillwater errungenen Siegen später Niederlage auf Niederlage, was zunächst zu der schimpflichen Capitulation des Generals Bourgoyne bei Saratoga und schließlich zu der Umzingelung und Uebergabe der ganzen Armee bei Yorktown am 19. October 1781 führte. Das stolze Albion sah sich gezwungen, im Frieden zu Versailles die Unabhängigkeit der 13 vereinigten Staaten Amerikas anzuerkennen. Von den 1776 für 20 Millionen Thaler als Kanonenfutter an England verkauften 12000 Hessen kehrten im October 1782 nur 3000 Mann nach der Heimat zurück. Der Leser gewinnt nicht nur einen interessanten Einblick in jene denkwürdigen Kämpfe, sondern auch in das gesellschaftliche Leben am Hofe des Landgrafen Friedrichs II. von Hessen. In dem goldenen Rahmen einer spannenden, rührenden und treuherzigen Liebesgeschichte erhält er ein klares, treues Bild der Sprache, Tracht und Sitte jener Zeit. Das neue Buch v. K. s verdient, sowohl zu angenehmer Unterhaltung als auch zu geschichtlicher Belehrung bestens empfohlen zu werden. N.

Leuchtende Tage. Neue Gedichte 1896—98 von Ludwig Jacobowski. Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag.

Für die reiche lyrische Begabung Ludwig Jacobowskis sprechen bereits die drei mehr oder minder guten Gedichtsammlungen: Aus bewegten Stunden, Funken und Aus Tag und Traum. Aber auch ohne diese Vorgänger würde das vorliegende Buch jedem verständigen Leser zeigen, daß er keinen Neuling, sondern einen gewandten, echten, vielseitigen Dichter vor sich hat, der alle Töne wahrer Empfindung voll und rein wiederzugeben versteht. Seine neuen Gedichte verrathen das fleißige Studium des deutschen Volksliedes und der besten Meister. Sie enthalten dieselbe gesunde Poesie und Gemüthstiefe wie jene, sind jedoch frei von Anklängen und Nachahmungen. Auch schmeichelt sich die Mehrzahl dieser kleinen Lieder durch innigen melodischen Klang in Ohr und Herz ein. Z. B.: „Das macht die Sommernacht so schwer: — Die Sehnsucht kommt und setzt sich her — Und streichelt mir die Wange. — Man hat so wunderlichen Sinn; — Man will wohin, weiß nicht wohin, — Und steht und guckt sich bange. — Wonach? Die Fackel in der Hand, — So weist die Sehnsucht weit in's Land, — Wo tausend Wege münden. — Ach! Einen möchte ich schon gehn, — „Nach Hause!" müßte drüber stehn. — O Herz, nun geh ihn finden!" Der beschränkte Raum macht es leider unmöglich, jedem einzelnen Theile des aus 14 Abschnitten bestehenden Inhalts-Verzeichnisses gerecht zu werden. Vielleicht spiegelt das Gedicht „Spiel des Lebens" am besten die verschiedenartigen Stimmungen unseres Poeten wieder: „Zwischen Hassen, zwischen Lieben — Seltsam hin und her getrieben, — Heute voll von Zärtlichkeiten, — Morgen schwertbereit zum Streiten, — Diesen Händedruck empfangen, — Jenem aus dem Weg gegangen, — Jetzt Hans Dampf in allen Gassen, — Später gott- und weltverlassen, — In der Frühe flammentrunken, — Abends kraftlos hingesunken, — Und so zwischen Himmel, Hölle, — Auf und ab an Rad und Welle, — Ist mein Leben angeschirrt. — Wehe, wie es enden wird!" — Leid und Freud', Genuß und Entsagung, Haß und Liebe, Jubel und Jammer, Muth und Verzweiflung, die ganze Scala menschlicher Leidenschaft klingt und klagt aus diesen Liedern. J. hat manche trüben Tage erlebt, das erfahren wir u. A. aus den beiden Gedichten „Familie" und „Freunde", um so anerkennenswerther ist es, daß er seinem Buche keinen pessimistischen Inhalt, sondern den Titel „Leuchtende Tage" und folgendes schöne Vorwort gab: „Ach, unsre leuchtenden Tage Glänzen wie ewige Sterne. Als Trost für künftige Klage Glühn sie aus goldener Ferne. Nicht weinen, weil sie vorüber! Lächeln, weil sie gewesen! Und werden die Tage auch trüber, Unsere Sterne erlösen!" Möge mit diesen leuchtenden Tagen auch ihm der Glücksstern aufgehen! N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands. IX. Jahrgang. 1899. Heft 20, 21. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Birkmeyer, Dr. Karl, Die Reform des Urheberrechtes. Kritische Bemerkungen zu dem im Reichsjustizamt ausgearbeiteten Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und der Tonkunst. München, Theodor Ackermann.

Bunge, Rudolf, Heimat und Fremde. Gedichte. Vierte veränderte und sehr vermehrte Aufl. Mit einem Anhang: Im Abendsonnenschein und dem Bilde des Dichters. Dresden, E. Pierson.

Corneille, Pierre, Cinna. Tragödie in fünf Aufzügen. Aus dem Französ. von Friedrich Schieferdecker. (Meyers Volksbücher No. 1246, 1247.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Dunger, Prof. Dr. Hermann, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Ein Vortrag gehalten auf der 11. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Erweiterter Abdruck aus der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, 14. Jahrgang, Nr. 12. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold).

Franzos, Karl Emil, Heines Geburtstag. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.

Gospel, Auguste, Gedichte. Bautzen, Commissionsverlag v. Ed. Rühls Buchh. (Georg Thomas).

Gogol, Nikolaj Wassiljewitsch, Erzählungen. Aus dem Russ. von Dr. H. Pykocinsky. (Meyers Volksbücher No. 1231—1233) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Hebbel, Friedrich, Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten. (Meyers Volksbücher No. 1238.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

— Judith. Ein Trauerspiel in fünf Acten. (Meyers Volksbücher No. 1236, 1237.) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Jahrhundert, Das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausg. von Karl Werckmeister. Lfg. 39, 40, 41. Berlin, Photographische Gesellschaft.

Kaisenberg, Moritz von, König Jérome Napoleon. Ein Zeit- und Lebensbild nach Briefen 1) der Frau von Sothen in Kassel an meine Grossmutter, 2) des Reichserzkanzlers von Dalberg an meinen Grossvater, 3) und meines Vaters als Westfälischer Garde du Corps an seine Eltern, sowie anderen Familienaufzeichnungen. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Köster, Albert, Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen. Leipzig, B. G. Teubner.

Lazarus, Nahida Ruth, Sprüche von Lazarus. Commissionsverlag von Leipzig Eduard Heinrich Mayer.

Lindenberg, Paul, Um die Erde in Wort und Bild II. Theil. Durch China, Japan, Honolulu und Nordamerika. Mit 255 Illustrationen. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

Müller, Dr. Josef, Jean Paul-Studien, München, Dr. H. Lüneburg.

Post, C. W. H. von der, Piet Uijs. Leiden und Kämpfe der Ansiedler in Natal. Eine Erzählung. Ins Deutsche übertragen von W. Helmbold. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft (vorm. J. F. Richter).

Sterne, Carus, Werden und Vergehen. Vierte verb. Aufl. Heft 3—10. Berlin, Gebrüder Bornträger.

Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Roman. Aus dem Französ. von Dr. A. Burkhart. (Meyers Volksbücher No. 1243—1245) Leipzig, Bibliogr. Institut.

Weltrich, Richard, Friedrich Schiller, Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Erster Band. Mit dem Bildniss der Dannecker'schen Schillerbüste. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. G. m. b. H.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **D. W.** = Deutsches Wochenblatt. — **G.** = Gesellschaft. — **J.** = Insel. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo. — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde.

Abbé Galiani, Aus den Briefen des. Von W. Bley. J. I. 1.

Accorde Mozarts, Die. Von W. Pastor. W. Ru. III. 27.

Afrika (Süd-), Von Th. Barth. N. 1900. 10.

Agrarkrisis in Grossbritannien, Die. Von O. Stillich. Z. VIII. 5.

Alters- und Invalidenversicherungsrecht, Das. Von B. Hilse. Kr. XV. 3.

Amerikanische Belletristik, Neuere. Von A. von Ende. L. E. II. 5.

Amerikas Europäisirung. Von H. F. Urban. Z. VIII. 11.

Antiquariate, Die grossen deutschen: Das Baer'sche Antiquariat in Frankfurt a. M. Von R. Däschner. Z. f. B. III. 9.

Antisemitismus. Zionismus und Reformjudenthum. Von R. Lichtenstein. Kr. 182.

Anzengruber, L., der Lehrer seines Volks. Von I. Lewinsky. D. Re. 1899. Dec.

Aesthetik, Beiträge zu einer modernen. J. Meier-Graefe. J. I. 1, 2, 3.

Aesthetik und Geschichte des Rahmens, Zur. Von H. Marschall. R. U. 1900. 8.

Auerstedt, die Schlacht von. Eigenhändige Relation König Friedrich Wilhelms III. Von P. Bailleu. D. Ru. 1899. Dec.

Augenärztliche Betrachtungen im Theater. Von H. Schmidt-Rimpler. N. u. S. 1900. Jan.

Bahr, Hermann. Von M. Messer. G. XV. Dec. I.
Berliner Theatern 1899/1900, Von den. V. Von H. H. Houben und H. Stümcke. B. u. W. II. 5.
Boerenrepubliken Südafrikas, Die. Von W. Stoss. R. U. 1900. 5.
Boeren-Were in Transvaal, Auf einer. Von W. F. Krüger. V. u. Kl. M. XIV. 4.
Boeren und wir, Die. Von M. Ohnefalsch-Richter. T. II. 3.
Buchdruck. Die Anfänge des B. in Russland. Von I. Norden. Z. f. B. III. 9.
Buren, Die. Von E. Jung. V. u. Kl. M. XIV. 4.
Bühnenanweisungen, Ueber. Von F. Gundolf. W. Ru. III. 25.
Carmen, Die Auffassung der. Von Revel. B. u. W. II. 4.
Chemie am Ende des Jahrhunderts, Die. Von J. Thilo. Z. VIII. 8.
Cornelius, Peter. Von G. Göhler. Ku. XIII. 6.
Crane, Walter. Von L. Grell. Kultur I. 2.
Czechenthum, Neues vom. Von Rogers. Kr. 182.
Dichtung und Kinderstube. Ku. XIII. 6.
Drama. Das moderne französische Drama im Urtheil Emile Augiers. Von E. von Jagow. B. u. W. II. 6.
Dreyfus-Schwindel, Der grosse. Von C. Bleibtreu. Kr. 182.
Dittersdorf, Karl Ditters von, Zum Gedächtniss des Componisten. Von Paul Ertel. B. u. W. II. 4.
Essays, Litterarische. Von L. Jacobowski. G. XIV, Dec. II.
Evangelienmoral, Die Bedeutung der. Von W. Bolin. N. 1900. 10.
Flotte, Der Kampf um die. Von A. Dix und K. Jentsch. Z. VIII. 8.
Flotte, Die. Z. VIII. 11.
Flotte, Eine starke deutsche. Von Navalis. N. u. S. 1900. Jan.
Franke - Schievelbein, Gertrud. Von A. Geiger. L. E. II. 4.
Französische Wirthschaftspolitik. Von J. Goldstein. Z. VIII. 11.
Frauen. Ueber welche F. ist am meisten geschrieben worden? Von T. Kellen. Z. f. B. III 9.
Frauenarbeit und Culturideal. Von K. Frost. Z. VIII. 5.
Frauenbewegung, Reaction in der. Von H. Dohm. Z. VIII. 7.
Freytag und Treitschke im Briefwechsel. Von A. Bettelheim. N. 1900. 12.
Galiani, aus den Briefen des Abbé. II. Von Fritz Bley. J. 2.
Gallmeyer, Josefine. Von Ilka Horovitz-Barnay. B. u. W. II. 5.
Geibel, Emanuel. Begegnungen mit. (Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.) Von * * * V. u. Kl. M. 1899. Nov.
Gladstone als Bibliophile. Von J. G. Stephens Z. f. B. III. 9.
Gorkij, Maxim. Von N. Hoffmann. Z. VIII. 8.
Goethe. Von R. A. Schröder. J. I. 1.
Goethe. Unser Verhältniss zu G. Von K. Muth. Kultur I. 2.
Goethe als Pädagoge. Von O. Wendlandt Kr. XV. 3.
Görres-Gesellschaft in Rom, Das historische Institut der. Von St. Ehses. Kultur I. 2.
Grosses, Julius, „Fortunat". Von O. Francke. B. u. W. II. 5.
Hamsun, Knut. Von J. Glaser. N. u. S. 1900. Febr.
Hausindustrie und ihre Regelung, Die. Von E. Francke. N. D. Ru. X. 12.
Häckels, E., „Welträthsel". Von J. Schlaf. W. Ru. III. 26.
Heines Geburtstagsfeier, Zu. Von H. Hüffer. D. Ru. 1899. Dec.
Heine, Heinrich. (Der Dichter des „Romanzero"). Von R. M. Meyer. N. 1900. II.
Helmerding, Carl. Von A. M. N. 1900. 12.
Historisch-modern. Von W. Kirchbach. B. u. W. II. 5.
Hypnotismus und Magnetismus. Von A. Kolb. W. Ru. III. 25.
Hoffmann, Hans. Von E. Lange. L. E. II. 5.
Ibsen, H. Wenn wir Todten erwachen. Von E. Heilborn. N. 1900. 12.
Irrenfürsorge am Ausgang des 19. Jahrhunderts. Von E. Pelman. D. Re. 1899. Dec.
Italienische Litteraturgeschichte, Eine. Von R. Schoener. L. E. II. 6.
Japan. Spiele und Festlichkeiten der japanischen Jugend. Von E. von Hesse-Wartegg. V. & Kl. M. XXIV. 4.
Kadolzburg, Die. Von S. Frank. R. U. 1900. 6.
Kerner, Justinus, an Varnhagen von Ense, Briefe von. Herausgegeben von Ludw. Geiger. N. u. S. 1900. Jan.
„Kinderzeche", das Volksfestspiel zu Dinkelsbühl, Die Von L. Stark. B. u. W. II. 5.
Klahn, Gustav. Cyprien Barballe, übersetzt von O. J. Bierbaum. J. 3.
Konsumvereine und Socialdemokratie. Von H. Ströbel. Z. VIII. 6.
Kulturphilosophie. Von L. Stein. Z. VIII. 12.
Kunst in der Schule. Von P. Schumann. Ku. XIII. 5.
Lesedrama, Das fragmentarische. Von J. Hart. Ku. XIII. 3/4.
Litteraturbilder aus Deutschen Einzelgauen. 81: Die Ost- und Westpreussen. Von E. Reichel. L. E. II. 5.
Losreissung Nordamerikas von England, Die. Von F. von Hellen. V. & Kl. M. XIX. 4.
Loyalist, Der letzte. Von W. Whitmann. G. XIV. Dec. I.
Luther, Der neue. Von G. Christaller. Z. VIII. 5.
Max, Gabriel. Von W. von Oettingen. T. II. 3.
Marx, Karl. Briefe an seine Kinder aus den Jahren 1881/82. N. D. Ru. X. 11.
Mauthner, Fritz. Von G. Landauer. Z. VIII. 7.
Milizsystem der Zukunft, Das. Von K. Bleibtreu. Z. VIII. 9.
Mitarbeit. Ein Streit wegen der M. (Jules Sandeau u. Regnier.) Von J. Maehly. I. L. 1899. 25.
Monte Cassino. Von A. Ehrhard. K. I. 1/2.
Musikalische Weihnachtsspiele. Von R. Batka. Ku. XIII. 5.
Musikdrama. Ist ein modernes realistisches M. möglich? Von G. Schjelderup. Ku. XIII. 3.
Multatuli, Der deutsche. Von G. Landauer. G. 1899. Nov. II.
Norwegische Nationaltheater in Christiania, Das. Von H. Wiers-Jenssen. B. u. W. II. 6.
Novae epistolae obscurorum virorum. Eine klassische Spottschrift aus der Zeit der Frankfurter Nationalversammlung. Von E. Schwetschke. Z. f. B. III. 7/8.
Oberammergauern, Bei den. Von A. Holzbock. V. u. Kl. M. 1899. Nov.
Obotritenland. Eine Luftreise in das. Von P. Grabein. V. u. Kl. M. 1899 Nov.
Ompteda, Georg Freiherr von. Von G. Borchardt. L. E. II. 6.

Oesterreichische Actienregulativ. Von F. Kleinwächter. Z. VIII. 12.
Philippinische Frage, Die. Von F. Blumentritt. Z. VIII. 7.
Phöbus von Foix. Vom Leben und Sterben des Grafen Ph. v. F. Von Clemens Brentano. J. I. 1.
Photographie in natürlichen Farben. Von H. Klepp. R. U. 1900. 6.
Physiologie des Betens, Zur. Von A. von Jostenoode. W. Ru. III. 25.
Psalterium vom Jahre 1457, Die dritte Ausgabe des. Von F. A. Borovsky. Z. f. B III. 9.
Quelle und Weg des philosophischen Denkens. Von H. Brömse. N. u. S. 1900. Febr.
Ring. Aus der Geschichte des Ringes. Von C. Bungart. V. u. Kl. M. XIV. 4.
Rechtreinheit. Von L. Fuld. N. u. S. 1900. Jan.
Rellstab, Ludwig, u. Varnhagen von Ense. Von Ad. Kohut. N. u. S. 1900. Febr.
Ruskin, John. Von B. Rüthnauer. N. 1900. 9.
Saison, Die Münchener 1899/1900. Von A. Neisser. Kr. XV. 3.
Samoa-Inseln, Die deutschen. Von W. Stoss. R. U. 1900. 8.
Scheerbart P. Der galante Räuber oder die angenehme Manier. (Mit Zeichnung von Th. Th. Heine.) J. I. 1.
Schillers „Räuber" in den ersten Drucken nebst den wichtigsten Theaterzetteln. Von R. Genee. Z. f. B. III. 8.
Schriftsteller. Die materielle und moralische Stellung der Sch. in Paris. Von C. Mauclair. W. Ru. III. 25.
Schubarts Thoranc-Buch. Von K. Koetschau. Z. VIII. 6.
Schweiz im neunzehnten Jahrhundert, Die. Von W. K. U. Nippold. Z. VIII. 6.
Seelenbegriff in der neueren Philosophie, Der. Von V. Grimmich. Kultur. I. 2.
Sevillanische Poesie. Von J. Fastenrath. I. L. 1899. 25.
Shakespeare. Einiges über S. und das gegenwärtige Theater des Auslandes. Von M. Mendheim. I. L. 1899. 25.
Shakespeare-Litteratur, Neue. Von H. Conrad. L. E. II. 4. 5.
Sibirische Bahn. Längs der S. B. Von K. Boeck. V. & Kl. M. 1899. Nov.
Sittlichkeit!?! Von M. Schwann. G. 1899. Nov. II. Dez. I.
Sociale Wachsthum, Das. Von F. Oppenheimer. N. D. Ru. X. 11.
Sociologische Geschichtsauffassung. Von L. Gumplowicz. Z. VIII. 10. 11.
Sprüche in Reimen I. u. II. Von R. A. Schröder. J. I. 2. 3.
Staël, Mme. de, Neues über. Von Th. Keller. I. L. 1899. 24.
Stammbücher, Deutsche des XVI. bis XVIII. Jahrhunderts. Von W. Franke. Z. f. B. III. 9.
Ständige Klagen und klagende Stände. Von M. May. Kr. 182.
Südafrika, Der Krieg in. Von A. Hornung. Z. VIII. 10.
Südafrika, Streiflichter auf die Kriegführung in. von A. Rogalla von Bieberstein. N. u. S. 1900. Febr.
Tantièmen im neuen Actienrecht, Die. Von E. Heinemann. N. 1900. 9.
Taschenbücher und Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts. II. Oesterreich und die Schweiz. Von A. Schlossar. Z. f. B. III. 8.
Technik, Das Zeitalter der. Von H. Lux. N. D. Ru. X. 12.
Testament des Jahrhunderts, das. Von K. Eisner. N. D. Ru. X. 12.
Theater. Was leistet das gegenwärtige deutsche Theater? Von B. Held. B. u. W. II. 4.
— Das Grossherzogl. Hoftheater von Darmstadt. Von Dr. Ella Mensch. B. u. W. II. 4.
Theaterschau, Deutsche. (Berlin. das Deutsche Theater.) Von R. von Gottschall. R. U. 1900. 6.
Thoma, Hans. A. Zu seinem 60. Geburtstage. Von D. von Liliencron. J. I. 1.
Tod und Wiederkunft. Von P. Mongré. N. D. Ru. X. 12.
Todtentänze. Einiges über. Von J. Duboc. Z. VIII. 10.
Transvaal. Die Zukunft T. Von W. H. Rattigan. D. Re. 1899 Dec.
— Die Transvaalfrage vom deutschen Standpunkte. Von M. v. Brandt. D. Re. 1899. Dec.
Treitschke. Ein Brief an T. Von G. Freytag. Z. VIII. 5.
Trusts in den Vereinigten Staaten, Die. Von W. Gladden. Z. VIII. 9.
Tuberkulose. Eine neue Behandlung der T. Von U. Landerer. Z. VIII. 11.
Türkische Litteratur. Die Wiedergeburt d. T. L. Von J. Oestrup. Z. VIII. 5.
Uhland, Ludwig, betreffend. Von E. Zeller. D. Ru. 1899. Dec.
Universitätsreform, Ideen zu einer. Von Th. Fuchs. Z. VIII. 7.
Verlaine, vier Gedichte, übers. v. Franz Evers. J. I. 3.
Vernarrte Princess, Die. Fabelspiel in 3 Aufz. Von Otto J. Bierbaum. J. 2 u. 3.
Völkersympathieen. (Zeitfragen). Von M. Nordau. D. Re. 1899. Dec.
Washingtons Tod, Ein Jahrhundert nach. Von C. Nöller. T. II. 3.
Weiblichkeit, Conventionelle. Von E. Key. N. D. Ru. X. 12.
Welche Rolle spielt der Architect in der Entwickelung eines zeitgemässen Stils? Von H. van de Velde. W. Ru. III.26.
Whitman, Walt, Ein Gespräch mit. Von E. Gosse. W. Ru. III. 26.
Wiener Bühne. Steine an W. B. Von M. Jean de Ras. V. & Kl. M. 1899. Nov.
Wiener Romantik. Von S. Lublinski. L. E. II. 4.
Wiener Theatern, Von den, II. Von A. Lindner. B. u. W. II. 5.
Wolf-Vereine, Hugo. Von E. Hellmer. W. Ru. III. 27.
Zarathustra, Wer ist? Von F. Hartmann. W. Ru. III. 27.
1917. (Eine Utopie.) Z. VIII. 6.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Wilhelm Dörpfeld

[illegible] Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

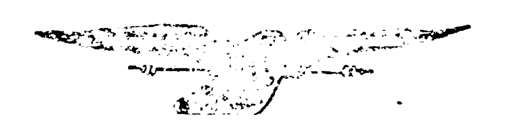
Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCII. Band. — März 1900. — Heft 276.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Dörpfeld.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Wilhelm Dörpfeld

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XCII. Band. — März 1900. — Heft 276.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Doerpfeld.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Von einer Königin, die schon lange gestorben.

Ein Märchen der Zeit.

Von

Wanda von Bartels.

— München. —

Zeit saß nieder, zu reden, und Gegenwart kauerte lauschend.

„Kind, das nicht alt wird," sagte Zeit zu Gegenwart, „was soll ich reden?"

„Wirkliches," antwortete Gegenwart, „rede Wirkliches; es wird doch zu Märchen aus Deinem Munde, und ich liebe die Dichtung."

„Du liebst sie," sagte die Zeit, „und hältst Deine Augen geschlossen, wenn sie Dich lebend umflattert, Du Wunderliche. Wie soll ich's reimen?"

„Mich ärgern Hunger und Noth bei den Menschen auf Erden," klagte die Gegenwart.

„Dich ärgert die Noth, und Dich ärgert die Sattheit," sagte die Zeit mit Lächeln. „Du bist, wie die Menschen. Noth soll greifen, die jetzt satt sind, und Sattheit erfüllen die Armen, dafür wirkst Du; denn Gleichheit war niemals, so lange die Welt steht. Wenn aber am Boden liegen, die jetzt jubeln, dann ärgert Dich dieses, und Du hilfst empor denen, die Du niederstießest."

„Ach, wäre ich weise wie Du," sagte Gegenwart verzagt. „In Deinem Munde klingt mein Tagewerk wie Thorheit."

„Wenn Du wärest wie ich, so wärest Du nicht Gegenwart," sagte die Zeit lächelnd und hub an zu erzählen:

„Es war ein Jahrhundert und ein halbes, ehe der in die Welt kam, der sich bemühte, den Menschen Liebe zu lehren und Erbarmen; da war ein König in Asien, der hieß Alexander, mit dem Zunamen Balas; dem gehörte alles Land vom Euphrat bis nach Aegypten, und sein Reichthum

wie seine Macht waren unbeschreiblich. Es war selten damals, daß ein König seine Krone vom Vater erbte und sein Land in Besitz nahm, ohne daß fremde Fäuste danach gegriffen hätten; der aber dem Alexander die Herrschaft über Syrien streitig gemacht hatte, war Einer mit Namen Demetrius gewesen und hatte nicht nachgelassen mit Streiten, bis daß er erschlagen lag auf dem steinigen Felde. Danach erst saß Alexander Balas fest auf seinem Thron in der syrischen Stadt Antiochia und feierte Feste mit seiner Königin, die war schöner als der Mond und die Sterne und hieß Kleopatra.

Ein rothes Schleierkleid trug sie, nach der Weise ihrer Heimat Aegypten eng um ihren Leib gezogen, daß ihre braune Haut lieblich daraus schimmerte, und goldene Spangen um ihre Füße und die goldbraunen Arme. Die ägyptische Haube lag über ihrem Haar und verbarg es und lag dicht um ihre Stirn, in gleicher Linie mit den dunklen, ein wenig schräg stehenden Augenbrauen. Die schweren, großen Augenlider hielt sie meist gesenkt über den flammenden Sternen, daraus Stolz und Klugheit leuchteten, denn sie war eine Tochter der Ptolomäer. Aber ob sie zwar ihre Augen gesenkt hielt, um ihre Gedanken zu verbergen, so konnte sie doch Eines nicht hindern, nämlich dieses: daß ihre feinen Nasenflügel zitterten, wie bei einem edlen Streitroß, wenn Etwas geschah, das ihr gemein schien, der Ptolomäerin. Es wäre gut gewesen, wenn der König, ihr Gemahl, Achtung gegeben hätte auf dieses Zeichen aufziehenden Zornes. Er aber schwelgte und sah Nichts, als ihre Schönheit, die ihn trunkener machte als Wein. Wenn er aber getrunken hatte mit seinen Freunden, dann war nichts Edles mehr an ihm, wie es einem Könige geziemet, sondern er war wie eines Sklaven Sohn anzusehen. Da begannen Gerüchte zu schwirren in der Luft, daß Alexander Balas, der König von Syrien, eines gemeinen Mannes Sohn sei und ein untergeschobenes Kind und des Thrones gänzlich unwerth, und die stolze Ptolomäerin entsetzte sich über die Maßen, daß ihr Gemahl nicht von den Königen stammen sollte. Aber sie verbarg ihren Abscheu vor ihm unter ihren schweren Augenlidern, und es ward ihr leicht, denn der König sah nichts, als ihre Schönheit.

Und wenn ihm auch Einer gesagt hätte, daß die ägyptische Königin viel Botschaft sandte in die Lande auf den weichen, schmiegsamen Papyrusrollen (denn sie liebte die syrischen Thontafeln nicht und nannte sie roh und häßlich), was hätte es den König gekümmert. War nicht der Thron von Syrien sein, und der große König von Aegypten sein Schwiegervater und natürlicher Bundesfreund? Und in Asien waren die mächtigsten Fürsten seine Bundesgenossen, das war Zabdiel, der Fürst von Arabien, und über alle Andern Jonathan, der Hasmonäer, der Bruder von Judas Makkabäus, der stolze Fürst der Juden.

Gegenwart lachte.

„Was lachst Du?" sagte Zeit zu Gegenwart.

„Ich lachte, weil Du von den Juden sagtest," antwortete Gegenwart, „es ist Mode bei uns, zu lachen, wenn man von ihnen redet."

Zeit schwieg.

„Grabt Ihr die Bauwerke der Römer aus, um ihrer zu lachen?" fragte sie dann.

„Nein," wehrte Gegenwart, „wir bestaunen ihre Kunst."

„Lacht Ihr der zerbrochenen Griechengötter, die Ihr mit Mühe dem dunkeln Schooß der Erde abringt?"

„Was denkst Du," sagte Gegenwart eifrig, „wir sind keine Barbaren. Diese sind uns Zeugen der hohen Cultur eines gestorbenen Volkes; eines Volkes, schlimmer als gestorben, denn wenn auch seine letzten Sprossen noch athmen, so ist doch der Geist todt, der sie groß machte zu ihrer Zeit."

„Todt muß sein, was Du achten sollst, Kind," sagte Zeit sinnend. „Das ist der Schlüssel zu Deinem Denken. Du liebst und achtest, was sich von alten Zeiten her erhalten hat, vorausgesetzt, daß es todt sei. Die Gesetze, nach denen die Römer lebten, scheinen Dir weise, die Formen ihrer Götter sind Dir Vorbild, ihre Schlachten und ihre Niederlassungen des Friedens erfüllen Dich mit Staunen und Achtung, denn das Volk der Römer ist todt. — Ein Volk aber, das sich mit seinem Gott und dessen Anbetung, mit seinen alten Gesetzen und Sitten, mit seinem harten Willen und sogar mit den Linien seines Antlitzes aus dem Alterthum bis zu Dir, Gegenwart, erhalten hat, macht Dich lachen. — Dies scheint mir reimloser als Vieles, was ich Dich thun sah."

„Du schmälst," sagte Gegenwart verdrießlich, „und wolltest erzählen. Nun bringst Du Dein Märchen nicht zu Ende, weil der Judenfürst mich lachen machte. Laß ihn fort und erzähle weiter von der Königin mit den zitternden Nasenflügeln."

„Das geht nicht," sagte die Zeit. „Denn der Thron von Syrien stand auf den Schultern des Fürsten der Juden."

„So rede von ihm," sagte Gegenwart widerwillig. „Ich will nicht mehr lachen."

Da fuhr die Zeit fort zu reden und sprach:

„Ueber eine Weile, da kamen Botschaften zum König von Syrien, die ihn zittern machten. Der Sohn jenes Demetrius, den Alexander Balas erschlagen hatte, kam von Creta nach Syrien gezogen, um sein väterliches Erbe zurückzuerobern. Die Gerüchte aber, daß Alexander Balas eines gemeinen Mannes Sohn sei und kein Königskind, machten, daß das Volk von den Inseln dem jungen Demetrius zulief und ihn zum König von Syrien ausrief.

Alexander Balas aber schwelgte zu Antiochien und ließ den jungen Demetrius kommen, denn er vertraute auf Jonathan, den Judenfürsten, und hielt sich sicher, solange Jonathan für ihn kämpfen würde. Und ganz

Asien sah auf Jonathan, und lachte Niemand, der seiner gedachte, sondern es zitterte, der ihm feind war.

Und Jonathan flog wie ein Sturmwind nach Joppe und nahm es ein, für Alexander Balas, und Furcht ging vor ihm her und ebnete seine Wege. Da zog des jungen Demetrius alter Feldhauptmann Apollonius, der den ersten Demetrius auf dem steinigen Felde hatte fallen sehen, in das Blachfeld vor Asdod. Das war eine weite Ebene voll Staub und Sonnenbrand.

Und Jonathan stellte seine Krieger in eine feste Masse zusammen und ihre Schilde wie die Schuppen eines Drachen. Da schossen die Reiter des Apollonius den ganzen Tag auf die Juden und griffen sie an mit Schreien, und die Sonne brannte auf sie, und Schaum flog von den weitoffenen Mäulern ihrer Rosse; aber Jonathan und die Seinen standen wie aus Erz, bis zum Abend. Da kam ein zweites Heer der Juden, das führte Jonathans Bruder Simon, und er griff die ermüdeten Reiter des Apollonius an mit seiner Schaar. Da flohen sie in wilder Hast über die staubige Ebene, der sinkenden Sonne entgegen und retteten sich in die Mauern von Asdod.

Aber Staub und die blendende Sonne machten sie wirr, daß sie in einzelnen kleinen verstreuten Haufen in die Stadt eindrangen, fast mit den siegenden Juden zugleich, denn Jonathan war wie der Sturm vom Gebirge hinter ihnen her; und die Leute von Asdod wußten nicht, wer da Freund oder Feind war unter dem tobenden Getümmel und wehrten den Eintritt in ihre Höfe. Da wogte der fliehende Schwarm in den Tempel des Gottes Dagon. Aber Jonathan höhnte den Heidengott und warf Feuer in den Tempel und verbrannte Alle, die sich dahin geflüchtet hatten, und ihr Wimmern stieg zu den Wolken mit dem Rauch und starb mit diesem in den Gluthen des Sonnenunterganges.

Danach flog der siegreiche Held nach Askalon; aber er brauchte sein Schwert nicht zu ziehen; der Ruf seiner starken Hand öffnete ihm die Thore der Festung, und die Bürger von Askalon zogen ihm entgegen und ergaben sich ihm und reichten ihm Geschenke für ein Lächeln seines Mundes. Das war Jonathan, der Judenfürst, und als er heimzog nach Jerusalem, da blieb Schweigen und Todesfurcht hinter ihm, aber kein Lachen.

Alexander Balas aber feierte die Siege Jonathans mit herrlichen Festen und spottete des Demetrius Nicator und war sorglos und sicher. Er sah nicht, daß seine schöne Königin keinen Jubel hatte für die Siegesbotschaft; er sah nicht, wie ihre Nasenflügel zitterten, wenn einer unter den Feldherren von Demetrius Nicator sprach, daß er sei wie ein junger Gott der Griechen, stolz und schön und vom Wirbel bis zur Sohle ein Sproß von königlichem Stamme. Er sah nur seiner Königin Schönheit, die machte ihn blind.

Wenn die Königin schweigsam war und Alexander sie darum befragte, dann sagte sie, daß sie Sehnsucht habe nach ihrem Vater, und der König

glaubte dem, was auf ihrem Angesicht geschrieben stand; und war doch falsche Schrift.

Da kam der Königin Vater von Aegypten gezogen, mit Kriegern wie Sand am Meer und mit Schiffen, die vom Strand von Syrien bis an den Horizont das Meer bedeckten, wie ein Schwarm von wilden Enten. Und Boten eilten vom König in Aegypten zu Demetrius Nicator und von der schönen Königin zu ihrem Vater, und abermals vom Aegypterkönig zogen Boten zu Jonathan, dem Judenfürsten, und von Demetrius zum Judenfürsten, und viele Boten, deren Herkunft Niemand kannte, waren plötzlich in den Städten der entferntesten Provinzen von Syrien und predigten Abfall von Alexander Balas, und überall in Syrien ging die Rede, daß er eines gemeinen Mannes Sohn sei und des Thrones gänzlich unwerth, und war viel Kommen und Gehen in Syrien, fast, wie in eines Kameeltreibers Herberge.

Und die schöne Königin ging umher im Palaste zu Antiochia mit glühenden Wangen (aus Freude über den Besuch ihres Vaters natürlich), und mit leuchtenden Augen sah sie die Boten kommen und gehen, nach denen der König, ihr Gemahl, niemals fragte, und sie war schöner als je.

Der König sah es, und sie schien ihm lieblicher, als der funkelnde Wein im goldenen Becher; aber die Königin drängte ihn von sich, daß er selber ginge und die Städte in Cilicien sich zurückgewänne, die von ihm abgefallen waren, und sie sagte ihm, daß man ihn feig nenne im Lande. Und er sah ihre goldbraunen Augensterne flammen, wie bei einer jungen Löwin, die in die Sonne blickt. Da ging er lallend und taumelnd mit seinen Freunden nach Cilicien.

Die schöne Königin blieb allein zu Antiochia im Palast und wartete. Der König von Aegypten aber, ihr Vater, nahm alle Städte ein, von Jamnia, das am Meere liegt, die Küste entlang bis hinauf nach Seleucia, wenige Stunden von Antiochia, der Hauptstadt. Und alle Städte öffneten ihm ihre Thore und empfingen ihn prächtig, wie Alexander Balas dieses befohlen hatte, und der König von Aegypten ließ in jeglicher Stadt eine reichliche Besatzung, wenn er weiter zog. In Seleucia stieß Demetrius Nicator zum König von Aegypten mit allen Söldnern, die er von den griechischen Inseln geworben hatte, und dann zogen sie mitsammen gen Antiochia.

Die Königin zog ihnen entgegen vom Palast, und ihr Herz bebte, denn sie wollte den schauen, der anzusehen sein sollte wie ein Gott der Griechen. Vor ihr gingen ihre ägyptischen Frauen, in dünne Schleier gekleidet, unter denen ihre braunen Gestalten deutlich zu sehen waren und die schimmernden Gürtel um ihre Hüften. Und Einige trugen auf der linken Schulter die krummhalsige Harfe und rührten die vier Saiten mit der rechten Hand, und Einige bliesen die lange Flöte und Einige die doppelte Flöte, und die Jungfrauen der Königin, die anzusehen waren wie Kinder,

gingen in Reihen hinter den Frauen und schlugen klatschend die Hände zusammen, nach der Vorschrift.

Da sah die schöne Königin den Demetrius Nicator und fand, daß man weniger von ihm gesagt hatte, als wahr war, denn er schien ihr schöner als ein Gott der Griechen.

Demetrius Nicator aber war nicht von der Art der Morgenländer, die ihre Gedanken verbergen und Mißtrauen zeigen, auch denen, die sie „mein Freund" nennen. Er kam daher mit Sorglosigkeit und Selbstvertrauen, redete, was er dachte, und verschmähte die Rathgeber; er lachte, denn die Welt war ihm wie lieblicher Frühling, und wer ihn ansah, der mußte fröhlich werden.

Und da er die schöne Königin sah, war es ihm angenehm, daß sie so schön war, und die Krone von Syrien schien ihm lockend, und daß ihr Vater der mächtige König von Aegypten war, deuchte ihm nicht übel, und da vermählte er sich mit Kleopatra zu Antiochia in der Hauptstadt, und Alexander Balas war in Cilicien.

Wohl waren Boten gekommen nach Cilicien und hatten dem Alexander Balas berichtet, daß der König von Aegypten Krieger zurückließ in den Städten von Syrien, die er durchzog. Aber der König trank den Wein, der von den griechischen Inseln nach Cilicien kam, und glaubte den Boten nicht. Danach kamen Andere, die ihm sagten, daß der König von Aegypten sich mit Demetrius vereinigt hätte und mit seinen Söldnern, da lachte Alexander und fand es weise von seinem Schwiegervater, daß er den Demetrius sicher hielt unter seinen Händen. Danach aber kam die dritte Botschaft, daß die schöne Königin des Demetrius Weib geworden zu Antiochia in der Hauptstadt. Da glaubte der König, und er vergaß den Wein und flog wie der Sturmwind zurück nach Syrien und suchte den König von Aegypten, der ihm entgegenzog. Und sie hatten eine grausame Schlacht vom Morgen bis zum Abend, und als die Sonne sank, da lag der König von Aegypten zum Tode verwundet auf dem Blachfeld unter den Vielen, die gleich ihm zu sterben gingen, aber des Alexander Heer war zerstreut in die Winde, und der König floh hinweg zu Zabdiel, dem Fürsten der Araber, den er für seinen Freund hielt. Aber Zabdiel war klug und erwog seine Freundschaft zu Alexander. Und er fand, daß es Thorheit sei, einem König Freundschaft zu halten, dem so Weib, als Volk und Heer treulos geworden. Da ließ er des Alexander Balas Haupt abhauen und sandte es dem todtwunden Aegypter-König."

Gegenwart seufzte.

„Warum seufzest Du?" fragte die Zeit.

„Mich dauert der König, den sein Weib und sein Volk und sein Heer und sein Freund verriethen," sagte Gegenwart und blickte mitleidig.

„Er war ein Trüger," sagte Zeit ernsthaft. „Er hatte so Weib als Volk, so Heer als Freund mit Unrecht in Besitz genommen. — Ich aber

kenne Dich, Gegenwart: mit harten Worten hättest Du gescholten, wenn dieser Lügner und Trüger im sonnigen Glanz der Macht sein Leben mit friedlichem Tode beschlossen: da aber eintrat, was vor Dir „Vergeltung" hieß, zerfließest Du in Mitleid, Kind ohne Denken; Du reichst Deine Hand dem Unterliegenden, ohne zu fragen, ob Schuld ihn zum Fallen brachte."

Gegenwart sah vor sich nieder.

„Nichts als Tadel hast Du für mich," sagte sie mürrisch. „Ich will Dein Märchen, ich will nicht Deine Weisheit."

„Willst Du Märchen ohne Weisheit, so heiß mich schweigen," sagte Zeit sanft. „Denn Märchen ohne Weisheit ist Dein Erleben, Gegenwart."

„So rede," sagte Gegenwart.

Da begann die Zeit von Neuem und fing an, wo sie vorhin geendet hatte, und sprach:

„Drei Tage, nachdem der König von Aegypten das todte Haupt des Alexander Balas gesehen hatte, starb er an seinen Wunden, und das syrische Volk erschlug alle seine Krieger, die er in die Städte gelegt hatte.

Aber der neue König, Demetrius Nicator, hob keine Hand auf, das Leben derer zu schützen, die ihm zum Thron verholfen hatten, und ließ sie grausam sterben, nach der Welt Lauf.

Und er that, was ihm einfiel, Uebles und Kluges, wie es die Tage brachten, und seine Königin war schön, wie der Mond über dem Meere, und sie liebte ihn sehr. Das Oberste, das Demetrius Nicator nöthig befand zu thun, war, daß er einen festen Bund machte mit Jonathan, dem Fürsten der Juden, denn er sah, daß Jonathan treu war und tapfer. — Dies war eine große Klugheit von Demetrius.

Danach aber that er, was ihm übel ausging; denn da er sah, daß Niemand mehr sich wider ihn setzte, ließ er die Krieger von sich, die in Syrien ihm freiwillig zugelaufen, und wollte, daß sie heimgingen, ein Jeder in seine Stadt und ihre Hantirung wieder treiben sollten, wie zuvor. Das fremde Kriegsvolk aber, das er von den Inseln angenommen hatte, behielt er und gab ihnen Sold.

Der aber von Sold und Beute gelebt hat, will nicht mehr Körner in die Erde streuen und abwarten, bis sie langsam reifen, denn sein Sinn ist rasch geworden zum Zugreifen. Darum war ein Murren in Syrien und ein Raunen; und Unzufriedenheit wuchs über Nacht und ward groß, und die Krieger gingen nicht heim in ihre Städte, wie der König geboten hatte, sondern sie blieben zu Antiochia auf dem Felde und in den Vorstädten und hausten in Uebermuth.

Ihre Feuer glühten des Nachts rings um die Stadt, wie von einem belagernden Heere, und die auf einsamen Höfen wohnten, ringsher um Antiochia, seufzten laut, denn die Pferde der entlassenen Söldner

fraßen ihr Korn, und Vieh und Schafe gingen verloren, und die Weiber und Buben des Trosses heischten mit Drohungen, ihnen zu geben, was ihnen gefiel.

Brand ging auf und lieh der Nacht die Farben der Morgenröthe, und Brüllen und Geschrei scheuchte den Schlaf aus des Königs Wohnung. Es war schlimmer als Krieg.

Da wußte Demetrius Nicator keinen anderen Rath, als daß er zu Jonathan sandte, dem Fürsten der Juden, und ließ ihm sagen, daß er wollte seine syrischen Krieger fortnehmen aus der Burg zu Jerusalem und den Juden alle Ehre und allen Vortheil schaffen, den sie wünschen würden, wenn Jonathan ihm wollte Hilfe senden gegen das abgefallene Kriegsvolk.

Da sandte Jonathan dem Demetrius dreitausend auserlesene Krieger. Hei, wie sie einzogen in Antiochia, mit blitzenden Helmen und funkelnden Harnischen! Und die abgefallenen Söldner standen in Lumpen am Wege und blickten wie Schakale im Sonnenlicht und warteten auf die Nacht.

Und da die Stadt schlief, schossen sie zusammen und lachten der Juden, die den König schützen sollten, und sie lachten des Königs, der Furcht hatte, und sie waren des Sieges gewiß, denn da man die Zahl derer schätzte, die zum Aufstand bereit waren, sahen sie, daß es bei hundertundzwanzigtausend Mann waren, gegen die dreitausend Juden. Denn des Königs syrische Leibwache war nicht zu rechnen.

Da aber Dämmerung über der Erde lag und jene wunderliche große Stille, die dem erwachenden Tage vorauf geht, zog es wie wimmelndes Gethier gegen Antiochia. Graue Haufen und einzelne Menschen und wieder Haufen, in unstäter Geschäftigkeit, wie Bienen ohne Weisel. Standen still und liefen vorwärts und etliche eilten zurück zu den verlassenen Feuern, und dann wieder schwoll es an wie Wogen gegen die Stellen, da die Thore waren in der Stadt Mauer. Und leises Sumsen, wie von großen Mückenschwärmen, stieg auf gegen die Burg, darin der König schlief, und ward mählich lauter mit der wachsenden Tageshelle.

Da aber der Wächter auf der Zinne des Königshauses aufschaute, ward er gewahr, daß trübe Haufen anschwollen an den Thoren der Stadt, und über eine Weile, daß die Thore sich öffneten, leise und ohne Knarren; und die Haufen strömten in die Stadt wie trübes Wasser, das den Damm gebrochen. Und von allen Thoren nahmen sie den Weg aufwärts gegen den Hügel zu, den des Königs Burg krönte. Da kam dem Wächter auf der Zinne droben der Gedanke, daß dieses ungewöhnlich und wunderlich, und es fuhr ihm durch den Sinn, daß die wachsenden Haufen nicht danach aussähen, als ob sie kämen, um dem Könige „Heil ihm" zu rufen. Da stieß er in's Horn, und Alles, was schlief in des Königs Haus, ward wach, und sie sammelten sich im Burghof.

Aber des Wächters Hornruf brauchte nicht hinzuhallen bis an die Berge, um sich ein Echo zu wecken, denn ehe der Ton verklungen war, kam er zurück aus den Straßen der Stadt wie Löwenbrüllen und Schakalheulen, und die Haufen brandeten auf gegen die Thore der Königsburg, und mit dröhnenden Schlägen donnerten sie „Einlaß".

Da war die Furcht groß im Burghof, und manches braune syrische Antlitz war gelb geworden mit Zittern. Und sie hörten das Heulen der Hunderttausend an den Burgthoren und sahen dreitausend Juden sich in Bereitschaft setzen gegen so viele. Das dünkte den Syrern allzu ungleich, ob der Juden Tapferkeit zwar großen Ruhm hatte von den Schlachten bei Asdod und Joppe und vielen anderen.

Der aber unverzagt blickte unter den Vielen, das war Demetrius Nicator. Da zogen die Juden aus den Thoren der Burg und fielen in die Gassen mit dem ersten Strahl der Morgensonne. Und immer bei dreißig von ihnen war einer, der hielt in seiner linken Hand das Horn „Schofar", das war vom Widder genommen und geglättet und unten am Schallloch gebogen und mit Gold geziert; das bliesen sie ohne Aufhören. Da gaben diese Hörner einen wilden, gellenden Klang, und die Sonne glänzte hell in der Menge der Harnische, also daß ihr Schein über die Mauern lief, wie zitterndes Wasser. Und die Juden führten ihre Schwerter, wie die Schnitter thun im wogenden Maisfeld, und erschlugen an hunderttausend Menschen in Antiochia, und die Gassen und die Häuser lagen voll Erschlagener. Danach zündeten sie die Stadt an und plünderten sie. Da ward es Allen leid genug, daß sie von Demetrius Nicator abgefallen, und sie flehten zum König, daß er dem Würgen Einhalt thäte und gelobten Gehorsam.

Da zogen die Juden heim nach Jerusalem mit ihrer Beute und war kein Lachen hinter ihnen, aber viel Seufzen und Wehklagen.

Demetrius aber glaubte in des Glückes Mantel zu sitzen für alle Zukunft. Er hielt der Versprechungen keine, die er Jonathan gegeben hatte, und handelte thöricht. Den er heute hochhielt, den stürzte er morgen und machte sich Feinde ohne Zahl und dachte nicht weiter, als bis zum Abend eines jeden Tages. Und seiner schönen Königin Klugheit war untergegangen in ihrer heißen Liebe zu ihm. Denn sie dachte nur Eines: wie sie ihm gefallen wollte; darum sagte sie „ja" zu Allem, was er sie fragte. Da that der König, was ihm einfiel, denn er war der Königin Zustimmung gewiß.

Und schlimme Zeit kam über Syrien. Rechtlos war das Volk und die Fürsten, denn das Volk raubte und gewann sich zu eigen, was ihm wohlgefiel, und die Fürsten zogen mit Thränen in die Verbannung. Und wer Reichthum hatte durch seiner Hände Arbeit, der zitterte; der aber Reichthum hatte durch Raub, der lachte. Und die da weise redeten im Rath der Städte und von den Gesetzen sprachen, die bislang gegolten hatten,

die starben grausamen Todes. Und die ihre Fäuste wiesen und vom Morgenroth der neuen Weltordnung brüllten, die wurden Rathgeber.

Und es kamen Solche, denen die syrische Krone wohlgefiel, und reckten ihre Hände danach. Und zogen mit Söldnern in die Lande und forderten zu leben für sich und für ihre Krieger und den Troß und die Pferde und was sie bei sich hatten. Und für Demetrius Nicator ward Schoß und Zins mit Härte gefordert, denn der König brauchte viel, um zu rüsten wider die Eindringlinge.

Da erschlug das Volk die Steuereinnehmer und erschlug des Königs Hauptleute, die in die Städte kamen, um junge Krieger zu werben, und Demetrius Nicator saß betrübt zu Antiochien in der Hauptstadt und hatte nicht Gold noch Heer, seine Krone zu schützen. Aber er verzagte nicht, sondern dachte auf einen Ausweg.

An seine Königin dachte er nicht.

Die saß in Kummer.

In dem Säulenhof saß sie, der an ihre Gemächer anschloß, und saß wie ein Bild von Stein auf dem marmornen Sessel mit den Purpurkissen. Vor ihren Augen blühten ägyptische Blumen auf hohen Stielen, leise bewegt vom Wind des Sonnenunterganges; die hatte Alexander Balas holen lassen aus ihrer Heimat, um ihre Augen zu erfreuen in der Fremde, denn er hatte sie sehr geliebt, seine Königin. Aber sie sah die nickenden Blumen nicht und nicht die sinkenden Schatten. Sie sah auf ein Kind, das den gelben Sand, den man vom Meere hergetragen, in seinen Händen ballte und wieder ausbreitete. Das war Seleucus, des Demetrius Nicator Sohn, und auch der ihre; und hinter den Blumen, im Schatten des Säulenganges ging eine jüdische Wärterin hin und wieder, hin und wieder, in faltigen, schleppenden Kleidern und mit langen, schwarzen Zöpfen; die trug auf ihren Armen der schönen Königin und des Demetrius Nicator jüngsten Sohn; der war wenige Monde alt und hieß Antiochus.

Und die Wärterin sang mit leisen Tönen den Sang ihres Volkes:

„Lobsinget unserm Gott, der gestritten für uns; der das Roß und den Reiter gestürzt in das Meer.“

Das war des kleinen Königssohnes Wiegenlied, und er schlief dabei und die Schatten des Abends sanken tiefer, und war eine große Stille, der das halblaute Summen der jüdischen Frau keinen Abbruch that.

Und die Königin saß mit brennenden Augen und sah auf des kleinen Seleucus braune Finger, die im Sande wühlten, und ihr Herz war sehr schwer.

Sie gedachte Eines, der um weniges älter war als diese Beiden, ein hilfsbedürftiges Kind noch. Das hatte sie geboren wie diese Beiden. Aber dessen Vater war todt und lag nicht begraben in den Königsgräbern und hatte Alexander Balas geheißen, und er hatte sie sehr geliebt.

Sie aber hatte über dem neuen Bunde vergessen, daß sie einen Sohn hatte, der war Antiochus geheißen, wie Jener da auf den Armen der jüdischen Wärterin. Jetzt aber mußte sie des Kindes gedenken, wie sie im wohligen Schatten saß und die ägyptischen Blumen im Abendwind nickten. Denn es war Botschaft gekommen, daß Jener, der seine Hände nach Syriens Krone reckte, den Knaben mit sich schleppte durch Sonnenbrand und Staub und die Kälte der Nächte, und in welche Stadt er hineinzog, da zeigte er den Leuten des Alexander Balas jungen Sohn und sagte ihnen, daß er Syriens Krone gewinnen wollte für das Kind. Der Königin graute vor dem Kinde, das seine unschuldigen Hände nach seiner Mutter Krone recken mußte, auf den Befehl eines fremden Mannes hin, ohne zu wissen, was es that, und sie sah Hathar, die Göttin der Nacht, über seinem unbehüteten Leben stehen, und eine große Angst kam über sie, und die langen Schatten belasteten ihr Herz.

Da sah sie, wie der kleine Seleucus des Sandes müde geworden war unter der Zeit, und wie er aufstand und mit kleinen, taumelnden Schritten zu den ägyptischen Blumen mit den langen Stielen ging, sich aufreckte und trachtete, eine davon zu brechen; und er lachte dazu.

Da kam ein großer Zorn über die Königin, sie wußte nicht, warum. Und sie schlug das Kind, daß es laut schrie, und die jüdische Frau barg es in ihres Kleides Falten und brachte die Kinder von hinnen.

Da winkte die Königin einer jungen Sklavin, die im Schatten saß unter den Säulen. Und die junge Sklavin trat in die funkelnde Abendsonne zu den hohen nickenden Blumen und kniete nieder und stellte die große Harfe vor ihre Kniee und sang das Lied an die sinkende Sonne.

Und die Königin ging mit schnellen Schritten auf und ab im Schatten unter den Säulen; sie sah aus wie ein großer rother Falter, den die Sonne ängstigt.

Da aber die junge Sklavin an des Liedes Ende kam:

„Du scheidest unter Lobgesang im Meer,
Und Deine Barke nimmt Dich jubelnd auf —“

da war die Königin still geworden und saß auf dem Marmorsessel mit den Purpurkissen wie ein Steinbild.

* * *

Demetrius Nicator mußte fliehen, und die Königin blieb allein zu Antiochia und hütete die Krone von Syrien für Demetrius, und ihr Angesicht war düster.

Die Jahre aber, die über das Land zogen, waren düsterer noch, als der Königin Antlitz, und Tod war Herrscher in Asien.

Jonathan, der Fürst der Juden, wurde ermordet, da er zu viel vertraute, und sein Harnisch hing an der Säule über seinem Grabe zu Modin.

Und des Alexander Balas junger Sohn wurde ermordet, denn Diodotus Tryphon, der Feldherr, der das Kind mit sich geführt durch die Städte von Syrien, glaubte sich stark genug ohne ihn.

Aber des Kindes Tod brachte ihm kein Glück, denn auch er starb grausamen Todes. Und jedes Mal, wenn ein Haupt fiel, werthvoll, wie eines von diesen, dann starben Hunderte zugleich, die es mit Jenem gehalten.

Demetrius Nicator aber lebte in Freuden am Hofe des Partherkönigs Phraates und gedachte mit Unmuth an Syrien, und es gefiel ihm wohl bei den Parthern, und seine Fröhlichkeit gewann des Partherkönigs Herz, und er gab dem Demetrius seine Tochter Rhodogune zum Weibe. Und Demetrius nahm sie, denn er that, was ihm des Tages Laune sagte, und dachte nicht an die Zukunft.

Die persische Königstochter war jung und lieblich und ohne Uebermaß von Klugheit, recht wie ein Weib sein soll, und war nicht viel von ihr zu sagen. Das gefiel dem König Demetrius wohl.

Die Krone von Syrien aber auf eines Weibes Haupt zu sehen, dünkte vielen Männern von Uebel, und war unter denen, die danach ihre Hände reckten, Einer, der hieß Antiochus (den nannte man mit Zunamen Sidetes, weil er zu Sida erzogen war in Pamphylien), der war des Demetrius Nicator jüngerer Bruder. Und das meiste Volk lief ihm zu.

Die schöne Königin hatte so Thron als Krone von Syrien mit starken Händen festgehalten, so lange sie an des Demetrius Nicator Rückkehr dachte. Da sie aber von Rhodogune hörte und von ihres Königs fröhlichen Tagen, da ward sie finster, und Alles, was gut gewesen war in ihrem Herzen, das starb. Und wer sie ansah, den wandelte Furcht an.

Und sie sandte Boten an ihres Königs Bruder, Antiochus Sidetes, und ließ ihm sagen, daß sie des Krieges um Syrien überdrüssig sei und daß sie in Frieden sich in die Herrschaft mit ihm theilen wollte, so er ihr Gemahl würde.

Da nahm Antiochus Sidetes seines Bruders Hausfrau zum Weibe, aber ihn wandelte Furcht an, als er ihr Antlitz sah, und ein Becher mit Wein dünkte ihm lieblicher, als seine Königin. Ihr aber graute vor ihm.

Und sie warf einen Haß auf Alle, die um sie waren, und verlernte das Lachen, denn das Leben hatte seine Larve von seinem Antlitz fortgezogen, vor ihren Augen, und sie hatte sein schielendes Gesicht gesehen; das war schlimmer, als eine Nacht voll ängstlicher Träume.

Da man aber dem Demetrius ansagte, daß seine schöne syrische Königin seines Bruders Weib geworden, staunte er sehr und verwunderte sich über die Maßen. Ihre Liebe war sein gewesen für alle Zeiten; so dachte er; wie konnte sie enden? Ihre Klugheit war sein gewesen und war gut genug, das Reich ihm zu wahren, so lange er fortblieb; wie mochte sie verschenken, was sein war?

Da ward, was dem Könige werthlos gewesen Jahre hindurch, da ward es erstrebenswerth, weil ein Anderer danach gegriffen. Und Demetrius machte sich auf mit einem großen Heer und gedachte so Reich als Weib dem Bruder abzujagen.

Rhodogune aber nahm er mit sich. Das war nicht weise, aber es war ihm angenehm.

Und da er einzog in Syrien, lief das Volk ihm zu, denn es liebte den Wechsel. Und des Bruders Heer verließ seinen König und lief dem Demetrius zu. Da starb Antiochus Sidetes eines blutigen Todes, da er mit wenig Getreuen sich der Uebermacht erwehren wollte, und Demetrius ward König von Syrien."

Zeit schwieg, denn sie hatte lange geredet.

„Sprich von der Königin," sagte Gegenwart.

„Weh ihr," sagte Zeit. „Sie war ärmer, als die Bettler auf des Tempels Stufen."

„Sage, warum," sagte Gegenwart scharf, denn sie war stolz auf ihre Gewohnheit, die Worte zu wägen; „es giebt nicht größere Armuth, als jene, die zu betteln zwingt Auge in Auge."

„Es giebt," sagte Zeit voll Milde. — „Dem Bettler, der da bittet auf des Tempels Stufen, ist ein Jeder, der an seinem ausgestreckten Arme vorüberwandelt, eine Hoffnung, die erfüllend oder versagend ihm entflieht, um einer neuen Raum zu lassen. Er sieht nicht Menschen, er sieht Verheißungen, und wenn ihm Götter und Gott gestorben, so betet er zu Mitleid und glaubt an dieses."

„Weiter," sagte Gegenwart ungeduldig. „Ich verstehe jetzt, warum Du sagtest: „wehe der Königin von Syrien. Sie hatte den Glauben verloren. Sprich weiter."

„An ihre ägyptischen Götter glaubte sie nicht mehr, denn sie hatte gesehen, daß die Syrer zu anderen Göttern beteten und auch Erhörung fanden. Liebe hatte sich von ihr gewendet und war Haß geworden, und die Zahl ihrer Freunde war wie Ebbe und Fluth gewesen, je nach dem wachsenden oder abnehmenden Monde ihrer Macht.

Ihr König, der ihr erschienen war wie ein Gott der Griechen, war wieder König in Syrien, aber sie war nicht seine Königin, denn Rhodogune war bei ihm.

Die Söhne, die sie geboren, waren ihr furchtbar, denn sie sah, wie sie ihre kindlichen Hände nach der Mutter Krone reckten, gleich dem kleinen Antiochus, den Diodotus Tryphon, der Feldherr, gemordet.

Weh ihr, sie war ärmer als die Bettler am Mistthor zu Jerusalem. Denn das Einzige, was ihr geblieben war von Allem, das war Haß, und es kam wie ein Rausch über sie, die Lust zu tödten.

Da rief sie die Aegypter, ihre Blutsverwandten, wie sie es zu ihres ersten Gatten Zeit gethan, und sie sah den Tod über Syrien ziehen und

vernichten Junges und Altes; und sie sah die Nächte roth überstrahlt vom Brande der Städte; sie sah die Wohnstätten zerstampft und sah als Bettler einherziehen, die auf den Höfen gesessen. Und die Haufen der Erschlagenen lagen an den Wegen, wenig bedeckt von Erde, denn wer sollte der Todten gedenken in Syrien in solchen Tagen.

Da ward der Königin wohl, und sie hielt die Krone von Syrien mit eiserner Faust und dachte nicht zu rasten, bis darniederlagen Alle, die ihr entgegen standen.

In der Ebene bei Damaskus stand Demetrius, und die Aegypter zogen ihm entgegen und stritten mit Macht, und waren der Todten und Todwunden unzählige an jenem Tage. Am Ende aber unterlag des Demetrius Heer, und er floh gen Tyrus, wo Rhodogune seiner harrte mit Aengsten.

Da dachte die Königin von Syrien Tag und Nacht an der Partherin Freude über ihres Königs Wiederkehr, und der Sieg bei Damaskus war ihr leid, und sie war ohne Lob über der Feldherren Klugheit, denn ihr Haupt hielt nur einen Gedanken, der machte sie elend: das war der Partherin Glück.

Und sie dachte nur auf dieses: wie sie es enden möchte.

Und sandte Menschen aus nach Tyrus um hohen Lohn, die mußten des Königs Leben nehmen und ihn grausam zu sterben bringen vor den Augen seines jungen Weibes.

So starb Demetrius; aber Rhodogune mußte leben.

Da gedachten Jene, die zu der Königin von Syrien hielten, eine kluge That zu vollbringen, wenn sie den jungen Seleucus, ihren Sohn, mit Purpur und Krone schmückten. Aber sie hielten ihre Absicht geheim, wegen der ägyptischen Späher im Lande, und waren so leise, daß auch die Königin Nichts davon erfuhr.

Die saß zu Antiochia auf der Burg, hoch über den Menschen, in dem Säulenhof, darinnen die ägyptischen Blumen blühten, und die Stunden schienen ihr lang.

Da hieß sie Bogen und Pfeile bringen, um sich zu üben. Und da sie den ersten Pfeil auf die Sehne legte, suchten ihre Augen ein Ziel.

Und neben dem Eingang sah sie ein Bild stehen von schwarzem Stein. Das war an Gliedern menschlich gebildet, aber das Haupt war vom Vogel, mit krummem Schnabel und kleinen tückischen Augen, die waren von funkelndem Stein und leuchteten in der Sonne. Und das Bild war eines ägyptischen Gottes Abbild, und Alexander Balas hatte es dort aufstellen lassen, seiner Königin zur Freude.

Sie aber hatte den Glauben verloren an die Götter ihrer Heimat, und das schwarze Vogelantlitz war ihr ärgerlich, denn ihr anderer Sohn, der jünger war als Seleucus, sah diesem Bilde ähnlich, darum nannte man ihn außer mit seinem Namen „Antiochus“ noch „Grypos“, d. i. Habichtsnase. Das war der Königin zuwider.

Und sie spannte des Bogens Sehne mit starker Hand und sandte den Pfeil auf des ägyptischen Gottes dunkles Abbild und traf das funkelnde Auge. Aber der Stein war hart. Klirrend, mit verbogener Spitze fiel der Pfeil auf die farbigen Steine des Fußbodens, und unversehrt leuchtete des ägyptischen Gottes funkelndes Auge in der Sonne.

Da lief dunkles Roth des Zornes unter der Königin brauner Haut ihr über Hals und Antlitz, und sie sandte einen Pfeil nach dem andern vom Bogen, die alle trafen. Aber der Stein war hart, und sein Klirren war ihr wie Hohn, und ihre Hände begannen zu zittern.

Da klangen Stimmen von außen, wie in fröhlicher Unruhe, und die Königin lauschte und hielt den linken Fuß vorgesetzt und den Pfeil auf der hartgespannten Sehne.

Und der Eingang neben des ägyptischen Gottes dunklem Abbild ward voll von Menschen, und mit „Heil ihm" und Lachen schoben sie Seleucus vor sich her; der sah scheu auf die Königin, und sein kindlich Haupt deckte die Krone von Syrien, und der Purpur schleppte lang um seine Füße, und sein Antlitz war wie von einem Gotte der Griechen und schien wie des Demetrius jugendschönes Abbild.

Da weiteten sich der Königin Augensterne, und sie sah das Kind unter seiner Mutter Krone lachen und sah des todten Demetrius Abbild, und ihre bebende Rechte löste des Bogens Sehne und sandte den Pfeil in ihres Sohnes Herz.

Da starb er grausamen Todes, wie sein Vater.

Und die Jahre vergingen, und sie nahmen mit, was welk war in Syrien und in den andern Ländern, und löschten Kleinliches aus der Menschen Gedächtniß, Großes aber hoben sie auf für mich, —" sagte die Zeit und schwieg.

„Bist Du zu Ende?" fragte Gegenwart.

„Aller Dinge Ende ist Sterben," sagte Zeit ernst. „Wenn Du gewohnt wärest zu denken, so wäre Dir's kund."

„Es war viel Sterben in Deinem Märchen und doch kein Ende," sagte Gegenwart.

„Die Königin ist meines Märchens Inhalt," sagte Zeit, „und der Königin Tod ist meines Märchens Ende."

„So sprich," sagte Gegenwart, „ich höre."

Da hub die Zeit an und redete weiter:

„Die Königin hielt die Krone von Syrien, und ihre Macht war groß. Aber sie hatte dessen nicht Acht, denn Todesfurcht und Grauen hüteten ihr Lager, wenn sie schlief, und geleiteten sie auf ihren Wegen im Lichte der Tage. Und wenn sie des Antiochus Grypus gedachte, ihres Sohnes, so stand er vor ihren Gedanken: anzusehen wie das dunkle Ebenbild des ägyptischen Gottes, mit funkelnden, tückischen Augen voller Klugheit, denen sorglose Kinderfrohheit niemals zu eigen gewesen.

Und die eilenden Jahre machten ihn zum Manne, und das Volk lief ihm zu und hoffte einen neuen König in ihm zu finden. Da sah die Königin abermals den Sohn seine Hand recken nach der Mutter Krone, und sie dachte, wie sie ihn tödte.

Und mischte den Tod in köstlichen Wein von den Inseln in funkelndem Becher und ging ihm entgegen, wie sie dem Demetrius entgegengegangen war, den sie geliebt. Und ihre Frauen hielten die Harfen auf der linken Schulter und rührten die Saiten mit der rechten Hand, und einige von ihnen bliesen die lange Flöte und einige die doppelte Flöte, und die Jungfrauen der Königin gingen zu Zweien und schlugen klatschend ihre Hände zusammen.

Aber der Königin Antlitz war gelb, und ihre Füße zitterten.

Und da sie Antiochus Grypus sah, erschrak sie, denn er war wie von dunkelm Stein, an Gliedern menschlich gebildet, aber sein Haupt war vom Vogel. Und sie gedachte der Bildsäule des ägyptischen Gottes, daran ihre Pfeile krumm geworden, und da sie ihrem Sohn den Becher bot und zu ihm redete, ward ihr rother Mund bläulicht, und ihre Zähne schlugen aneinander.

Da sah sie des Grypus klugheitfunkelnde Augen von ihrem Antlitz zu dem Becher wandern, und er nahm das Gefäß und bot es ihr dar. Und seine Hand war fest, und seine Stimme klang laut, da er sagte: daß es dem Sohne nicht zieme zu trinken, ehe die Mutter getrunken.

Das klang in der Königin Haupt wie das Klirren des schwarzen Steines, daran ihre Pfeile krumm geworden, und eine Schwäche kam über sie, und sie faßte den Becher mit zitternder Hand und trank ihn leer bis zum Grunde.

Und trank sich den Tod.

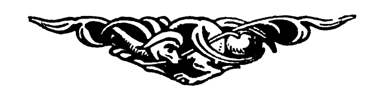
Und die Harfen schwiegen und die Lobgesänge, und war ein großes Schweigen. Und da man hinaufzog zur Burg, da sangen die Frauen das Klagelied:

„Ich irre umher nach Dir, um Dich zu schauen, in der Gestalt der Nai,
Um Dich zu schauen, um Dich zu schauen, Du schöne Geliebte."

Das klang düster.

Antiochus Grypus aber ward König von Syrien, und der Königin Tod ward des Märchens Ende."

Und Zeit flog vorüber.





Wilhelm Doerpfeld.

Von

Paul Elsner.

— Athen. —

Als das Joch der türkischen Herrschaft noch schwer auf Griechenland lag, war der Strom der historischen Kunde von Athen fast ganz versiegt, sodaß trotz der Reisebeschreibungen, die zeitweise das über Hellas waltende Dunkel erhellten, die Stadt der Marathonkämpfer aus dem historischen Bewußtsein der Welt zu schwinden begann. Erst als in Athens geschichtslose Stille der Waffenlärm des Freiheitskampfes als Weckruf des neuen Morgens hineintönte, wurde das Dasein der heiligsten Culturstätte des klassischen Alterthums gleichsam neu entdeckt. Und mit der nationalen Wiedergeburt Griechenlands, mit der Auferstehung Athens aus der Asche der Jahrhunderte, erwachte auch die Theilnahme der Gebildeten für die Ruinenwelt Griechenlands zu neuem Leben.

Jetzt erst begannen die Mittheilungen und Zeichnungen Dodwells von den gewaltigen Resten der cyklopischen Mauern und vom mykenischen Löwenthor sowie Stuarts und Revetts Werk über Athen zu wirken. Jetzt erst fand die mehrjährige Thätigkeit der internationalen Gesellschaft, welche die Sculpturen des Athenatempels auf Aegina und des Apollotempels zu Bassae entdeckt hatte, ihre volle Würdigung. Und während bisher nur Italien aus der Fülle seiner antiken Kunstschätze den anderen Völkern reiche Gaben der Belehrung und des Genusses gespendet hatte, fing nun auch Griechenland an, sich an der Arbeit der archäologischen Wissenschaft zu betheiligen.

Es wurde in dieser großen nationalen Aufgabe mit steigendem Enthusiasmus von den Gelehrten des Auslandes unterstützt. Frankreich

besaß schon seit der Mitte der vierziger Jahre ein eigenes, der Erforschung der griechischen Kunst gewidmetes Institut. Die preußische Regierung hatte wohl seit längerer Zeit ihrer athenischen Gesandtschaft einen tüchtigen jungen Alterthumsforscher beigegeben. So war dem ersten derselben, A. von Velsen, C. Wachsmuth und diesem U. Köhler gefolgt. Außerdem war es zur Regel geworden, daß die Stipendiaten des römischen Instituts einen Theil ihrer Reisezeit in Athen zubrachten.

Aber der Mangel eines festen Anhalts machte sich mit der Zeit doch so empfindlich bemerkbar, daß sich das Deutsche Reich, vor Allem auf Anregung von Ernst Curtius im Jahre 1874 zur Gründung eines deutschen archäologischen Instituts in Athen entschloß.

So sind es also jetzt gerade 25 Jahre her, seitdem diese Zweiganstalt des in der ewigen Stadt schon seit 1829 bestehenden römischen Instituts zur Organisation und Belebung des archäologischen Wechselverkehrs zwischen Griechenland und der deutschen Heimat in feierlicher Sitzung durch seinen ersten Secretär, den ausgezeichneten Archäologen Dr. Otto Lüders, gegenwärtig Generalconsul des Deutschen Reiches in Athen, eröffnet wurde. Wenn es zu dem großen Aufschwung, den die Erforschung der griechischen Alterthümer in den letzten Jahrzehnten genommen, mit den anderen nach und nach in Athen gegründeten Hochschulen für junge Alterthumsforscher in so glänzender Weise beigetragen hat, so ist dies hauptsächlich das Verdienst von Wilhelm Doerpfeld, der, sobald er die Zügel der Anstalt auf die Dauer ergriffen hatte, ihr zur festesten Stütze und höchsten Zierde wurde.

Wilhelm Doerpfeld erblickte als Sohn eines hervorragenden, auch als pädagogischer Schriftsteller rühmlich bekannt gewordenen Schulmannes am 26. December 1853 in Barmen das Licht, das seinem Geiste Lebenselement geworden ist. Denn die Wahrheit mit ihrem Alles durchdringenden Lichte ist der helle Stern, dem er bis auf den heutigen Tag folgt. Er studirte an der technischen Hochschule in Berlin und begab sich bald nach Abschluß seiner Studienjahre nach Griechenland, wo die Aufdeckung Olympias nach blutigem Völkerkrieg das erste Friedenswerk des jungen Deutschen Reiches war.

Jahrhunderte hindurch hatte der Alpheios seine Wogen über den heiligen Boden der Altis gewälzt, die so sehr in Vergessenheit gerathen war, daß die erste Karte Olympias von der Hand des französischen Viceconsuls Louis Fauvel in Athen erst aus dem Jahre 1787 stammt. Der Gedanke, jene versunkene Herrlichkeit durch den Spaten wieder an das Licht des Tages zu heben, ist von Winckelmann ausgegangen. Dann hat Fürst Pückler-Muskau eine Ausgrabung des Alpheiosthales in großartigem Maßstabe geplant und den verdienstvollen Archäologen L. Roß für seine Pläne zu interessiren gewußt. Aber erst Ernst Curtius ist es beschieden gewesen, zur Durchführung zu bringen, was Winckelmann seinem Vaterlande als Vermächtniß hinterlassen hatte. Allerdings mußte abermals eine Reihe

von Jahren verstreichen, bis die mancherlei sich dem Unternehmen entgegenstellenden Schwierigkeiten gehoben waren, bis das Deutsche Reich endlich sein ideales Streben, den Geist der Forschung, die Macht der Wissenschaft zu stählen und die Kenntniß der Vorzeit zu vervollständigen, verwirklichen konnte.

Doerpfeld wird den Fortgang dieser ruhmreichen Grabungen vom ersten Spatenstich an mit dem wärmsten Interesse begleitet haben und dem im Jahre 1877 an ihn ergangenen ehrenvollen Ruf zur Theilnahme an der Erforschung Olympias mit Freuden gefolgt sein. Es war gewiß ein bedeutsamer Wendepunkt in seinem Leben, das fortan einem ganz anderen Kreis von Aufgaben sich zu widmen hatte. Hier, auf dem Boden dieses ehemals mit den kostbarsten Schätzen der griechischen Kunst geschmückten großen Nationalheiligthums der Griechen, wo außer dem zauberhaften Eindruck der landschaftlichen Umgebung die Gewalt der geschichtlichen Erinnerungen auf Schritt und Tritt zu seiner Seele sprachen, erschaute er zum ersten Mal die Wunderwerke des klassischen Alterthums, denen sein Genius ungeahnte Aufschlüsse entlocken sollte. Hier ward ihm zum ersten Mal Gelegenheit, die Kraft seines unvergleichlichen Scharfblicks an den ausgegrabenen Baudenkmälern zu erproben. Hier hat er als technischer und architektonischer Leiter der Ausgrabungen von 1877 bis zu ihrem Abschluß im Jahre 1881 den Grund gelegt zu seiner Meisterschaft in der Betrachtung der alten Architektur. In dieser Weltabgeschiedenheit hat sich der Architekt herangebildet zu jenem gewaltigen Bezwinger der schwierigsten Probleme der Alterthumswissenschaft, um deren Lösung der Scharfsinn von Archäologen und Philologen bisher erfolglos sich bemüht hatte.

Doerpfeld, der nicht nur ein für den Schreibtisch und die Studirstube geschulter Forscher ist, sondern auch eine auf praktische Ziele und Thätigkeit gerichtete Natur besitzt, machte sich vorurtheilsfrei und unbefangen an die Prüfung eines jeden, auch des scheinbar geringfügigsten Architecturstückes, das dem geweihten Boden Olympias entstieg. Und gerade durch diese gewissenhafteste Prüfung und schärfste Kritik in jeder Einzelfrage, diese peinlichste Untersuchung jeder Linie, jedes Dübellochs im Steine, hat er der Wissenschaft reichen Gewinn zu erringen gewußt! Durch ihn haben wir überhaupt erst eine klare Vorstellung von Olympia gewinnen können. Denn der ausgezeichnete Plan des olympischen Festplatzes ist sein Werk. Und die genauen Aufnahmen der Architecturreste Olympias, die das große Werk über die dortige Grabungsthätigkeit des Deutschen Reiches illustriren, sind zum großen Theil das Ergebniß seines rastlosen Fleißes. So hat Doerpfeld wahrhaft epochemachend in Olympia eingegriffen, und für alle Zeiten wird sein Name mit jener berühmten Stätte verbunden sein.

Kaum hatte Doerpfeld hier den Spaten aus der Hand gelegt, als er sich eine neue, höchst fesselnde Aufgabe gestellt sah. Schon lange hatten sich Heinrich Schliemanns Blicke und Wünsche auf den genialen Architekten

gerichtet, und er schätzte sich glücklich, ihn für seine Ausgrabungen in Troja zu gewinnen.

Schliemann hatte im Jahre 1868 zum ersten Mal den Boden der Troas betreten und das alte Troja zuerst oberhalb des Dorfes Burnabaschi im Skamanderthal gesucht. Er hatte sich aber bald der näher am Meer gelegenen Stelle Hissarlik, der Ruinenstätte der griechisch-römischen Stadt Ilion, zugewandt, deren bevorzugte Lage auf einem Hügel am Kreuzungspunkt zweier fruchtbaren Ebenen, ihre großen, im Laufe der Jahrhunderte angehäuften Schuttmassen und die auffallende Uebereinstimmung der landschaftlichen Verhältnisse mit den Angaben Homers es viel wahrscheinlicher machten, daß hier die heilige Ilios Homers gestanden hatte, die an's Licht zu fördern er sich vom Jahr 1870 an mit großem Eifer anschickte.

Das Glück, das diesem unermüdlichen Forscher bei allen seinen Unternehmungen in so hohem Grade hold war, lächelte ihm auch hier. Schon seine erste Campagne erbrachte eine Menge von alterthümlicher Topfwaare und Steingeräth.

Als er zwei Jahre später einen breiten Durchschnitt quer durch den Hügel ausführen ließ, um so die darin schlummernde Burg des Priamos zu entdecken, war er auf den sogenannten „großen Thurm" gestoßen, ein großes, aus schön behauenen Muschelkalksteinen erbautes Bollwerk. Im folgenden Jahr hatte er westlich von diesem „großen Thurm" noch ein von ihm als „skäisches" bezeichnetes Thor gefunden und daneben Mauern, in denen er den Palast des Priamos erkennen zu dürfen glaubte, da er dicht dabei den großen Schatz entdeckt hatte.

Nach Abschluß der dritten Campagne glaubte er das skäische Thor, den großen Thurm und die trojanische Ringmauer Homers wirklich gefunden und damit die trojanische Frage endgiltig gelöst zu haben.

Da zog es ihn, nachdem er inzwischen die fabelhaft reichen Königsgräber im Innern der Burg aufgedeckt hatte, im Herbst 1878 abermals nach Troja, wo er in der Nähe seines Priamos-Hauses noch einige kleinere „Schätze" entdeckte.

Sehr wichtig sollte seine im März 1879 beginnende fünfte Campagne werden, für welche er die Unterstützung von Rudolf Virchow und E. Burnont gewonnen hatte. Es wurden nun von ihm auf dem Hissarlik sieben übereinander liegende Schichten erkannt und als sieben Städte bezeichnet, und zwar die fünf unteren als prähistorische, die höheren als historische. Er glaubte in der mittleren dritten Schicht das homerische Troja gefunden und nach Aufdeckung der ganzen Westhälfte der alten Burg seinen Jugendtraum verwirklicht zu haben.

Da waren Zweifel wach geworden, ob die von ihm als Wohnräume des Königs Priamos angesehenen Hütten wirklich für die heilige Ilios gelten dürften, die doch Homer als eine große, gut angebaute Stadt mit

breiten Straßen besungen hatte. Diese Zweifel hatten schließlich Schliemanns schönen Glauben in's Wanken gebracht, und waren die Veranlassung zu einer neuen Campagne geworden, an der zum ersten Mal Doerpfeld theilnahm.

Nach gewonnenem Ueberblick über die ganze, höchst complicirte Anlage, unterzog er, wie in Olympia, Mauer für Mauer, Stein um Stein seiner kritischen Betrachtung und wußte so auch dieses höchst schwierigen Gegenstandes der archäologischen Untersuchung Meister zu werden. Die von ihm, im Gegensatz zu Schliemanns planlosem Durchwühlen des Bodens nun systematisch geleiteten Ausgrabungen erbrachten zunächst den Beweis, daß die für die Häuser der Königsburg gehaltenen Hütten thatsächlich nur auf den Trümmern eines wirklichen Königspalastes standen, der mit viel größerem Recht für die Wohnung des Herrschers erkannt werden konnte. Doerpfelds Beharrlichkeit aber war es ferner auch gelungen, einen vorzüglichen Grundriß der Burg aufzunehmen, was die türkischen Aufsichtsbehörden wegen der Nähe der modernen Festungswerke von Kumkaleh lange nicht hatten gestatten wollen.

Zur Vervollständigung des Gesammtplanes und wegen der Verleumdungen des Artilleriehauptmannes a. D. E. Bötticher, der behauptete, daß auf Hissarlik nur eine Leichenverbrennungsanstalt und Feuernekropole gefunden sei, erwies sich die Fortsetzung der Arbeiten als nothwendig. Deshalb begab sich Doerpfeld im December 1889 abermals nach Hissarlik, wo Bötticher in Gegenwart hervorragender Fachgenossen seine Beleidigungen zurücknahm. Das Resultat der sich hieran schließenden Grabungen war vor Allem die Feststellung von sieben Schichten von Bauwerken oberhalb der zweiten Schicht, so daß nach der Zerstörung der Burg der zweiten Schicht bis zur römischen Zeit noch sieben verschiedene Ansiedelungen nach einander auf dem Hissarlik-Hügel bestanden hatten. Auf die vom Felsboden an gerechnete sechste Schicht fiel schon damals ein ganz unerwartetes Licht durch die darin aufgedeckten Reste zweier großen Gebäude und den glücklichen Fund mykenischer Topfwaare, welche die sechste Schicht der mykenischen Zeit, das heißt der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Chr. zuwiesen.

Die Lösung der schon damals von Schliemann und Doerpfeld ernstlich erwogenen Frage, ob nicht diese sechste Schicht die Trümmer des Herrscherpalastes enthalte, brachte nach Schliemanns leider zu früh erfolgtem Tode die Campagne von 1893, zu der die Wittwe des großen Forschers die Mittel gespendet hatte. Und es kamen denn auch wirklich in der sechsten Schicht die Ruinen einer mächtigen Burganlage der mykenischen Periode zum Vorschein, einer Burg, die mit Sicherheit für das von Homer besungene Troja erklärt werden durfte.

Ihrer durchaus nothwendigen völligen Aufdeckung aber war die am 27. April 1894 beginnende letzte Campagne gewidmet, zu deren Aus-

führung Kaiser Wilhelm nach einem Vortrag Doerpfelds 30000 Mark bewilligt hatte. Diesmal war ein Arbeitspersonal von 120 Mann, zumeist Griechen und nur wenige Türken, aufgeboten. Sie hatten theilweise noch unter Schliemann gearbeitet und führten die ihnen von Jenem beigelegten Namen Agamemnon, Achilleus, Odysseus noch mit Stolz weiter. Mit Zuversicht begann Doerpfeld, unterstützt von tüchtigen Mitarbeitern, diese abschließende Campagne, die denn auch wirklich die Krone des langjährigen Unternehmens bringen sollte.

Erst Mitte Juli waren die beiden Arbeitercolonieen, die den Hügel von Osten und Westen angriffen, bis an das Hauptthor der sechsten Burg gelangt. Und der Spaten durfte nicht eher ruhen, bis dasselbe frei gelegt, bis die ganze Linie festgestellt war. Dies trotz des Malariafiebers, an dem viele Arbeiter und selbst die wissenschaftlichen Mitglieder der Expedition erkrankten. Im Hinblick auf das gemeinsame hohe Ziel wurden aber alle Schwierigkeiten überwunden und das große Werk glücklich zum Ziele geführt.

Nun lag die Burg der mykenischen Periode, deren Vorhandensein Doerpfeld 1890 nur geahnt und durch seine Ausgrabungen von 1893 sicher erwiesen hatte, in bedeutenden Resten, mit gewaltigen Ringmauern, starken Thoren, zahlreichen Innenbauten und schönen Stützmauern von vorzüglicher Bauweise, im strahlenden Glanz der Sommersonne vor Aller Augen. Und wenn es auch Schliemann gelungen war, eine einzigartige, hoch wichtige Ruinenstätte zum Studium der ältesten Geschichte der Menschheit aus dem Schutt der Jahrhunderte erstehen zu lassen, so gebührt doch Doerpfeld und seinen Mitarbeitern der Ruhm, die von Homer besungenen Mauern und Thürme der Burg des Priamos wirklich gefunden zu haben. Denn ein seltsames Geschick hatte gewollt, daß Schliemann bei seinen früheren Grabungen die stattlichen Bauwerke der sechsten Schicht nicht gefunden und wo er auf sie gestoßen war, ihre Bedeutung nicht erkannt hatte. Die zweite, bisher für das homerische Troja geltende Schicht mußte nun einer älteren prähistorischen Zeit zugeschrieben werden, einer Periode, aus der wir in Europa und Kleinasien sonst keine so ansehnlichen Ruinen besitzen.

Nachdem Doerpfeld so die Burg des Priamos, um die nach des Dichters Vorstellung Achill den todten Hektor geschleift und die für Männer wie Herodot und Thukydides nur den Klang einer Sage gehabt, in klaren Umrissen aus dem Schoß der Erde hatte auferstehen lassen, brachte er auch erwünschtes Licht in die Datirung der verschiedenen Schichten auf Hissarlik, die sich dort wie an keinem anderen Ort der Welt bis zu einer Höhe von fünfzehn Metern aufgethürmt hatten. Die erste Schicht hat er zwischen 3000—2500 als uralte Ansiedelungen angesetzt, die zweite, als prähistorische Burg den Jahren 2500—2000 zugeschrieben. Die dritte bis fünfte Schicht erhielt ihre chronologische Abgrenzung durch die Jahre 2000 bis 1500. Dann kommt die sechste Schicht, als das homerische Troja von 1500—1000. Die siebente Schicht enthielt vorgriechische Ansiedlungen,

die ungefähr in die Periode 1000—500 gesetzt werden dürfen. Während der folgenden 500 Jahre erhob sich auf dem Hügel als achte Schicht eine kleine griechische Stadt, von der uns der Geograph Strabo berichtet, und die sicher den Namen Ilion führte. Und schließlich bestand in den ersten 500 Jahren unserer Zeitrechnung oben über all' den anderen Ruinen als neunte Schicht ein großer heiliger Bezirk der ilischen Athena, sowie eine stattliche Akropolis der römischen Stadt Ilion.

Doerpfeld, der seine trojanische Campagne von 1893 schon in einer besonderen Arbeit dargestellt hat, ist gegenwärtig mit der Herausgabe eines großen, zusammenfassenden und reich illustrirten Werkes über Troja beschäftigt, das im Verlag von Barth und von Hirst in Athen im Sommer 1900 erscheinen wird.

Auch für seine Ausgrabungen in Tiryns, wo er den stolzen Resten der Heroenzeit nachforschte, sicherte sich Schliemann Doerpfelds, durch seine großen Erfolge bewährte Sachkenntniß. So hat er im Frühling 1884 die dortigen Grabungen mit Schliemann gemeinsam, im folgenden Jahre sie aber allein geleitet und abgeschlossen. Er hat auf der Burg von Tiryns in der Argolis, wohin die Sage die Geburt des Herakles verlegt, den Grundriß eines Königspalastes entdeckt und vermessen und zu Schliemanns Werk „Tiryns, der prähistorische Palast der Könige von Tiryns", Leipzig 1886, den größten und wichtigsten Theil geliefert. Während er hier im fünften Capitel über die Burg und ihre Ringmauer, den Palast auf der Oberburg, die Reste einer älteren Ansiedlung, über Baumaterialien und Wandmalerei sich ausläßt, giebt er im sechsten Capitel mit der ihm eigenen Klarheit und fesselnden Darstellungsart einen Ueberblick über seine Grabungen von 1885, in deren Verlauf die großen Schuttmassen, die bei der Freilegung der Oberburg auf die Abhänge der Burghügel geworfen worden waren, entfernt und die Umfassungsmauer der Oberburg von allen Seiten freigelegt wurde.

Seit dem Abschluß der Grabungen in Olympia hat Doerpfeld Athen, für das er die wärmste Anhänglichkeit hegt, sich zur zweiten Heimat erkoren. Hier hat er auch den festen Mittelpunkt seines Daseins in einem Familienglück gefunden, das ihm aus seiner Verbindung mit der Tochter des Wirklichen Geheimen Oberbauraths Professor Friedrich Adler in Berlin erblüht.

Dem neu gegründeten athenischen Institut hatten die Grabungen Schliemanns in Troja und der griechisch archäologischen Gesellschaft am Südabhange der Akropolis, vor Allem aber diejenigen des Deutschen Reiches in Olympia inzwischen reiche Gelegenheit gegeben, den Räthseln der Kunstgeschichte nachzugehen. Und es war natürlich, daß es Doerpfeld dauernd an sich zu fesseln suchte, dessen Name schon damals zu den maßgebendsten und geachtetsten auf dem Gebiet der Archäologie gehört. Nachdem er daher von 1881—1885 als architektonischer Hilfsarbeiter am

Institut thätig gewesen war, trat er als zweiter Secretär an die Seite von Ullrich Köhler, jenes bekannten, um die Sammlung attischer Inschriften so hoch verdienten Gelehrten. Als dieser im Jahre 1886 einem Rufe an die Berliner Universität als Professor für alte Geschichte Folge leistete, wurde nach einer kurzen Verwaltung des Secretariats durch Eugen Petersen Doerpfeld zu seinem Nachfolger ernannt, während an seine Stelle einer der tüchtigsten der jüngeren Archäologen, der durch seine wissenschaftlichen Leistungen schon damals glänzend hervorgetretene Professor Dr. Paul Wolters trat.

Es ist bewundernswerth, welchen Aufschwung Doerpfeld dem Institut zu geben wußte, nachdem er dessen allgemeine Leitung und äußere Vertretung übernommen hatte, und wie es ihm möglich war, die complicirte geschäftliche Verwaltung mit seiner sich von Jahr zu Jahr vielseitiger gestaltenden Thätigkeit glücklich zu vereinigen. Für seine wissenschaftlichen Arbeiten bleiben ihm eigentlich nur wenige Sommermonate übrig, die er in seinem freundlichen Landhaus in dem Villenort Kephisia am Fuße des Pentelikon zu verleben pflegt.

Am Geburtstage Winckelmanns, in dem die archäologische Wissenschaft ihren Begründer verehrt, beginnen die alle vierzehn Tage sich wiederholenden öffentlichen Sitzungen des Instituts, in denen mit unfehlbarer Regelmäßigkeit Doerpfeld gereiften Vertretern der Wissenschaft aller Nationen die Resultate seiner Forschungen in gehaltvollen Vorträgen darlegt.

Nur im verflossenen Jahre haben die Sitzungen am 9. December nicht eröffnet werden können. Seit Langem schon hatten die durch Vermächtnisse bedeutend angewachsenen Schätze der von Professor Wolters verwalteten Institutsbibliothek dringend eine Erweiterung der Bibliotheksräume erheischt. Und diesem Raummangel wird nun gegenwärtig abgeholfen durch den Anbau eines großen Saales an das Institutsgebäude, das vor Kurzem für die Summe von 200000 Mark in den Besitz des Deutschen Reiches übergegangen ist.

Es wird dadurch zugleich auch hinreichender Platz für das überaus zahlreiche Auditorium bei den öffentlichen Sitzungen gewonnen, für das der bisherige Bibliothekssaal sich ebenfalls als durchaus unzureichend erwiesen hatte.

Alle acht Tage sammelt ferner Doerpfeld einen Kreis von Jüngern des Alterthums auf den Ruinenfeldern selbst um sich, um sie dort angesichts der antiken Monumente in das lichte Reich der hellenischen Baukunst einzuführen. Er versteht dies in so meisterhafter Weise, und der von ihm ausgehende Eindruck pflegt seine Zuhörer so mächtig zu umfangen, daß jene auf den Höhen der Akropolis mit Doerpfeld verlebten Stunden in Aller Seelen unverwischbare Spuren zurücklassen.

Im Frühling aber, „wenn der Ilissos rauscht und die neuaufgrünende Thalflur zwischen den Oelwäldern bunt mit Anemonen sich schmückt“,

kommt eine Anzahl nordischer Gäste, wissensdurstige Philologen und Archäologen nach Athen, um dort aus dem stets lebendig sprudelnden Born begeisternder Anschauung zu schöpfen. Auch ihnen wird Doerpfeld ein Lehrer und Wegweiser durch die erhabenen Ruinenstätten der Denkmälerwelt im Peloponnes und den Inseln des Aegäischen Meeres bis nach Troja hin.

Und indem er, der Meister seiner Wissenschaft, ihnen dort eine ganz neue Welt erschließt und ihre Seelen mit der Größe und Hoheit der griechischen Bauwerke erfüllt, weiß er den Aufenthalt auf dem klassischen Boden für sie zu einem wahrhaft fruchtbringenden zu machen.

Er ist auch ein überaus eifriger Mitarbeiter an den von Professor Wolters redigirten „Mittheilungen", dem seit 1876 erscheinenden Organ des Instituts. In diesem veröffentlichte er hauptsächlich die Ergebnisse seiner Forschungen auf der Akropolis, an deren noch ungelösten Räthseln er seine ungewöhnliche Kraft auf das Erfolgreichste erprobte.

So war es dem Architekten beschieden, die philologisch geschulten Archäologen zum Verständniß des Bauplans des Parthenon hinzuleiten. Und wenn seine Ansichten auch zuerst auf lebhaften Widerspruch in diesen Kreisen stießen, so haben sie schließlich doch gesiegt und längst allgemeine Zustimmung gefunden. Er erspähte, was Niemand vor ihm gesehen hatte. Er bekämpfte die bisher stets maßgebend gewesene Annahme, daß der Parthenon auf den Trümmern des von den Persern 480—479 zerstörten alten Athenatempels erbaut worden sei, und durfte die Genugthuung erleben, bei den zwischen Parthenon und Erechtheion später von ihm vorgenommenen Ausgrabungen wirklich die Reste dieses alten Tempels zu finden. Er hat die uralten sogenannten pelasgischen Mauern, die auf der Burg zum Vorschein kamen, maßgebend untersucht und war ein steter Beobachter all der Vasen und Sculpturen, die aus dem von den persischen Zerstörungen auf der Akropolis angerichteten Schutt wiedergewonnen wurden. Ihm verdankt die Alterthumswissenschaft die Reconstruirung des ursprünglichen Plans der Propyläen, deren nordöstlicher Flügel danach nie vollendet worden war, und ferner die endgiltige Beseitigung der irrthümlichen Anschauungen über die griechischen Maße, an denen die Gelehrtenwelt bis dahin hartnäckig festgehalten hatte.

Doerpfeld hat aber auch zur Lösung vielumstrittener topographischer Kernfragen in einschneidendster Weise durch den Spaten beigetragen, unbeirrt durch die scharfe Opposition hervorragender Gelehrten. Seine bedeutsamen Grabungen beim Areiopag zur topographischen Fixirung des alten Stadtmarktes haben durch die sehr wahrscheinliche Aufdeckung der berühmten Stoa Basilis ihren vorläufigen Abschluß gefunden und werden von der griechisch archäologischen Gesellschaft fortgesetzt und beendet werden.

Einen unerschöpflichen Stoff zur Debatte aber liefern seine zur Lösung der Enneakrunosfrage in der Einsenkung zwischen Akropolis,

Areiopag und Pnyx seit 1894 unternommenen Grabungen. Während es bis vor Kurzem für eins der größten Dogmen der athenischen Topographie galt, daß die Quelle, welche die Peisistratiden zu einem neunmündigen Brunnen ausgestalteten, daß all die Gebäude und Heiligthümer, die als ihr benachbart erwähnt wurden, am Ilissos lagen, hat Doerpfeld durch seine Grabungen den Beweis gebracht, daß der Stadtbrunnen ganz an entgegengesetzter Stelle gelegen hat. Nämlich in nächster Nähe der Burg und des alten Marktes, wo ihn auch Pausanias gesehen. Er hat damit einen wahren Sturm des Widerspruchs, ja der Entrüstung heraufbeschworen. Aber er weiß den immer neuen, gegen ihn in's Feld geführten Argumenten mit der scharfen Waffe seines durchdringenden Verstandes wirksam zu begegnen. Und wenn es ihm gelungen ist, seine Gegner aus einer Position nach der anderen zu treiben, so verdankt er dies vor Allem den Ergebnissen seiner Grabungen selbst, die Doerpfeld als den kräftigsten Hebel zur Erschütterung der herrschenden Annahme ansetzen konnte.

Während nämlich die von der griechisch-archäologischen Gesellschaft im Jahre 1893 am Ilissos unternommenen Grabungen nur zwei bassinartige Eintiefungen, Reliefs und architektonische Fragmente erbrachten, legte Doerpfeld ein System von Stollen und Kammern zur Sammlung von Wasser, an hundert Tiefbrunnen und eine große, aus dem sechsten Jahrhundert stammende Wasserleitung frei, die in ein umfangreiches Bassin endet. Zwar ist das daneben liegende Brunnenhaus im Laufe der Jahrhunderte zerstört worden, aber in den Bauten, die sich an seiner Stelle erhoben, fanden sich Steine des alten Brunnenhauses verbaut. Das Material dieser Steine ist Poros und der harte gelbe Kalkstein vom Dorfe Kara am Hymettos. Und dieser letztere ist das charakteristische Material für die unteren Theile der Bauten aus der Tyrannenzeit. Die Großartigkeit der ganzen Anlage, die zu den Angaben des Thukydides und Pausanias passende Lage und bemerkenswerthe chronologische Anzeichen bestätigen auf das Ueberzeugendste, daß Doerpfeld in der That den berühmten neunmündigen Stadtbrunnen an dieser Stelle nachgewiesen hat. Der Polemik, die sich über diese hochinteressante Frage entsponnen hat, wird jedenfalls neuer Stoff zugeführt werden durch eine zusammenfassende Arbeit, die Doerpfeld nach dem Erscheinen seines Trojawerks über diesen Gegenstand zu schreiben gedenkt.

Von nicht minder tiefgehender Wirkung erwies sich sein im Jahre 1896 bei Barth und von Hirst erschienenes grundlegendes Werk: „Das griechische Theater, Beitrag zur Geschichte des Dionysos-Theaters in Athen und anderer griechischen Theater" von W. Doerpfeld und E. Reisch, das für die Erkenntniß des griechischen Theaters von unschätzbarem Werth ist.

Das Dyonysostheater in Athen, dieser berühmteste aller Kunsttempel, ist darin der Ausgangspunkt für eine ganz neue Erkenntniß von der

Darstellungsart der antiken Dramen geworden. Die dort in früheren Jahren veranstalteten Ausgrabungen hatten wohl ein Bild von der Orchestra und dem Zuschauerraum ermöglicht, die Hauptfrage nach der Gestalt des Skenengebäudes aber offen gelassen. Diese wesentliche Lücke ist nun durch das Werk von Doerpfeld und Reisch vortrefflich ausgefüllt worden.

In Folge einer mißverstandenen Angabe des römischen Architekten Vitruv hatte sich bisher eine fälschliche Vorstellung vom griechischen Theater gebildet und dauernd erhalten. Doerpfeld hat nun den Nachweis geliefert, daß das antike Drama den Schauspieler neben den Chor in die Orchestra stellte und daß eine erhöhte Bühne für die Tragödie und Komödie der griechischen Zeit noch nicht existirt habe. Erst in römischer Zeit sind die erhöhten Bühnen erbaut worden, auf denen man sich früher das Spiel der Schauspieler dachte und die aus römischen Theatern Italiens und anderer Länder bekannt sind. Doerpfeld wies vor Allem darauf hin, daß keines der aufgedeckten vorrömischen Theater eine Bühne enthält, und daß eine solche bei dem aufsteigenden Zuschauerraum für das antike Theater vollkommen überflüssig sei. Denn das gemeinsame Spiel von Chor und Schauspieler auf dem Platz der Orchestra mit dem Skenengebäude als Hintergrund sei von größerer Vollkommenheit als das Bühnenspiel gewesen.

Für diese Nachweise stützt sich Doerpfeld auf das athenische Theater Lykurgs, das aus einer Zeit stammt, als noch die Dramen des fünften Jahrhunderts in der alten Spielweise zur Aufführung gebracht wurden. Er hat aber auch während der Jahre 1882—1895 elf andere Theaterreste auf diese Frage hin wieder und wieder untersucht und so dem Buche allein durch das darin gebotene Material bleibenden Werth gesichert. Ja, die Baugeschichte und Baubeschreibung dieser Theater, die ihren Glanzpunkt erreicht in der Reconstruction der Front des hellenistischen Theaters, und der Abschnitt, der die Ableitung des römischen Theaters aus dem griechischen behandelt, stempeln es zu einem geradezu monumentalen Werk.

Doerpfeld setzte aber seine Kraft nicht allein an die von ihm persönlich unternommenen Grabungen. Ihm, der geradezu unentbehrlich, wo auch immer der Spaten alte Architekturreste aufdeckt, sind alle in den letzten Jahrzehnten unternommenen Ausgrabungen für ihre stetige Förderung durch ihn verpflichtet und alle mit seinem Namen verknüpft. Als der Inspector der Alterthümer, Herr Philios, im Auftrage der griechisch-archäologischen Gesellschaft eine der berühmtesten Cultstätten der alten Welt, den Tempel der Demeter Kore in Eleusis, ausgrub, konnte er bei der Aufnahme des Plans vom alten Weihetempel, auf dem jetzt so lichtvoll jede Bauperiode hervortritt, keinen berufeneren Beirath finden als Doerpfeld, dem wir die vollendeten Pläne des Tempels auf Kap Sunion in Attika, des alten dorischen Tempels am Fuße von Akrokorinth und des Tempels in Tegea verdanken.

Auch als der Generalinspector der griechischen Alterthümer, Herr Kawadias seine große Ausgrabung des Asklepieion in Epidauros unternahm, sicherte er sich die Hilfe Doerpfelds für die Untersuchung und Ausgrabung der Bauwerke und namentlich des werthvollen Theaters.

An die Doerpfeld eigene Sicherheit in Entdeckung des wahren Kerns eines jeden Bauwerks wandte sich die amerikanische Schule bei ihren Ausgrabungen in Eretria auf der Insel Euboea und bei dem großen Unternehmen der Aufdeckung von Korinth.

In Thera, wo Freiherr Hiller von Gaertringen Grabungen unternommen hat, half er kameradschaftlich dem Leiter der Grabungen, die Geheimnisse der dort gefundenen Ruinen aufzuklären.

Selbst den von der französischen Schule seit Jahren betriebenen ergebnißreichen Grabungen in Delphi ist sein Rath gelegentlich zugut gekommen.

In seiner selbstlosen Liebe zur Wissenschaft folgte Doerpfeld bereitwillig dem Rufe Karl Humanns, des großen Entdeckers des pergamenischen Altars, um ihm bei seinen Ausgrabungen in Pergamon, in Tralles und in Magnesia am Mäander beizustehen, und auch Ohnefalsch-Richter nahm bei seinen auf Cypern unternommenen Grabungen Doerpfelds an Ort und Stelle ertheilte Rathschläge gerne an.

Im Jahre 1896 hatte er der Einladung mehrerer amerikanischer Universitäten zu Vorlesungen in deutscher Sprache über verschiedene Gebiete der Alterthumswissenschaft Folge geleistet. Er hat in New-York, Ithaka, New Haven, Cambridge, Princeton, Chicago, Philadelphia und Baltimore sowie an den speciell dem Frauenstudium bestimmten Universitäten Pougkeepsie und Brynn Macor über die Ausgrabungen in Troja, Olympia, Tiryns und Mykenä, über das griechische Theater und den griechischen Tempelbau gesprochen. Im Jahre 1898 unternahm er ferner eine Studienreise nach Aegypten, deren werthvolle Ergebnisse er in Vorträgen über die ägyptischen Bauwerke und die Bauweise der Pyramiden darlegte.

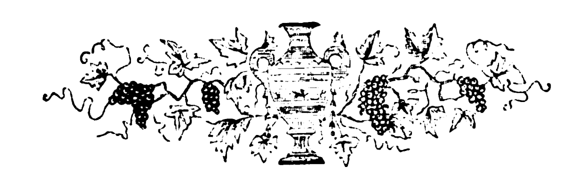
Bei solchen umfassenden Zielen seiner Forschung fand Doerpfeld noch Zeit, für die deutsche Colonie in Athen mit mehreren Freunden eine deutsche Schule zu gründen und ein eigenes stattliches Schulgebäude aufzuführen, nachdem er die dazu nöthigen Gelder durch Sammlungen aufgebracht hatte.

Viele Archäologen und Architekten folgen den Wegen dieses immer streitfertigen, im Dienst der Wahrheit rastlos forschenden Kämpfers, der siegreich von Schlacht zu Schlacht eilt, bei seinem stets auf das Große und Allgemeine gerichteten Sinn aber nie die Sache, der er Opposition macht, mit der Person verwechselt. Wenn auch sein Leben überreich an Mühe und Arbeit, Kampf und Streit gewesen ist, so hat es ihm

außer dem innerlichen Lohn doch auch eine Fülle äußerer Anerkennungen gebracht.

Den schon seit Langem durch den Professortitel ausgezeichneten Forscher haben vier Universitäten, darunter die ehrwürdige Hochschule von Oxford, zu ihrem Ehrendoctor ernannt.

So steht Doerpfeld in der Blüthe eines reichen wundervollen Lebens, und hell erglänzt in der Geschichte der Alterthumskunde die Gestalt dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Thätigkeit für die archäologische Welt voll wahrhaft großartiger Anregungen ist, und dem ein Ehrenplatz unter ihren bahnbrechenden und pfadweisenden Geistern gebührt.





Heinrich von Kleist und die Frau*).

Von

Helene Zimpel.

— Breslau. —

Es ist eine alte Sache, daß man von manchem Mann gar zu gern wissen möchte, welch eine Frau er lieben könnte, — noch dazu, wenn der Mann ein Dichter ist. Denn anders als der gewöhnliche Sterbliche liebt der Dichter, und seine Liebe lebt in seinem Werke. Und wie verhält sich der Dichtermensch dem Gegenstande seiner Liebe gegenüber, wie der Dichterschöpfer zu seinem Geschöpf? Wie weit gehen hier die Beziehungen zusammen, wie weit und warum gehen sie auch auseinander? Und was ist für das Bleibende, das Werk, maßgebender — der Dichtermensch oder nicht vielmehr der Dichterschöpfer, aus dessen Phantasie zarteste, schillerndste Fäden hinüberweben zu dem Gebilde, um dessen Gestaltung seine Seele ringt?

Bei Lessing auch hier kein Dunkel, kein Zweifel: wie sein Verhältniß zu Eva König mehr das eines hohen sittlichen Charakters als das einer liebeberauschten Dichterseele war, so sind die Frauengestalten seiner Dichtung mehr der Ausdruck constructiven Wollens als glühenden Schaffensdranges, und wie seine Emilia keine Ophelia, so ist seine Minna kein Grethchen.

Ganz anders bei Goethe: in dieses Götterjünglings Seele läßt die Hochfluth der Liebe alle bürgerlichen Voraussetzungen, Consequenzen und Ver-

---

*) Vergl. „Nord und Süd", Heft 231: „Heinrich von Kleist und die Romantik", und „Nord und Süd", Heft 261: „Heinrich von Kleist und die beiden von Eugen Wolff ihm zugeschriebenen Jugendlustspiele" von derselben Verfasserin.

pflichtungen weit hinter sich; nie schweigt der kategorische Imperativ seiner Kunstbestimmung, der in dem mystischen Dunkelgrunde dieser Seele ruht, und dem höheren Verlangen gehorchend, sprach er: Weib, was hab' ich mit Dir zu schaffen? — legte seine Hand an den Pflug und — blickte nicht zurück. Die Verlassenen noch müssen es ihm danken: enthoben allen peinlichen Erdenrestes hat er sie, die er geliebt, umgeartet hat er sie zu seligem Geschick. Das vergängliche und unzulängliche Gleichniß des Frauenlebens, es war zum unsterblichen Kunstereigniß geworden.

Lessings Einheit liegt in seinem Charakter, die Goethes in seinem Poetenthum; das zeigt am deutlichsten ihr Verhältniß zur Frau.

Wie aber, wenn ein Charakter von Lessing'scher Stärke, ein Verstand von Lessing'scher Schärfe zusammentrifft mit einer Dichterbegabung, in ihrer Art groß wie die eines Goethe?

In Heinrich von Kleist ist Beides aufeinandergetroffen, und hier liegt das Räthsel seiner problematischen Natur.

Und des Problemes Lösung? Wenn irgendwo, in der größten Beziehung, die Kleist im Leben und Dichten gewinnen konnte, in der Beziehung zum Weibe muß sie liegen.

In seiner Levana versichert Jean Paul „die Bräute, noch gewisser die Bräutigame, daß sie nur von liebenden Eltern liebende Kinder erheirathen können, und daß besonders ein hassender oder liebender Vater kindliches Hassen oder Lieben fortpflanze.“ Ja, und zwar für die Tochter der Vater, die Mutter für den Sohn!

Wie vielmehr die Dichtermutter, die den Glanz der eigenen Seele weitergiebt an den Sohn!

So wird man, wenn es sich um die besondere Beziehung Kleists zur Frau handelt, aus doppeltem Grunde mit der Mutter beginnen müssen.

„Die ganze Empfindung meiner Mutter kam über mich,“ — es ist das einzige Wort, das wir von dem Dichter über seine Mutter besitzen*).

Aber die hohe Vorstellung vom Weibe, die Kleist trotz seiner herrischen Natur innewohnte, das herrliche Bild einer Mutter, das er seiner Schwester Ulrike, und dann so viel leidenschaftlicher, so viel empfundener noch der Braut zeichnet, sollten sie nicht, bewußt oder unbewußt, dem Bilde der eigenen Mutter entsprungen sein? Und jenes Wort! Es ist das herrlichste eines Sohnes von einer Mutter. „Die ganze Empfindung meiner Mutter kam über mich und machte mich wieder gut.“ Und so reicht der Leidenschaftliche dem Freunde die Hand zur Versöhnung.

Aber Empfindung, Gefühl ist mehr noch als Herzensgüte, mehr als die Liebe von Freund zu Freund und die Liebe zum Weibe. Empfindung ist die Kraft zur Liebe überhaupt: alles Höchste, Himmlisches wie Irdisches,

*) An Rühle von Lilienstern, Dresden 1806. (Bülow 244.)

liegt in ihr beschlossen: der Heidenapostel, der Jansenist und der französische Sänger reichen sich hier die Hand*).

Schon im elften Jahre wurde Kleist, wahrscheinlich infolge von seines Vaters Tode, von der Mutter getrennt, und als er, wohl mit Ausnahmen, fern von ihr zum sechszehnjährigen Jüngling herangewachsen war, als es sich um seinen Eintritt in's Leben, um die ersten jungen Beziehungen zum Weibe handelte, als er der Mutter noch einmal bedurft, er sie noch einmal gesucht hätte, wie da er ein Kind war, — starb Juliane Ulrique von Kleist, geb. von Pannwitz, die des Oberstwachtmeisters Joachim Friedrich von Kleist zweite Gattin gewesen und des Dichters Mutter geworden war.

Verborgenen Pfaden nachzugehen, wenn es sich um Verlorenes handelt, ist bitter und schmerzvoll, und doch, es muß gesagt werden: anders, weniger unglücklich wohl hätte sich dies unglücklichste aller Dichterleben unter dem Einfluß der Mutter gestaltet. Die Frau mit dem großen Gefühlsreichthum, die Dame von Welt, so darf man annehmen, hätte den Beziehungen Kleists zum Weibe eine vernunftgemäßere und glückbringendere Richtung gegeben, und diesem zärtlichen Mutterherzen wäre vielleicht geglückt, was sonst keinem: den Fluch des Maßlosen, der Kleist — nicht nur mit Bezug auf die Frauen — belastete**), von des Sohnes Herzen zu nehmen, und die Dichterkrone wäre ihm vielleicht nicht in Wahrheit zur Dornenkrone geworden.

Doch eine Schwester hatte die Mutter dem Sohne erzogen, die sie zwar nicht zu ersetzen vermochte, die aber doch Kleist im Leben näher zu stehen bestimmt war, als irgend wer. Das war Ulrike, Joachim Friedrichs Tochter aus erster Ehe, drei Jahre älter als Kleist. Seine Mutter hatte die ersten Schritte des Kindes geleitet, und mit inniger Freude mag sie es erfüllt haben, wie sie das Mädchen heranwachsen sah: eigenthümlich in ihrer Reinheit und Geradheit, nie den echten Anstand verletzend und doch frei und vorurtheilslos, kaum geneigt, ihr Schicksal an das eines Gatten zu binden — eine Emancipirte der vornehmsten Art am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Schon im Kinderkleidchen hatte Heinrich seine Stiefschwester Ulrike mehr geliebt als die ganze übrige Geschwisterschaar; so würde Ulrike dem Ver-

---

*) Die Erste Epistel St. Pauli an die Corinther XIII. 1.
Pascal, Pensées. „Les plus grandes pensées viennent du coeur."
Musset, A la Malibran. Stances.

„Ce que l'homme ici-bas appelle le génie,
C'est le besoin d'aimer; hors de là tout est vain;
Et puisque tôt ou tard l'amour humain s'oublie,
Il est d'une grande âme et d'un heureux destin
D'expirer comme toi pour un amour divin.

**) Vgl. Kleist, Penthesilea, 720. „Verflucht das Herz, das sich nicht mäß'gen kann."

schlossenen, Feurigen die stützende Freundin für's Leben werden — mit dem ahnungsvoll-angstvollen Blick der Mütter, die sich von ihren Kindern weg zum Sterben wenden, mag Juliane Ulrique so gehofft und so gebetet haben.

„Brüderchen und Schwesterchen," in Gold gefaßt ruhen die Grimm'schen Märchenkinder in unserem Gedächtniß; „Brüderchen und Schwesterchen", Kleist und Ulrike — er, gehegt und gepflegt von ihr, wie das Brüderchen im Märchen. Lebten aber nicht glückselig zusammen bis an ihr Ende, denn im Leben geht's anders. Und doch — ein Märchen der Vorzeit scheint's, was sich da vor uns aufthut in den Briefen des Bruders an die Schwester: so titanenhaftes Ringen mit sich, der Welt, und so süßer Kinderglaube an eine Liebe, die treu ist wie der Tod — das Märchen von der Seele, die tiefer war als alle Seelen ringsumher, so daß die liebendste Schwesternseele selbst auf die Tiefe dieses Grundes nicht zu dringen vermochte.

Die bedeutungsvollen Briefe*) beginnen mit dem 25. Februar 1795, anderthalb Jahre etwa nach dem Tode der Muttter; sie enden mit dem Morgen von Kleists Todestage, am 21. November 1811.

Somit umfassen sie beinahe 17 Jahre: frohen Muthes beginnt der Achtzehnjährige, und langsam legt der Vierunddreißigjährige die Feder nieder. Il a dit.

Siebenundfünfzig Briefe sind es: von ungleicher Länge, verfaßt in ungleichen Zwischenräumen und mit drei Lücken.

Die längsten Briefe, in denen begeisterte Rhetorik die Feder treibt, liegen mehr am Anfang; im Allgemeinen schreibt Kleist länger, wenn es ihm vergönnt ist, Ulrike mit frohen Dingen unterhalten zu können, und umgekehrt, einer der kürzesten Briefe ist der letzte.

Auch die Pausen zwischen den einzelnen Briefen sind längere und kürzere: dem ersten folgt nach 4¾ Jahren der zweite; am reichsten ist das Jahr 1807 mit 7 Briefen. Bei einigen fehlen Datum und Ortsangabe. Zwischen dem 53sten (23. Nov. 1809) und dem letzten (21. Nov. 1811) sind nur drei Briefe vorhanden, der drittletzte muß an vorletzter Stelle gedacht werden**), sodaß zwischen ihm und dem Abschiedsbriefe das letzte Wiedersehen mit Ulrike, der Bruch, liegt.

Obgleich nun diese Briefe Kleists über fast alle wichtigen Vorgänge seines Lebens (von 1799 an) orientiren, so sind doch drei schwerwiegende Lücken vorhanden, von denen die längste zwischen dem Briefe, datirt December 1804, und dem folgenden, aus Königsberg, im Herbst 1806***), liegt. Dieses lange, beinahe zwei Jahre währende Schweigen Kleists er-

*) Heinrichs von Kleist Briefe an seine Schwester Ulrike. Herausgegeben von Dr. A. Koberstein. Berlin. Verlag von C. H. Schroeder. Hermann Kaiser. Unter den Linden 23. 1860.

**) S. Brahm, Heinrich von Kleist, Berlin. Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur. 1885. S. 379.

***) S. Koberstein, S. 108.

klärt sich aus dem wohl Monate dauernden Aufenthalt Ulrikens in Königsberg*) und aus der schweren Verstimmung, welche die alsdann durch Ulrike herbeigeführte Trennung beherrschte. Als nach dieser Richtung hin aufklärend dürfte folgende Stelle des 43. Briefes (Dresden, den 25. October 1807) wirken: „In dem Maße, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt**), geht mir ein großer Stoff zu einer die Vergangenheit erklärenden Correspondenz auf, mit der ich Dir noch verschuldet bin."

Vor dieser Lücke liegen zwei andere: es fehlen aus einem äußeren Grunde Berichte von der ersten Pariser Reise, auf welcher die Schwester den Bruder begleitete und ebenso naturgemäß, aber aus einem inneren Grunde, Berichte unmittelbar von der Würzburger Reise: der jung Verlobte richtet diese Briefe sämmtlich an die Braut, wie auch Briefe an die Braut die erstgenannte Lücke füllen. Und als es aus ist mit der Brautschaft, da setzen die Briefe an die Schwester wieder ein.

„Ci-gît mon coeur," das Wort könnte über den Briefen Kleists an Ulrike stehen; denn nirgends offenbart sich dieses Herz so in seiner ganzen Größe wie hier.

Schon der erste Brief (S. 4) enthält trotz aller Freude auf das ihm bevorstehende Avancement zum Offizier, trotz aller Pedanterie den inhaltsschweren Ausspruch: „Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier so unmoralisch tödten, mit menschenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können!"

„Ein freier, denkender Mensch bleibt da nicht stehen, wo der Zufall ihn hinstößt" (S. 17), so hat sich also der große Kampf in Kleists Seele entzündet***), und die Schwester ist die eine Seele, die ihn versteht. Mag sie dieses Bedürfniß nach Aussprache immerhin eine Schwäche von ihm nennen, aber große Entwürfe mit schweren Aufopferungen auszuführen, ohne darauf Anspruch zu machen, wenigstens von einer Seele verstanden zu werden, ist eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Wer weiß, ob Sokrates oder Christus gethan haben würden, was sie gethan, wenn sie im Voraus gewußt hätten, daß keiner in ihrem Volke†) den Sinn ihres Todes verstehen würde.

Auch ihn verstehen die Menschen nicht; wie sollten sie? Seine Ziele sind nicht die ihren.

Aber Ulrike lächelt ihm Beifall, sie glaubt selbst nach den berechtigtsten Zweifeln immer wieder an ihn, wie die großartige Entwicklung seiner Seele in immer neuen vulkanischen Stößen vor sich geht,

---

*) Vergl. Brahm. S. 135.

**) Vergl. Brief 44. „Was wäre doch wohl in Königsberg aus mir geworden?"

***) Von hier ab ist in der Darstellung nach Möglichkeit der Text der Briefe benützt, wenn auch selten unmittelbar und daher ohne Anführungszeichen.

†) Kleist schreibt: „unter ihren Völkern." (Koberstein S. 7.)

wie er der Feuersäule folgt, die vor ihm hinzieht, zu immer neuen unbekannten Zielen.

Sie sieht ihn eine Braut gewinnen und das Scholarenkleid abstreifen, den Wanderstab nehmen und geheimnißvoll einem geheimnißvollen Gute nachgehen, das er in Würzburg gefunden zu haben glaubt. Auf daß er einen neuen Schatz hebe, begleitet sie ihn nach Paris; sie sieht ihn in die Schweiz ziehen, wo er ein Bauer werden will, und um dieses und eines noch höheren Zieles willen die gewonnene Braut wieder von sich weisen.

Und sie erlebt es, daß Kleist sich selbst gefunden, und daß er ein Dichter ist.

Ist er wirklich ein Dichter, ein solcher, der zu so vielen Kränzen noch einen auf seine Familie herabringt, damit ihrem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehle?

O, über die Schwankungen der Künstlerseele!

Der Anfang seines Guiscard erregt die Bewunderung aller Menschen, denen er das Gedicht mittheilt. O, Jesus! daß er es doch vollenden könnte! Diesen einzigen Wunsch soll ihm der Himmel erfüllen, und dann mag er thun, was er will. — Aber nach einem Halbtausend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meisten mit eingerechnet, ruft ihm die heilige Schutzgöttin seiner Familie zu, daß es genug sei; die Muse küßt ihm gerührt den Schweiß von der Stirn, und er tritt vor Einem zurück, der noch nicht da ist, und beugt sich ein Jahrtausend im Voraus vor seinem Geiste. Denn ihm gab die Hölle seine halben Talente, und der Himmel, der dem Menschen ein ganzes oder gar keines schenkt, versagt ihm den Ruhm, das größte von den Gütern der Erde. Und Kleist verwirft seinen Guiscard, und er verbrennt ihn.

Der Himmel versagt ihm nicht das größte unter den Gütern der Erde: ein lorbeerbekränzter Sieger steht er dann doch vor Ulrike, ein Sieger dazu, der nur in die eigne Brust zu greifen braucht, um sein Recht einer Welt gegenüber zu behaupten. —

Ulrike ist die Seele, in die der ringende Kleist die seinige gießt; die große Helferin ist sie ihm in dem anderen Kampf, der diesen idealen begleitet von Anfang an, der ihn verfolgt wie ein unendlich quälender, verhängnißvoller Schatten: der Kampf mit der gemeinen Noth des Lebens. Nicht Gott konnte Kleist dienen und dem Mammon. Den schafft Ulrike; die sorgt für des Lebens Nahrung und Nothdurft.

Ist es doch, als ob die gestrickte Weste, welche die Schwester dem Achtzehnjährigen in die Wintercampagne nachgeschickt hat, vorbildlich wäre für ihr ganzes ferneres materielles Thun dem Bruder gegenüber: Ulrike ist es, die ihn fortlaufend mit Strümpfen, Hemden und Chemisettes versorgt, die sie noch dazu mit eigenen lieben Händen verfertigt hat.

Und wie Kleist um seines höheren Zieles willen entschlossen ist, sein Vermögen daran zu geben, wie er es darangiebt, Stück für Stück,

da tritt gleichzeitig die Schwester mit dem ihren in die Schranken, vorstreckend bald und bald gebend und immer wieder gebend: sie besorgt dem Bruder Geld zu der Würzburger Reise, sie bestreitet zum bei Weitem größten Theil die Kosten der ersten Pariser Reise, sie schickt ihm eine große Summe Geldes nach Thun, damit er sich in der Schweiz ankaufen könne, und sie giebt und giebt weiter und weiter. Auch sonst sorgt sie auf jede Weise: sie eilt nach Bern, um den schwer Erkrankten gesund zu pflegen und ihn dann nach Deutschland zurückzuführen; sie dringt und dringt in Kleist, die undankbare Muse zu verlassen und ein Amt anzunehmen; sie sucht dem Bruder durch ihre Gegenwart die Führung eines solchen zu erleichtern, und wenn er an seinem Geschäftstisch über den Akten einer verwickelten Streitsache sitzt oder über einer algebraischen Aufgabe, und er redet mit Ulrike davon, welche hinter ihm arbeitet, erfährt er, was er durch stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde*). Ulrike verdankt Kleist zu so viel Anderem auch die Befreiung aus der französischen Kriegsgefangenschaft**), und dann giebt sie wieder Geld her, besonders zum „Phöbus".

Und als sie das dreißigste Jahr weit überschritten hat, da muß sie, die Vornehme, Unabhängige, mit banger Sorge an die eigene Zukunft denken. Quälend liegt schon lange der Gedanke auf Kleists Seele: ohne ihn würde Ulrike unabhängig sein, und so muß sie es auch wieder durch ihn werden.

Freilich hat sich Kleist bis jetzt nach dieser Richtung hin nur sparsam geäußert: kam es ihm doch zu, zu glauben, daß Ulrike solche Gefühle bei ihm voraussetze, und was nützt das Reden, wenn man dem Uebel nicht abhelfen kann?

Doch jetzt wird er dem Uebel abhelfen können: er wird der Schwester die Pension, welche er von der Königin Luise bezieht, abtreten; denn er wird bald jeder fremden Hilfe entbehren können: geht Alles gut, so wird ihm in der Folge sein Auskommen aus einer doppelten Quelle zufließen, einmal aus der Schriftstellerei und dann aus dem Buchhandel. So wäre gesorgt für Beide. Zumal wenn Ulrike sich entschlösse, zu ihm zu ziehen.

Da vernichtet der furchtbare Krieg alle seine Hoffnungen, und das ganze Geschäft des Dichtens ist ihm gelegt. (Prag, 17. Juli 1809).

Durch den Tod der Königin Luise verliert er seine Pension, und die „Berliner Abendblätter", die seit dem October des Jahres 1810 des Herausgebers Leben fristen sollten, gehen schon im März des folgenden Jahres ein.

---

*) Siehe Kleist: „Ueber die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden." Zolling 4, 282, 83.

**) S. Koberstein, Anhang 3, 162 u. 63.

Aber Hoffnung muß bei den Lebenden sein, und Kleists Hoffnung in dieser fürchterlichen Noth des Lebens und des Vaterlandes ist Ulrike: sie wird Oberaufseherin im Luisenstift werden, und „ihr Aufenthalt in Berlin", von wo auch Kleist „sich nicht so bald zu entfernen gedenkt", wird ihm zur größten Freude und Befriedigung gereichen. Und — sie versagt.

O, daß sie seine Briefe zur Hand genommen hätte!

Wie schrieb er doch aus Châlons am 14. Juli 1807? . . . „Vielleicht erfährst Du noch einmal in einer schönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt sollst . . . Denn ich fühle, daß Du mir die Freundin bist, Du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich Dir in Königsberg war; . . . nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres als Dein Bruder, wenn er vergnügt ist."

Und am 6. December 1806 aus Königsberg . . . . „Es liegt eine unsägliche Lust für mich darin, mir Unrecht von Dir vergeben zu lassen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über Dich."

Und wenn sie weiter geblättert und weiter gelesen hätte!

Nein, Ulrike von Kleist hat ihres Bruders Briefe nicht zur Hand genommen, ehe sie den letzten von der Maurerstraße 53 (11. August 1811), sinnend wohl und schmerzbewegt, und doch schon entschlossen, beiseite gelegt.

Und so versagt sie.

Da wird Kleist durch ein königliches Handschreiben wieder im Militär angestellt, und die Equipirung von der Schwester zu erbitten, kommt er selbst nach Frankfurt (um den 15. September 1811)*).

Und sie versagt noch einmal, sie, die seine Erlöserin werden sollte. Denn dazu ist Ulrikens Bild in Kleists Seele allmählich angewachsen: nicht geachtet hat er der mancherlei Verstimmungen und Zerwürfnisse zwischen ihr und ihm, vergessen alle Schwächen, alle Mängel, wie er sie in den Briefen an die Braut beklagt**) — Alles vergessen, nur die Liebe wach!

Vergessen hat er, wie er ihr einst ihre weibliche Hilflosigkeit warnend vorgehalten: nicht einen Zaun, nicht einen elenden Graben könne sie überschreiten ohne Hilfe eines Mannes und will allein über die Abgründe und über die Höhen des Lebens wandeln?

Eine einzig verehrte Frau ist ihm dies Mädchen geworden, eine Frau, der er das Knie beugt, der er die Hand küßt und die Stirn. Mithin hat Kleist den Maßstab verloren für das, was Menschen Liebe nennen, und wie reich auch sein Leben an Bitterniß der Erfahrung gewesen, damals in Frankfurt ist ihm des Lebens Bitterstes geworden: kein Hahn hatte gekräht um jene Mittagsstunde, und doch war eines großen Menschen Seele verrathen.

---

*) Nach Brahm S. 379.

**) S. Biedermann 188, 191, 226, 229. Vgl. auch Koberstein, Anhang 1.

Da sinkt Ulrike von Kleist vor des Dichters Blick, der einst gemeint, in ihren Armen allein sein Leben würdig beschließen zu können, in die weite Fluth der Menschheit zurück, und von der Höhe seiner großen Resignation schreibt er ihr den letzten Brief.

Denn er kann nicht sterben, ohne sich auch mit ihr versöhnt zu haben. So .... „möge Dir der Himmel einen Tod schenken, nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen weiß.“

Also die harte Schlußnote dieser vielstimmigen Symphonie, die so zopfig eingesetzt in sinnreicher Pedanterie und überschwänglicher Rhetorik, in der es gejubelt und gejauchzt, geklagt und geweint und gestürmt hat.

„Da hast an mir gethan, nicht was in Kräften einer Schwester, sondern in Kräften eines Menschen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“

Das steht auch in dem Abschiedsbriefe.

So war Kleist auf Erden nicht zu helfen, auch durch Ulrike nicht?

Eine Frage ist es, auf die es keine Antwort giebt; so beugen wir uns mit Ehrfurcht vor dem Geschehenen, vor der eisernen Nothwendigkeit — sub specie aeternitatis.

Doch Ulrike?

Kleists letztes, unheilschwangeres Flehen hat sie mißhört, aufgehört hat sie zu lieben, da Liebe am meisten Noth that; nicht Antigone war sie dem Bruder geworden und nicht Iphigenia. Das ist die furchtbare Tragik in dem Leben dieser Aufopferungsvollen. Und nun, wo sie nicht mehr lieben kann, da schießt eine heiße Flamme empor aus ihrem Herzen: Haß gegen ihn, der so wenig groß an Kleist gehandelt, Haß gegen Goethe. Es war das Höchste, was Ulrike dem Bruder noch anthun konnte. Mit Verachtung hat diese Frau einen Goethe zu strafen gewagt, in ihrem Herzen hat sie ihm den Kranz von der Stirne gerissen und über die Lippen Ulrikes von Kleist ist der unsterbliche Name nie mehr gekommen. Auch der Name des Bruders nicht.

Aber an dem frühen Grabe Kleists steht neben seinem Werk, wachend und warnend und unheiliger Rede Schweigen gebietend, die Liebe der Schwester, wie heute an dem Abgrunde, in dem Zarathustra sich verlor, Elisabeth Förster-Nietzsche.

Und es verstummen die Kläffer. —

Die Schwester und keine Liebste, kein Weib, auch an Kleists Grabe nicht?

In frühesten Jahren hat Kleist geliebt, früh dachte er daran, sich zu verheirathen, und doch hat er jede Neigung seines Lebens resultatlos im Sande verlaufen lassen; er hat früh resignirt, und doch hat er wieder und wieder geliebt; kein Weib war ihm so werth, daß er bedingungslos

sein Leben an das ihre gebunden hätte, und mit der Frau, die der eigne Gemahl ihm großmüthig abtreten will, geht er freiwillig in den Tod!

Welches Liebesleben bei diesem seltsamen Mann, diesem großen Dichter! Dem großen Dichter? Und vermochte doch nicht Sonette zu singen zu Ehren seiner Liebsten, vermochte doch nicht aus seinen großen Schmerzen kleine Lieder zu machen, kleine Lieder, wie Aeuglein leuchtend, wie Sterne schön?

Nein, das vermochte er nicht: wann hätte je selige Selbstvergessenheit für Kleist die Sonne stille stehn, für ihn den Augenblick verweilen heißen? Und nie hätte es aus seiner Seele emporrauschen können, das liebestrunkene, das ewige Wort:

„J'aime et pour un baiser je donne mon génie."*)

Nein, auch um den ersehntesten, heiligsten Kuß nicht wäre Kleist sein Genius feil gewesen, und nur die Noth des Vaterlandes vermochte es, seinem Herzen Lieder zu entlocken.

Louise von Linkersdorf**) hieß Kleists erste Liebe. Sie saß ihm tief im Herzen, denn als es aus war mit dem kurzen Glück, da gab diese unglückliche Liebe dem allmählich reifenden Entschlusse Kleists, den Soldatenstand zu verlassen, Flügel, und aus dem eleganten Offizier wurde ein grübelnder Student. Und als er später — August 1800 — auf der Würzburger Reise in Potsdam bei Linkersdorfs vorüberfuhr, „da ward es ihm im Busen so warm" trotz der in Frankfurt zurückgelassenen Braut. (S. Biedermann S. 36 u. 37.)

Dreiundzwanzig Jahre war Kleist alt, als er sich verlobte; an übergroßer Jugend kann es also nicht liegen, daß ein knabenhafter, unangenehm pedantischer, pädagogisch-schulmeisterlicher Ton die Briefe Kleists an seine Braut***) zu ganz absonderlichen Liebesbriefen stempelt. Wie zündend dagegen die Briefe Goethes, die er über sein der Lösung unaufhaltsam entgegendrängendes Verhältniß zu Käthchen Schönkopf an Behrisch schrieb!†) Welches Feuer, welche Eifersucht, welche wahnsinnige Liebesleidenschaft bei diesem Achtzehnjährigen!

Oder sollte sich der pädagogische Ton der Kleist'schen Liebesbriefe etwa durch die Art erklären, wie der Autor seine Braut gewonnen hatte, da er in Frankfurt in edelstem Eifer nach Menschenseelen fischte, — er, der Lehrer die Schülerin?

---

*) Alfred de Musset, La Nuit d'Août.

**) Louise von Linkersdorf. Das „Biographische Lexikon aller Helden", Berlin, Arnold Weber 1789, führt etwa an:

Joh. Jak. von Linckersdorf, württembergischer Offizier, 1766 in preuß. Diensten, 1779 Generalmajor, † 1783. Seine Gemahlin, eine geborene Kühn, aus Rußland stammend. — Man darf wohl vermuthen, daß Louise der Beiden Tochter war.

***) Heinrich von Kleists Briefe an seine Braut. Karl Biedermann. Breslau. S. Schottlaender 1884.

†) S. Goethe. Sein Leben und seine Werke von Dr. Albert Bielschowsky. Erster Band. München. Oskar Beck 1896. S. 52 ff.

Daß doch die Wertherbriefe weniger unvergeßlich wären, sie, die wie ein Lied aus der Jugendzeit im Ohr liegen! War aber auch kein Schulmeister, der Werther, und wäre er einer gewesen, nur Liebsten-Briefe hätte er seiner Liebsten geschrieben: nicht umsonst hatten vor der ganzen Welt erstaunten und gebannten Blicken Abälard und Héloïse ihre Steingrüfte gesprengt, um wieder zu wandeln im Lichte der Sonne und der Liebe — nicht gescholten mehr und nicht mehr verachtet. Denn der ihnen geboten also zu thun, das war der Genfer mit den diamantnen Blitzen in den räthselvollen Augen und dem von hinreißendem Leben bebenden Munde*), er, dem Macht gegeben über die Herzen der Menschen, Jean Jacques Rousseau. Und wenn er sein „Vitam impendere vero“ nicht über die „Neue Héloïse“ setzen wollte, der Leser setzt es darüber: denn „die Empfindung erlischt endlich einmal, aber eine gefühlvolle Seele bleibt ewig**)“, und in den Briefen St. Preux' und Julias, die den Blüthenstaub der Seelen, sowie die Leidenschaft der Herzen herüber und hinübertragen, ist das Gefühl zur unsterblichen künstlerischen Wahrheit geworden.

Ganz anders die Kleistbriefe, und doch dürfte es auch hier stehen, das stolze „Vitam impendere vero“, nur im umgekehrten Sinne wie über den Briefen Rousseaus: in den Briefen an seine Braut zeigt sich Kleist genau so wie er ist, die großartige Wahrhaftigkeit seiner Natur wird durch sie offenbar — hier nicht die höhere Wahrheit der Kunst, sondern hier die ewig neue Wahrheit des Lebens, wie sie sich im Werden eines großen Künstlers offenbart. So gehen Sturm und Drang gewaltig auch durch diese Jugendbriefe, nur Sturm und Drang urechter Liebe nicht.

Am Anfang des Jahres 1800 hatte sich Kleist mit Charlotte Wilhelmine von Zenge, der ältesten Tochter des Generalmajors zu Frankfurt, verlobt, und also läßt sich der Verlobte in dem zweiten Briefe an die Braut (30. Mai 1800) vernehmen: „Die wechselseitige Uebung in der Beantwortung zweifelhafter Fragen hat einen so vielseitigen Nutzen für unsere Bildung, daß es wohl der Mühe werth ist, die Sache ganz so ernsthaft zu nehmen, wie sie ist, und Dir eine kleine Anleitung zu leichteren und zweckmäßigeren Entscheidungen zu geben.“ (S. 8.) Es war im Mai, und die Nachtigall sang in den Büschen! Und weiter lese man, wie eingehend Kleist der erst anverlobten Braut die von ihm aufgeworfene Frage beantwortet: „Welcher von zwei Eheleuten, deren jeder seine Pflichten gegen den anderen erfüllt, verliert am meisten bei dem früheren Tode des anderen?“ (S. 9.) — Man sieht, die Sache läßt an Ernsthaftigkeit nichts zu wünschen übrig, noch weniger an Naivetät. Denn im 14. Briefe (S. 122) heißt es: „Daß Du nicht wie das Thier den Kopf zur Erde neigst, sondern aufrecht gebaut bist und in den Himmel sehen kannst, worauf deutet das hin? — Beantworte mir einmal das!“

*) Pastel de Quentin la Tour. Salon 1753.

**) Nouvelle Héloïse.

„Du hast zwei Ohren und doch nur einen Mund. Mit den Ohren sollst Du hören, mit dem Munde sollst Du reden. — . . . . Frage Dich einmal selbst, worauf das hindeutet, daß Du mehr Ohren hast als Münder. —“ rc. rc.

Und Wilhelmine von Zenge, an die Kleist schrieb, war 20 Jahre alt, drei Jahre jünger nur als er.

Wie anders „studirt“ St. Preux mit Julia! Wie anders, als Wilhelmine wohl geantwortet haben mag, hat daher auch Julia geantwortet! „Unsere Seelen haben sich so zu sagen an allen Punkten berührt, und wir haben überall dieselbe Cohärenz empfunden.“ Ja, obgleich die Jüngere an Jahren, besitzt sie doch mehr Urtheilskraft als er, der Lehrer, denn der Verstand der Frau entwickelt sich schneller als der des Mannes, so wie eine schwanke Sonnenblume rascher emporwächst als eine Eiche. So etwa schreibt Julia an St. Preux. (Brief XI.)

Und Wilhelmine, die Geduldige, Schwache, Unselbstständige?*)

Noch mancherlei hat sie aus des Bräutigams Briefen lernen müssen — was ein Panorama ist und ein Anomalon — und noch mancherlei Fragen hat sie bearbeitet, allen Wünschen des gebieterisch-pädagogischen Verlobten in großer Herzensgüte Rechnung tragend, auch da noch, wo sich sein Wesen zur Selbstherrlichkeit steigert.

Nur „recht“ ist es (S. 24.), daß Wilhelmine ihren Verlobten einem früheren Verehrer vorzieht: Kleist hat ihre Liebe zu fordern, — wenn sie ihn nicht liebte, müßte sie verachtungswürdig sein (S. 150) — ihre Liebe und — ewigen Dank. Oder „wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er sein Leben wagte?“ so schreibt er (S. 77) räthselvoll genug aus Würzburg, wohin er doch auch gegangen war, um sein Glück zu finden.

Wo liegt nun die geheime Quelle, die in dem Verhältniß zur Braut bei Kleist solch pädagogisch angehauchte Selbstherrlichkeit zu Tage fördert?

In seiner Doppelnatur: Kleist war ebenso der echte Mann mit dem unerbittlich scharfen, richtigen Blick für sich und Andere, der Charakter, wie er der große Künstler war. Und während der große Verstand ringend und unreif umhertappt in pädagogischem Bemühen, geht die Künstlernatur mit Kleist durch, steigert sein Mannesthum und treibt es zu den letzten Consequenzen. So liegt der Ersatz des Mangels in dem Mangel selbst: wer die Kunst so liebt, daß sie ihn zu erniedrigen vermag, den wird sie noch mehr erhöhen. Denn dieses höchsten Ursprungs ist die Herrenmoral Kleists dem Weibe gegenüber: sie ist nur der Ausdruck der idealen Sehnsucht nach absoluter Hingebung. Nach dem Vollkommenen durstet die Kleist'sche Künstlerseele, sie durstet doppelt danach, wenn es sich um das Verhältniß handelt,

---

*) Nach ihrem eigenen Ausspruch in dem Briefe an eine Freundin. S. d. Anmerkung auf Seite 323.

welches an sich das vollkommenste ist: um die Ehe. Kleist giebt sich nicht dem Leben hin wie Goethe, so daß er es unbewußt für die Kunst ausnützte, sondern gleich Nietzsche soll sich das Leben gehorchend ihm hingeben: Ideale sollen Wirklichkeit werden.

Aber bei dieser überreichen Natur bietet auch der Charakter vollen Ersatz für seine Ausschreitungen. Denn was steht der Kleist'schen Selbstherrlichkeit gegenüber? Ein berechtigtes Selbstgefühl, ein edler Stolz. „Menschen von unserer Art sollten immer nur an die Welt und nie an sich denken*)." Erklärend, ergänzend gehört dieses Wort an Ulrike zu dem stolzen Wort an Wilhelmine: „Bin ich nicht ein edler Mensch, Wilhelmine?" **)

Ja, er war ein edler Mensch, der den Muth und die Consequenz hatte, sich darzustellen, wie er empfand. Denn eine unüberbrückbare Kluft liegt hier zwischen Goethe, Schiller, Rousseau und Heinrich von Kleist. So wie er zu lieben glaubt, bindet er sich, ja: so jung er ist, so unsicher er umhertastet nach der Wahl eines Berufes, er sucht sofort die Mittel zur Ehe zu gewinnen. Sein männlicher Charakter gebot es ihm so, und nur Lessing läßt er sich hier vergleichen.

Und wenn sein angestrengtes Nachdenken über die Wahl eines Berufes, seine Unternehmungen, so kühn wie abenteuerlich, von Erfolg gekrönt sein werden, dann wird er mit der Braut zu einer glückseligen Ehe schreiten, die den ganzen Menschen erfüllen soll, ihn und sie. Denn wenn Kleist die Braut so vollkommen wie möglich will, so ist es im Hinblick auf ihren künftigen Beruf, der wiederum ihr Leben zu dem vollkommensten gestalten wird. Und in wundervollen, sehnsuchtsreichen und doch homerisch einfachen Bildern zeigt er ihr das Glück, das ihrer an seiner Seite wartet. So schreibt er von der Würzburger Reise: „Eng, sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembleen und Redouten. Aber für zwei Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug."

„Ich verlor mich in meinen Träumereien. Ich sah mir das Zimmer aus, wo ich wohnen würde, ein anderes, wo jemand Anders wohnen würde, ein drittes, wo wir Beide wohnen würden. Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrund kletterten Knaben an dem Felsen und sprangen von Stein zu Stein und jauchzten laut." (S. 52.) Und die ganz ähnliche, herrliche Stelle aus dem zwölften Brief (100, 101), die so beginnt: . . . „O, wenn ich Dir nur einen Strahl von dem Feuer mittheilen könnte, das in mir flammt!" Und überall — ob er aus dem Fenster blickt stundenlang, oder die Stadt (Würzburg) betrachtet von allen Seiten, oder in zehn Kirchen geht, — sieht er nur sie, Wilhelmine, mit den Kindern. Und dann

*) Koberstein. S. 124.
**) Biedermann. Brief I, S. 2.

— nachdem er wiederum das Bild ausgeführt mit Strichen, die voll geistigeren Lebens sind als die des Malers: „O lege den Gedanken wie einen diamantenen Schild um Deine Brust: ich bin zu einer Mutter geboren! Jeder andere Gedanke, jeder andere Wunsch fahre zurück von diesem undurchdringlichen Harnisch. Was könnte Dir sonst die Erde für ein Ziel bieten, das nicht verachtungswürdig wäre? Sie hat Nichts, was Dir einen Werth geben kann, wenn es nicht die Bildung edler Menschen ist . . . Das ist das Einzige, was Dir die Erde einst verdanken kann. Gehe nicht von ihr, wenn sie sich schämen müßte, Dich nutzlos durch ein Menschenalter getragen zu haben.“ — Nordlandsluft, die weht, keusch und klar!

Aus höchsten Seelenregionen stammen solche Worte, der reiche Ausdruck eines reicheren Besitzes; aber die Vorstellung, die Kleist unausgesetzt von Wilhelmine als künftiger Mutter mit sich herumträgt, giebt ihrem Bilde einen eigenthümlich typischen Zug, der das persönliche Moment durchaus nicht voll in Erscheinung treten läßt. Und dieser Umstand bildet eine andere hochinteressante Seite der Kleistbriefe.

Als ein persönliches Moment kann es zwar erscheinen, daß der Stolze Geld von seiner Braut nimmt (beispielsweise S. 174), ja, daß er sie darum bittet, so einfach und so frei, wie ein grand seigneur den andern; doch ist dieser Zug — wenn er auch gewiß bei der Beurtheilung von Kleists Verhältniß zu Wilhelmine erwähnt werden muß — ungleich weniger bezeichnend für dieses Verhältniß, als vielmehr für Kleists vornehme Gesinnung überhaupt: einem Kleist war angeboren, was ein St. Preux*), ein Wilhelm Meister**) erst zu lernen hatten.

Und wie Kleist das Geld geliehen, so giebt er es zurück, mit der entzückendsten Nonchalance . . . „Sei für diese Gefälligkeit herzlich bedankt und rechne auf mich in allen ähnlichen und nicht ähnlichen Fällen“ (S. 136). Und dazu das Versprechen, das in dem Munde dieses Mannes so rührend klingt in seiner Naivetät: was Wilhelmine für ihn ausgelegt, wird er ihr seinerzeit Alles ersetzen: den Einband zum Wallenstein (S. 17) etwa oder das theure Briefporto (S. 53) oder die Einfassung zu seinem Portrait (S. 174).

Doch ausgesprochener Persönliches ist in dem Verhältniß Kleists zu Wilhelmine zu finden: so tief steckt der Dichter nicht in der Pedanterie. Da ist vor Allem die von ihm öfters bedeutungsvoll erwähnte dunkle Gartenlaube bei Zengens (beispielswse. S. 57, 62, 63***), da sind die mancherlei Andenken, die er auf der Würzburger Reise mit sich

*) „Neue Héloïse, Brief XV und die drei folgenden.

**) „Wilhelm Meister, Lehrjahre, viertes Buch, erstes Capitel. — Diese Börsengeschichte in ‚Meister‘ dürfte Goethe, ebenso wie das Pfänderspiel im „Werther“, bewußt oder unbewußt der „Neuen Héloïse“ entlehnt haben.

***) Vgl. auch Kleist „Die beiden Tauben. Eine Fabel nach Lafontaine“, „Des lieben Mädchens Laube“. (Zolling, I. Gedichte, S. 28.)

herumführt, das blaue Band vor Allem, welches das Mädchen ihm um den linken Arm gewunden hat, und das am 4. September 1800 immer noch (wohl seit dem späten Abend des 13. August) unaufgelöst wie das Band ihrer Liebe verknüpft ist. (S. 53.) Da ist die neue Tasse, die Kleist wiederum der Braut zurückgelassen hat, die mit der auf sinnbildliche Art angebrachten Inschrift versehene lehrreiche Tasse: „Vertrauen auf und Einigkeit unter uns!" (S. 48, nebst Anmkg. von Biedermann.) Ferner die „Instruction" (S. 25), die der Bräutigam für die Braut aufzuschreiben für nöthig befunden, und endlich die Karte von Deutschland, auf der sie den Weg des Freundes verfolgen soll. (S. 22, 41.) Reist er doch auch auf seiner Postkarte nach Frankfurt zurück (S. 42), stellt sich Wilhelmine ganz lebhaft vor (S. 39), sogar das bräunliche Mal in der weichen Mitte des rechten Armes (S. 40), und sucht sie um Mitternacht in ihrem Lager auf, das er nur einmal flüchtig gesehen hat, und das daher seine Phantasie nach ihrer freiesten Willkür sich ausmalt (S. 42).

Und doch, trotz des seltsamen Zaubers, der aus dem Grunde der Kleist'schen Seele in diese Briefe aufsteigt, der die dunkle Gartenlaube leuchtend erfüllt, das Lager der Liebsten schimmernd umkleidet und sonnige Kinder auf grünen Planen um seine Madonna spielen läßt — war Wilhelmine denn in der That Kleists Madonna, die Eine, Einzige, die seine Madonna hätte werden können, war Wilhelmine von Zenge eine andere Eva König?

Nein, denn Kleists Liebe zu Wilhelmine war mehr dem allgemeinen Bedürfniß zu lieben entsprungen, als einem unwiderstehlich süßen Liebeszwange gerade diesem bestimmten Wesen gegenüber: Kleist liebte die Liebe mehr als die Geliebte, daher das Unpersönliche, das dennoch diesem Verhältniß anhaftet.

Am 16. August 1800 — unmittelbar nach der ersten Trennung von der Braut, schreibt Kleist an sie über die Lectüre des Wallenstein, die er sich unterdessen auch vornehmen wird: .... „Träume Du nur mit schönen Vorstellungen die Zeit unserer Trennung hinweg. Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Aehnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thekla sagt, soll, wenn es einige Aehnlichkeit hat, für Dich gelten." Neben diese hölzerne und naive Allgemeinheit halte man die tiefe Trennungsklage persönlichster Liebe, wie St. Preux sie an Julia richtet: „Man muß alles fliehen und allein sein in der Welt, wenn man nicht bei Ihnen sein kann." (Brief XVIII.)

Man vergleiche ferner den 30. Brief Kleists mit dem 21. der „Neuen Héloïse". Beide Liebhaber holen einen Brief der Geliebten von der Post, Kleist nach zehnwöchentlicher Pause.

Kleist: ... „Dein Brief und die paar Zeilen von Carln und Louisen haben mir außerordentlich viele Freude gemacht.... Desto größer

war meine Freude, als ich auf der Post meine Adresse und Deine Hand erkannte."

St. Preux etwa: . . . „Tausendmal hätte ich sie küssen mögen, die gebenedeiten Schriftzüge Deiner angebeteten Hand."

So hält sich Leidenschaft durch Leidenschaft im Flug.

Ueberall sieht St. Preux Julia nicht nur geschmückt mit allen Reizen edler Menschlichkeit, sondern zartester und eigenartigster Persönlichkeit.

Ganz anders Kleist. Zwar ist seine Liebe mehr der Phantasie als dem Herzen entsprungen, aber es ist merkwürdigerweise das Liebesverhältniß selbst, das „die ewig Bewegliche" mit allen Reizen ausstattet, und nicht die Person der Braut. Hier hat Kleist wohl*) wieder der unglückliche Verstand, der allzu scharfe Blick (vgl. S. 154 und S. 165) einen unangenehmen Streich gespielt.

Freilich schreibt er an Wilhelmine auf dem Wege nach Würzburg (Brief S. 50): „Du bist mir noch einmal so lieb geworden, seitdem ich um Deinetwillen reise." Gewiß, aber in einem anderen Sinne, als er selbst es meint: die wachsende Entfernung setzt seine Phantasie in größere Thätigkeit. Als er aber wieder in Berlin und, wie er glaubt, der Ehe näher gerückt ist, da stellt auch die Phantasie ihre feurige Arbeit ein, und bedenklich verletzende Stellen schleichen sich in die Kleist'schen Liebesbriefe.

. . . „ein solcher Brief" (voll Seelenschönheit nämlich) schreibt er am 11. Januar 1801 aus Berlin, „sage ich, wirkt auf meine Liebe, wie ein Oeltropfen auf die verlöschende Flamme." (S. 138.)

Und weiter . . . „wenn jemals die Erinnerung an Dich in mir immer kälter und kälter werden sollte, so bin ich in meinem heiligsten Innern überzeugt, daß es einzig Deine Schuld sein würde, nie die meinige."

Und so weiter, und so weiter.

Ja, er, der einst mit Glutbuchstaben die Worte niederschreiben sollte, „Staub lieber, als ein Weib sein, das nicht reizt**), schrieb im Verlobungsjahre (S. 57) im Hinblick auf die „höchst interessant" gebildeten Mädchen des Erzgebirges an die Braut: Wahrlich, wenn ich Dich nicht hätte und reich wäre, ich sagte adieu à toutes les beautés des villes." Und später erst, als er aus Würzburg zurück ist, da vergleicht er gar manches Mädchen mit der Braut, da ist gar manches in Berlin, was er gegen sie hält, und ernst macht ihn jedes Mal diese Vergleichung; eben darum muß Wilhelmine Kleists Ideal in sich darzustellen suchen. (S. 139.)

Auch in ihrer äußeren Erscheinung kommt sie diesem Ideal noch nicht nahe genug: nicht als ob sie dieselbe vernachlässigte, wie die Demüthige aus seinem Tone entnommen hat (S. 147), aber es fehlt eben etwas, etwas Unnennbares, das sich in der Seele gründen muß, um sich der Haltung,

*) Bülow 243.

**) Penthesilea, 1253.

der Bewegung mitzutheilen (S. 148); augenscheinlich ist es der Gürtel der Aphrodite, den Kleist an Wilhelmine vermißt. Doch dieser Gürtel kann erworben werden, und so liest man im folgenden Briefe (S. 159) . . . „Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wieder kennen werde, wenn ich Dich wiedersehe."

Wann hat je ein Liebhaber so an seine Liebste geschrieben? Dafür studirt er aber auch den „Emile" mit seiner Braut*), und nicht die „Neue Héloïse".

Also nicht nur als zukünftige Mutter seiner Kinder, überhaupt als ein anderes, vollkommeneres Wesen, als sie ist, als ein erst in der Zukunft bestehendes Wesen sieht und liebt Kleist Wilhelmine. Wo bleibt da die Vorstellung einer Einzigen, Ewigen, unwiederbringlich zu Verlierenden?

„Ich fühle, daß es mir nothwendig ist, bald **ein** Weib zu haben," (S. 113) dieses Bekenntniß vollends löst ein Individuum in die Allgemeinheit auf.

Seine „Pflicht" erfüllte Kleist, indem er an Wilhelmine schrieb, (beispielsweise (S. 43), er wird auch seine „Pflicht" erfüllen und sie nicht verlassen, selbst wenn er ihr seine Liebe entziehen müßte (S. 139); er wünscht Wilhelmine eine Freundin, die ihr das wäre, was Brokes ihm (S. 127). Und hat denn das qualvoll Persönlichste der „großen" Leidenschaft, die Eifersucht, zwischen diesen Beiden geschwebt? Wilhelmine war nicht Mignon, Kleist kein Werther. Er war auch kein Frauenkenner, sondern ein deutscher Jüngling wohl, wie die Gleim, die Klopstock ihn wollten, und keine Mme. de Warens war ihm Lehrmeisterin der Liebe gewesen. —

So sind die Briefe Kleists an Wilhelmine von Zenge in all' ihrer Originalität ein unvergängliches Denkmal von der Großartigkeit der Kleistnatur: wie sich vor den Augen Wilhelminens, in dem Verhältniß zu ihr, zur Liebe, der Mann entwickelt und der Dichter, wie Beide miteinander ringen in unvergleichlicher Kraft und Ursprünglichkeit. „Ich lasse Dich nicht, es sei denn, Du segnest mich." Der Dichter siegt, aber für sein Künstlerthum hat er die Weihe des Mannes empfangen.

Tasso und Antonio, so ringt Kleist mit Kleist, **zwei** Seelen in dieser Brust: Manneswunsch: „Freiheit, ein eignes Haus und Weib" (209) — und Künstlerbegehr: Ruhm, Unsterblichkeit! (Der letzte Brief. S. 237. 238.)

„Immer höher muß ich steigen,
Immer weiter muß ich schaun."

Ein Leben ist es, in dem Brentanos Wort sich ganz erfüllt: „O Stern und Blume, Geist und Kleid, Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Wilhelmine aber war nicht gesonnen, den romantischen Flug in's hohe Unbekannte mit Kleist zu theilen; sie wollte, sie konnte auf seine Bedingung,

---

*) Vgl. z. Beisp. XXIV. 178.

eine „Bauersfrau“ in der Schweiz zu werden, nicht eingehen; umsonst hatte er ihr von dem „Lied seiner Liebe“ gesprochen (S. 223): sie hatte nicht verstanden, daß er ein Bauer werden wollte, nur um ein Poet sein zu können; sie war nicht das Weib, das er gemeint.

Und sie hatte er in das Gewölbe führen wollen, wo er sein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, feierlich aufbewahrt bei dem Schein der Lampe? (S. 223.)

So löst Kleist am 20. Mai 1802 durch den Brief von der Aarinsel bei Thun — . . . „Liebes Mädchen, schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: bald zu sterben!“ — thatsächlich ein Verhältniß, dem er schon im Jahre vorher durch die Pariser Reise instinctiv zu entrinnen bestrebt gewesen war.

Damals aber fluthete immer wieder zärtliche Besorgniß, innige Bewunderung aus der seltsam gespannten, ewig unruhigen Seele zu ihr zurück, der „die Liebe wenig von ihren Freuden, doch viel von ihrem Kummer zugetheilt hatte“ (S. 176), zu ihr, der er am 9. April 1801 aus Berlin ahnungsvoll geschrieben: „Liebe Wilhelmine! Meine theure, meine einzige Freundinn! Ich nehme Abschied von Dir! — Ach, mir ist es, als wäre es auf ewig!“ (S. 170.) —

„Ihr Sel'gen, die ihr liebt, ihr wollt verreisen?
O laßt es in die nächste Grotte sein!“

so übersetzte Kleist im Jahre 1806 in Königsberg nach dem Wiedersehen mit Wilhelmine*) die schöne Fabel Lafontaines „Les deux pigeons“. Und zu Frühlingsbeginn des Jahres 1808 brachte der Philosophieprofessor und Nachfolger Kants auf dem Königsberger Lehrstuhl Krug seiner Frau Professorin Wilhelmine, geb. von Zenge, das Februarheft des Phöbus, den Kleist in Dresden herausgab, nach Hause und übergab ihr das darin abgedruckte Gedicht „Die beiden Tauben“ mit den Worten: „Sieh, da hat Dir Dein Freund noch etwas gesungen**).“

So las sie die Fabel, da sie seine Briefe nicht mehr las. Viele von ihnen hatte sie bei ihrer Verheirathung verbrannt: sie schienen ihr alle in der höchsten Leidenschaft geschrieben, und sie hatte sich nicht die Kraft zugetraut, sie nicht mehr zu lesen. Nur durch das Hinzukommen der „goldenen Luise“***), der künftigen Domina des adligen Fräuleinstiftes in Lindow†), wurden die vorhandenen vierunddreißig Briefe gerettet.

---

*) Vgl. Wilbrandt 223 und Theophil Zolling, Kleists sämmtliche Werke. Erster Theil. Gedichte. Einleitung. 6.

**) Von und über Heinrich von Kleist zum 24. Juni 1890 für Reinhold Köhler, in Druck gegeben von Wolfgang Schmidt op. 1. Berlin. Verlag von Erich und Wally Schmidt, Matthäikirchstr. 8. — „Wilhelmine Krug“ geb. von Zenge, an eine Freundin. Leipzig, den 26. August 1823.

***) S. ebendaselbst.

†) Biedermann 211. Anmerkung.

Nicht Persönlichstes hatte Kleist an Wilhelmine gesehen und geliebt, und nicht um Persönlichstes zu finden und zu lieben, hatte er sie gelassen.

Nicht als ob Kleist später „gestorben wäre als sein Herz“ (vgl. den Brief an Karoline von Schlieben, Paris, 18. Juli 1801; Bülow S. 191), nicht als ob er nicht mehr geliebt hätte.

Am Beginn der Verlobungszeit noch Luise von Linkersdorf in seinem Herzen und beim Ausklingen des Verhältnisses die „goldne Schwester“ und Karoline von Schlieben, an die er einen Brief geschrieben „warm wie ein Herz und hold wie ein Dichtername“ (vgl. Bülow S. 189), und Henriette von Schlieben, ein Mädchen, zu dem er „einen fremden Maler führen würde,“ der „eine Deutsche malen wollte“. (Bülow S. 192.) Beide Schwestern waren Kleist sehr theuer: er hatte sie „arm und freundlich und gut gefunden“. (Bied. S. 186.) Mit Karoline zusammen wollte Kleist im Jahre 1803 sterben, da ihm schon damals der Tod ein Fest sein sollte; zu Henriette scheint er in späterer Zeit in dem Verhältniß eines Verlobten gestanden zu haben. Und auch auf dem Delosea-Inseli, von dem aus er den Absagebrief an Wilhelmine schreibt, ist Kleist nicht allein: „ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ansnimmt wie ihr Taufname, Mädeli“ (Kob. S. 74), führt ihm die Wirthschaft.

Dann Wielands jüngste, „sehr hübsche“ (Kob. 79) Tochter, die erst vierzehnjährige Maria Luise Charlotte, die ihn im Anfang des Jahres 1803 aus dem gastlichen Hause des Vaters vertrieb und ihn beinahe wieder dahin zurückgezogen hätte: lockt ihn doch Alles, was süß ist. (Kob. S. 84.)

Und einmal noch setzt Kleist seine ganze Persönlichkeit ein, um eine Gattin zu gewinnen: die Pflegetochter Körners, Emma Juliane Kunze, deren Gesang „wirklich etwas Vorzügliches“ war, „überhaupt ein liebes Mädchen“ (Körners Frau an Frau Schiller).

Doch der Liebesfrühling von 1808 war kurz: Kleist war der Alte geblieben; absolutes Stillschweigen, absolutes Vertrauen zu ihm allein forderte er von Julie. Seine Forderung wurde nicht erfüllt.

Auch die verheirathete Frau ist in Kleists Leben getreten: die Rahel, die nach seinem Tode so schöne Worte fand, und seine Cousine Marie von Gualtieri, geb. von Kleist. Die zärtlichste und leidenschaftlichste Freundschaft verband ihn mit Marie bis zum Tode: sie, die die Penthesilea wie eine Seherin aufgefaßt hatte (Zolling II. 280), sie nur hielt er für würdig, ihr die Gründe seines Todes auseinanderzusetzen; doch hatte er sie „gegen eine andere Freundin vertauscht“, Adolfine Sophie Henriette Vogel geb. Keber, die „nicht blos mit ihm leben“, nein, die mit ihm sterben wollte. Zum großen Mittag hatte er sie gefunden.

„Und das ist der große Mittag, da der Mensch auf der Mitte seiner Bahn steht“ . . „und seinen Weg zum Abende als seine höchste Hoffnung feiert: denn es ist der Weg zu einem neuen Morgen. Alsda wird sich

der Untergehende selber segnen, daß er ein Hinübergehender sei; und die Sonne seiner Erkenntniß wird ihm im Mittage stehn*)." —

Aber auch um Henriette nicht hatte Kleist Wilhelmine gelassen: sie war ihm nur die Incarnation der großen Kunst, der großen Penthesilea, die sein Leben vernichtete und ihm Unsterblichkeit brachte.

Und doch gab es am Ende des Jahrhunderts ein Kleist wahlverwandtes Weib, ihm wahlverwandt in der Kraft des Gefühls und der Tiefe des Gedankens. Das war die Freundin d'Alemberts, die Mademoiselle de Lespinasse, von der Marmontel (Mémoires, tome II., pag. 118, 119) gesagt hat „étonnant composé de bienséance, de raison, de sagesse avec la tête la plus vive, l'âme la plus ardente et l'imagination la plus inflammable qui ait existé depuis Sappho."

Sie starb in dem Jahre vor Kleists Geburt. Ihre Briefe**) wird er nicht gekannt haben. Aber die Penthesilea hat sie ihm vorempfunden und vorgedacht:

„Non, je ne sais pas comment on ne meurt point de la force de la pensée." (Tome second. 242.) —

Wie ist aber das Weib aus dem Leben Kleists in sein Dichten übergegangen, wie verhält sich in Kleist der Dichtermensch zu dem Dichterschöpfer, wie die Frauen seiner Dichtung zu den Frauen seiner Liebe?

Anders als bei Lessing, anders als bei Goethe und recht sehr anders als Paul Bourget in seinen „Nouveaux essais de psychologie contemporaine***) von dem Verhältniß der Dichter zu ihren Frauengestalten annimmt. Indem er sich nämlich in dem Artikel „Ivan Tourguéniew" mit den Frauengestalten dieses Dichters beschäftigt, stellt er im Allgemeinen — Turgeniew räumt er eine gewisse Sonderstellung ein — die Theorie auf, daß ihre Frauengestalten das Persönlichste seien, was Dichter schaffen: je nach den von ihnen im Leben gemachten Erfahrungen sind diese Frauen, bei den Romantikern Engel oder Dämonen, besser oder schlechter bei den Analytikern. Erfahrung also ist das Maßgebende nach Bourget, gute oder schlechte persönliche Erfahrung — das ist in dürren Worten der Sinn der verführerisch geistreichen Phrase des Franzosen, der es nicht liebt, dem Wesen der Dinge auf den Grund zu gehen. So trägt er der Natur des Dichters selbst nur in sehr geringem Maße Rechnung und kaum der genialischen Intuition.

Mit seiner groben Auffassung wird Bourget jedoch für einige Fälle immer Recht behalten, auch bei Kleist. Denn ist nicht das Käthchen gedichtet für Julie Kunze, und ist Kunigunde nicht ebenso ein Act der Rache an Dora Stock?

Mehr: sollte nicht das zarte Profil der Luise von Linkersdorf sich in die Schroffensteiner hineingestohlen haben, der selige Schatten frühester Liebe?

*) Zarathustra. S. 111.

**) Lettres de Mademoiselle de Lespinasse. A Paris, Chez Léopold Collins Libraire, rue Gît-le-Coeur, No. 4. 1809.

***) Paris. Alphonse Lemerre. Editeur. Quatrième Edition.

Hat sich nicht das Ideal einer Braut, wie Kleist sie im Leben begehrte, als Toni in seine Dichtung geflüchtet, das Ideal einer Gattin, wie das Leben sie dem Dichter versagte, als Thuschen, als Lisbeth?

Ja, ihre Frauengestalten sind das Persönlichste, was Dichter schaffen, aber der Begriff des „Persönlichen" geht weit über den „persönlicher Erfahrung" hinaus: schrankenlos bewegt er sich wie der Begriff „Persönlichkeit" selbst. Ja, seine Frauengestalten sind das Persönlichste, was Kleist geschaffen, aber das „Persönlichste" genommen eben in dem grandiosen Sinne dieser grandiosen Persönlichkeit.

Nur Goethe konnte den Faust dichten; Kleist nur die „Penthesilea": sein „innerstes Wesen" ist in dieses Frauenbild gegossen, „der ganze Schmerz zugleich und Glanz seiner Seele*). Und wie Penthesilea sich die „Thräne vom Auge wischt", als sie das grause Werk vollbracht, so weint der Dichter um den Tod seiner Amazonenkönigin. Eine Thräne ist es, „Die in der Menschen Brüste schleicht, Und alle Feuerglocken der Empfindung zieht, Und Jammer rufet, daß das ganze Geschlecht, das leicht bewegliche, hervor Stürzt aus den Augen, und in Seen gesammelt, Um die Ruine ihrer Seele weint . . . . (Penth. 2784—89). Achill zerrissen, der Guiscard verbrannt, das Ideal der Vernichtung preisgegeben hier wie dort. Und hier wie dort der Kämpfer sinkend dem Unerreichten nach.

Und neben der Nachtigallgeborenen (Penth. 2683), die den Geliebten mit Rosen kränzt, blutig und frischen Grabduft streuend (Penth. 2908. 10), das mystische Weib, das Zarteste, was Kleist geschaffen, die Figur der Alkmene, der Frau, die des Gottes gewesen und nun nicht länger des Mannes sein kann. Außerhalb der menschlichen Bezirke stehen diese Gestalten: Sonnenrosse gehen durch mit ihm noch, dem Phantastischen, und führen ihn hoch hinaus über die Ideale seines Lebens.

Aber vom fernsten Fluge lenkt eine unsichtbare Hand zur Erde zurück. „Noch ist es die Welt, die gebrechliche, auf die nur fern die Götter niederschau'n" (Penth. 2854, 55), aber fest inmitten dieser gebrechlichen Welt, überlegen dem Manne an Größe der Seele, stehen die Mädchengestalten der Eve, der Natalie, hebt sich im Bewußtein ihrer Unschuld die Marquise wie an ihrer eigenen Hand aus der ganzen Tiefe, in welche das Schicksal sie herabgestürzt hatte, empor. (Zolling IV. 39).

Wie anders diese Frauen als das, was Kleist im Leben suchte und begehrte! Sein Genius war auch hier größer als sein Mannesthum, und man darf wohl sagen, daß dieser Genius gerade in diesen Frauengestalten sein Intimstes, sein Ursprünglichstes offenbart, oder vielmehr verrathen habe: er, dem im Leben ein Käthchen nicht genug thun konnte an Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung, er war im Dichten eben doch der Bruder der Ulrike von Kleist!

---

*) An Marie von Kleist. Zolling II. 280.



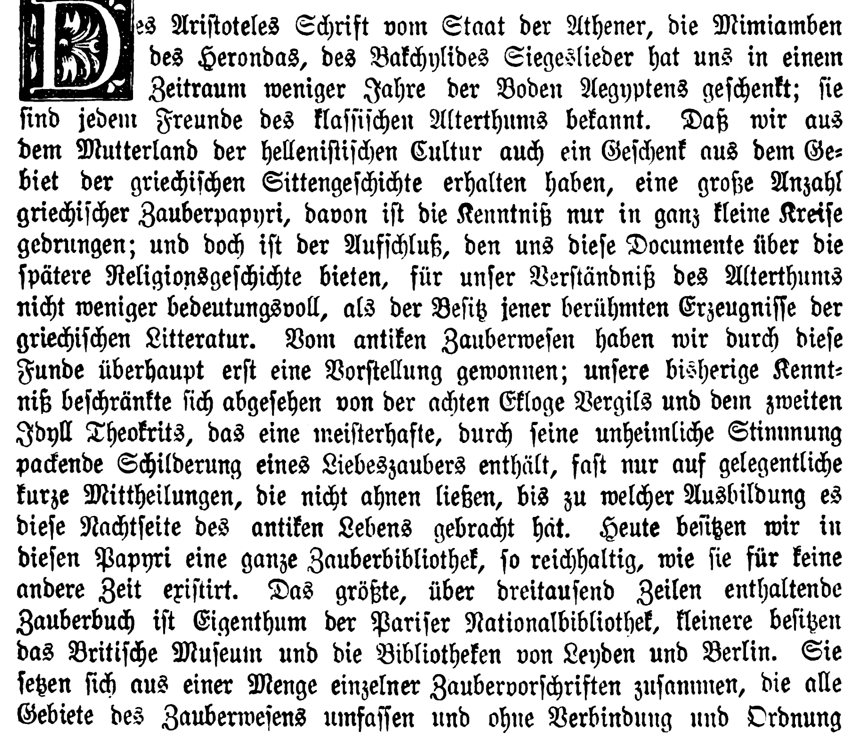
Zauberwesen in Alterthum und Gegenwart.

Von
Ernst Kuhnert.
— Königsberg. —

1. Liebeszauber.

Wünschelruthen sind hier; sie zeigen am Stamm nicht die Schätze;
Nur in der fühlenden Hand regt sich das magische Reis.

Goethe.



Des Aristoteles Schrift vom Staat der Athener, die Mimiamben des Herondas, des Bakchylides Siegeslieder hat uns in einem Zeitraum weniger Jahre der Boden Aegyptens geschenkt; sie sind jedem Freunde des klassischen Alterthums bekannt. Daß wir aus dem Mutterland der hellenistischen Cultur auch ein Geschenk aus dem Gebiet der griechischen Sittengeschichte erhalten haben, eine große Anzahl griechischer Zauberpapyri, davon ist die Kenntniß nur in ganz kleine Kreise gedrungen; und doch ist der Aufschluß, den uns diese Documente über die spätere Religionsgeschichte bieten, für unser Verständniß des Alterthums nicht weniger bedeutungsvoll, als der Besitz jener berühmten Erzeugnisse der griechischen Litteratur. Vom antiken Zauberwesen haben wir durch diese Funde überhaupt erst eine Vorstellung gewonnen; unsere bisherige Kenntniß beschränkte sich abgesehen von der achten Ekloge Vergils und dem zweiten Idyll Theokrits, das eine meisterhafte, durch seine unheimliche Stimmung packende Schilderung eines Liebeszaubers enthält, fast nur auf gelegentliche kurze Mittheilungen, die nicht ahnen ließen, bis zu welcher Ausbildung es diese Nachtseite des antiken Lebens gebracht hat. Heute besitzen wir in diesen Papyri eine ganze Zauberbibliothek, so reichhaltig, wie sie für keine andere Zeit existirt. Das größte, über dreitausend Zeilen enthaltende Zauberbuch ist Eigenthum der Pariser Nationalbibliothek, kleinere besitzen das Britische Museum und die Bibliotheken von Leyden und Berlin. Sie setzen sich aus einer Menge einzelner Zaubervorschriften zusammen, die alle Gebiete des Zauberwesens umfassen und ohne Verbindung und Ordnung

eine an die andere gereiht sind; ganz kurze wechseln mit sehr ausführlichen, die einen gewaltigen magischen Apparat entfalten. Niedergeschrieben sind die uns erhaltenen Exemplare im dritten und vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung; daß sie keine Originale sind, gestehen sie selber, indem sie Abweichungen von einer authentischen Sammlung gewissenhaft verzeichnen. Unzähligemal sind diese Bücher copirt und stets mit neuem Material bereichert worden, Traditionen von Jahrtausenden liegen in ihnen verborgen; neben ganz jungen Beschwörungsformeln, die dem ausgebildetsten religiösen Synkretismus des ausgehenden Alterthums ihre Entstehung verdanken, finden wir sehr alterthümliche Zaubervorschriften, die auf die ersten Anfänge menschlicher Cultur überhaupt zurückweisen. Aus diesem reichen Material wollen wir unter Hinzuziehung sonstiger alter Ueberlieferungen und moderner Parallelen einzelne große Kategorien der antiken Zauberpraxis zu erläutern und damit eine Art Uebersicht über das Zauberwesen überhaupt zu geben versuchen.

Zaubern bedeutet auf eine geheimnißvolle Weise auf ein lebendes Wesen oder auch auf einen leblosen Gegenstand einen Zwang ausüben. Das geschieht einmal durch einen unmittelbaren Einfluß: durch einen Zauberspruch, ein Amulet, oder ein Genußmittel. Mittelbar zwingt man durch Handlungen symbolischer Natur, die an einem den zu Bannenden vertretenden Gegenstand vorgenommen werden, in der Regel im Binden, Stechen oder Brennen dieses Dinges bestehen und natürlicherweise stets von Zauberformeln begleitet sind, da ja diese erst der That Richtung und Ziel anweisen.

Diese Arten des Zaubers fallen ganz in das Gebiet der Magie, der unerklärlichen, geheimnißvollen Macht; in das religiöse Gebiet spielen die Götterbeschwörungen hinüber, durch die eine Gottheit gezwungen werden soll, dem Bannenden zu Willen zu sein; hier giebt die Magie die Mittel an die Hand, Götter und Dämonen für seine bestimmten Zwecke sich dienstbar zu machen.

Die dem Gebiet der reinen Magie entstammenden Zauberhandlungen sind in oft überraschender Gleichartigkeit über die ganze Welt verbreitet und scheinen auch zeitlich an keine Grenze gebunden; wie sie vor Jahrtausenden üblich waren, so sind sie zum großen Theil noch heute, mitten unter uns im Gange. Sie beruhen auf allgemein menschlichen Anschauungen, die dem natürlichen Menschen stets und überall eigen waren, eigen sind und eigen bleiben werden. Der religiöse Zauber ist natürlich nach der Culturstufe der ihn ausübenden Völker sehr verschieden; doch seine ursprünglichsten Formen werden wir auch als allgemeiner verbreitet kennen lernen.

Erreichen will der Mensch durch den Zauber, was ihm überhaupt erstrebenswerth erscheint, im Guten wie im Bösen: er will die Zukunft erfahren, will Schätze erwerben, seine Gegner bezwingen oder vernichten. Weitaus den bedeutendsten Umfang aber und die größte Ausbildung hat

der Zauber zu Liebeszwecken erreicht, dem wir daher auch an erster Stelle unsere Aufmerksamkeit zuwenden wollen.

Principiell ist der Liebeszauber von den anderen Zwecken dienenden Zauberübungen nicht verschieden. Der Gedanke des Zwanges liegt, wie schon hervorgehoben, aller Magie zu Grunde; verschieden ist nur der Zweck, je nachdem man den in seiner Gewalt Stehenden zur Liebe oder zu irgend einem anderen Dienst zwingen oder seinen Haß an ihm auslassen, ihn schädigen oder zu Grunde richten will. Daher kehren denn bei den verschiedenen Arten des Zaubers im Großen und Ganzen die gleichen Formen wieder, bisweilen sogar die gleichen Formeln, nur unterschieden durch die wenigen Worte, die dem Zauber die Richtung anweisen.

Von der einfachsten Art des Zaubers, dem bloßen Hersagen eines Zauberspruchs, steht uns, so hoch man seine Gewalt auch sonst anschlug, für den Liebeszauber keine Ueberlieferung zu Gebot; dem ungestümen Sehnen des Liebenden wird das bloße Wort nicht genügt haben. Auch Amulete scheint man zu diesem Zweck nur selten angewandt zu haben; sie pflegten mehr der Abwehr schädlichen Einflusses zu dienen. Indessen hören wir doch, daß der Stein Selenites, dem Jaspis ähnlich, seinem Träger Liebe erwerbe; desgleichen soll ein Zinntäfelchen, auf dem mit eisernem Griffel bestimmte Zauberworte eingeritzt sind, wenn es der Liebebedürftige, alles Unreinen sich enthaltend, trägt, Liebe erwerbende Kraft besitzen. Besondere Gewalt wohnte bestimmten Homerversen inne; ganze Reihen zauberkräftiger Verse, denen man diese Bedeutung absolut nicht ansieht, finden wir in den Zauberpapyri verzeichnet. Drei Verse aus der Ilias, die ganz zusammenhangslos aus der Dolonie (564, 521, 572) herausgerissen in Vossens Uebersetzung lauten:

> Sprach's und lenkte den Graben hindurch die stampfenden Rosse . . .
> Und noch zappelnd die Männer in schreckenvoller Ermordung . . .
> Drauf entwuschen sie beide den vielen Schweiß in die Meerfluth . . .

verleihen dem, der sie auf einem eisernen Täfelchen bei sich trägt, einen wunderbaren Segen: entläuft er, so wird er nicht gefunden; die Frau oder der Mann, den er berührt, muß ihn lieben; er ist unverwundbar, widersteht jedem Zauber 2c. Freilich sind für jede einzelne dieser übernatürlichen Wirkungen noch besondere Vorbereitungen erforderlich.

Auch bestimmten Pflanzen wird eine Liebe vermittelnde Kraft zugeschrieben, so der Myrrhe und der Raute; vermuthlich trug sie der Liebebedürftige bei sich, wie es in Franken mit der Wurzel vom Liebstöckel und in Posen mit dem Beifuß geschieht, oder er berührte die Geliebte damit, wie man es in Böhmen mit dem Rosmarin und der Wegwarte thut.

Für wirksamer als diese harmlose Art des Zaubers galt der Einfluß von Genußmitteln auf den Menschen; vorzüglich die Liebestränke waren zu allen Zeiten des klassischen Alterthums im Gebrauch. Sie umfassen die unschuldigsten und die gefährlichsten Mittel, die die Macht der Raserei be-

sitzen, wie Ovid sagt; stellenweise fielen sie geradezu in's Gebiet der Giftmischerei, und schon aus Demosthenes' Zeit hören wir von Processen, die aus diesem Anlaß entstanden. Man verwerthete dazu als zauberkräftig geltende Gegenstände, vorzüglich Kräuter, wie das in Arkadien wachsende Kraut Hippomanes; oder man schüttete eine geröstete und zu Pulver zerriebene Eidechse in den Wein, den man dem Geliebten zu trinken gab. Man begnügte sich wohl auch mit dem Besprechen eines Trunkes; eine solche über einen Becher Wein gesprochene Formel lautet: Du bist Wein, Du bist nicht Wein, sondern das Haupt der Athena; Du bist Wein, Du bist nicht Wein, sondern des Osiris Eingeweide; wenn Du in das Innere der N. N. kommst, so soll sie mich lieben die ganze Zeit ihres Lebens. Besondere Wirksamkeit schrieb man einer Speise oder einem Trank zu, der etwas von der Person enthielt, die Liebe erzwingen wollte; noch heute steht dies Mittel in höchster Achtung. Man mischt dem Geliebten zum Beispiel einen Tropfen Blut in seinen Trunk oder giebt ihm einen Apfel, den man unter der Achsel getragen, zu essen; dadurch, daß etwas von einem Menschen in einen anderen übergeht, glaubt man eine unlösbare Verbindung beider hergestellt. Unerschöpflich ist die Zahl solcher Mittel; was alles man der Person, deren Liebe man erzwingen wollte, natürlich ohne daß sie etwas davon ahnte, beizubringen suchte, spottet jeder Beschreibung.

Die bisher erwähnten Arten des Zaubers beruhen auf dem Glauben an eine unmittelbare Einwirkung auf die Person des zu Bannenden, mag sie aus der Ferne oder durch eine körperliche Berührung oder Affection stattfinden; die zweite große Klasse von Zaubergebräuchen gründet sich auf die Vorstellung, daß zwischen dem Menschen und bestimmten Dingen eine geheimnißvolle Beziehung herrsche, so daß eine an einem solchen Gegenstand ausgeübte Handlung gleichzeitig auf die Person wirke. Ursprünglich mußte dies die Stelle des Menschen vertretende Etwas zweifellos in engster Verbindung mit ihm stehen; ein Stück von seinem Körper war zu solchem Zauber erforderlich, wie zum Beispiel seine Haare oder Nägel. Das ist eine Vorstellung, die in der Gegenwart noch ebenso fest wurzelt, wie einst im Alterthum und die über die gesammte civilisirte und uncivilisirte Welt verbreitet ist. Bei den Negervölkern beherrscht sie deren ganzes Leben in furchtbarster Weise: kein Haar, keinen Fingernagel, nicht einen Speiserest mag der Neger liegen lassen oder fortwerfen, um nicht seinem Feind eine Handhabe zum Zauber damit zu bieten; Alles wird sorgfältig vergraben oder verbrannt. Von den civilisirten Nationen ist diese Furcht früh überwunden; nur im Aberglauben hat sie fortgelebt und ist im Zauber häufiger ausgenutzt worden. Selbst ein Fetzen von des Menschen Kleidung giebt Gewalt über ihn, wie im Hippolytos des Euripides zu lesen steht; sogar das von ihm betretene Stück Erde, seine Fußspur, ein Aberglaube, der besonders auch im alten Indien verbreitet war, wie er es heute noch in Deutschland ist. In Alles, was der Mensch berührt hat, in Alles, was auf irgend eine

Weise mit ihm zusammenhängt, ist ein Theil seiner Kraft übergegangen, damit also kann man auch Gewalt über ihn erlangen. In besonderem Maß gilt das für ein Abbild des Menschen, dessen große Bedeutung im Alterthum allgemein bekannt ist; will der Hellene einer Gottheit seinen Dank darbringen, so weiht er ihr ein Bild seiner Person, gleichsam sein anderes Ich; und umgekehrt, stößt einem Bilde ein Unfall zu, so gilt das als böse Vorbedeutung für den Dargestellten. Dieser Glaube an die Wechselbeziehung von Mensch und Bild erscheint in der antiken Welt besonders ausgeprägt, ist aber keineswegs auf sie beschränkt; er begegnet uns zu allen Zeiten, im Mittelalter war und noch heute ist er besonders bei den romanischen Völkern verbreitet. Theilen thut ihn die ganze Welt; in Japan ist er ebenso zu Hause, wie im Malayischen Archipel und in Amerika; auf ihm beruht die unüberwindliche Scheu vieler uncultivirter Völker, sich malen oder photographiren zu lassen: sie glauben, ihre Seele gehe in das Bild über und werde so in die Macht eines anderen Menschen gegeben.

Aus dieser Anschauung von der geheimnißvollen Beziehung zwischen dem Menschen und mit ihm zusammenhängenden Dingen hat sich eine ganz eigne Art des Zaubers, der sogenannte Sympathiezauber entwickelt; und diese Methode, an einem bestimmten Gegenstande vorzunehmen, was man einem Menschen anthun wollte, hat sich eine solche Anerkennung errungen, daß man den Kreis der dabei verwendbaren Gegenstände in's Unendliche erweitern konnte: jeder beliebige Gegenstand wird schließlich zu diesem Zauber verwerthet, ohne daß irgend eine nähere Beziehung zwischen ihm und dem zu Bannenden bestände. In einem mecklenburgischen Zauber finden wir einmal eine förmliche Taufe eines Thieres, das die Stelle des zu Bannenden vertreten sollte, auf dessen Namen vorgenommen; aber dieser Fall steht vereinzelt da. Wir haben aus dem überlieferten Material zu schließen, daß auch ohne einen solchen Act jeder beliebige Gegenstand bei diesen Zauberhandlungen verwerthet werden konnte und allein durch die an ihm vorgenommene Handlung in Verbindung mit der Zauberformel seine Macht über den zu Bannenden geschaffen galt.

Die symbolischen Zauberhandlungen waren verschiedener Art, entsprechend den seelischen oder körperlichen Empfindungen, die die Qual der Liebe hervorruft; die gebräuchlichsten sind Binden, Brennen und Stechen. Die Symbolik des Bindens ist beim Liebeszauber ohne Weiteres verständlich. Wie das Mädchen um den Nacken des Geliebten ein aus verschiedenfarbigen Fäden geflochtenes Band schlingt, um damit ihre feste Zusammengehörigkeit zu symbolisiren, so wird in dem großen Liebeszauber des Pariser Papyrus das thönerne Abbild der zu Bannenden mit einem Faden, in dem 365 Knoten sind, umwunden (365 ist der Zahlwerth des berühmten Zauberwortes Abraxas); im siebzehnten Jahrhundert wandte die Maitresse des Fürsten von Venosa, wie wir aus den Acten des Neapler Inquisitions-

tribunals erfahren, denselben Zauber an, indem sie ein Wachsbild des ihr untreu gewordenen mit Stricken umwinden ließ. In der achten Ekloge Vergils trägt die Zauberin das Bild ihres Geliebten Daphnis drei Mal um einen Altar und bindet es dann mit Fäden verschiedener Farbe, und Theokrit läßt seine Zauberin ihr Zauberrädchen ebenfalls mit Fäden umwickeln.

Häufiger als das Binden begegnet das Brennen eines Gegenstandes. Aus Horaz ist die Beschwörung der Zauberinnen Canidia und Sagana bekannt, die durch Verbrennen eines Wachsbildes in einem abtrünnigen Liebhaber das Feuer der Liebe wieder zu entfachen suchen. Das Gleiche will die syrische Zauberin erreichen, von der uns Lucian in einem seiner Hetärengespräche erzählt. Sie fordert von dem ihre Hilfe suchenden Mädchen einen Gegenstand, mit dem der herbeizuschaffende Geliebte in Beziehung gestanden habe; sie erhält dessen Schuhe und hängt sie über einem Schwefelfeuer auf. Bei Theokrit streut die Zauberin Mehl in's Feuer mit den Worten: ich streue des Delphis Knochen. Darauf verbrennt sie einen Lorbeerzweig; wie dieser sofort Feuer fing, laut knisterte und ohne Asche verbrannte (worin man eine gute Vorbedeutung sah), so, wünscht sie, möge auch des Delphis Leib in der Flamme (der Liebe) dahinschwinden. Und weiter singt sie: wie ich dies Stück Wachs schmelze, so mag augenblicks von Liebe schmelzen Delphis; mit demselben energischen Gedanken wirft sie schließlich noch einen Fetzen vom Mantel des Geliebten in's Feuer. Auch der Zauber mit einer Myrrhe aus dem Pariser Papyrus gehört hierher; auf einem Kohlenbecken wird die Pflanze verbrannt mit dem Zauberspruch: wie ich Dich hier verbrenne, so brenne Du meiner Geliebten Gehirn, brenne ihr Eingeweide, entzieh' ihr das Blut, bis sie zu mir kommt. Große Zartheit dem weiblichen Geschlecht gegenüber verräth diese Zauberformel nicht; viel freundlicher muthet uns da der deutsche Feuerzauber aus Hohenfurt im Böhmerwald an, bei dem ein weißes mit vier Zaubernamen beschriebenes Glas an's Feuer gelegt wird mit dem Spruch: als hayß das Glas ist, als hayß sy der N. nach mir N.

Die weiteste Verbreitung beim Sympathiezauber aber hat das Durchstechen eines Gegenstandes gefunden. Ovid spricht in seinem Gedicht über die Liebe von der Gewohnheit der Zauberinnen, einer Figur eine Nadel in's Herz zu stoßen. In dem großen Liebeszauber des Pariser Papyrus ist die Statuette der zu Bannenden nicht nur von einer zweiten Figur mit dem Schwert durchstochen gebildet, sondern der Beschwörende durchsticht sie während der Beschwörung noch weiter mit dreizehn Nadeln: mit einer das Gehirn, mit zweien die Ohren, mit zweien die Augen und so fort, und bei jedem Stich sagt er: ich durchbohre Dein Gehirn, N. N., Deine Ohren, Deine Augen u. s. w., damit Du an Niemand denkst, als an mich allein. Nach einem anderen Zauberrecept werden einem aus Talg oder Wachs geformten Hündchen die Augen einer Fledermaus eingesetzt, mit Nadeln durchbohrt und dazu der Wunsch ausgesprochen, die Geliebte möge den

Glanz ihrer Augen verlieren oder schlaflos bleiben, und Niemand anders im Sinn haben als den, der diesen Zwang veranlaßte.

Ueberall finden sich für diesen Zauber Parallelen. Im Mittelalter war er weit verbreitet; ich erwähne nur, daß man durch Zerstechen von Wachsbildern sich sogar an das Leben des Papstes Johanns XXII. wagte, wogegen von dem Oberhaupt der Kirche dann energische Maßregeln ergriffen wurden. Aber auch heute noch ist dieser Zauber überall im Gebrauch. Die Japanerin heftet ihres treulosen Geliebten Bild im Tempelgarten an einen Baum und durchbohrt es mit einem Nagel; in der Oberpfalz zündet das Mädchen um Mitternacht unter Beschwörungen eine Kerze an und durchsticht sie mit den Worten: ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe. Wie alterthümlich dieser Brauch ist, können wir schon aus der Verwendung der Kerze schließen, die als altes Symbol für des Menschen Leben allgemein bekannt ist. Auch aus England erfahren wir, daß einige in ein Stück Talglicht gesteckte Nadeln bewirken, daß der in der Ferne befindliche Liebhaber seine Geliebte besuchen muß. In Buckinghamshire wird dabei wie in der Oberpfalz ein brennendes Licht verwandt, in das zwei Nadeln kreuzweis hineingebohrt werden, wozu das Mädchen singt:

It is not this candle alone I stick,
But A. B's heart I mean to prick;
Whether he be asleep or awake,
I'd have him come to me and speak.

Wenn das Licht bis auf die Nadeln heruntergebrannt ist, so langt der Geliebte an.

Die gebräuchlichsten Arten des Sympathiezaubers haben wir damit kennen gelernt; daneben waren noch andere im Gebrauch, wie z. B. das Verwischen und Zertreten der Fußspur einer Nebenbuhlerin, das in einem andern Hetärengespräch Lucians eine Hetäre ihrer Freundin räth. Auch die im Alterthum verbreitete Sitte, ein ehernes Rad zum Zweck des Liebeszaubers zu drehen, auf das man den Vogel Jynx, den Wendehals, zu binden pflegte, gehört in diesen Kreis. Während der ganzen Beschwörung dreht es das Mädchen bei Theokrit mit den Worten: „Jynx, zieh mir den Liebsten in mein Haus." Schon zu Pindars Zeit war es ein alter Zauberbrauch, wie wir daraus entnehmen dürfen, daß er die Liebesgöttin Aphrodite ihrem Schützling Jason, als er Medeas Liebe zu erringen trachtete, ein Rädchen mit dem Wendehals geben läßt. Die Bedeutung des Rades erklärt Theokrits Zauberin selber in ihrer Beschwörung: wie das Rad gedreht wird, so möge sich Delphis vor meiner Thüre winden. Daß diese Erklärung das Rechte trifft, lehrt uns ein analoger Diebeszauber aus Böhmen: Bindet man ein von einem Dieb zurückgelassenes Stück (etwa ein Tuch) an ein Mühlrad, so hat der Dieb, wenn dies in Bewegung ist, keine Ruhe mehr und muß wie toll umherlaufen.

Soviel über die Methoden des Sympathiezaubers.

Daß sich der Beschwörende nicht auf eine einzelne Zauberhandlung beschränken brauchte, sondern von einer Verbindung mehrerer sich eine kraftvollere Wirkung versprach, haben wir aus Theokrits Idyll kennen gelernt, wo das verliebte Mädchen nicht nur das Zauberrad dreht, sondern auch Mehl, Wachs und Lorbeer in die Flammen wirft; daß bei Zauberern und Zauberinnen von Beruf diese Proceduren einen besonderen Umfang annahmen, liegt in der Natur der Sache. Aber nicht nur im Gebiete der reinen Magie bleiben diese Zauberhandlungen, sondern um ihre Wirksamkeit zu erhöhen, finden wir oft noch Gottheiten und Dämonen herbeigezogen, deren Verwendung im Liebeszauber noch einer kurzen Betrachtung zu unterziehen übrig bleibt. Wir erwarten zunächst die Liebesgottheiten hier zu finden; und so sehen wir denn bei Lucian einen hyperboreischen Zauberer einen kleinen Eros aussenden, um die Geliebte herbeizuholen; und in einem Zauberpapyrus wird dem Liebebedürftigen empfohlen, nach Opferung eines Kuchens je sieben Mal an sieben Tagen zu seiner Geliebten, der er dabei bis auf den Grund der Seele blicken muß, den Geheimnamen der Aphrodite Nepherieri auszusprechen. Auf die Liebesgöttin geht auch eine an ihren Stern (die Venus) gerichtete Beschwörung, in der der Göttin, falls sie sich nicht willfährig zeigen sollte, gedroht wird, daß sie ihren Adonis aus dem Hades nie wiedersehen, sondern der Zauberer ihn mit Fesseln dort binden werde. Aber diese Fälle bilden die Ausnahme. Die rechten Zaubergottheiten, auch für den Zauber der Liebe, sind vielmehr die Mächte der Finsterniß; an den Geisterspuk der Unterwelt wandte sich fast ausschließlich dies lichtscheue Treiben, vor Allem an die gespenstige Hekate, die um Mitternacht an den Dreiwegen ihr Wesen trieb, an Selene, Pluton, Persephone und Hermes. Doch nur selten wagte man die gewaltigen Gottheiten selber heraufzubemühen; man erzwang von ihnen die Sendung ihrer Untergebenen, der Todtendämonen, und vorzüglich citirte man die Seelen der zu früh Verstorbenen und der auf gewaltsame Weise aus dem Leben Geschiedenen. Der Ermordeten Seelen sind ruhelos, grollend der Menschheit; sie, die durch Gewalt und Unrecht ein vorzeitiges Ende gefunden, glaubte man, wie Tertullian sagt, besonders zu gewaltthätigem und unrechtem Handeln geneigt; desgleichen die Seelen der zu früh Verstorbenen, die des Lebens Ziel nicht erreicht, kein Weib und keine Kinder besessen haben, die ihnen nach dem Tod heroische Verehrung angedeihen lassen konnten. Diese Anschauung finden wir im Aberglauben überall verbreitet; von den zauberischen Eigenschaften der Hingerichteten und Gehenkten, des Galgens u. s. w. ist man noch heute in gewissen Schichten unserer Bevölkerung fest überzeugt; und die Vorstellungen von der Zaubermacht der zu früh Verstorbenen hat das Christenthum nur in geschickter Weise zu modificiren vermocht, indem es den an sie geknüpften Aberglauben auf die ohne Taufe gestorbenen Kinder beschränkte, von denen der pommersche Volksglaube zum Beispiel

noch heute meint, daß sie dem Bösen gehören, Nachts als Irrlichter umherhüpfen und den Wanderer in's Wasser ziehen, an dem sie bis zum jüngsten Tag herumirren müssen. Diese todten Seelen standen dem Menschen seit Urzeiten als Zauberdämonen am nächsten; meistens werden daher auch die Zauberhandlungen an Gräbern vorgenommen. Auf einem Friedhof spielt die horazische Beschwörung; Grabeserde und Knochen waren unumgängliche Bestandtheile in dem Apparat eines antiken Zauberers und haben ihre bald hilfreiche, bald schädliche Wirkung bis heute nicht eingebüßt.

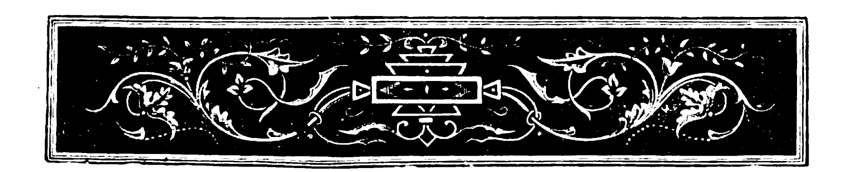
Der Verkehr mit den unterirdischen Gewalten fand entweder schriftlich statt, indem man kleine Bleitäfelchen, die neben der Beschwörung den Wunsch des Bannenden genau verzeichnet enthielten, in die Erde senkte, meist in ein Grab oder in einen Brunnen, von dem man annahm, daß er mit der Unterwelt in Verbindung stehe; oder man citirte die Gottheiten direct, wie wir einmal Hekate und die ehe- und kinderlos gestorbenen Heroen herbeigerufen finden, um zu Häupten eines Mädchens zu stehen und ihr den süßen Schlaf zu rauben, bis sie den Beschwörenden erhört. Bisweilen vereinte man Beides und ließ der Citation die Uebergabe eines Täfelchens an einen Todtendämon vorausgehen. So ist es zum Beispiel in dem schon mehrfach herangezogenen Liebeszauber des Pariser Papyrus der Fall; dem Todtendämon, der die Geliebte herbeiführen soll und der, wie der Kriegsgott gewaffnet, das Mädchen an der Schulter mit dem Schwerte durchbohrend gebildet ist, wird nach Sonnenuntergang ein Beschwörungstäfelchen mit diesen Figürchen zusammengebunden in's Grab gelegt. Die Beschwörung ist gerichtet an die großen Unterweltsgötter, Pluton, Persephone, Hermes, Anubis, an alle Unterweltsdämonen und an die zu früh verstorbenen Seelen; sie Alle werden beschworen, sich dem Dämon dieses Grabes zu gesellen, und dieser Dämon, sei er männlich, sei er weiblich, soll sich erheben und die Geliebte, wo sie auch sei, herbeiführen. „Thust Du das," fährt der Beschwörende fort, „so will ich Dir sofort Deine Ruhe wiedergeben; denn ich bin Barbaradonai, der leuchtende Herr des Himmels, vor dem die Sterne erblassen."

Diese letzte Beschwörung giebt uns zugleich an, worin des Zauberers Macht über die Gottheiten ruhte; er identificirt sich mit dem höchsten Gott, dessen Namen er nennt, und durch die Furcht vor diesem zwingt er die Anderen zum Gehorsam. Und den höchsten Gott selber zwingt er durch Nennung seines Geheimnamens; die Kenntniß dieses Namens verleiht Macht über ihn, dieser uralte Glaube ist bald mehr, bald minder deutlich ausgeprägt in allen Religionen zu finden und bildet ein charakteristisches Merkmal des religiösen Synkretismus am Ausgang des Alterthums. Ganz fremdartig klingende Namen begegnen uns da, oft im wahren Sinne des Wortes unaussprechlich. Ihre Erklärung wird vielleicht nie gelingen und würde auch keinen Gewinn bedeuten; wir sind hier wirklich im Gebiet des Fratzenhaften, das ein düstrer Wahnsinn schuf. Kindlich dagegen muthet

uns eine andere Art an, auf die man bisweilen einen Gott zu beeinflussen suchte; man verleumdete ihm die zu bannende Person, legte ihr Schmähungen in den Mund und denuncirte sie als seine Verächterin; so hoffte man den Gott zu ihrer Verfolgung anzustacheln. Solche Verleumdungszauber besitzen wir zwei in den Papyri, einen an Selene und einen zweiten an sieben Gottheiten zugleich (darunter Jao, Sabaoth, Adonai). Aber diese Zauber galten als sehr gefährlich, sowohl für den Bannenden wie den Gebannten, und es wird ausdrücklich gerathen, sie nur in äußerster Noth anzuwenden und ein Amulet bei sich zu tragen; Selene wenigstens soll die nicht genügend Gesicherten mit sich in die Luft reißen und sie dann auf die Erde hinabstürzen.

Unsere kleine Skizze umfaßt einen Zeitraum von Jahrtausenden: die rein magischen Zauberbräuche und den Glauben an die Zaubermacht der todten Seelen, mit anderen Worten die Grundzüge allen Zauberwesens, haben wir noch heute im Volksglauben ebenso anerkannt gefunden wie im grauen Alterthum. Man hat früher den antiken Aberglauben wie auch die antike Religion und Mythologie aus dem Orient herleiten wollen; Assyrien, Persien oder Aegypten sollte seine Heimat sein. In der That sind besonders die ausgebildeten Beschwörungssysteme späterer Zeit voll von fremden Elementen; aber die Grundzüge allen Zauberglaubens, die wir hier aufgedeckt haben, sind kein Eigenthum von Rassen oder gar Nationen, das eine der anderen entlehnt haben müßte; diese Grundanschauungen wurzeln im natürlichen Menschen aller Zeiten und Länder und werden erst mit ihm aus der Welt verschwinden.





Zeitgeist und Stenographie.

Von

Will Richter.

— Leipzig. —

Jede Epoche der Culturgeschichte trägt ihr besonderes, specifisch-eigenthümliches Gepräge, welches den Charakter der Zeit in seinen mannigfachen Gestaltungsformen und Bildungsstadien zum lebendigen Ausdruck bringt. Und jedes Gebiet hat seinen eigenen Geist, der in Art und Tendenz der Geschehnisse sich äußert. So ist die ganze Entwicklung aller Einzelströmungen mit dem wechselvollen Lauf des gesammten Culturlebens verbunden, das Rad der Zeit, das unabläßig der unbestimmten, finsteren Zukunft entgegenrollt, weder störend oder hemmend, noch seinen gewohnten Gang durch Gegentendenzen beeinflussend. Und an diesem sausenden Webstuhl der Zeit, der die Begebenheiten der Gegenwart zu einem geschichtlichen Ganzen verflechtet, die todten Geschehnisse zu einem lebensvollen Bild der Geschichte verbindet, arbeitet und wetteifert unentwegt die gesammte Culturmenschheit. Ihre Geistesrichtung, ihre Auffassungsweise, ihr sittliches Fühlen und Denken bilden gewissermaßen den Grundton des Geschichtsbildes, in dem der Farbenreichthum des Culturlebens, die Mannigfaltigkeit des Werdens und Wachsens sich wiederspiegelt. Beeinflußt von diesem naturnothwendigen Fortschreiten bildet und verändert sich der jeweils vorherrschende Ausdruck der tendenziös-geistigen Schaffensthätigkeit.

Mitten durch die ereignißvolle und geschehnißreiche Weite des Culturgebietes zieht sich wie ein rother Faden der Grundzug in der Entwicklung der Schrift und Stenographie als Träger des geistigen Lebens. In ihrem

Lauf tritt nicht die ruhige, gleichmäßige Aufeinanderfolge einer geraden Linie hervor, sondern der charakteristische Zickzackweg, welcher mit dem Anbruch eines jeden Zeitalters in weite, nach anderen, neuen Richtungen sich neigende Curven einbog. So waren die Veränderungen in dem historischen Werdegange der Stenographie, welche sich in dem farbenreichen Bilde ihrer Geschichte mit scheinbarer Regelmäßigkeit ablösen, nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf ihren Zweck und ihr Wesen. Während jener in allen Entwicklungsphasen ein verschiedener: allgemeiner oder specieller, beschränkter oder vollkommener, berufsmäßiger oder facultativer war, so hat sich die Stenographie ebenso bezüglich ihres Wesens in allen Stadien vom individuellen Kürzungsverfahren bis zum theoretisch einfachsten Systembau, von der erhabenen Kunstleistung bis zum gewöhnlichen Schreibverfahren bewegt.

Und gerade jetzt befindet sich die Entwicklung der Stenographie in einer bedeutungsvollen Uebergangsperiode, deren erstes Stadium den Beginn eines neuen Zeitalters in der Entwicklung der Schreibkunst bedeutet. An der Wende zweier Epochen stehend, scheidet sich das Werdende vom Gewordenen; neue Gedanken ringen beständig nach Ausdruck und suchen die altehrwürdigen Burgen der geschichtlichen Ueberlieferungen zu erstürmen. Eine unwiderstehliche Neigung tritt in den Vordergrund: der Hang zum fröhlichen Ueberwinden des Traditionellen. Vergebens sucht sich die Vergangenheit als Lehrmeisterin aufzuwerfen, weil sie nicht die Wege nach einem in Zukunft winkenden Ziel vorzeichnet. Das Geschehene hat aufgehört vorbildlich zu sein, weil es den todten Stoff nicht zu neuem Leben erweckte; — weil es den Faden der historischen Entwicklung nicht weiter spann, darum tritt jetzt am Scheidewege eines tausendjährigen Wachsens das trennende, entzweiende Element um so schärfer in die Erscheinung. Hinter uns liegt die Epoche der Begriffs-, Silben- und Buchstabenschrift, und vor uns zieht das Zeitalter der Stenographie herauf. Die Zeit des symbolisch-historischen Schreibens scheidet von uns, und der des psychologisch-physiologischen Schreibens gehen wir entgegen. Früher glich die Thätigkeit des Schreibens der malenden, zeichnenden Kunst, in Zukunft wird sie die Kunst der Behendigkeit, der Geschicklichkeit in der Beherrschung des flüchtigen Gedankens sein. Ehemals schrieb man mit dem Werkzeug der Hand, heut schreibt man mit der Macht des Geistes. Das ist das natürliche Entwicklungsprincip, welches die Annäherung der Schrift an die Sprache zu verwirklichen sucht. Denn die Zweckveränderung der schriftlichen Aufzeichnung mußte nothwendigerweise eine Neugestaltung des Schriftwesens heraufbeschwören. Ehedem dachte man in dem Zeittempo, in dem man schreiben konnte, während jetzt geschrieben werden muß mit der Lebendigkeit des Gedankenfluges; der Gedanke, der Geist folgte früher der Schrift, und nun folgt die Schrift dem Gedanken. So hat sich die stenographische Schrift zu einem Verfahren entwickelt, das Raum und Zeit

überwinden hilft, um dem Gedachten oder Gesprochenen einen bleibenden Werth zu sichern. Das ist die bedeutsamste ihrer Eigenschaften: die höhere und höchste Leistungsfähigkeit. Aber sie ist daneben auch zugleich Lautschrift. Sie verzeichnet das geistige Product mit photographischer Treue. Nicht durch symbolische Figuren geben wir den Begriff wieder, auch nicht durch mechanisches Zusammenfügen einzelner Schriftelemente zu Wortgruppen, welche die Ganzheit des Lautes zerstören und seine Zusammengehörigkeit im Schriftbild vereiteln, sondern wir schreiben das Gesammtbild des Lautes oder des gedachten Begriffes in seiner verflüchtigten Gestalt: jeder Lautcomplex verkörpert sich zu einem schriftlichen Ganzen. Dagegen ist unsere gewöhnliche Schrift noch allzu weit davon entfernt, die sprachlichen Erscheinungen ihrer Natur nach verkörpern zu können; sie hat den phonetischen Charakter der Sprache nicht nur nach willkürlich-sinnwidrigen Grundsätzen analysirt, sondern ihn überhaupt in ein unpassendes Schriftgewand gekleidet. Die lautliche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit ist zwar durch Buchstaben charakterisirt worden, was aber bedeutet diese Gliederung anders als eine gewaltsame Unterdrückung des Princips der Phonetik, als eine Störung des organischen Verbindens und der gedankenvollen Ganzheit der Lautsprache.

Stenographisch schreiben bedeutet also in dieser Beziehung nichts Anderes als die Verbildlichung der unsichtbaren Lauterscheinungen. Denn wir geben jetzt das, was wir durch die Sprache wahrnehmen, was der Verstand erzeugt, nicht durch die Eigenart des schriftlichen Mittels, sondern in der Eigenart des Sprechens, Denkens wieder; so schreiben wir also nicht mehr, was wir hören, sondern wie wir hören, nicht, was wir denken, sondern wie das Gedachte durch schriftliche Formen festgehalten werden muß. Darin giebt sich die psychologische Eigenschaft der modernen Kurzschrift zu erkennen, welche sich ihrem ganzen Wesen nach an den Lautcharakter der Sprache anlehnt. Und wenn wir uns innerhalb ihres eigenen Haushaltes umsehen, da begegnen wir einer Menge stenographischer Momente, die allesammt auf den Grundgedanken der ökonomischen Ausnutzung der Schriftmöglichkeiten zurückweisen, die aber andererseits auch die Wesensbesonderheiten der Stenographie charakterisiren. Tonhöhe, Klangfarbe und Stärke der Laute haben ihre eigene Bedeutung in der Stenographie erhalten, sie sind zu Trägern einer ganzen Reihe organischer Verbindungen benutzt worden. Sie bilden gewissermaßen die Grundpfeiler des Systembaues der modernen Kurzschrift. Und so verkörpert sie ihrer Wesensbeschaffenheit nach die spitzen oder scharfen Laute durch spitze oder scharfe Zeichen, die kurzen durch flüchtige, die gedehnten durch lange, die harten durch feste, die unselbstständigen durch nebensächliche, die schwachen Laute durch zarte Zeichen, die sogenannten Schleifer durch elliptische Formen und die liquidae durch gefällige Rundungen, die zusammentönenden Laute schließlich durch charakteristisch verbindende Darstellungsweisen. Und sie

verkörpert noch mehr dieser Lauteigenthümlichkeiten. Dort, wo die Sprache in die hohen, hellen Laute ausklingt, führt die stenographische Schrift die Hand des Schreibenden über die gewöhnliche Schreiblinie hinaus, wo das Gesprochene dagegen dumpf verhallt, in einen tiefen Ton, in eine trübe Tonfarbe übergeht, da bewegt sie sich nach der Tiefe, um durch diese Stellung unterhalb der Bildfläche gleichsam den trüben Ton zu markiren, und wenn schließlich das Kraftvolle, Energische der Sprache hervortritt, da verbildlicht auch die Kurzschrift dieses Moment durch die Festigkeit der Schriftzüge, durch die Stärke und den kräftigeren Druck der Bezeichnung. All' diese und noch manch' andere Wesensbesonderheiten der modernen Stenographie, welche sie zu einem schätzbaren sprachwissenschaftlichen Bildungsmittel emporheben, machen sie auch zugleich zu einem lebensvollen Abbild der Sprache, das eine kunstvoll durchdachte, psychologische, vergeistigte Schreibmethode darstellt. Aber andererseits ist sie dadurch auch zu einem hochwichtigen Factor unseres modernen Culturlebens geworden, in dem die gleichen Schnelligkeitswirkungen des elektrischen Funkens auf allen Schaffensgebieten fühlbar nachzittern.

* * *

Durch den Geist der Zeit hat die Stenographie ihre Bedeutung, ihren Inhalt und die Tendenz ihres Wesens erhalten. Was war es anders als der Idealismus jener Zeit, welche die antike Stenographie mit ihrer ebenso alterthümlichen Systematik, mit ihrer Theorie ohne Rückgrat und Knochengerüst hervorbrachte? Und dieser idealistische Zug, welcher in der römischen Tachygraphie und den Schnellschriften im Zeitalter der Renaissance alle theoretischen Gesichtspunkte überwucherte, dieses Hinaufschwingen in die höheren Regionen der stenographischen Auffassung, muthet es nicht wie ein bloßes Formenspiel, wie eine künstlerische Bethätigung an, die von dem Nimbus des Geheimnißvollen umgeben ist? Die Thätigkeit des Stenographen war der freien Phantasie, der Intelligenz und geistigen Macht überlassen. Eine allgemeine Grundlage, auf die sich der Bau einer gleichmäßig geordneten Lehre hätte gründen können, gab's eigentlich nicht. Im Grunde bedurfte man einer solchen auch herzlich wenig. Das Schriftideal lag ganz wo anders. Nicht auf den geebneten Wegen der Systematik, sondern auf den hochliegenden Pfaden des Künstlerischen, in den Wipfeln des individuellen Talentes, also in der höchsten Leistungsfähigkeit glaubte man die Schriftvollkommenheit zu erblicken. So konnte diese ideale Auffassung nur das Streben zeitigen, die stenographische Schrift selbst diesem höheren, letzten Zwecke näherzubringen. Und spielt nicht gerade dieses Moment die Hauptrolle in der stenographischen Bewegung früherer Zeiten?

Wesensverwandt mit dem Idealismus — und daher auch mit allen Fasern mit diesem in innigem Zusammenhang, in Blutsverwandtschaft stehend — ist sein jüngerer Bruder: der Symbolismus. Noch heute

bildet er den Nerv der Kurzschrift. Wenigstens ist er die Seele jener Richtung, die man auf stenographischem Gebiete als die historische oder die symbolische bezeichnet, weil sie die unmittelbare Weiterbildung der stenographischen Schrift nach den Gesetzen der Historie, nach geschichtlichen Ueberlieferungen ist. In gewissem Sinne könnte man sie auch die praktische nennen, da sie, das ursprüngliche Ziel der höchsten Potenz erstrebend, in dem Grade der praktischen Leistungen ihr Heil sucht. Als ein Ausläufer der Sprache und Dichtung — namentlich auch der Kunst des Mittelalters — hat sich der Symbolismus mit dem Wiederbeleben der modernen Kurzschrift auch auf stenographischem Boden niedergelassen und ist dort bis zum heutigen Tage tonangebend gewesen. Er sucht die vorbildliche Auffassung, welche sich an seine Fersen heftet, durch den historischen Werdegang aufrecht zu erhalten. Aber schon machen sich Anzeichen geltend, nach denen die moderne Wissenschaft sich bemüht, ihn aus dem Felde zu schlagen; Anzeichen, welche sogar auf den möglichen Sieg einer jungen, noch allzu jungen Richtung über ihn hindeuten. Doch andererseits muß man auch mit der naheliegenden Möglichkeit rechnen, daß die zukünftige Entwicklung vielleicht doch eine große Schwenkung nach dem Ursprünglichen zurückmachen könnte. Denn wie ein rother Faden zieht sich die symbolische Darstellungsweise durch die mit wissenschaftlichem Nachdruck beschleunigte Aufeinanderfolge der modernen Kurzschriftbildungen. Sie könnte als der allein gangbare Weg erscheinen, Charakter und Wesen der Stenographie in ihrer überlieferten Bedeutung zur Geltung zu bringen, wenn nicht die stenographische Wissenschaft der jüngsten Vergangenheit gekommen wäre und sich der Entwicklung und dem Fortschritte der Stenographie gegenüber als Lehrmeisterin aufgeworfen hätte. Dem Principe der sinnbildlichen Bezeichnung mißt sie nur einen praktischen Werth bei, während sie ihm jede wissenschaftliche Bedeutung abstreitet. Aber mit Unrecht. Und wenn es für die Theorie nur das Balkengerüst darstellt, welches die einander verbindenden Gedanken des Systembaues trägt, so ist es immerhin wichtig genug, um ihm neben der historischen Bedeutung auch einen wissenschaftlichen Werth zu sichern. Aber es ist noch mehr. Es bildet vor Allem die Seele der Praxis. Von ihm hängt die Leistungsfähigkeit der stenographischen Schrift zu einem erheblichen Theile ab; denn ohne dasselbe wird sie nicht über den Grad der Mittelmäßigkeit hinauszubringen sein. Das lehrt die Geschichte, das lehrt die Gegenwart, und das werden die zukünftigen Verhältnisse mit noch größerer Klarheit lehren. Der Symbolismus stellt also gewissermaßen die innere Verbindung her, diese beiden Factoren — Theorie und Praxis — mit einander zu vereinigen, sie sich gegenseitig ergänzen zu lassen. Und das ist jener hochwichtige Vorzug, der die Aufgaben der modernen Stenographie über den Gesichtspunkt des Einseitigen, Nivellirenden hinaushebt. Vielleicht bleibt diesem Vorzuge auch in der künftigen Entwicklung die theoretisch-wissenschaftliche Ueberlegenheit gesichert.

Eine geraume Zeit besaß der Symbolismus die Alleinherrschaft auf stenographischem Gebiete, bis sie ihm, wahrscheinlich infolge des Ansturmes des modernen Realismus, der in unserem Zeitalter des materiellen Strebens überall das Scepter schwingt, durch einen neuen stenographischen Geist streitig gemacht wurde. Dieser kam im Namen der Wissenschaft, im Triumphe des historischen, vorbildlichen Ueberwundenseins. Lediglich eines neuen Principes wegen hat er alle möglichen Thatsachen der Geschichtswissenschaft als Einlage gesetzt, doch nur auf des Glückes Gunst hin, das Spiel zu gewinnen. Aber dieser Einsatz wird völlig wett gemacht durch den Aufwand der propagandistischen Kräfte, welche zur Ergänzung der äußeren Erfolge geopfert werden. Allerdings konnte die Wissenschaft bisher die lachende Erbin nicht werden, weil der ihr zugeführte neutrale Boden nicht fruchtbar genug war, um der Praxis, der ersten und obersten Bedingung einer Stenographie, die erforderliche Nahrung zu ihrer Lebensfähigkeit zu bieten. Das war sozusagen der springende Grund der stenographischen Bewegung. Und so übte der wissenschaftliche Gedanke zugleich einen reformirenden, revolutionären Einfluß auf die Entwickelung aus; er machte die Stenographie nicht nur populär, sondern auch demokratisch — und brachte dadurch eine Spaltung in das Entwicklungsprincip hinein. Was aber ist dieser populäre Zug, dieses volksthümliche Element anders als das natürliche Beginnen, den Geist der stenographischen Bestrebungen mit dem Zeitgeiste auszusöhnen, welcher die Verallgemeinerungsidee gebar? Freilich wurden dadurch unaussöhnbare Gegensätze unvermeidlich, weil die praktischen Erfordernisse rein individueller Natur waren und noch sind, die sich nicht an feststehende Regeln einer nivellirenden Systematik ketten lassen. Die Wissenschaft dagegen holt ihre Beweise, ihre Thatsachen immer aus der Wirklichkeit, aus der Natur, aus dem Leben; sie darf daher ihre Systeme auch nicht auf den schwankenden Grund traditioneller Zufälligkeiten bauen, sondern auf die Basis selbstständiger Forschungsergebnisse, wenn sie originell, reformatorisch und bahnbrechend sein will. Und wie im Reiche des Geistes ein immer stärkerer realistischer Zug weht, so scheint er auch das stenographische Leben beeinflußt zu haben: an Stelle der sinnbildlichen Merkmale ist hier und da wieder das Greifbare, in selbstständigen Formen der buchstäblichen Bezeichnung Dargestellte getreten. Früher, als der Symbolismus noch unumschränktes Heimatsrecht besaß, beherrschte auch die Sprache noch völlig das wissenschaftliche Princip, heute beherrscht das wissenschaftliche Princip die Sprache.

Rein äußerlich betrachtet, finden wir also ein inniges Verhältniß zwischen Sprache und Schrift: jene stellt gewissermaßen das Seelische dar, diese das Leibhaftige, jene das Lebendige, diese das Todte. Ist doch auch ihr gemeinsamer Zweck der gleiche: die Verkörperung des Gedachten oder Gesprochenen; die Sprache auf dem Wege der lautlichen Mittheilung oder der hörbaren Aeußerung und die Schrift auf dem Wege der Verbildlichung

durch Zeichen oder Symbole. Aufgabe der Wissenschaft dürfte es daher wohl in erster Linie sein, Untersuchungen daraufhin anzustellen, wie beide ihrem Wesen nach einander näher zu bringen sein würden. Bisher war diese Verbindung doch nur eine bloße Berührung mit den Händen, die Herzen dagegen blieben sich noch fern. Diesem Erforderniß hat die Kurzschrift um so mehr Rechnung zu tragen, als sie einen Theil der sprachlichen Wesensbesonderheiten in sich vereinigt: weil sie Lautschrift sein soll. Sie hat demnach auch eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende Theorie nöthig, um sie den Lautgesetzen nicht nur gleichartig, sondern auch gleichwerthig zu machen. Diese Bedingung muß in den Vordergrund gestellt werden, weil die Stenographie nicht blos eine Schrift ist, die es mit den Lauteigenthümlichkeiten an sich zu thun hat, sondern eine Schrift, deren theoretisches Ziel auf möglichste Potenzirung der mechanischen Fertigkeit gerichtet sein muß. Wissenschaftlicher Hilfsmittel bedarf die Stenographie daher lediglich zur rationellen Eintheilung und Verwendung der vorhandenen Schriftelemente. Wenn sie sodann den Charakter einer praktischen Kunst annimmt, das heißt, wenn sie sich auf die individuelle Höhe derjenigen Leistungen, welche das Tempo des Sprechenden bedingt und bestimmt, aufschwingt, dann holt sie ihre Behelfe aus der Sprachwissenschaft, den Gesetzen der Grammatik und Logik. So ist eigentlich eine Stenographie, die dieser zwiespältigen Aufgabe genügen will, garnicht denkbar ohne Zuhilfenahme symbolischer Schriftmittel, welche zum sprachlich-sinnbildlichen Ausdruck dienen. Die Ignorirung derselben muß daher offenbar einen theoretischen oder praktischen Mangel in stenographischer Beziehung zur Folge haben. Demgegenüber will man nun zwar einen Ausgleich schaffen durch Ausgestaltung der Stenographie nach psychologischen und physiologischen Gesichtspunkten. Doch was haben diese mit ihrer Wesensbeschaffenheit, was mit ihrem Wesensinhalt zu thun? Psychologie und Physiologie können höchstens als Werthmesser dienen, um das Schriftbild nach lautlichen Gesichtspunkten rationell zu gestalten, auf Verwendung des Schriftmaterials können sie ebenso wenig Einfluß haben, wie auf den praktischen Werth der Schrift.

So ist das realistische Moment, welches seinen Ursprung angeblich im wissenschaftlichen Gedanken haben soll, namentlich in den Systemen der neueren Zeitperiode bestimmt und consequent hervorgetreten. Diese Schriften streben in erster Linie die Rückkehr zur buchstäblichen Wiedergabe der Sprachlaute an; doch sie verkörpern sie meist nicht nach ihrer Wesensbeschaffenheit, sondern höchstens nach ihrem äußeren Gegenseitigkeitsverhältniß. Und so ist es durch diesen Zug, der den rein-theoretischen Gesichtspunkt in den Vordergrund stellte, gekommen, daß die Theorie vor der Praxis die Oberhand gewann. Denn in diesen Systemen scheinen sich mehr oder weniger all' jene Bedingungen zu vereinigen, welche die moderne Kurzschrift ihrer vielfältigen Aufgabe zu erfüllen hat. Sie suchen sich dadurch

mehr den Forderungen anzupassen, welche die veränderten Culturformen an sie stellen. Und merkwürdig genug, je mehr sich diese Bedingungen erfüllen, desto mehr scheint sich die Kurzschrift ihrem Endziele zu nähern, Gemeingut aller Bedürftigen zu werden, um ihre hilfreiche Hand in allen schreibgeschäftlichen Erforderniſſen als allgemeines Verkehrsmittel bieten zu können. Mit dieser Zweckbestimmung sucht man einen Trumpf auszuspielen gegen die ursprüngliche Auffassung des stenographischen Wesens; der Nutzbarmachungsgedanke der Stenographie im Dienste der Allgemeinheit soll ihre vorbildliche Bedeutung als Redezeichenkunst aufwiegen. Aber das Gleichgewicht ist freilich noch nicht gewonnen; die moderne Wissenschaft bemüht sich zwar eifrig, die höchsten Werthe ihrer Ergebnisse in die eine Wagschale zu legen, aber sie kann sie nicht zum Sinken bringen, weil tausend solcher Werthe nicht mehr als einer einzigen praktischen Leistung gleichen.

Uebrigens scheint es nach den gegenwärtigen Erfahrungen, als ob in dieser veränderten Auffassung der Schwerpunkt der stenographischen Entwickelung läge. Also steht das Wesen der Stenographie in innigem Zusammenhange mit der Richtung des Zeitgeistes. Nicht der Einfluß eines bloßen Zufalles ist daher auf den Fortschritt auf stenographischem Gebiete jemals bestimmend gewesen, sondern er hat sich ganz nach den Conjuncturen der Verhältnisse vollzogen, welche in der Entwickelung des gesammten Culturlebens officiell hervortraten. Der ungeheure Aufschwung des geistigen Lebens ist die Quelle, welcher der Gedanke der stenographischen Verallgemeinerung entsprungen ist — das Bedürfniß die Mutter, welche das Princip einer neuen, populären Theorie der Kurzschrift gebar.

* * *

Verfolgen wir nun den Ideengang der modernen Kurzschrifterfinder, da finden wir gleichermaßen, daß sie in ihrem Schaffen vom Geiste der Zeit geleitet wurden. Den Blick auf das vergangene Culturleben, in dem die historische Entwickelung der Stenographie wie ein rother Faden hervortritt, gerichtet, konnten sie naturgemäß nicht die weite Zukunft erspähen, die ihren Erfindungen eine ungeahnte Bedeutung bringen sollte. Sie schufen daher zunächst wohl Werke für das Bedürfniß ihrer Zeit, aber dennoch Werke, die ihre Erfinder weit überlebten. Wie überall aus dem Veralteten neues Leben blüht, so waren auch die stenographischen Schöpfungen nicht vergänglicher Natur, sondern haben mit der Wende einer jeden neu heranbrechenden Periode ihre Entwickelungsfähigkeit bewiesen. So strebte Gabelsberger, dessen genialer Auffassung vom Wesen der Stenographie die historische Bedeutung zu Grunde lag, nach dem Höhepunkte der stenographischen Leistungsfähigkeit, dem Gipfel der schriftlichen Kürze, denn er wollte das ihm vorschwebende Ideal durch den Kürzungsgedanken seiner Schrift erreichen. Wenn ihm dieserhalb der

Vorwurf gemacht wird, er sei zu sprunghaft über die theoretischen Unebenheiten seines Systems hinweggegangen, um nur dem äußersten Ziele der praktischen Vollkommenheit näher zu kommen, so verkennt man den Endzweck seiner Erfindung, der zunächst nur für die höchste Potenz der schriftlichen Darstellung berechnet war. Und wenn man heute ferner auf die historische Thatsache sich beruft, er habe den bestimmten, gleichmäßigen, mehr gemessenen Gang des Systematischen, der streng logischen Lehre vernachlässigt, so liegt darin im Grunde genommen gar kein Vorwurf, sondern eher ein unbewußt ausgesprochenes Lob, das einmal sein Erfindungstalent und zum anderen seine höhere Absicht, ein künstlerisch-praktischen Zwecken dienendes Kurzschriftsystem zu schaffen, unumwunden anerkennt. Dieses Zugeständniß von Freund und Feind, von eigener Anhängerschaft und Epigonenthum, das zugleich die beste Quittung über die historische Unanfechtbarkeit seiner Kurzschriftidee ist, wird in der künftigen Entwickelung der stenographischen Bestrebungen schwer in's Gewicht fallen. Der Hochbau seines Kunstwerkes bedurfte einer breiteren Grundlage, auf der alle theoretischen Einzelheiten bis zum letzten Gliede des Regelwerkes sich nothwendig ergänzen konnten. Wenn der kühne Erfindungsgeist die innere Gesetzesmäßigkeit verwarf, um den Flug in's Weite, nach dem Endziele seiner Erfindung zu wagen, so geht auch daraus hervor, wie sehr er den kleinlichen, beengenden Rücksichten abhold gewesen ist. Er stellte eben das Moment der freien Beherrschung über das Gesetz einer verallgemeinernden Systematik, den idealen Gedanken über das wissenschaftliche, sorgfältig abwägende Princip. Er löste den Geist aus den Banden beengender Aeußerlichkeiten und machte ihn zum freien Beherrscher der lebendigen Phantasie. Und so hat er in seiner Redezeichenkunst ein Werk geschaffen, das nicht nur bahnbrechend, originell, gedankenreich und kunstvoll ist, sondern das zugleich auch jene Entwicklungsfähigkeit besitzt, die ihm vermöge der praktischen Zweckmäßigkeit seine historische Bedeutung zu allen Zeiten sichern wird, ein Originalwerk, das, auf einer breitangelegten Grundlage beruhend, der bedürfnißmäßigen Entwickelung jederzeit den weitesten Spielraum gewähren wird. Gabelsberger war eben durch und durch ein schöpferisches Genie, das sich nicht an engherzige Gesetze, an kleinliche Formeln und feste Regeln gewöhnt und bindet. Freiheit und Ungebundenheit, Lebendigkeit und organische Verbindungsfähigkeit, wie sie dem Wesen der Sprache eigen sind, das waren die Leitmotive seines Schaffens, die Grundgedanken seiner Theorie; — so entsprachen aber auch die praktischen Gesichtspunkte dem Zwecke und Ziele seiner ruhmreichen Erfindung. Freilich — er war kein Systematiker. Seine Arbeit gleicht der eines erfinderischen Geistes, nicht der eines ordnenden, sichtenden Gelehrten. Er war nur Meister seiner Kunst, aber kein handwerksmäßiger Dilettant. Seinem Wirken und Werke ist ein eigenartiger Reiz der Originalität eigen, der sein Schriftsystem belebt mit idealistischen Gedanken.

Doch kein Jahrzehnt geht in's Land. An seiner Stelle machen sich tüchtige, eifrige Theoretiker an's Werk. Ehrliche und unehrliche Naturen, eigensüchtige Reformer und selbstlose Forscher, Epigonen und ehrwürdige Vertreter, anmaßende Erfinder und aufopferungsfreudige selbstlose Förderer bemühen sich weiter zu schaffen, wo er aufgehört hatte. Angeblich arbeiten sie wohl Alle im Namen der Wissenschaft. Dem stenographischen Idealismus machen sie das Feld streitig, um eine neue Richtung in die Wege zu leiten, die jene ablösen, überflügeln sollte. Damit hat sich in der Entwickelung der Stenographie eine Wandlung vollzogen, welche auf die stenographischen Gesammtverhältnisse von so außerordentlich starkem und nachhaltigem Einfluß gewesen ist, daß der durch sie hervorgerufene Zug der Popularisirung namentlich in Zukunft mächtig in die Erscheinung treten wird. Nicht blos den Uebergang aus der einen in die andere Epoche bedeutet sie, sondern sie charakterisirt auch die Wende eines neuen Zeitalters in der Geschichte der Stenographie. Bis dahin trat eigentlich nur das theoretisch-reformirende Moment hervor, dann aber begann das demokratisch-popularisirende die stenographischen Bestrebungen zu beherrschen. Und so verhalf sie der Erkenntniß zum Durchbruch, daß ein breit angelegter Entwickelungspfad der Verallgemeinerung eine aussichtsvolle Perspective eröffnen müsse. Aber wohin führen gewöhnlich die mit wissenschaftlichen Argumenten gepflasterten Wege? Die Beispiele der letzten Vergangenheit haben uns freilich mit wenigen Ausnahmen gezeigt, daß sie hinüber in das Gebiet des todten Formalismus leiten, dem man durch einen theoretischen Aufputz einen glanzvollen Anstrich zu geben sich bemüht. Und dieses bewußte Hineingerathen in systematische Gesetzmäßigkeiten hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, daß man das Vorbildliche aus den Augen verlor. So suchte man das Ideale, Vollkommene nicht mehr in der Höhe stenographischer Leistungen, nicht in der Erreichung der höchsten Potenz durch die Schrift an sich, sondern auf den ebenen Wegen einer regelrechten, bestimmten, wissenschaftlichen Theorie. Und so kam es, daß sich eine neue, die Weiterentwickelung Gabelsberger'scher Ideen in verallgemeinerndem Sinne anstrebende Richtung bildete, die namentlich in Stolze, Schrey und Velten, welche neuerdings ihre stenographischen Bestrebungen durch Schaffung eines Einigungssystems in gemeinsame Bahnen lenkten, ihre Vertreter gefunden hat.

Historisch besitzen diese beiden Hauptrichtungen das Vorrecht: sie sind die eigentlichen Träger des stenographischen Gedankens, den sie durch das von ihnen vertretene symbolische Princip in vollkommener Weise verkörpern. Sie haben zwar nicht das ausschließliche Bürgerrecht zu behaupten vermocht, aber sie genießen doch wenigstens eine propagandistische Macht, die ihnen in absehbarer Zukunft die ausschließliche Herrschaft sichern wird. Dann haben sie aber auch schon um deswillen Anspruch auf einen gewissen Vorrang, weil in ihnen jene Bedingungen sich vereinigen, denen eine

brauchbare und vollkommene Kurzschrift in sprachlicher und graphischer Hinsicht entsprechen muß. Diese Bedingungen freilich wurden stets nach eigenem, subjectivem Maßstabe gemessen, sodaß sich neue, beständig entgegengesetzte Gedanken Bahn zu brechen versuchten. Reformer kamen, die auf diametraler Grundlage stenographische Systeme schufen, um damit angeblich die Forderungen der gleichartigen und gleichwerthigen Darstellung der Sprache durch die Schrift auf den Schild zu erheben. Sie haben das symbolische Princip über Bord geworfen, damit sie den Gedanken der buchstäblichen Schreibung verwirklichen konnten. Das ist jedoch an sich kein Vorzug der stenographischen Wissenschaft, die sich gern mit dieser Idee brüstet; denn im Grunde genommen ist es nur die Rückkehr zur historischen Schrift. Von diesem Gesichtspunkte aus gleicht daher die stenographische Wissenschaft einer Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Aber so sehr man sich auch bemüht, die Blößen der Unzulänglichkeit hinter dem Gewande der äußeren stenographischen Form zu verbergen, so ist darin dennoch kein Fortschritt im Geiste der Stenographie zu erblicken. In diesen Systemen besitzen wir also wieder eine Buchstabenschrift mit stenographischem Gepräge. Doch ihr Wesen hat sich der Seele der Stenographie entfremdet. Leopold Arends, der ehrlich-schaffende, wahrheitsuchende Forscher stenographischer Wissenschaft, ist ihr Urheber. Seine Gedanken sind von dem neuerungssüchtigen, aber dennoch praktischen, über stenographische Theorie mehr prosaisch, als wissenschaftlich denkenden Meister Roller in eine neue Form gegossen worden, die er in der Enge seines eigenen, subjectiven Erfahrungskreises schuf. Aber die Form war nicht echt, sie besaß nicht die Festigkeit der durchprägten Originalität. Im Feuer der Praxis war sie widerstandsunfähig, — dort zerbrach sie. Und wie die Form zersprang im prüfenden Processe der praktischen Anwendung, so zerfloß der Inhalt unter dem Gesichtspunkte der objectiven Wissenschaftlichkeit. Man rühmt wohl die Vortrefflichkeit der Weiterentwickelung, aber von Arends'schem Geiste ist darin herzlich wenig zu verspüren. Seine Grundidee, ein Aequivalent der Sprache oder — wie Arends selbst sagt — ein Gedanken-Daguerreotyp durch sein Schriftsystem zu schaffen, ist durch den Einfluß seiner rein-subjectiven Auffassung, durch den Reiz einer vorherrschenden und das historische Princip ignorirenden Popularisirungsmethode unterdrückt worden. Und obendrein haben die wichtigsten Momente der Lautphysiologie, die man im letzten Falle so gern als rettende Gesichtspunkte auszuforderm pflegt, eine unzweckmäßige Verwendung gefunden.

Da gelangt eine entgegengesetzte Erkenntniß zum Durchbruch. Die stenographische Wissenschaft opfert ihr historisches Erbe einem keimenden Gedanken zu Liebe und wird — revolutionär. Sie hebt die bestehenden Grundsätze auf und sucht einen festeren, neutralen, vielleicht auch freieren Boden zu gewinnen dadurch, daß sie eine absolute Umkehrung des Zeichen-

materials der stenographischen Schrift vornimmt. Doch nicht etwa um ihrer selbst willen, sondern um vor allen Dingen der Stenographie eine größere, erweiterte und zugleich fruchtbarere Entwickelungssphäre zu erschließen. Allein — und das wurde und wird noch jetzt am wenigsten beachtet — das Wachsthum der Stenographie ist noch von anderen, höheren Bedingungen abhängig. Wenn die Praxis ihre gerechten Forderungen stellt, geht dieser jungen, tradition-entsagenden Wissenschaft mitsammt ihrer jungfräulichen Theorie der künstlich erzeugte Boden unter den Füßen verloren, die Grundlagen werden schwankend, und der Bau, den sie errichtet, gleicht einem Luftschloß. Ihre Erfinder, die Brüder von Kunowski und die mit ihnen sympathisirende Vertreterschaar streben zwar mit dem selbstlosen Aufwande der sonst überzeugenden Forschungsresultate ihrer wissenschaftlichen Arbeiten darnach, den stenographischen Gedanken der buchstäblichen Schreibung mit der modernen Wissenschaft auszusöhnen, aber ihre Schrift geht dadurch der Haupterfordernisse, der stenographischen Kürze und Leistungsfähigkeit, verlustig. Da hat die Stenographie aufgehört praktisch zu sein und kehrt nun, von der geraden Entwickelungslinie abschwenkend, in die beengenden Schranken theoretisch-wissenschaftlicher Erwägungen zurück ohne weiteren, freien Ausblick.

Hier trennen sich die beiden, schäumend und brausend durch das stenographische Gebiet dahinfluthenden Hauptströmungen: die Richtung der vocal-symbolisirenden und die der vocal-schreibenden Systeme. Jede hat ihren eigenen, besonderen, bestimmten Lauf. Darum stören sie einander auch nicht wesentlich. Zuweilen hat es sich sogar ereignet, daß ihre Gewässer sich in einem Flußbett zusammengefunden haben. Kleine, unscheinbare Abzweigungen vereinigten sich. Meistens freilich war die Mischung eine ungesunde, unverträgliche. Nur hier und da, wo die Elemente gegenseitig in sich aufgingen, gleichsam, als wären sie aus einem Stück, um wieder zu einem Ganzen, Einheitlichen vereinigt zu werden, ohne die Charaktervorzüge der Stenographie zu beeinträchtigen, da hat dieser Zug des Verbindenden sein besseres Vorrecht behauptet. Namentlich tritt er in den Kurzschriften von Faulmann und Dr. Brauns und der jüngeren Phonostenographie hervor, welch' letztere das Gewand Stolze-Gabelsberger'scher Systembesonderheit trägt. Doch das sind nur Aussöhnungsversuche, welche als vermittelnde Factoren erscheinen. Sie zeigen die Möglichkeit einer Uebergangsbrücke, welche aus dem einen Lande der Anschauungen und Gegensätze in's andere führen soll. Und wenn sie so, das Trennende ausgleichend, einen Steg errichten über den breiten Strom der Gegentendenzen: — — vielleicht wagen es doch Diese oder Jene, von dem einen Ufer an's andere hinüber zu gelangen. Gar zu leicht ist das ihnen freilich nicht gemacht. Ein schmaler Pfad über den schäumenden Gewässern der Gegensätze — und wer sich nicht auf die feinen Balancirkünste der stenographischen Politik versteht, wie leicht läuft er nicht Gefahr, sich in das Durch-

einander der Wellen zu begeben. Wohin diese Strömungen ihren Weg nehmen, wissen die Wenigsten. Kein Leuchtthurm, kein Wegweiser zeigt ihn an. Nur der Zug der Zeit lehrt die Richtung, und die, so ihn fühlen und verstehen, folgen ihm nach. Im Buch der Vergangenheit ziehen wir Vergleiche, räthselhafte und doch prophetische, hoffnungsberechtigende Vergleiche mit dem Geschehenden. Aber merkwürdig: das Resultat ist nichts Bestimmtes, nichts Einheitliches, in Contrasten und Gegensätzen löst sich das glänzende Hoffnungsbild der Zukunft auf, und Jeder jagt vielleicht mehr einem Phantom als einem Ideal nach, in dessen wirklicher, praktischer Nützlichkeit Jeder eine Befriedigung seines Strebens sucht. Je weiter wir aber den Blick vorwärts, der geraden Entwicklungslinie entlang in's ungewisse Land der Zukunft schweifen lassen, desto mehr neigt die Annahme der Wirklichkeit zu, daß alle Strömungen sich am Ende doch weit genähert haben und noch weiter zusammengehen werden. Ganz anders in den ersten Phasen der modernen Geschichte, wo die gewaltigen Ausbiegungen in der Entwicklungslinie schärfer hervortreten, ihre Tendenz, ihr Wesen und ihren historischen Lauf kennzeichnend und beeinflussend. Jetzt scheint nun die Entwickelung der Stenographie an einem Wendepunkt sich zu befinden. Und nicht minder deutlich tragen auch die letzten Epochen der Stenographiegeschichte ihre eigene, durch den Grundzug der culturellen Strömungen gefärbte Charakteristik. Der Glanz des gegenwärtigen Jahrhunderts hat seinen hellen Widerschein in's Land der modernen Kurzschrift geworfen, den Ideenreichthum ihrer großen Meister beleuchtend. Woher bekam denn die Stenographie ihre Ausbreitungsfähigkeit? Woher sog sie die Nahrung zu solchem Wachsthum? Der Geist der Zeit ebnete der stenographischen Entwickelung selbst die ruhmreichen Bahnen, eben weil er identisch ist mit dem stenographischen Zeitgeist.





Moderne Erziehung.

Von

Margherita Traube-Mengarini.

— Rom. —

I.

Eine vergleichende Betrachtung der Kindererziehung in den verschiedenen Perioden der Geschichte würde eine gute Erläuterung dessen abgeben, was man „Zeitgeist“ nennt. Eine solche Betrachtung ist wichtig für die Erkenntniß unserer Denkweise, unserer Bestrebungen und unserer Ziele.

Seit Rousseau ist eine Art von Erziehungswuth Mode geworden, deren hervorstechendster Zug in dem Zwange, fast möchte ich sagen, der unaufhörlichen Verfolgung besteht, mit der man die Kinder peinigt, indem man sie kaum noch irgend Etwas aus eigener Initiative thun läßt. Rousseau sagte: „sitôt qu'il naît, emparez-vous de lui et ne le quittez plus qu'il ne soit homme; vous ne réussirez jamais sans cela.“ Unsere heutige Erziehungswuth unterscheidet sich zwar beträchtlich von derjenigen Rousseaus, ist aber darum nicht weniger arg. Moralisch sind wir ihm insofern überlegen, als wir uns nicht mehr gestatten, um das Kind vollkommen zu machen, ihm so viele Fallen zu stellen, wie er für nöthig hielt. Aber andererseits quälte Rousseau die Kinder doch viel weniger als wir, weil — sprechen wir es nur aus, wenn es auch nicht schön klingt, — zu seiner Zeit die Kinder nicht so viel kosteten wie heute. Uns kosten sie zu viel in körperlicher, moralischer und wirthschaftlicher Hinsicht. Wir sorgen uns fortdauernd um ihre Erziehung, um ihr Wohlergehen, wir betrachten sie als höchst zerbrechliche Kostbarkeiten, wir halten sie nicht für etwas zu uns Gehöriges, sondern für eine Art von Wunder in Menschengestalt. Das Alles sind offenbare Anzeichen des allgemeinen Verfalles, die in directer Beziehung zu der Abnahme der Geburten stehen. —

Wenn man bedenkt, daß die Kinder den zahlreicheren und zugleich den conservativeren Theil des Menschengeschlechts bilden — denn ihr Wesen erhält sich so gut wie unverändert im Laufe der Geschichte der Völker, und die Verschiedenheiten der Rassen und Nationalitäten sind bei ihnen geringer als bei den Erwachsenen — so sollte man glauben, daß die Kinder keiner besonderen Fürsorge bedürften. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Die besondere Fürsorge beginnt gleich bei ihrer Geburt.

II.

Daß die Kinder heutzutage mehr kosten, als sie natürlicher und vernünftiger Weise kosten sollten, läßt sich unschwer beweisen. Sie kosten so viel, daß man sogar Bedenken trägt, sie in die Welt zu setzen. Die Abnahme der Geburten in Frankreich z. B. wird trotz seines Reichthums von Vielen lediglich auf wirthschaftliche Rücksichten zurückgeführt. Doch ist dies weder der einzige Uebelstand, noch die einzige Ursache, aus der der Rückgang der Geburtsziffer in einer degenerirenden Nation zu erklären ist. Statt sich zur Unzeit auf Malthus zu berufen, sollte man lieber diese schwierige Frage von psychischen und physiologischen Gesichtspunkten aus gründlich untersuchen. In Nord-Amerika beispielsweise wird die Emancipation der Frau als Grund für die Abnahme der Geburten angegeben.

In England vermehrt sich die Bevölkerung allerdings zur Zeit noch im Ueberfluß; dagegen ist dort bereits der Gebrauch eingerissen, die Frau während der Entbindung zu chloroformiren. Dieser Gebrauch hat eine so starke Tendenz, sich zu verallgemeinern, daß sogar schon gewisse werthvolle Schafe bei der entsprechenden Gelegenheit ebenfalls chloroformirt werden. Der Grund ist darin zu finden, daß durch übertriebene Verfeinerung bei den Culturmenschen und ebenso durch übertriebene Zuchtwahl bei den Thieren die Widerstandsfähigkeit gegen Schmerz herabgesetzt oder die Empfindlichkeit für Schmerz gesteigert wird — was praktisch auf dasselbe hinauskommt.

Nach der Geburt entsteht sofort eine neue Schwierigkeit: das Nähren. Die Milch der Städterinnen ist unzureichend, sowohl in den bürgerlichen wie in den arbeitenden Klassen, unzureichend an Qualität und häufig auch an Quantität. Das gebräuchlichste Auskunftsmittel ist die Amme vom Lande. Diese Lösung der Frage, die von Rousseau und den modernen Philanthropen so eifrig bekämpft wird, ist immerhin noch die beste. Trotz seiner argen Schattenseiten verschafft das Ammenwesen den Säuglingen in der Stadt ein größeres Wohlbefinden und ist zugleich der Landbevölkerung selber von Vortheil*).

*) Zum besseren Verständniß für deutsche Leser sei darauf hingewiesen, daß in Italien die Ammen meist aus den anständigsten Bauernfamilien stammen und verheirathete Frauen sind. Sie müssen Alle jung, schön und kerngesund sein und werden demgemäß auch gut bezahlt. Die Ammenzeit dauert mindestens ein volles Jahr, manchmal werden

Ich habe in dieser Richtung Nachforschungen angestellt und gefunden, daß in Dörfern, in denen das Ammenthum eine einträgliche Industrie bildet, die Wohlhabenheit der Bevölkerung größer ist als in benachbarten Dörfern, denen dieser Erwerbszweig fehlt. In der Umgebung von Rom sind die Ammendörfer zugleich diejenigen, aus denen sich die Künstlermodelle recrutiren. Das beweist, daß, obwohl das Ammenwesen schon lange eingewurzelt ist, die Rasse doch nicht darunter gelitten hat, und daß die Kinder derjenigen Frauen, die sich als Ammen verdingen, auch besser gehalten werden als in den Nachbardörfern. Immerhin wird der Ersatz der Mutter durch die Amme stets auf enge Kreise beschränkt bleiben. Die große Mehrzahl der Städterinnen muß vielmehr auf andere Auskunftsmittel bedacht sein und entweder Specifica zur Vermehrung und Verbesserung der eigenen Milch, oder Ersatz der Muttermilch durch mehr oder weniger geeignete Surrogate zu finden suchen. Das Endresultat aller solcher Versuche äußert sich, ganz abgesehen von der gesteigerten Besorgniß und Mühe, die sich die Mütter dadurch machen, bei den Kindern in Darmkatarrhen, Leibschmerzen und all den Medicamenten, die sie im ersten Lebensjahr zu schlucken bekommen und durch die sie für immer schwächlich werden.

Zugleich mit der gesteigerten Empfindlichkeit für körperlichen Schmerz nimmt auch die psychische Empfindlichkeit zu. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur den Schmerz einer Bäuerin oder einer jungen kräftigen Frau beim Verluste ihres Kindes mit dem sehr viel maßloseren Schmerze zu vergleichen, dem eine Städterin, das heißt eine schwächliche und meist weniger junge Mutter, fast erliegt; denn in unseren Tagen wird es ja in der Stadt immer gebräuchlicher, daß Ehen zwischen Leuten geschlossen werden, die über die erste Jugend hinaus sind. Die kraftloseren Eltern haben auch kraftlosere Kinder, und zwar nicht nur vermöge der Degeneration der Rasse, sondern auch in Folge der Fortschritte der Heilwissenschaften, durch die es heute gelingt, Kinder am Leben zu erhalten, die schon in den ersten Lebensjahren hätten zu Grunde gehen müssen.

Die moderne Erziehung ist die Frucht dieser übertriebenen Liebe und dieser ängstlichen Sorge für die Kinder, die immer mehr um sich greift, je mehr die Zahl der Geburten abnimmt und die Verschlechterung der Rasse fortschreitet.

III.

Zum Glück giebt es eine Erziehungsfrage einzig und allein in der Stadt. Die Bauern haben bis heute die ursprüngliche Erziehungsmethode beibehalten, die so alt ist wie das Menschengeschlecht; ihre Affecte haben

---

die Kinder bis zum vollendeten zweiten Jahre genährt. Es ist die Regel, daß die Amme beim Abgang ein Geldgeschenk von mindestens 150 Lire und eine vollständige Aussteuer an Wäsche und Kleidungsstücken erhält; wenn diese Frauen aus ihrem zweiten Ammendienst heimkehren, können sie sich häufig schon ein Häuschen kaufen. — Anm. d. Uebers.

keinerlei Veränderungen erlitten, so weit wir die Geschichte der menschlichen Leidenschaften zu überblicken vermögen. Ihren Kindern geht es gut, wo sie gut zu essen bekommen, und schlecht, wo sie schmale Kost haben. Hoffentlich wird ihnen der Schulzwang so zuträglich sein wie in den Ländern, wo die Bauern die Bibel und andere nützliche und lehrreiche Bücher lesen*). Die körperliche Erziehung auf dem Lande ist nicht minder einfach. Die Bauernjungen verstehen es auf das Vorzüglichste, sie sich selber zu verschaffen, ohne Lehrmeister und ohne Tennis und Cricket. Sie sind noch nicht degenerirt und wissen daher weit besser als wir, was ihnen wirklich gut ist. Der Bauer fühlt instinctiv, daß für ihn Kraft und Umsicht viel wichtiger sind als Behendigkeit und Disciplin, die mit an unserer Nervosität schuld sind. Wer jemals geturnt oder exercirt hat, wird sich erinnern, welche angespannte Willenskraft und Aufmerksamkeit erforderlich ist, um das Commando prompt auszuführen. Dies mögen kostbare Eigenschaften für den Soldaten in Reih und Glied sein, aber es ist fraglich, ob sie für den Einzelnen, der in ländlicher Freiheit lebt, ebenso werthvoll sind.

Daß der Bauer sich nicht beeilt, ist ihm zu seiner Selbsterhaltung nöthig. Ich erinnere mich, daß mich eines Tages ein deutscher Physiologe fragte, wie es nur möglich wäre, daß der italienische Bauer so viel Polenta verdauen könnte; meine Antwort war: „weil er ordentlich kaut.“ Wer jemals einen Bauern beim Essen beobachtet hat, wird mir Recht geben. Er wälzt einen Bissen so lange im Munde herum, ehe er ihn hinunterschluckt, daß ein Städter in derselben Zeit ein ganzes Gericht verzehrt hat. Mit der Fähigkeit zu kauen geht dem Städter gleichzeitig die normale Verdauung verloren.

IV.

Stadtkinder haben wirklich ein Anrecht auf das allgemeine Mitgefühl. Wenn die Kinder glücklich über die ersten Lebensjahre hinweggebracht sind, wenn sie, mit Leberthran und Eisen gepäppelt, anfangen sollen etwas zu lernen, kommen sie in vielen Fällen zuerst in den Kindergarten. Wäre darunter ein wirklicher Garten zu verstehen, in welchem sie Alles thun könnten, was sie wollten, nur sich nicht den Hals brechen, so wäre er in der That eine vortreffliche Einrichtung für alle Mütter, die auf Arbeit gehen. Statt dessen ist der Kindergarten eine Einrichtung, die nur dazu da ist, der Individualität Zaum und Zügel anzulegen, die Initiative einzudämmen und der kindlichen Phantasie die Flügel zu beschneiden.

*) Es mag daran erinnert werden, daß es in Italien bis jetzt noch besonders viele Analphabeten giebt, und daß diejenigen Bauern, die des Lesens kundig sind, sehr selten wirklich gute Bücher in die Hände bekommen, besonders da das Lesen der Bibel bekanntlich von der katholischen Kirche verboten ist. — Anm. d. Uebers.

Um einen Begriff von dem Fröbel'schen System zu bekommen, genügt es, einen Blick in das Inhaltsverzeichniß eines der vielen Handbücher zu werfen, in denen seine Methode gelehrt oder erläutert wird:

Die Kugel als Mittel zur Erziehung der Sinne.
Die Kugel als Mittel zur geistigen Erziehung.
Die Kugel als Mittel zur moralischen Erziehung.

Das erste Spielzeug, das Fröbel dem Kinde bietet, ist der Ball. Er soll an geeigneter Stelle über der Wiege des Kindes aufgehängt werden, um ihm gleichsam geistige Nahrung zu geben. Sobald sich die geistigen Kräfte im Kinde zu regen beginnen, soll auch schon seine Erziehung einsetzen, und von da an darf es auch nicht mehr einen einzigen Augenblick unbeschäftigt bleiben.

Wenn der Zahnwechsel beginnt, sind die Kinder bereits eingeschult. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß ein mittelmäßig begabter Knabe, der zu Hause unterrichtet wird und täglich eine Unterrichtsstunde hat, bequem in zwei Jahren dasselbe erreichen kann, was die große Mehrzahl bei täglich vier Schulstunden in fünf Jahren leistet.

In diesen fünf Jahren geschieht von Seiten der Lehrer Alles, was möglich ist, um dem Kinde seine natürliche Heiterkeit und seinen kindlichen Frohsinn zu rauben; gleichzeitig wird durch den ungesunden Aufenthalt in der verbrauchten Luft der Schulstube seiner Constitution der erste Stoß versetzt. So vorbereitet kommt der Unglückliche auf das Gymnasium, wo ein dichtes Netz theoretischer und praktischer Kenntnisse über sein unschuldsvolles Haupt ausgespannt wird*).

Wie viel auch an dem Lehrplan der höheren Schulen herumgeändert und verbessert worden ist, wird es doch niemals ein logisches Ganze werden können. Der Fehler liegt in seinem Ursprung, in der Ungleichheit der Unterrichtsmethoden in den verschiedenen Lehrgegenständen, in dem Vorurtheil, daß der Gymnasialunterricht ein lückenloses Bild aller wissenschaftlichen Richtungen unseres Jahrhunderts bieten müsse.

Der erste und wichtigste Unterrichtszweig sind die klassischen Sprachen; so wie sie heute gelehrt werden, sind sie ein Erbtheil der wissenschaftlichen Richtung, die in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Mode war. Damals schuf Bopp die vergleichende Sprachforschung und begründete damit einen der edelsten Zweige der Wissenschaft. Die Pädogogik, deren

*) Wie man sieht, ist die Eintheilung in Elementar- und höhere Schulen in Italien etwas anders als bei uns. — Wo im Folgenden von Knaben allein die Rede ist, halte man sich gegenwärtig, daß in Rom kleine Mädchen mit den Knaben zusammen in den gleichen Gymnasialklassen sitzen. Dies geht vorzüglich, ohne jegliche Störung oder moralischen Schaden. In einer Klasse von etwa 30 Knaben und 5 Mädchen befand sich z. B. im Jahre 1897 ein Mädchen unter den wenigen Schülern, die ohne Examen versetzt wurden. — Auch die Universitäten stehen in Italien den Mädchen ohne weitere Formalitäten für Studium und Examina offen. — Anm. d. Uebers.

einzige Grundlage in Deutschland damals die Philologie war, bemächtigte sich ihrer für den Lehrplan der Gymnasien: durch die „vergleichende griechische Grammatik" von Curtius ist in Europa der Unterricht in den klassischen Sprachen in einer Weise untergraben worden, die vielleicht gar nicht wieder gut zu machen ist.

Heutzutage lernen die Knaben das lateinische A B C, das sie nicht kennen, durch den Vergleich mit dem Sanskritalphabet, welches sie nie kennen lernen werden. Auf diese Weise nehmen sie die ganze Grammatik durch, und am Ende haben sie Alles vergessen, weil ihnen die natürliche Grundlage alles Wissens, die einzig wahre Mnemotechnik fehlt: Vorstellungen, die deswegen bleibende Eindrücke im kindlichen Gehirn hinterlassen, weil sie auf die Einbildungskraft wirken. Ich kenne einen Professor, der das Erlernen einer jeden Sprache damit zu beginnen vorschlägt, daß man ausschließlich und immer wieder einige der schönsten Capitel aus der Bibel liest. Diese Methode, dem Gehirn eine Materie gleichsam einzumeißeln, wie man Buchstaben in den Felsen meißelt, hat den Vortheil, daß die Regeln, die man aus dem Zusammenhang des Satzes lernt, nicht wieder vergessen werden. Die heute in dem Unterricht der klassischen Sprachen herrschende Methode ist in die Schulen nicht aus pädagogischen Rücksichten eingeführt worden, sondern nur aus Vorliebe für einen modernen Zweig der Wissenschaft. Gewiß ist die vergleichende Sprachforschung etwas Herrliches, aber man hat sie falsch und am unrechten Orte angewendet.

Auch der Unterricht in den Naturwissenschaften ist eine Frucht der jüngsten wissenschaftlichen Mode und entspricht noch weniger als die vergleichende Sprachforschung den gesunden Grundsätzen der Pädagogik. Wie muß es in dem Kopfe des armen kleinen Jungen aussehen, der gleichzeitig Lautphysiologie und astronomische Ortsbestimmungen treiben und physikalischen und chemischen Experimenten beiwohnen muß, nachdem er sich eben den Kopf mit klassischer Lectüre vollgepfropft hat? Diese Art des Unterrichts raubt dem Knaben die Fähigkeit, mit naiver Bewunderung den Naturerscheinungen entgegenzutreten, die ihm in einem Alter erklärt und zergliedert worden sind, in dem er sie weder erfassen noch verarbeiten kann. Statt seine Beobachtungsgabe zu wecken, stumpfen wir sie künstlich ab. Schließlich sieht der Knabe den Experimenten wieder und mit immer wieder müden Augen zu, und statt daß er neue Anregungen erhält, bleiben ihm Erinnerungen an zwar gesehene, aber nicht verstandene Thatsachen, wahre Hühneraugen im Gehirn, welche ihn stumpf gegen neue Eindrücke machen.

Gerade so, wie wir uns hüten, die Sinne des Kindes zu erregen, sollten wir uns hüten, sein Gehirn mit Dingen anzufüllen, für die es noch nicht reif ist.

Die experimentellen Wissenschaften sind in den Lehrplan des Gymnasiums deshalb eingeführt worden, weil wir eine Vorliebe dafür haben, und ebenso haben wir die beschreibenden Naturwissenschaften vernachlässigt, weil sie uns heute weniger interessiren. Und doch sind gerade

die beschreibenden Naturwissenschaften besonders geeignet, die jugendlichen Köpfe zur Beobachtung anzuleiten und die Knaben zur Ordnung und Methode anzuhalten.

Im Geschichtsunterricht tritt derselbe Uebelstand zu Tage, nämlich, daß wir unsere Leidenschaften in die Schule hineintragen. Der Sinn für Geschichte geht immer mehr verloren, und es wächst die Unehrerbietigkeit gegen vergangene Generationen. Unsere übertriebene Selbstschätzung und der immer mehr um sich greifende Chauvinismus veranlaßt uns, unseren Söhnen die moderne Geschichte früher als alles Andere zu lehren, um ihnen eine Grundlage für die patriotische Bewunderung unserer Vorfahren zu geben. Denken wir an unsere eigene Kindheit zurück, so müssen wir gestehen, daß die Thaten des Herkules und die Kreuzzüge viel sympathischer und viel leichter zu verstehen waren, als die moderne politische Geschichte. Wie können die Kinder sich über die Bedeutung der heutigen Vorgänge Rechenschaft geben, wenn sie von der Vergangenheit nichts wissen? Wie können die Knaben die Anderen gerecht beurtheilen, wenn man so früh ihre Eigenliebe weckt und ihnen sagt, daß ihr Volk die größte Nation sei, die allen anderen stets überlegen war und noch ist? Aber es ist noch ein anderer Uebelstand dabei: wenn man nämlich die moderne Geschichte in der Schule lehrt, muß sie naturgemäß zu einer Geschichte der politischen Parteien ausarten, die von jeder von ihnen verschieden erzählt wird.

Nun bleiben noch die modernen Sprachen. Gewiß ist Niemand so optimistisch, anzunehmen, daß ein Knabe, der die Schule absolvirt hat, des Französischen oder Deutschen mächtig ist. In Deutschland scheint es mit den modernen Sprachen auch nicht besser bestellt zu sein. Eine Berlinerin, die ich um Auskunft über eine Gouvernante gebeten hatte, schrieb mir: „Das junge Mädchen hat die höhere Töchterschule durchgemacht; Du kannst Dir also vorstellen, daß sie nicht ordentlich Französisch kann.“

Die Unterrichtsmethode ist in den verschiedenen Gegenständen eine ungleiche. Ihr rein pädagogischer Ursprung tritt bei den modernen Sprachen klar zu Tage: für den Rest entstammt sie der theoretischen und experimentellen Wissenschaft. Diese Methoden vereinigen sich in dem einen Endzweck, den Knaben von Morgens bis Abends zu beschäftigen und ihm nicht die Zeit zu lassen, auf seine Weise zu denken oder gar zu handeln. Wenn es sich um geborene Verbrecher handelte, wäre die Methode vielleicht vortrefflich; aber das ist doch Gott sei Dank nicht der Fall, — man müßte denn die Erbsünde unter die Verbrechen rechnen. Durch die fortdauernde Ueberwachung und das unaufhörliche Herumkommandiren, welches früh am Morgen anfängt und spät am Abend mit den Schulaufgaben aufhört, entsteht als unausbleibliche Folge gänzliche Obstruction des kindlichen Gehirns.

Wenn der Knabe das Gymnasium verläßt, ist er bereits zum Manne geworden, noch ehe er sich der Verantwortung gegen sich selbst und seine

Mitmenschen bewußt ist, die das Leben von ihm fordert; spät beginnen die Universitätsstudien, und daher ergreift der Jüngling auch erst spät seinen Beruf. Wenn wir nicht die traurigen Folgen der geistigen Obstruction vor Augen hätten, brauchten wir uns über die moderne Erziehungsmethode garnicht so den Kopf zu zerbrechen. Aber wir sind überzeugt, daß ein starkes Gehirn und eine eiserne Willenskraft dazu gehören, um sich den nöthigen Schwung, die nöthige Initiative und Unabhängigkeit bei einer so falschen und gewaltsamen Erziehung zu bewahren, die mit vier Jahren im Kindergarten beginnt und zu neunzehn Jahren mit dem Abiturientenexamen abschließt.

Verminderung des Umfangs der Lehrpläne und Vereinfachung des Unterrichts in den klassischen Sprachen sind heute die dringendsten Reformen. Ein Pädagoge, der statt Neues einzuführen, nur das Alte beschnitte, könnte der Menschheit eine ebenso große Wohlthat erweisen, wie die größten Gesetzgeber aller Zeiten: nämlich diejenigen, welche nicht ein neues Gesetz dictirt, sondern ein vorhandenes abgeschafft haben.

V.

Unsere Erziehungsmethode ist die gleiche, die in allen Ländern Europas gang und gebe ist. Nur die Engländer bilden eine rühmliche Ausnahme: sie beschäftigen den Knaben herzlich wenig, sie überbürden ihn in keiner Weise, und vor allen Dingen, sie rauben ihm nicht seine Initiative. Aber auch die Engländer kommen, freilich auf anderem Wege, zu einem schädlichen Erziehungsresultat: zur Entfremdung des Knaben von seiner Familie. Auch Rousseau hat diesen Weg eingeschlagen: er wollte das Kind vor den giftigen Einflüssen der Stadt und womöglich der ganzen Menschheit bewahren, und also entzog er es der Familie. Zum Glück war zu seiner Zeit noch nicht so viel von Vererbung die Rede, und Niemand war sich ihrer Bedeutung bewußt. Wir hingegen, die wir so viel davon sprechen, können unmöglich den Wunsch haben, den ohnehin so dünn gewordenen Faden der Tradition gänzlich abzureißen, der die Kinder mit den Eltern verknüpft und die Einheitlichkeit unserer Cultur bedingt. Durch die Atmosphäre des Hauses übermitteln wir unseren Kindern die Familientradition, wie wir ihnen durch unser Blut unsere körperlichen Eigenschaften und Instincte vererbt haben.

Indem wir unsere Kinder fremden Menschen anvertrauen, die unfähig sind, ihre Instincte zu verstehen, und nicht minder unfähig, die Familienüberlieferungen zu würdigen, spannen wir die Kinder auf das Prokrustesbett einer theoretischen Erziehung, die nicht auf den einzelnen Fall zugeschnitten ist, sondern auf allgemeinen Grundsätzen beruht. Eine solche Erziehung wird um so verderblicher ausfallen, je individueller das Kind geartet ist, dem sie zu Theil wird. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Unterricht, giebt es auf dem ganzen Gebiet der Erziehung keine einzige

Frage, die generell gelöst werden kann, nicht einmal die Frage der körperlichen Züchtigung.

Ich habe viele Jahre hindurch geglaubt, daß diese Frage abgethan wäre, und daß kein Wohlmeinender den Muth haben würde, sie wieder anzuregen, denn diese Art zu strafen erschien mir als etwas Barbarisches, als eine Sanction der brutalen Gewalt. Heute bin ich anderer Meinung, dank einer äußerst intelligenten jungen Dame, die ich von klein auf kenne. Da ich wußte, wie oft sie als Kind schallende Schläge erhalten hatte, und die Erziehungsprincipien, unter denen sie groß geworden war, aus eigner Anschauung kannte, fragte ich sie eines Tages, was sie davon hielte. Sie erwiderte mir mit heiliger Ueberzeugung: „Wenn ich irgend etwas bedauere, so ist es, daß ich nicht genug Prügel bekommen habe." Ich kenne Niemanden, der eine so auserlesene Erziehung genossen hat, wie diese Dame, und durch jene Unterhaltung habe ich mich überzeugt, daß es thatsächlich keinen Zweig der moralischen Erziehung giebt, für den eine generelle Lösung denkbar ist. Für jedes menschliche Wesen wäre eine besondere Erziehungsart erforderlich, vorausgesetzt, daß Erziehung überhaupt nöthig ist; aber darüber können nur die Eltern entscheiden.

Das Alumnat bringt den schweren Uebelstand mit sich, daß der Sohn einen Eltern entfremdet und dem Einfluß der Familienüberlieferung entzogen wird. Im College müssen die Knaben Alles aus Büchern lernen, Nichts aus eigner oder fremder Erfahrung, und das bedingt eine Verminderung der Summe an Lebensweisheit, die der Mensch zu erreichen vermag. Jeder, der einmal in einem Laboratorium oder einem Künstleratelier gearbeitet, oder in irgend einem Beruf gestanden hat, in welchem er mit Anderen, die ihm voraus waren, dem gleichen Ziele zustrebte, der begreift ohne Weiteres den ungeheuren Werth der Tradition.

Wohl dem Glücklichen, der schon als Kind einen väterlichen Freund gefunden hat, jung genug, um auf alle seine noch kindlichen und doch schon ausgeprägten Neigungen und Wünsche einzugehen, wohl dem, der von einem solchen Manne nicht für Geld, sondern aus Freundschaft unterrichtet wurde, und der vor Allem ohne Scheu und Befangenheit alle die Fragen mit ihm besprechen konnte, die ein Kindergemüth bewegen! Nur wem dies seltene Glück zu Theil ward, vermag allein den Werth völlig zu würdigen, den die Tradition für ein Kind hat. Denn Jeder, und wäre er ein Genie, und wüßte er seinem künstlerischen und wissenschaftlichen Empfinden und Können noch so gut Ausdruck zu verleihen, behält doch im Grunde seines Herzens einen ungehobenen Schatz von Poesie, von Beobachtungen und Erfahrungen, die nur im mündlichen Verkehr zu Tage kommen können. Der menschliche Geist bleibt seinem Werke immer überlegen. Dies hehre Vermächtniß ist heut in Gefahr verloren zu gehen, denn Niemand hat mehr die Zeit, dem Anderen zuzuhören, und die Kinder und heranwachsenden Jünglinge am allerwenigsten.

So kommt es, daß es uns nicht mehr gelingt, die Seelen unserer Kinder, die doch auf die unsrigen abgestimmt sind, in die gleichen Schwingungen mit den unsrigen zu versetzen; so kommt es, daß sie bald nicht mehr zu fassen und zu begreifen im Stande sein werden, was ihre Väter Köstliches im Herzen trugen.

VI.

Die Umgebung, in der unsere Kinder aufwachsen, ist jeglicher Tradition feindlich und verhindert die grundlegenden Familienerinnerungen, in ihrem Gedächtniß Wurzel zu schlagen. Von Litteraten, Aesthetikern, Kosmopoliten, kurz, von allen den Leuten, die sich heut mit ihrer eigenen Neurasthenie und vorzeitigen Kahlheit brüsten, wird darüber gestöhnt, daß dem modernen Leben ein eigner Stil fehlt, wie ihn alle Zeiten gehabt haben. Um einen neuen zu erfinden oder den verloren gegangenen wieder aufzufinden, sind die starken Geister unter ihnen bestrebt, uns von unseren Sünden zu reinigen und zur ursprünglichen Einfachheit zurückzuführen. Und doch haben wir einen modernen Stil, der klar vor Aller Augen liegt. Er regiert uns Alle, er beherscht unsere Gedanken, unsere Handlungen und unsere Moden auf allen Gebieten, er ist furchtbar in seinem Egoismus und kleinlich und vulgär wie dieser in allen seinen Aeußerungen. Es ist der Stil der Miethswohnung: Nichts darf viel Platz fortnehmen, Nichts darf schwer sein. Alles muß auf leichten, billigen Umzug eingerichtet sein: Möbel, Freundschaften, Erinnerungen, Kleider und Gewohnheiten. Alles muß nöthigen Falles leicht eingepackt und über einander gestapelt werden können, um in Eile fortgeschafft zu werden.

Nur mit Schaudern betrachte ich die Wände einer modernen Wohnung. Vom bescheidensten Haushalt an findet man alles Erdenkliche an die Wände gehängt: Photographien, Bonbonnièren, Fächer, Tanzkarten, orientalische Pantoffel und die entsetzlichsten Buntdrucke jeder Art. Vielleicht noch schlimmer sieht es in solchen Wohnungen aus, deren Besitzer gebildet und reich genug sind, um die Luxusgegenstände mit Sorgfalt zu wählen. Wie aufregend und qualvoll ist es, an den Wänden eines derartigen Salons den Geisteserzeugnissen aller Jahrhunderte nachjagen zu müssen! Welches Durcheinander von Möbeln aller Stilarten, welche Angst, daß ein Stuhl dem anderen gleichen könnte! Man halte mir nicht den englischen Stil entgegen, der unsere Rettung sein sollte. Der Stil eines ganzen Volkes ist noch niemals von einer überfeinerten Minderheit erfunden worden. Das scheint man in England selbst bereits eingesehen zu haben, wo man schon wieder anfängt, dem Louis quinze und dem Empire nachzujagen.

Sogar die Wohnungen der Armen machen diese allgemeine Mode mit. „Billig und schlecht" ist die Devise, die an der schauderhaften Häßlichkeit von Möbeln und Geräthen schuld ist und die ehemalige schöne Einfachheit der reinen Linien verdrängt hat. Auch hier findet man die Sucht, die

Wände zu schmücken, und sei es auch nur mit Caricaturen aus Witzblättern, mit Kalendern und ähnlichem Plunder, häufig sogar mit obscönen Darstellungen, wie sie die Bildchen der Streichholzschachteln liefern. In alledem tritt der moderne Geschmack am naivsten und deutlichsten in die Erscheinung. Wer das sogenannte Haus Cola di Rienzos in Rom kennt, wird verstehen, was ich meine. Es ist ein Haus mit rohen Mauern, mit einem Architrav, der aus nicht zu einander passenden Stücken eines riesigen Tempels zusammengesetzt ist, und mit erbärmlichen kleinen Fenstern, die in pomphafter Weise ausgeschmückt sind. Jedes Mal, wenn ich an diesem Hause mit seinen unverstandenen Absichten und seiner impotenten Anmaßung vorübergehe, giebt es mir einen Stich in's Herz, und ich sage mir: Das ist unser Stil!

In solcher kaleidoskopartigen Umgebung wächst das arme Kind auf. Es wird in einer Miethswohnung geboren und zieht wer weiß wie oft um, ehe es noch recht begreift, was mit ihm vorgeht. Mit der Wohnung wechselt es häufig auch die Schule und lernt auf diese Weise Lehrer und Freunde wie die Kleider wechseln. Schlimmer noch, wenn der Vater Beamter ist und von einem Ende Italiens nach dem anderen versetzt wird. Ich entsinne mich eines jetzt verstorbenen Präfecten, der innerhalb von zehn Jahren beinahe alle Präfecturen des Königreichs nacheinander verwaltet hat und dabei als guter Hausvater immer seine ganze Familie mit sich herumschleppte.

Ein Kind, das in der unaufhörlichen Unordnung des modernen Lebens aufwächst, kann niemals Eindrücke von solcher Bestimmtheit erlangen wie ein Kind, das zwischen den gleichen Gesichtern und den gleichen Gegenständen in ein und demselben Hause groß wird. Und doch, wie beruhigend wirken in der aufreibenden Hast des Lebens die schönen Erinnerungen aus der Kinderzeit! Wie könnte ich jemals meine Großmutter vergessen, die ich so viele Jahre hindurch immer in demselben Empirestuhl mit seiner derben Schnitzerei und seinem bordeauxrothen Plüschbezug gesehen habe? Kerzengerade saß sie da. In ihrem Sibyllenantlitz leuchteten die schwarzen Augen. Ihre Kleider hatten stets den gleichen Schnitt, ihre Umgebung blieb stets die gleiche, jeder Gegenstand in ihrem Zimmer bildete einen wesentlichen Bestandtheil der Familienerinnerungen. Welche Ruhe überkommt mich, wenn ich an die Stunden zurückdenke, die ich bei ihr verbracht habe! Welch mildes Licht strahlte von der Oellampe aus, deren Messinggestell noch aus einer Zeit stammte, in der man von den Geschmacklosigkeiten der Galvanoplastik nichts ahnte! Ja, ich erinnere mich sogar noch des Geschmacks gewisser kleiner Kuchen, die seit vierzig Jahren nach demselben Recept im Hause gebacken wurden.

Wer hat denn heute in der Stadt noch den Muth, Großmutter zu sein? Die richtige, märchenerzählende Großmutter? Die überreizten und neurasthenischen Frauen von heute werden, wenn sie alt sind, mit ihrer

zwecklos gewordenen Unruhe zu einer Qual für ihre Familie. Aber man muß auch gerecht sein: die Abnahme der Eheschließungen und der Geburten macht die Rolle einer Großmutter weniger begehrenswerth als früher, da auch die Ungezogenheit der Enkel mit ihrer Wichtigkeit überhand nimmt.

VII.

Nach der Erziehung durch die Schule, welche dem Jüngling jegliche Initiative geraubt hat, kommt nun endlich der Augenblick heran, wo er sich der Welt gegenübergestellt sieht, jener Welt, mit der er bisher niemals Zeit gehabt hat in Beziehung zu treten. Mit seinem obstruirten Gehirn, ohne festen Halt an der Familientradition, mit dem unklaren Gefühl von ererbten Instincten, über die er sich selber keine Rechenschaft zu geben vermag, beginnt er nun endlich sich selbst zu studiren und verliert viel Zeit damit, seine Umgebung verstehen zu lernen. Ueberall in den politischen Zeitschriften, in den gelesensten Büchern über Kunst und Wissenschaft findet er eine gewisse Anzahl von Ideen und Leitmotiven, die von Allen befolgt werden und auch ihn widerstandslos in die allgemeine Strömung hineinziehen. Niemals wie heute haben wenige herrschende Ideen sich in dem Maße aller Gemüther bemächtigt, daß man von einer förmlichen Ansteckung sprechen könnte. Die Nationen wie die Individuen ahmen einander blindlings nach. Die Rassenunterschiede verwischen sich immer mehr, und an ihre Stelle tritt der Nachahmungstrieb, und damit die Mode, als getreuer Dolmetscher dieser Gemeinsamkeit aller europäischen Tendenzen. Der hohe Grad unserer Empfänglichkeit für diese Ansteckung und die Leichtigkeit, mit der die Zuckungen der modernen Volksseele sich von Nation zu Nation fortpflanzen, läßt sich offenbar nur aus einem Zustande von Schwäche und Schlaffheit erklären, in welchem sich heute die Einzelnen sowohl wie die Völker befinden. Der Zustand der modernen Gesellschaft ist das Spiegelbild der heutigen Jugend, die beim Ausscheiden aus dem künstlichen Leben unserer Schulen unfähig ist, sich einen eigenen Weg zu bahnen und ein eigenes Leben zu führen. Nicht etwa aus Corpsgeist verfallen wir in die Fehler der Anderen, sondern von den nun einmal herrschenden Ideen hypnotisirt fühlt jeder Einzelne wie die Gesammtheit.

Tolstoi hat entdeckt, daß in Rußland zu viel gegessen, getrunken und geraucht wird; und wir, die wir nie durch Unmäßigkeit gesündigt haben, schlagen uns an die Brust und rufen: mea culpa.

Und was ist aus dem keuschen deutschen Mädchen geworden, welches vor zwanzig Jahren Romane schrieb, die meinetwegen lächerlich waren, aber in denen sich doch nichts Schlimmeres ereignete als die Heirath zwischen einem moralisch überlegenen Manne und einem romantischen Mädchen, welches überspannt durch die Wälder irrend von einem „hohen Herren" träumte (dem Vorläufer des Uebermenschen), um ihm schließlich eine brave und für immer treue Hausfrau zu werden? Heute hingegen

ist sie von der modernen Richtung angekränkelt und führt über ihre geschlechtlichen Regungen Buch, genau so wie sie es ehemals auf dem Lande über ihre Hühner und in der Stadt über die Wäsche gethan hat.

Und warum ist der ehemals so gesunde, biertrinkende nordische Jüngling zum düsteren Symbolisten geworden, und warum hat er darin so gelehrige Nachahmer in seinen südländischen Altersgenossen gefunden, die doch so viel gewitzter sind als er und bisher eine so klare Vorstellung von dem wirklichen Leben hatten?

Heutzutage muß man sich mehr denn je hüten, vorübergehende Symptome im Völkerleben für Charaktereigenthümlichkeiten einer Rasse zu halten. Auch in vergangenen Geschichtsepochen hat es dergleichen Uebergänge gegeben; aber früher dauerte die Umbildung Jahrhunderte lang, und es war leichter, sich über die Bedeutung eines solchen Stadiums zu täuschen. Heute genügt ein Menschenleben, um bei ein und demselben Volk mehrere solcher Phasen zu beobachten, von denen jede eine besondere Beurtheilung erheischt.

Die neurasthenische Klasse der Gebildeten scheint am meisten vom Kosmopolitismus ergriffen zu sein. Darum fehlt es heut an verschiedenartigen Typen unter Künstlern und Schriftstellern. Und doch sind sie bei ihrer Geringschätzung der Ueberlieferungen und bei ihrer Indiscretion gegen das eigne Ich in der Lage, die geheimsten Regungen und tiefsten Abgründe der Seele zu entschleiern, über welche frühere Jahrhunderte mit größerer Zurückhaltung geschwiegen haben.

An Selbstbekenntnissen ist kein Mangel, aber wie sehr gleichen sie einander! Die Unterschiede zwischen noch so complicirten Individualitäten sind längst nicht so erheblich, wie sie erwartet hatten, und das Resultat ist ödeste Langeweile, denn was kann es Langweiligeres geben, als das Chaos? Die wenigen wirklich großen Künstler, welche weder Lust noch Zeit hatten, ihre eigenen pathologischen Neigungen zu preisen und ihre eigenen Instincte zu zergliedern, erscheinen uns als die wahren Genies. Unter den Tendenzen, die heut Europa beherrschen, ist vielleicht die lächerlichste die, Angeborenes lehren zu wollen. Wie Fröbel dem neugeborenen Kind den Gebrauch seiner Händchen lehrt und es daran gewöhnt, seinen Blick zu fixiren, so lehrt uns Bourget und die psychologische Schule unser eignes Herz kennen.

Es giebt eine wilde Völkerschaft, die um den Gast zu ehren, den Reis vorkaut und ihm alsdann in den Mund schiebt. Dies ist die äußerste Grenze, bis zu der man die Beschränkung der persönlichen Initiative treiben kann, und dies ist das Einzige, was uns noch fehlt. Wenn wir unseren Neigungen in dieser Hinsicht Gewalt anzuthun und die Erziehung so umzugestalten vermöchten, daß die junge Generation mit dem eigenen Hirn zu denken lernte, und mit frischem Geist und gesunden Nerven in das Leben träte, wird sie vielleicht eines Tages im Stande sein, die Gesellschaft auf eine gesündere Basis als heut zu stellen.



Das Geheimniß, ein bedeutsames religiöses und ethisches Moment.

Von

J. Nober.

— Mainz. —

„Wer löst mir das uralte, qualvolle Räthsel,
Worüber schon manche Häupter gegrübelt,
Häupter in Turban, Hieroglyphenmützen und Barett,
Arme, schwitzende Menschenhäupter:
Was ist der Mensch? Woher ist er gekommen?
Wohin geht er? Wer wohnt dort oben über goldenen Sternen?"

So läßt Heine verzweiflungsvoll seinen Jüngling am Meere seufzen und antwortet mit dem ihm eigenen Hohne: „Ein Narr wartet auf Antwort?" Kaum beginnt in dem Menschen das Bewußtsein seines Daseins zu erwachen, so fängt er auch an über Ursachen, Ziele und Zwecke seines Lebens, über sein Werden, Wachsen und Vergehen, über die Fragen, ob Vernichtung oder Wiederbelebung und Fortdauer nach dem Tode, nachzudenken und zu grübeln. Die aufmerksame Betrachtung der Natur und seiner Umgebung lehrt ihn Entstehen und Welken, Blühen, Reifen und Faulen, seltsamen und wunderbaren Stoffwechsel, auffallende und ganz verschiedenartige Verwandlungsprocesse, man denke nur an Raupe, Chrysalide und Schmetterling, — und so fragt er sich vergleichsweise: Wie steht es mit Dir? Was wird aus Dir?

Nicht wollen wir uns mit dem Probleme des Ursprungs des Menschengeschlechtes heute beschäftigen, — ob er das vollendetste Endglied einer Kette lebendiger Organismen, oder in seiner Eigenart ein besonderes Gattungswesen, wir beginnen mit der Thatsache: Cogito, ergo sum! Wenn auch dieser Ausspruch des berühmten Cartesius schon längst als philosophischer Trugschluß erkannt worden, wollen wir uns nur heute mit

dem befassen, was Religion und Moral dem Menschen auf seine Fragen nach Ziel und Zwecken seines Lebens, nach Wiedergeburt und Fortdauer in anderer Art, nach einem weisen Lenker aller Welten und obersten Richter unserer Thaten auf Erden als Lösung der Räthsel und Geheimnisse seines Daseins und in der Natur an die Hand gegeben.

Gelingt es auf alle diese Fragen eine einigermaßen beruhigende und tröstliche Antwort zu geben, — so ist dies Alles, was menschliche Wissenschaft und Menschenliebe in aufrichtiger Fürsorge für sein Wohlergehen und Wohlbefinden vermag, — der Glaube und ein dunkles Empfinden in unserem Innern werden das Uebrige thun, — ungelöste Räthsel und Geheimnisse werden in unserem Leben und in der Natur bestehen bleiben, — wie sehr sich auch scharfsinnige Gelehrte und wißbegierige Forscher aller Zeiten bemüht, den Schleier zu lüften, stets wird es wie ein Faustischer Schmerzensschrei erklingen, was der Schweizer Dichter und Gelehrte Albr. v. Haller ausgerufen: „In's Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist!"

Das fruchtlose Streben so vieler Tausende hat bis jetzt die Sterblichen noch nicht abgehalten, auf der Bahn der Erkenntniß unverdrossen weiter zu wandern. Winkt doch die Hoffnung, der Wahrheit näher zu kommen, und hat doch das Ringen nach Wahrheit, wie Lessing meint, mehr Reiz als ohne Zweifel der Besitz der Wahrheit selbst. Auch geben Religion und Moral für die entmuthigende Thatsache, daß der Mensch unfähig ist, Alles, was er zu wissen brennt, zu ergründen, die Antwort, daß nur bei Gott die volle Wahrheit zu finden, ja, daß die Erkenntniß der Zukunft für den Menschen verhängnißvoll und verderbenbringend sei. Dichtung und Sage haben sich gleichfalls damit beschäftigt, diese Lehre zu veranschaulichen. Man denke an das Unglück der zukunftschauenden Kassandra, man vergegenwärtige sich den vorzeitig zerstörten Jüngling, der gegen das Verbot der Gottheit vorwitzig und freventlich den Schleier des Bildnisses zu Saïs gelüftet.

Und hiermit kommen wir zum eigentlichen Kern unseres Themas. Religion und Moral haben das Geheimniß als fruchtbares Motiv zur Erziehung des Menschen, zur Erregung seiner Phantasie, zur Disciplin seines Willens benutzt und angewandt; Cultur und Litteratur verdanken ihm ihre wirkungsvollsten Motive, ihre spannendsten Momente.

Dies aus einigen Beispielen der antiken Cultformen mit Ausblicken auf die moderne Zeit zu belegen, sei der Zweck unserer heutigen Skizze, die weder Anspruch auf vollständige Erschöpfung des Stoffes, noch auf endgiltige Lösung der Frage erhebt.

Zunächst beruht auf dem Reize des Geheimnisses das Wesen aller Mysterien oder Geheimculte des Alterthums, die Verehrung der egyptischen Gottheiten Osiris und Isis, die eleusinischen, orphischen und pythagoreischen Mysterien bei den Griechen und Römern.

Fragt man ſich zunächſt nach dem Grunde, warum hier der größeren Maſſe abſichtlich Etwas verheimlicht und nur den Auserwählten oder Eingeweihten entſchleiert wird, ſo könnte man zunächſt dem Weſen der antiken Religion gemäß antworten: damit der nach der Anſchauung der Gläubigen an die Ausübnng heiliger Gebräuche geknüpfte Segen dem Staate ungeſchmälert erhalten bleibe, damit kein Fremder oder gar Uebelwollender ſich denſelben aneigne oder die Gottheit abwendig mache. Man konnte auch noch eine andere Antwort finden. Nach dem Glauben aller Culturvölker hat es ehedem eine Zeit gegeben, wo die Götter mit den Menſchen wie mit Ihresgleichen verkehrten, erſt durch den Uebermuth und Frevelſinn der Sterblichen gingen dieſe der Gnade des innigen Verkehrs mit den Himmliſchen verloren. Doch ließen ſie ihnen zum Troſt und zur Hoffnung der Annäherung die Kenntniß gewiſſer religiöſer Gebräuche zurück, an deren Heilighaltung und Beobachtung ſie Segen und Heil knüpften.

Indeſſen befriedigen dieſe Antworten auf die Fragen nach dem Grund der Entſtehung der Myſterien nicht völlig. Denn, wie wir wiſſen, waren die meiſten Geheimculte auch Fremden zugänglich, und muß eben nur das Gefühl bei der Einführung maßgebend geweſen ſein, ob der Einzuweihende vermöge ſeiner Bildung und ſeines Charakters auch würdig ſei, in das innerſte Weſen der Myſterien einzudringen. Natürlich war der Drang und die Sehnſucht oder auch die Neugierde ein Hauptfactor bei den Bemühungen, zur Einweihung in den Geheimcult zugelaſſen zu werden. Und dieſes treibende Motiv iſt ſo alt wie die Menſchheit ſelbſt und wird ſo lange wirken, als es Menſchen giebt. Kommt dann noch das Bedürfniß hinzu, für den verloren gegangenen Glauben Erſatz in einem Geheimbund und Geheimcult zu ſuchen, ſo läßt ſich leicht die Thatſache erklären, daß ſolche Myſterien allzeit Anhänger finden. Es liegt hier ſehr nahe, an eine Parallele mit der modernen Freimauerei zu denken, und in der That mögen hier mancherlei Berührungspunkte vorhanden ſein, nach Allem zu ſchließen, was man überhaupt von dem Einen und dem Anderen wiſſen kann; den Reiz des Geheimniſſes haben ſie ohne Zweifel gemein.

Die älteſten derartigen Geheimbünde und Myſterien des klaſſiſchen Alterthums gruppiren ſich um den Namen des mythiſchen Sängers Orpheus, dem eine Menge von Gedichten und dunkeln Orakelſprüchen zugeſichert wird. Natürlich ſind alle gefälſcht, und der Name Orpheus hat in der griechiſchen Litteratur ähnlich herhalten müſſen, wie der Oſſians in der deutſchen. Einer der älteſten ſogenannten Orphiker war der am Hofe der Piſiſtratiden lebende Orakelſpruchdichter Onomakritos. Mit der Zeit entwickelte ſich eine förmliche orphiſche Theologie, in der orientaliſche, wohl meiſt egyptiſche Einwirkungen unverkennbar ſind. Es iſt darin viel die Rede von einer „angeborenen Sündhaftigkeit des aus der Aſche der götterfeindlichen Titanen entſtandenen Menſchengeſchlechts, von einem Kreislauf

der Seelen durch irdische Leiber, in die sie, gleich wie in einen Kerker, gebannt seien, um die alte Schuld zu büßen und dann gereinigt auf den Sternen bessere Wohnsitze zu erhalten, von der Strafe der Ungereinigten und von der Nothwendigkeit einer Läuterung durch religiöse Weihen und Anwendung der Gnadenmittel, welche durch Orpheus offenbart seien." Die Besitzer dieser orphischen Offenbarungen bildeten einen weitverzweigten Bund, mit dem sich auch die Ueberreste der aus Unteritalien vertriebenen, geistig verwandten, pythagoreischen Genossenschaft vereinigten. Nur fehlte die in letzterer gepflegte politische Tendenz; die orphische kannte nur eine religiöse. Es waren gewisse rituelle und asketische Gebräuche vorgeschrieben, die an unsere Fastengebete, ja z. B. an Vegetarianismus und Jäger'sches Wollsystem der Neuzeit erinnern, wie z. B. die Enthaltung von animalischer Nahrung und von Bohnen und Einkleidung der Todten in linnene, nicht in wollene Gewänder. Bei der Aufnahme neuer Mitglieder waren gewisse Reinigungen und Religionsübungen vorgeschrieben, in deren Form ihr Glaube und ihre Ueberlieferung eingekleidet waren.

Vorwiegend mögen sich von diesem Geheimbunde diejenigen angezogen gefühlt haben, welche die traditionelle Landes- und Volksreligion nicht mehr befriedigte. Erfreuten sich nunmehr solche Genossenschaften auch bei denen einer gewissen Achtung und Anerkennung, die ihre eigenen Wege wandelten, so fehlt es doch auch nicht an crassen Auswüchsen, an schwindelhaftem Mißbrauch orphischen Namens, um den Unverstand und die Leichtgläubigkeit der großen Menge auszubeuten. Von solchen „Orpheotelesten" redet z. B. Plato in seiner berühmten Schrift: „Ueber den Staat". Diese Schwindler geben vor, von den Göttern die Macht zu besitzen, durch Opfer und Beschwörungen alle Verschuldungen, sogar von längst Verstorbenen zu sühnen und zwar mit Orgien. Ja, sie gaben vor, Beschwörungen und Bannformeln zu besitzen, Andere zu schädigen. Andererseits schrieben sie sich die Kunst zu, schwere Krankheiten, wie Wahnsinn, heilen zu können. Eine Hauptkurmethode bestand in ekstatischen Tänzen um den Stuhl des Patienten herum; mitunter mußte er aber auch wohl selbst mittanzen. Viele dieser Gaukler gingen mit ihren Heilmitteln als Hausirer herum, oder sie führten in corpore eine Schaustellung ihrer Bilder in Processionen oder mit Tänzen auf, zergeißelten oder verwundeten sich in heiliger Raserei und sammelten dann milde Gaben zu Ehren der phrygischen Gottesmutter Cybele ein. Die Anhänger letzterer nannte man speciell Metragyrten. Als der erste dieser Gaukler in Athen etwa um die Mitte des fünften Jahrhunderts auftrat, ward er für einen Tollkopf und Verächter der Volksreligion gehalten und in das sogenannte Barathron („Verbrecherabgrund") geworfen; doch hinterher empfand man Gewissensscrupel und suchte sogar die beleidigte Gottheit durch Einführung ihres Cultes zu versöhnen.

Verwandt mit den orphischen waren die Weihen des Sabazius, d. i. ein Beiname des Gottes Dionysos oder Bacchus. Um die Zeit des pelo-

ponnesischen Krieges trat eine gewisse Ninus als Priesterin des Sabazius in Athen auf, die aber als Zauberin und Giftmischerin mit dem Tode bestraft ward. Doch erhielt sich später sogar die Mutter des Redners Aeschines als sabazische Priesterin ohne Anfechtung. Von Demosthenes erfahren wir denn auch etwas Näheres über diese sabazischen Weihen. Man rieb zur Nachtzeit die Novizen mit Lehm und Kleie ein, hing ihnen ein Rehfell um und gab ihnen einen Weihetrank zu trinken. Hierauf sprang der auf der Erde sitzende Eingeweihte auf und rief: „Dem Uebel entrann ich, das Bessere gewann ich!“ Am Tage veranstalteten sie Processionen, wobei zahme Schlangen herumgetragen wurden. Ihre Tänze und Ausrufe sollen besonders den alten Weibern viel Spaß gemacht haben, die sich durch allerlei Gaben, wie Bretzeln und sonstiges Backwerk, erkenntlich zeigten. Ueber ihre Symbolik ist viel gedeutelt worden. Das Rehfell galt für eine typische Bekleidung der Bacchanten; Lehm und Kleie ward als Reinigungsmittel verwandt, und die Schlangen sollen ein Symbol der Erhaltung der Gesundheit sein. Von ihrem Ansehen spricht Demosthenes nicht gerade sehr anerkennend. Weit wichtiger und bedeutungsvoller waren aber die höheren, unter dem Protectorat des Staates stehenden und von eigens dazu berufenen Cultbeamten ausgeübten Mysterien. Hier war auch die Unverbrüchlichkeit des Geheimnisses eine weit strengere, ja, eine Verletzung desselben ward als Gottlosigkeit geahndet. Von den heiligen Gebräuchen und den dabei vorkommenden Namen durfte keinem Uneingeweihten etwas verrathen werden. Daher kommt es denn auch, daß wir wenig Zuverlässiges darüber wissen.

Den größten Ruf unter den Mysterien des Alterthums genießen die Eleusinien. Sie galten vorzugsweise für heilig und gottgefällig, und nach ihrem Muster bildeten sich viele ähnliche Geheimculte, gewissermaßen Filialen von Eleusis, wie in Phlius, Messene, Megalopolis u. a. Natürlich genoß die Mutteranstalt das höchste Ansehen. Die Entstehung der Eleusinien reicht in ein unbestimmbares, graues Alterthum zurück. Nach einem homerischen Hymnus soll die Göttin Ceres selbst unter der Gestalt einer aus Kreta kommenden Frau den Cult gestiftet haben. Bekanntlich irrte Ceres nach der Entführung ihrer Tochter Proserpina durch den Unterweltsgott lange trauernd umher und verdingte sich schließlich bei dem Könige Keleos in Eleusis als Wärterin seines Kindes. In ihrer tiefen Trauer suchte eine Magd des Fürsten, Namens Jambe, sie durch Scherzreden aufzuheitern. Den ihr anvertrauten Pflegling will sie unsterblich machen; sie salbt ihn mit Ambrosia und Nachts hält sie ihn über das Feuer. Da aber belauscht sie einmal die neugierige Mutter, und als sie das sonderbare Treiben der Göttin gewahrt, schreit sie laut auf und hindert so die Vollendung des Unsterblichkeitswerkes.

Zugleich giebt sich Ceres zu erkennen, und es wird ihr ein Tempel geweiht. Doch sie sandte Mißwachs über die Erde, bis man ihr die ge-

raubte Tochter wiedergebe. Proserpina ist aber bereits Gattin des Unterweltsgottes, und er will sie nicht entlassen. Da kommt auf Einmischen des Zeus ein Vergleich zu Stande: einen Theil des Jahres kehrt die Entführte zur Oberwelt zurück, den anderen muß sie im Schattenreich verweilen. Der Mythus versinnlicht das Leben des Saatkorns, das auch einen Theil des Jahres, im Winter, im Schooß der Erde ruht, im Frühjahr aber auf der Oberwelt aufsproßt, grünt und gedeiht, bis es wieder zur Unterwelt zurückkehrt; zugleich schließt der Mythus aber auch sinnreich den Wechsel zwischen Leben und Tod ein. Natürlich bildete der Inhalt dieser Sage mit mancherlei Ausschmückungen den Inbegriff der eleusinischen Symbolik.

Zu Cultbeamten bei den Eleusinien wurden Abkömmlinge bevorzugter Adelsgeschlechter gewählt, wie die Eumolpiden und Keryken. Aus ersteren kürte man z. B. den Hierophant, den Priester, dem es oblag, den Eingeweihten die geheimnißvollen Heiligthümer des Cults zu zeigen. Aus dem Geschlecht der Keryken wählte man den Herold; ein drittes Amt war der Daduchos d. h. Fackelträger. Und so gab es noch eine Reihe von Ministranten bei den heiligen Handlungen.

Wollte Jemand in die Mysterien eingeweiht werden, so mußte er sich eines bereits Eingeweihten als Vermittler bedienen, des sogenannten Mystagogen, der ihn unterweisen mußte. Jeder unbescholtene Hellene konnte zugelassen werden; Barbaren waren ausgeschlossen. Der Aufzunehmende mußte sich einer förmlichen Beichte unterwerfen.

Die ganze Weihe bestand aus zwei, durch ein halbes Jahr von einander getrennten Feiern: den kleinen Mysterien, etwa im Monat Februar, dem ersten eigentlichen Frühlingsmonat des Südens, und den großen Mysterien im September zur Zeit der Ernte. Die kleinen waren vorzugsweise dem Jakchos (Bacchus) geweiht, der wahrscheinlich für einen Sohn der Proserpina galt; demgemäß machte vermuthlich die bildliche Darstellung der Geburt des Jakchos den Hauptinhalt der Liturgie aus. Die kleinen Mysterien waren eine unerläßliche Vorbereitung zu den großen; die in erstere Eingeweihten hießen Mysten — dann erst wurden sie Epopten, d. h. Schauende. Die Einweihung in die großen Mysterien geschah aber so:

Zuerst wurde eine feierliche Versammlung aller Mysten in der Gemäldehalle abgehalten, wobei die Fremden und Unwürdigen förmlich ausgeschlossen wurden. Am folgenden Tage fand eine allgemeine Reinigung am Meeresgestade statt. Daran schlossen sich Opfer, Andachtsübungen, Umzüge u. dergl., worüber wir nichts Genaueres wissen; doch scheint in Athen ein Festzug nach Eleusis die Hauptfeier eingeleitet zu haben. Zuerst wurde das Bild des Jakchos feierlichst eingeholt und auf der Straße nach Eleusis den dortigen beiden Göttinnen Ceres und Proserpina zugeführt. Da der Weg vier Stunden betrug, so sah man auch Viele zu Wagen,

namentlich Frauen. Alle Myſten waren feſtlich geſchmückt und mit Myrthen bekränzt; auch Uneingeweihte durften außer der Reihe folgen, und ſo bewegte ſich wohl eine unüberſehbare, buntſchillernde Menge von Tauſenden an jenem Tage auf der heiligen Straße. Unterwegs machte der Zug oft Stationen, beſonders an Heiligthümern. Obwohl das Feſt einen vorwiegend ernſten Charakter hatte, fehlte es doch an Scherzen und Ausgelaſſenheit nicht, beſonders beim Uebergang über die Kephiſusbrücke. Fiel ja doch auch die Feier in die Erntezeit, wo man der Freude über die eingeheimſten Früchte Ausdruck verlieh.

Den Gipfel der Feier bildete ohne Zweifel die Zulaſſung der Myſten zum Innern des Weihetempels. Wir ſind hierüber aber aus leicht begreiflichen Gründen ſchlecht unterrichtet. Vielleicht bildete den Hauptinhalt des Actes der Einweihung die Nachahmung der Leiden und Freuden der Göttin durch ſymboliſche Handlungen, wie Faſten, dann durch Scherzreden, erinnernd an jene Jambe im Hauſe des Fürſten Keleos, welche die faſtende und trauernde Ceres durch Späße erheiterte und endlich zur Annahme eines Labetrunkes bewog. Demgemäß nahmen auch die Myſten einen Miſchtrunk zu ſich, aus Waſſer und Mehl und mit Polei gewürzt. Dabei fand folgender ſymboliſcher Gebrauch ſtatt: man nahm etwas Speiſe aus einer Kiſte, koſtete davon und legte ſie in einen Korb und dann wieder in die Kiſte. Die dabei übliche Formel, die auch den Myſten als Erkennungszeichen diente, ſoll alſo gelautet haben: „Ich faſtete, ich trank den Kykeon (Miſchtrank), ich nahm aus der Kiſte, ich koſtete, ich legte in den Korb und aus dem Korbe in die Kiſte." Was dies bedeutet haben mag, darüber könnte man allerlei Vermuthungen anſtellen. Vielleicht ſollte es heißen: Der Menſch entnimmt ſeine Nahrung dem Schoße der Erde, verzehrt einen Theil und verwahrt den Reſt in der Scheuer; aus dieſer nimmt er wieder das Saatkorn, um es ſchließlich der Erde zurückzugeben.

Wie ſchon der Name „Hierophant" bedeutet, ſo wurden den Eingeweihten gewiſſe heilige Dinge, wie Götterbilder und Symbole gezeigt, ihre Kräfte und Wirkungen erläutert, alſo eine Art von Reliquienſchau gewährt.

Dabei mochten Muſik und Poeſie zu Hilfe genommen werden, um den Eindruck zu verſtärken. Nach Andeutungen können wir uns die in erwartungsvoller Andacht im Dunkeln harrende Menge von Gläubigen, deren Phantaſie und Gemüth durch allerlei auf die Sinne wirkende Mittel erregt war, lebhaft vorſtellen, wenn plötzlich der Vorhang, der ſie vom Allerheiligſten trennt, weggezogen wird und ihnen eine überirdiſche Helle entgegenſtrahlt; ſie ſchauen die Prieſter im feſtlichen Glanze und in ehrfurchtgebietender Haltung; der Hierophant zeigt ihnen die Heiligthümer, und gewaltig brauſende Chöre oder künſtleriſch vollendete Vorträge, vereint mit äußerem Pomp, wirken auf ihre Sinne berauſchend und in heilige Schauer

versetzend. Hierzu kamen, wie es scheint, mimisch-theatralische Vorstellungen, lebende Bilder, welche die Mythen der Gottheiten, ihr Walten und Wirken versinnlichten. Nach einzelnen Andeutungen dürfen wir an Wundererscheinungen, plötzliche Licht- und Finsternißeffecte, Nachahmungen von Göttern in Gestalt und Stimme, ja an alle Mittel künstlerischen und raffinirten Sinnes denken, um uns ein möglichst ergreifendes, erschütterndes und in seinen Wirkungen nachhaltiges Schauspiel vor die Augen zu führen. Darauf deuten auch Spuren von Maschinerien, die man an der Stelle des ehemaligen Weihetempels gefunden haben will.

Ueber den wohlthätigen Einfluß der Eleusinien auf Religiosität und Sittlichkeit sprechen sich viele namhafte griechische Dichter und Denker aus; namentlich stärkten sie den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung im Jenseits, und es mögen sich in Athen nur wenige Gebildete ausgeschlossen haben. Soviel ist aber gewiß, daß die Eleusinien in hohem Ansehen standen, und daß ihre Geringschätzung für einen Frevel galt, wie denn bekannt ist, daß man dem Alkibiades weniger hoch den Unfug mit dem Umsturz der Hermensäulen, als die Verspottung der eleusinischen Mysterien anrechnete. Daß aber hervorragende Geister, wie Alkibiades, nicht ganz befriedigt, wenn nicht gar enttäuscht, sich von den Geheimlehren wieder abwandten, liegt eben in der Unvollkommenheit aller menschlichen Einrichtungen und in der unverbesserlichen Schwäche des Menschengeschlechtes überhaupt. Tout comme chez nous. Der größere Haufe glaubt im Besitze solcher Gnadenmittel und Weihen einen gewissen Freibrief oder eine Art Ablaß für die Zukunft erlangt zu haben, über dem Aeußerlichen wird die innere Läuterung vergessen, und so sieht der aufmerksame Beobachter im Großen uud Ganzen dieselbe sündige Menschheit mit all ihren angeborenen oder anerzogenen Schwächen vor Augen; der Mensch bleibt eben immer ein Mensch.

Andererseits war das Institut der Eleusinien dem Wechsel der Anschauungen, Veränderungen und Neuerungen unterworfen. Verwandte orphische Elemente, der Gott Jakchos mit seinem Culte verschmolz mit dem der eleusinischen Ceres und Proserpina. Die Entwicklung und Vervollkommnung der Künste wirkten auch hier verbessernd und veredelnd ein. Ferner die Philosophie und endlich der Daseinskampf gegen das aufkommende Christenthum gab den anfänglich groben und sinnlichen Formen eine höhere allegorische Deutung.

Auch angesehene Auswärtige pflegten sich in die Eleusinien einweihen zu lassen, wie wir dies z. B. von den römischen Kaisern Hadrian und Marc Aurel wissen.

Daß auch anderwärts, wie in Phlius und Megalopolis eleusinische Geheimculte gewesen, haben wir bereits erwähnt. Ebenso gab es noch mancherlei ähnliche Geheimculte, zum Theil ausschließlich für Männer, zum Theil nur für Frauen. Doch wir beschäftigen uns nur mit solchen, wo

eine an beſtimmte Bedingungen geknüpfte Einweihung ſtattfand, und da verdienen allenfalls noch die Samothrakiſchen Myſterien und die ägyptiſchen Iſis-Myſterien Erwähnung.

Die Samothrakiſchen Myſterien nennt Herodot auch Orgien der Kabiren; wer aber dieſe „Kabiren“ eigentlich waren, darüber finden wir bei den alten Autoren die widerſprechendſten Anſichten. Nach Pindar gab es einen Urmenſchen Kabeiros, auf Lemnos geboren. Andere betrachten die Kabiren, wie die Kureten und Korybanten, als eine Art dämoniſcher Mittelweſen im Gefolge höherer Gottheiten. Wieder Andere wollen in ihnen ſelbſtſtändige Volksgötter erkennen, die man in den Myſterien gefeiert habe. Aus der Verwandtſchaft des Wortes mit dem ſemitiſchen „kabirim“, d. h. „die Großen und Mächtigen“, darf wohl geſchloſſen werden, daß es urſprünglich von den Phöniziern an die Küſtenſtädte verpflanzte Gottheiten waren, die allmählich von einheimiſchen griechiſchen in das Dunkel der Verborgenheit und damit zugleich in eine myſteriöſe Heiligkeit gedrängt wurden. Damit ſtimmt, daß die Kabiren beſonders als Beſchützer der Seefahrer galten. Mit der Zeit ſchlichen ſich eleuſiniſche Elemente und Deutungen auch in dieſen Geheimcult ein. Ueber die eigentlichen Ceremonien der ſamothrakiſchen Myſterien wiſſen wir noch weniger, wie über die Eleuſinien. Wir hören wohl ſpeciell von Reinigungen und Räucherungen; auch eine gewiſſe Beichte ſcheint von den Einzuweihenden verlangt worden zu ſein. Plutarch überliefert uns hierüber eine nette Anekdote: Ein Spartaner ſei einſt vom Prieſter aufgefordert worden, ſeine ſchlimmſte Handlung zu beichten.

„Muß ich es Dir bekennen, oder der Gottheit?“ fragte der Novize.

„Der Gottheit,“ antwortete der Prieſter.

„Nun, dann tritt beiſeite!“ verſetzte der Andere, „ich will es der Gottheit allein ſagen.“

Was hierauf geſchehen, darüber ſchweigt der Berichterſtatter.

Wir wiſſen ferner, daß Männer und Weiber, ja, ſogar Kinder zugelaſſen wurden und die Eingeweihten purpurne Binden um den Leib legten, ſich vor Gefahren zur See zu ſchützen. Es gab übrigens Kabiren-Myſterien auch anderswo als in Samothrake.

Schließlich müſſen wir noch der Iſis-Myſterien gedenken. Vermuthlich fand ihre Einführung in Griechenland erſt nach Gründung des Lagidenreichs ſtatt. Das Bild der Göttin ſcheint hier verſchleiert oder überhaupt nur den Prieſtern zugänglich geweſen zu ſein. Auch den Zutritt in das Innere des Tempels konnte man ſich nur in Folge einer göttlichen Berufung durch Traumoffenbarung erwirken, und hierüber hatten die Prieſter zu entſcheiden. Erſt dann ward er in die engere Genoſſenſchaft der Iſisdiener aufgenommen. Etwas Näheres erfahren wir von Apulejus in ſeinem phantaſtiſchen Zauberroman, genannt Metamorphoſen. Voran ging der Einweihung ein Bad, wohin der Weiheprieſter und mehrere Eingeweihte

den Novizen geleiteten. Hierauf erhielt derselbe Verhaltungsmaßregeln und mußte sich zehn Tage lang jeder Fleischnahrung und des Weines enthalten. Am Vorabend der eigentlichen Feier ward er in's Allerheiligste des Tempels geführt nnd ihm gezeigt und vorgetragen, was nur Eingeweihte kannten. Apulejus erzählt uns davon, soviel er darf, und auch davon überläßt er uns zu glauben, was uns beliebt.

„Ich betrat," — so erzählt er, — „das Gebiet des Todes," überschritt die Schwelle der Proserpina, wurde durch alle Elemente hindurchgeführt. Dann zurückgekehrt, sah ich um Mitternacht die Sonne im hellsten Glanze, sah Götter des Himmels und der Unterwelt gegenwärtig und betete sie in nächster Nähe an."

Hierauf beschreibt er seine Kleidung: ein bunt geblümtes Gewand von Byssus und ein bis zu den Fersen herabwallender, mit Thierbildern, als Drachen und Greifen, geschmückter Mantel, in der Hand hielt er eine Fackel, auf dem Haupt trug er eine Palmenkrone. Dann spricht er von einem Festmahl und feierlicher Vorstellung vor der Menge.

Es läßt sich wohl annehmen, daß hierbei ähnliche Ceremonien, wie bei den Eleusinien üblich waren, und daß Isis die Stelle der Demeter (Ceres) vertrat; sie galt als die im Himmel und auf Erden und in der Unterwelt waltende, über Leben und Tod und überhaupt über das Geschick der Menschen gebietende Gottheit. Es scheint, daß immer nur Einzelne, und zwar vermuthlich nur Reiche und Vornehme eingeweiht wurden; denn schon die Kosten des Festmahls, das der Aufzunehmende arrangirte, mochten namhaft sein.

Außer der Isis wurden noch andere ägyptische Gottheiten, wie Osiris und Serapis, mitverehrt.

Die Aegypter besaßen ausgebildete Mythen über das Leben und Walten ihrer Hauptgötter Osiris und Isis und ihren Sohn Har (Horus), deren mimisch-theatralische Darstellung sicherlich einen Hauptinhalt der Feier ihrer Mysterien bildete. Sie lauten ungefähr folgendermaßen:

Osiris, der Wohlthäter des Menschengeschlechts und Förderer der Cultur, überträgt, um auch anderen Völkern die Segnungen seiner Lehren zukommen zu lassen, seinem Bruder Set die Zügel der Regierung und verläßt Aegypten auf einige Zeit. Inzwischen befestigt sich Set in der Herrschaft und schafft sich einen ihm blind ergebenen Anhang. Da vernimmt er plötzlich von der unverhofften Rückkehr des Osiris, und es bangt ihm für sein Regiment. Schnell schmiedet er mit seinen Creaturen einen ruchlosen Plan zur Ermordung seines Bruders. Mit heuchlerischer Freundlichkeit lädt er Osiris zu einem Gamstahl ein, wobei er nach echt ägyptischer Sitte einen kostbar verzierten Sarg als Geschenk gewissermaßen verloosen lassen will. Schon beginnt man zu würfeln, da ruft der falsche Set:

„Doch wozu ein Spiel des blinden Zufalls, zumal wenn es Einen trifft, dem der Sarg vielleicht noch nicht einmal paßt? Wollen wir das

Geſchenk nicht lieber Dem zukommen laſſen, der auch davon Gebrauch machen kann?"

Der Vorſchlag fand Beifall. Nun hatte aber Set den Sarg genau nach der Leibesgröße des Oſiris anfertigen laſſen. Ihm, als dem vornehmſten Gaſt ſteht das Vorrecht zu, zuerſt in den Sarg zu ſteigen. Kaum hat er die Probe begonnen, ſo ſchlagen die Spießgeſellen den Sargdeckel zu, und Oſiris war lebendig begraben. Der Sarg ward in den Nil geworfen, trieb aber in's Schilf, wo ihn die trauernd umherirrende Gattin nach langem Suchen fand, ahnungsvoll öffnete und unter Jammern den räthelhaft verſchwundenen Oſiris erkannte. Allein durch einen unglücklichen Zufall fand auch der falſche Set den im Walde geborgenen Leichnam ſeines Bruders wieder, zertheilte ihn grauſam und zerſtreute die einzelnen Stücke nach verſchiedenen Richtungen. Auf's Neue wandert Iſis umher, findet endlich das Haupt des theuren Gatten und nach langem Suchen auch faſt alle übrigen Gliedmaßen des verſtümmelten Körpers. Um eine neue Profanation zu verhüten, ließ nun die Königin mehrere ſich genau entſprechende Särge fertigen, und dieſe wurden in den Tempeln der größten Städte Aegyptens aufgeſtellt; doch wußte Niemand recht, wo eigentlich der Leichnam des großen Oſiris ruhte. Die Blutrache aber übernahm der tapfere Sohn Har (Horus), der den heimtückiſchen Set erſchlug.

Man erkennt in dieſer Sage den Kreislauf eines Vegetationswechſels. Das Pflanzenleben des Frühlings (Oſiris) erliegt der verſengenden Gluth des Hochſommers (Set) und erſteht auf's Neue verjüngt in ſeinem Nachkommen (Har). Set wird ägyptiſch geradezu „Tufe", d. i. der Böſewicht, genannt und mit dem griechiſchen Dämon des Glutwindes Typhon identificirt. Zugleich liegen in dieſer ſinnigen Sage Beziehungen zum Glauben vom Tode, dem Fortleben in der Unterwelt, dem Gottesgericht und der Wiederauferſtehung des Lebens. Erſcheint doch Oſiris auch vorzugsweiſe als Todtenrichter in der Unterwelt, vereint mit Serapis, Anubis und Iſis. So kam es, daß die Iſis-Myſterien der Parallelen mancherlei mit den eleuſiniſchen an die Hand gaben. Aber auch mit anderen als mit speciell chthoniſchen Gottheiten wurden die ägyptiſchen verglichen. So finden wir in der Schrift Plutarchs: „Ueber Oſiris und Iſis" die ägyptiſche Göttin mit Pallas Athene verglichen und erwähnt ein myſteriöſes, verſchleiertes Bild zu Saïs mit der Aufſchrift: „Ich bin das All, Vergangenheit und Zukunft, und meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet!" Dieſes Bild ſollte überhaupt Niemand ſehen außer den Prieſtern, ja in das Innere des Tempels durften auch nur Diejenigen treten, die eine Berufung dazu durch eine Traumoffenbarung nachweiſen konnten.

Bekanntlich ſoll dieſe Notiz unſerem Schiller den Stoff zu ſeinem myſteriöſen Gedichte: „Das verſchleierte Bild zu Saïs" gegeben haben, über deſſen tieferen Sinn ſich die Interpreten bis heute vergeblich den Kopf zerbrochen haben. Wir wollen verſuchen, auch einen kleinen Beitrag

zur Lösung des Räthsels zu geben. Zunächst muß erwähnt werden, daß nach Vorbergers Untersuchungen neuerdings ein Werk von Br. Decius (Prof. Reinhold: „Die ältesten hebräischen Mysterien") als Schillers eigentliche Quelle bezeichnet wird. Hier heißt es:

Unter einer alten Bildsäule der Isis las man die Worte: „Ich bin, was da ist"; und auf einer Pyramide zu Saïs fand man die uralte, merkwürdige Inschrift: „Ich bin Alles, was ist, was war und was sein wird; kein Sterblicher hat meinen Schleier aufgehoben," und weiterhin, im Innern des Tempels, zeigte man den Einzuweihenden verschiedene heilige Geräthe, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Darunter befand sich eine heilige Lade (der sogenannte Sarg des Serapis), die von Priestern oder besonderen Dienern, den „Kistophoren" herumgetragen wurde. Nur der Hierophant durfte die Lade berühren und öffnen. Einer, der die Verwegenheit gehabt, den Deckel aufzuheben, sei wahnsinnig geworden. Schiller erwähnt selbst in einem Aufsatze: „Die Sendung Mosis" die obengenannte Schrift von Br. Decius und daß er daraus „verschiedene Ideen und Daten" entlehnt. Diese entlehnten Daten hat denn auch Vorberger in der Reinhold'schen Schrift entdeckt. Darnach war jener Verwegene, der die Kiste öffnete (nach Pausanias: Antigone I, 8, c. 12) ein gewisser Euripilus, der durch den Anblick des in der Lade eingeschlossenen Bacchusbildes den Verstand verlor. (Vergl. Leimbach, Ausgewählte Dichtungen VI. p. 191 u. Viehoff.)

Was also ist der tiefe Sinn unseres geheimnißvollen Gedichtes? Ein Jüngling, den ein heißer Wissensdurst quält, Alles zu erkennen, befindet sich mit seinem ehrwürdigen Lehrmeister, dem Hierophanten, eines Tages in einer Rotunde vor einem verschleierten Bilde, das er bis dahin noch nicht gesehen. Auf seine neugierige Frage, was es verhülle, erwidert der Hierophant bedeutungsvoll: „Die Wahrheit."

„Wie?" ruft Jener, „nach Wahrheit streb' ich ja allein, und diese gerade ist es, die man mir verhüllt?"

„Das mache mit der Gottheit aus!" versetzt der Hierophant. „Kein Sterblicher," sagt sie, „rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe. Und wer mit ungeweihter, schuldiger Hand den heiligen, verbotenen früher hebt, der, — spricht die Gottheit" —

„Nun?" unterbrach ihn ungeduldig der Jüngling.

„Der sieht die Wahrheit," vollendete mit Nachdruck der Hierophant.

Auf das weitere erstaunte Fragen des Jünglings, ob denn der Hierophant selbst nie den Schleier gelüftet, antwortet dieser ernst mit „Nein".

„Und doch trennt nur eine so dünne Scheidewand uns von der Wahrheit," erwidert mit wachsendem Erstaunen der Jüngling.

„Und ein Gesetz!" sagt bedeutungsvoll der Hierophant, „ein Gesetz, das man nicht ungestraft verletzt."

Den Jüngling aber läßt die Unruhe nicht ſchlafen, und endlich wagt er den verbotenen Schleier des Bildes zu lüften. Noch einmal ſpricht die innere Stimme dagegen, zugleich ſchreckt ihn das Schauerliche der unheimlichen mitternächtigen Stille, das geſpenſterhaft an den Wänden ſpielende fahle Mondlicht flößt ihm ein unüberwindliches Grauen ein. Ehrfurchtgebietend, wie die Gottheit ſelbſt, blickt ihn das myſteriöſe, tiefverſchleierte Bildniß an. Seine verwegene Hand, die das Allerheiligſte berühren will, zittert — „doch ich will und muß die Wahrheit ſchauen!“ rief er endlich entſchloſſen aus.

„Schauen!“ gellt ihm ein langes Echo ſpottend nach.

Warum äfft ihn wohl das Echo mit jenem „ſchauen?“

Götzinger meint, weil er etwas Unmögliches erſtrebt, denn mit dem Auge ſchauen laſſe ſich die Wahrheit eben nicht, ſondern nur mit dem Verſtande erkennen.

Hierzu bemerkt Leimbach, dem wir beipflichten, daß der Irrthum des Jünglings darin liege, daß er „ſchauen“ und „beſitzen“ für identiſch halte. Darüber mache ſich alſo das Echo ſcheinbar luſtig.

Nun und was ſah der Jüngling? Der Reſt iſt Schweigen. Der Dichter weiß es nicht oder will ſich nicht näher erklären. Nur aus der Wirkung des Geſchauten können wir es errathen. Beſinnungslos und bleich fand man ihn am folgenden Tage am Piedeſtal des Bildes. „Was er allda geſehen und erfahren, hat ſeine Zunge nie bekannt.“ Doch ſeines Lebens Heiterkeit war dahin, und ein tiefer Gram riß ihn in ein frühes Grab.

„Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld,“ dies war auf ungeſtümes Fragen ſein warnungsvoller Zuruf, „ſie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein!“

Dies ſoll uns den Schlüſſel zur Löſung des Geheimniſſes geben; denn vor ein Räthſel, vor ein Myſterium hat uns der Dichter geſtellt.

Wenn es auch nahe liegt, in des Dichters eigenem Leben nachzuforſchen, wie denn Goethe bekanntlich alle ſeine Erzeugniſſe mehr oder weniger Gelegenheitsgedichte und Losringungen von ſeinen Lebenserfahrungen nennt, ſo läßt uns doch hier Schiller im Stich. Gekünſtelt erſcheint uns wenigſtens, was Karl Grün von des Dichters philoſophiſchen Erlebniſſen herausdeuteln will, er habe durch das Eindringen in die Kant'ſche Philoſophie ſich gegen ſeinen Dichterberuf verſündigt und ſei durch Lähmung ſeines Genius beſtraft worden. Schon näher ſcheint uns Hoffmeiſter der Wahrheit zu kommen, wenn er das Hauptgewicht auf das Uebertreten eines Sittengeſetzes legt, das unſerer Wißbegierde als Schranke geſetzt ſei.

Noch einen Schritt weiter thut Heinrichs, wenn er ſagt, die Schuld des Jünglings beſtehe darin, daß er ſich die Wahrheit eigenmächtig erringen wolle, da ſich dieſe nur freiwillig gebe. Aehnlich betont Düntzer,

daß der Mensch die ihm von der Gottheit gesteckten Grenzen der Erkenntniß nicht freventlich überschreiten dürfe, sondern er müsse abwarten, bis ihm die Gottheit selbst die Wahrheit offenbare. Ebenso erblickt Götzinger in der Schuld das Hauptmoment des Unglücks, nicht aber in der Erkenntniß der Unmöglichkeit, die Wahrheit zu finden, oder im Besitze derselben; man könne die Wahrheit finden, meint Götzinger, ihr Besitz mache auch nicht unbedingt unglücklich. Doch hierin scheint Götzinger der sonst deutlich ausgesprochenen Ansicht des Dichters zu widersprechen. So sagt Schiller z. B. in den „Worten des Wahns“ von der Wahrheit:

„Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.“

Auch fehlt es nicht an Belegstellen, daß der Besitz der Wahrheit unglücklich mache, wie in des Dichters erschütterndem Gemälde von dem Unglück der allwissenden Kassandra:

„Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.“

Aehnlich erblickt auch Hartert in der vorgerückten Erkenntniß, zumal wenn der Mensch durch Sünde, durch Uebertretung eines göttlichen Gebotes zu ihr gelangt, ein Unheil für ihn selbst. Recht passend vergleicht er damit die Geschichte vom ersten Sündenfalle. Auch hier war es dem ersten Menschenpaar verboten, von den Früchten der Erkenntniß zu essen, und als die listige Sündenschlange sie mit der Verheißung der Gottähnlichkeit und des Wissens von Gut und Böse verlockt hatte, wurden ihnen allerdings die Augen aufgethan, aber sie erkannten nur zu ihrer Beschämung, daß sie nackt seien; das Gefühl der Scham erwächst ihnen zugleich mit dem Bewußtsein ihrer Sünde.

Was aber kann der Jüngling hinter dem Vorhang so Grauenhaftes gesehen haben, dessen Anblick ihn so niederschmetterte, ihm alle Lebenslust vergällte? Düntzer neigt sich der Ansicht zu, er habe eigentlich Nichts gesehen; in dem Momente, wo er den Schleier lüftete, habe ihn das Gefühl der Schuld vernichtet. Das aber kann unmöglich in des Jünglings letzten Worten liegen: „Weh Dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, — sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!“ Hier ist doch offenbar von einer gefundenen, wenngleich durch Sünde gewonnenen Wahrheit die Rede, und eben diese durch Uebertretung eines göttlichen Gebotes erlangte Erkenntniß ist keine erfreuliche. Denken wir uns eine weise Gottheit, die uns ein Geheimniß, eine Wahrheit absichtlich verhüllt, die uns warnt, den verbotenen Schleier zu lüften, die unserer Erkenntniß gesteckten Grenzen wahnwitzig oder vorzeitig zu überschreiten. Denken wir uns auf der anderen Seite einen in der Blüthe der Jahre stehenden Jüngling voll idealen Hoffens und Sehnens, voll stolzen Selbstgefühls auf die Klarheit seines Verstandes, harrend auf den Lohn seines Ringens, die Erkenntniß des Urgrundes alles Seins, Werdens und Vergehens. Was kann eine gütige

und allweiſe Vorſehung einem ſolchen Menſchen in dieſem Alter, mit dieſem Wiſſensdurſte, abſichtlich verhüllen? — Seine Zukunft? — Daß er ſterben muß? Daß er bald ſterben muß? — Unverhofft? — Auf eine ſchreckliche Weiſe? — Daß all ſein Ringen umſonſt iſt? Daß alle ſeine ſchönſten Träume, ſein Glauben und Sehnen — daß Gott, Unſterblichkeit, Wiederſehen — ein Wahn, — daß halt Alles Nichts iſt, wie der unglückliche Lenau meint? — Irgend eine traurige, erſchütternde Wahrheit in Geſtalt eines troſtloſen Bildes muß es doch wohl geweſen ſein, das der Jüngling ahnungslos, unverhofft, unvorbereitet erblickte, das ihm die Lebensluſt vergällte, ihn in ein frühes Grab brachte.

So viel und ſo oft wir auch über das Räthſelhafte dieſes Sinnes nachdachten, immer blieben unſere Gedanken haften an dem grauenhaften Bilde — des Todes, der Verweſung, der Vergänglichkeit alles Irdiſchen. Tritt ihm dieſes Bild mit ſeinem meduſenhaft verſteinernden Anblick entgegen, tritt es ihm unvorbereitet, plötzlich in den Weg, ſo daß er ſich bekennen muß, er habe ſeine Erſcheinung durch eigene Schuld, durch Sünde heraufbeſchworen, beſchleunigt und ſich näher gerückt, als es ihm die Gottheit offenbart hätte, offenbart vielleicht unter tröſtlicherer Ausſicht, vorbereitet und gefaßt, ihm ruhig in's Auge zu ſehen, nicht im Bewußtſein der Schuld und Strafwürdigkeit, ſondern im Ausblick auf ein beſſeres, reineres Leben in der Ewigkeit — denken wir uns eine ſolche Situation, und ich glaube, wir werden den Sinn der letzten Worte beſſer verſtehen: „Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld, ſie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein!“

Wir wollen zur Unterſtützung unſerer Anſicht einen vielleicht unſeren Leſern wenig bekannten Roman von Thomas Moore: „The Epikurean“ heranziehen, deſſen Inhalt uns immer beim Leſen auf's Neue ergriffen hat. In blühendem Stile und mit reicher, üppiger Phantaſie ſchildert hier der Verfaſſer die Schickſale eines jungen Griechen, eines Anhängers epikuräiſcher Lebensweisheit, dem inmitten all ſeiner Freuden und Genüſſe immer das ſtarre Bild der Vergänglichkeit, des Todes, tritt.

Vergebens ſucht er ihm zu entrinnen, es verfolgt ihn allerwärts. Dürſtend zugleich nach Weisheit und Erkenntniß kommt er in's alte Wunderland der Pyramiden. Da wohnt er einſt voll Lebensluſt und umringt von Sinnengenüſſen der berauſchendſten Art, einem Bacchanale bei, das ihm die ſchönſten Mädchen Alexandrias bereitet. Die ganze Geſellſchaft ſchwelgt in jugendlichem Uebermuth, im Vollgefühl der Daſeinsfreude. Nur eine verhüllte weibliche Geſtalt ſcheint theilnahmlos; ſtumm läßt ſie Speiſen und Getränke an ſich vorübergehen; Niemand ſcheint von ihr Notiz zu nehmen; doch des jungen Griechen Neugier iſt auf's Aeußerſte geſpannt. Er wendet ſich deshalb an eine ſeiner ſchönen Nachbarinnen, da wird ſie plötzlich ernſt und ſtill. Den Jüngling befremdet dieſes ſeltſame Geheimniß, doch Liederſang und Becherklang ſcherzen ſein Nachſinnen hinweg.

Lärmend setzt sich das Bankett fort, und als man sich trennt, verläßt auch unser junger Epikuräer am Arme seiner reizenden Nachbarin das fröhliche Fest. Diese vermißt plötzlich ihre Laute, und natürlich eilt unser galanter Ritter zum Schauplatz der Orgie zurück. Da frappirt ihn auf's Neue der Anblick jener verschleierten, weiblichen Figur, die noch immer regungslos an ihrer alten Stelle saß. Mit geheimem Schauer näherte sich der Jüngling der verhüllten Gestalt, — hob den Schleier und erblickte — ein Skelett — eine Mumie. Dieser plötzliche, unerwartete Anblick inmitten all der Lebenslust wirkt so erschütternd auf ihn ein, daß ihm alle Freude am Genießen benommen ist.

Wir können hier die ferneren, ungemein spannenden Erlebnisse des jungen Epikuräers nicht weiter verfolgen, wie er durch die List ägyptischer Priester in's Innere einer Pyramide gelockt und in ihre Mysterien eingeweiht wird, wie er aber unbefriedigt von dieser neuen Religion, die nur unter Geheimnißkrämerei und leerem Formelwesen ihre Hohlheit verdeckt, an der Hand einer jungen, schönen Aegypterin entflieht, die sich seiner bedient, um ihren Vorsatz, Christin zu werden, ausführen zu können, wie das Martyrium dieser seiner Geliebten ihn schließlich auch dem Christenthum zuführt, — uns war es nur um eine überraschende Parallele zum „verschleierten Bild zu Saïs" zu thun.

Doch enthält auch dieser Roman des Spannenden und Significanten genug, was unser Thema von der Bedeutung des Geheimnißvollen in Religion und Litteratur illustriren könnte. Die Macht, die das Mysterium auf die Disciplin des Willens, seine Geduld und Unterwürfigkeit in gespannter Erwartung einer versprochenen Belohnung, der Erfüllung einer tröstlichen Verheißung ausübt, ist ganz außerordentlich. Besonders gefällt sich die Phantasie des Dichters in seinem Roman in der Ausmalung jener symbolischen Ceremonien, wodurch der junge Grieche in ägyptische Priesterweisheit und Mysterien eingeführt werden soll. Die Proben der Kämpfe mit den Elementen des Feuers, des Wassers und der Luft haben auffallende Familienähnlichkeit mit den Bildern, wie sie uns die bekannte Mozart'sche Oper: „Die Zauberflöte" vorführt. Und sollten in dieser Oper nicht auch versteckt und verkleidet symbolische Vorgänge und Lehren enthalten sein, mit denen eine Parallele moderner Geheimlehren naheliegt?

Der Reiz des Geheimnisses und seine Bedeutung für die religiöse und sittliche Erziehung ist so alt wie die Menschheit und stirbt wohl auch erst mit ihr selbst aus.

Ein Geheimniß trennt vor Allem die Gottheit von den Sterblichen. Nicht ohne Strafe bleibt der Verwegene, der unbesonnene Neugierige, der den Schleier lüften, die Schranke übertreten will. Dieses Gefühl, diese Erfahrung bekundet sich in tausend Sagen und Märchen. Als Sterblicher offenbart sich Zeus der geliebten Semele, um von ihr erkannt, begriffen und verstanden zu werden. Sobald er trotz seiner Warnungen ihrem

thörichten Wunſch Folge leiſtet, ſich ihr in ſeiner ganzen Glorie göttlicher Majeſtät zu zeigen, koſtet es ihr das Leben. Der Nimbus des Geheimniſſes umwebt das ſchönſte Märchen des Alterthums: Amor und Pſyche. Sobald Pſyche aus freventlicher Neugier in das Geheimniß von der Herkunft ihres Gatten dringen will, zerſtört ſie den Zauber und ihr Glück. In ein Geheimniß hüllt der vom heiligen Gral geſandte göttliche Ritter Lohengrin ſeine Herkunft; ſobald Elſa wider das Verbot den Schleier lüften will, nimmt der gottgeſandte Erlöſer Abſchied, und mit ihm ſchwindet Glück und Lebensfreude. Auf dieſem myſteriöſen Glauben beruht ein großer Theil unſerer ſchönſten Volksſagen, der Kern unſeres Elfen- und Nixenglaubens. Wer kennt nicht das reizende Märchen von der ſchönen Meluſine? Hat doch ſein Zauber auch den jungen Goethe beſtrickt.

Ein tiefes Geheimniß bleibt, was Odin in der gewaltigen nordiſchen Sage von der Götterdämmerung ſeinen geliebten Sohn Balder auf dem Scheiterhaufen in's Ohr flüſtert. Was mag es wohl geweſen ſein? Die Verheißung der Auferſtehung? — Ein Geheimniß bildet den Angelpunkt unſerer ſchönſten Volksmärchen. Ich erinnere an die bekannten Grimm'ſchen: „Das Marienkind" und „Ritter Blaubart". Ein Geheimniß liegt auch der tiefſinnigen Parzivalſage zu Grunde, bis der irrende und ſuchende Ritter es glücklich löſt. Eine große Rolle ſpielt hierbei das Moment des „Schweigens und Verſchweigens", worüber Dr. C. C. Henſe (Wehdemann, Parchim, 1872) eine gehaltvolle Abhandlung geſchrieben hat. Er verbreitet ſich darin beſonders über den höchſten Ausdruck des Gefühls, der im „beredten" Schweigen liegt, — das Schuldbewußtſein, die höchſte Luſt, der tiefſte Schmerz. Treffliche Beiſpiele aus alten und neuen Autoren citirt er, die ſich noch vermehren ließen. Für unſeren Zweck kommt es nur auf die religiöſe und ſittliche Bedeutung an, die das Schweigen und Verſchweigen hat. Und da iſt es denn höchſt ſeltſam und beachtenswerth, wie je nach der Situation das Schweigen oder Verſchweigen eine zu übende Tugend, eine auferlegte Pflicht, im andern Fall als ein ſittliches Delict, als ein folgenſchweres Vergehen aufgefaßt wird. Hat Gurnemanz in der Parzivalſage ſeinem Schüler das Schweigen als eine ritterliche Tugend auferlegt, ſo erweiſt ſich dasſelbe beim Anblick des leidenden Amfortas als Verſündigung und wird ihm als ſtumpfe Gleichgiltigkeit und Gefühlloſigkeit ausgelegt. Verſchweigen eines Geheimniſſes bringt in deutſchen Sagen Glück und Segen, während Ausplaudern ſie verſchwinden macht. Dies lehrt u. A. die Sage vom getreuen Eckart, die bekanntlich Goethe in ſeiner Ballade mit der goldenen Lehre beſchließt: „Ausplaudern iſt ſchädlich, verſchweigen iſt gut."

Wie verhängnißvoll andererſeits das Schweigen und das ängſtliche Hüten eines Geheimniſſes werden kann, lehrt die griechiſche Sage vom Oedipus und Schillers „Braut von Meſſina".

Ein naheliegendes verwandtes Motiv, den Charakter des Geheimniſſes

zu wahren, ist das der Verkleidung. Wie oft mag dies namentlich im Lustspiel so fruchtbare Motiv auch zu religiösen Zwecken verwandt worden sein, um göttliche und heilige Erscheinungen zu imitiren und dadurch auf Phantasie und Glauben zu wirken! Beruht doch auch der ganze Wunderglaube auf überlieferten, eingebildeten oder vorgespiegelten Erscheinungen, die eben, weil sie das Gewohnte und Natürliche übersteigen, mit dem Schleier des Geheimnißvollen umkleidet sind. Oft aber scheint auch die Natur selbst in ihren zufälligen oder von Gott gesandten Erscheinungen mit den Geboten der Religion oder den Handlungen gottbegeisterter und mit dem Nimbus der Heiligkeit umflossener Personen zu sympathisiren, sie zu unterstützen und den Glauben an ihre göttliche Sendung und die Wahrheit ihrer Aussprüche zu bekräftigen. Ueber die täglichen Wunder und Geheimnisse in der Natur pflegt leider der abgestumpfte Sinn des Menschen vielfach hinwegzugehen.

Wie sehr auch unsere christliche Religion sich der Wunder und der Geheimnisse bemächtigt hat, dürfte einerseits überflüssig erscheinen nachzuweisen, andererseits greift es zu sehr in das Gebiet der Theologie hinein, das zu berühren uns bei unserem heutigen Thema ferne lag. Ist nicht die Allgegenwart Gottes, die Menschwerdung Christi, seine Doppelnatur als Gott und Mensch, sein Opfer und Erlösungswerk, seine Auferstehung und Himmelfahrt, seine Verwandlung in Brot und Wein im heiligen Altarssacrament, die Dreieinigkeit der Gottheit, ist nicht dies Alles hohes Wunder und tiefes Geheimniß. Und unsere eigene Auferstehung und unser dereinstiges Fortleben in der Ewigkeit, so fest wir auch daran glauben mögen, — ist es nicht ein tiefes Geheimniß? Von welch hoher sittlicher Bedeutung aber der Glaube daran, das Festhalten an diesem Geheimniß auf die Gestaltung unseres ganzen Lebens und auf unser Verhalten unseren Mitmenschen gegenüber ist, — bedarf dies unseres Nachweises? So sind wir also von Wundern und Geheimnissen umgeben, und auf Wunder und Geheimnisse fußt unsere Religion und ist unsere Moral aufgebaut. Einst aber, so lehren uns Religion und Glaube, so hofft auch unser Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl, — fällt die Binde von unseren Augen, schauen wir die Wahrheit unverhüllt und stehen vor dem Antlitz der geoffenbarten Gottheit. Im Tode, wenn sich der Geist von der verfinsternden und hemmenden Hülle des Körpers loslöst, — so klingt der tröstliche Glaube des Christenthums, — dann wird es licht und klar vor unseren Augen, dann wird aller Wissensdurst und alles Sehnen nach Wahrheit gestillt; dann erfüllt sich, was Goethe, als ihn die Schatten des Todes umschwebten, ausrief: „Mehr Licht!"





Gähren hilft klären.

Von

M. Beerel.

— Hirschberg. —

(Schluß.)

Am anderen Morgen trat die Gräfin zu ihm in's Zimmer im schlichten, dunklen Hauskleide, an dem auch nicht der kleinste Schmuck eine Spur ihrer bevorzugten gesellschaftlichen Stellung verrieth. Sie war schön; aber ein Zug weichen Ernstes lag auf ihrem Antlitz, und um ihre Augen schimmerte ein feuchter Glanz, als ob darin eben erst Thränen getrocknet worden wären. Sie setzte sich an sein Bett, und nachdem sie sich nach seinem Befinden erkundigt, begann sie:

„Sie haben daran gedacht, uns verlassen zu wollen — thun Sie das nicht! Thun Sie es um meinetwegen nicht!" fügte sie leiser hinzu, indem sie seine Hand mit sanftem Drucke ergriff.

„Frau Gräfin!"

„Lassen Sie, lassen Sie!" unterbrach sie ihn. „Ich ahne, ich weiß — ja, ich weiß Alles — besser, als Sie es mir sagen könnten. Aber — denken Sie an nichts Anderes, nehmen Sie auf nichts Anderes Rücksicht, als daß Sie in meinem Hause, in meiner Pflege sind!"

„Frau Gräfin!" begann er von Neuem.

„Still! Still! keine Widerrede! Versprechen Sie mir, um was ich Sie gebeten! Ich verspreche Ihnen dagegen, Sie meinerseits mit keinerlei Neugier quälen zu wollen."

Und als ob Sie den Pakt für abgeschlossen und jeden Einspruch für unmöglich hielt, fuhr sie mit verändertem, heiterem Tone fort:

„Darf ich Ihnen etwas Reuter lesen?" und griff, ohne seine Antwort abzuwarten, nach der „Stromtid", die auf einem Nebentischchen lag.

Ihre Stimme war klangvoll, und sie las gut; auch beherrschte sie vollständig den plattdeutschen Dialekt. Aber so sehr sie auch ihre Aufmerksamkeit zu concentriren suchte, sie war doch nicht ganz bei der Sache, und auch Eberhard war kein aufmerksamer Zuhörer. Viel zu sehr beschäftigte ihn das gestern Erlebte und das heut Besprochene und lockte seine Gedanken auf Pfade, die weit ablagen von Habermann und Bräsig und dem friedlichen Pastorhause. Als die Gräfin ein Capitel beendet hatte, schloß sie das Buch und erhob sich. Eberhard erfaßte mit beiden Händen ihre Rechte und sprach mit vor Schwäche leiser und klangloser Stimme:

„Frau Gräfin, ich verspreche Ihnen, auszuharren, bis der Arzt mir das Reisen erlaubt.“ —

In Ischl ruft eine erzene Hygiea der leidenden Menschheit zu:

Man nennt das größte Glück auf Erden,
Gesund zu sein —
Ich sage nein!
Ein größ'res ist: gesund zu werden!

Hygiea mag Recht haben; der drohende oder erfolgte Verlust erhöht die Werthschätzung eines Gutes. Aber jenes Glück des Gesundwerdens kommt meist erst zur Geltung, wenn das Ziel wirklich erreicht ist. Der Genesungsproceß selbst pflegt so langsam, so allmählich, in so wechselvollen Curven zu verlaufen, daß er oft lange Zeit hindurch jene Glücksempfindung gar nicht aufkommen läßt, sondern den Kranken, wenn nicht mit trüben Gedanken, so doch mit einem Gefühl der Langenweile erfüllt, die zwar, nach der Behauptung erfahrener Aerzte, die Wiederherstellung wesentlich fördern soll, die aber bisher noch von Niemandem als Glück empfunden worden ist.

Je mehr Eberhard in stetig fortschreitender Genesung jene lethargische Schwäche überwand und seine Kräfte erstarken fühlte, desto langsamer rannen ihm die Stunden und Tage in trübem Einerlei dahin, und die einzigen Lichtpunkte waren es, wenn die Gräfin ihn besuchte, ihm vorlas und in nie versiegendem Geplauder Erlebnisse und Gedanken mit ihm austauschte. Lange vorher schon freuten sie sich Beide auf diese Stunden, und lange, nachdem sie verronnen, wirkten sie anregend nach und gaben ihnen zu sinnen und zu denken. Wie oft schon — vor und nach Francesca von Rimini — quollen aus den Versen der Dichter neben hohen Gedanken tiefe Empfindungen unbewußt in die Herzen der Leser und Hörer hinüber! Es war nur zu natürlich, daß, gefördert durch das tägliche trauliche Zusammensein und durch die Romantik der ganzen Situation, auch in ihnen ein lebhafteres gegenseitiges Interesse sich regte und die Tage sich häuften, „an denen sie nicht weiter lasen“. Die Gräfin berührte mit keinem Worte den Mangel an Uebereinstimmung zwischen ihr und dem Grafen, der ihre Ehe zu einer liebeleeren, unglücklichen machte. Aber es bedurfte keiner scharfen Beobachtungsgabe, um zu erkennen, wie wenig das warme, phantasie- und

gemüthvolle Wesen der Gräfin sich mit der glatten, förmlichen Höflichkeit ihres Gemahls vertrug, hinter der sich Selbstsucht und Herzenskälte nur allzu sichtbar verbargen. Der unangenehme Eindruck, den Eberhard bei der ersten Begegnung mit dem Grafen empfangen, hatte sich bei den wenigen kurzen Besuchen, die jenem ersten gefolgt waren, nur noch verstärkt. Je größer aber das Mißfallen, das — wie meist in derartigen Fällen — ein gegenseitiges war, und je schärfer die daraus entspringende Abneigung, desto inniger wurde das Mitleid, das Eberhard mit dem traurigen Loose der Gräfin empfand. Diese hinwiederum, wiewohl sie getreu ihrem Versprechen keine neugierige Frage gestellt, hatte doch sehr wohl bemerkt, daß Eberhard nicht blos an seinem Körper, sondern auch in seinem Gemüthe empfindliche Wunden trage, und es that ihr innig leid, für diese nicht ebenso heilend sorgen zu können wie für jene. Das Mitleid aber ist ein gefährlicher Kuppler, und gerade das, was sie einander verschwiegen und doch unbewußt verriethen, brachte sie einander näher. —

Eberhard befand sich in einem eigenthümlichen Widerstreit der Empfindungen. In jenem Traumdämmern, das seiner Verwundung gefolgt war, drehten sich all' seine Phantasiegebilde um Erna, flogen seine Gedanken fort und fort zu ihr; und als er sich allmählich zu erholen begann, beschäftigte er sich während seiner langsam rinnenden Leidensstunden in mehr und mehr gesteigerter Zärtlichkeit mit ihr und sah von Tage zu Tage in gespannter Erwartung mindestens einem Briefe von ihr entgegen. Er selbst hatte ihr anfangs nicht schreiben gekonnt und hatte ihr durch Andere nicht schreiben gewollt; aber durch das Nachurlaubsgesuch, das der Arzt mit ausführlichem Zeugniß seinem Vorgesetzten eingereicht hatte, mußte sie seiner Meinung nach seinen Unfall erfahren haben und hätte doch, wenn sie es irgend noch gut mit ihm meinte, zu ihm eilen oder mindestens ihrer Theilnahme in irgend einer Weise Ausdruck geben müssen. Daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, erregte in ihm das Gefühl der Bitterkeit — nun, da er ihr hätte schreiben können, wollte er es nicht mehr. Der Dämon, den er bereits siegreich niedergekämpft hatte, regte von Neuem sein giftgeschwollnes Haupt; der böse Verdacht, der bereits verblaßt gewesen, erhob sich von Neuem in häßlicher, drohender Gestalt. Und mit der heißen Liebe rang nun ein nicht minder heißer und scharfer Trotz. Wenn sie selbst das Band zwischen ihnen zerrissen hatte, weshalb sollte er noch an demselben festhalten? Auf was hatte er noch Rücksicht zu nehmen? Warum sollte er sich nicht mit ganzem, vollem Herzen hingeben, wo ihm Theilnahme, Wohlwollen, Zuneigung so warm entgegenquollen? Warum? — die Antwort klang recht verschieden in ihm zu verschiedenen Stunden, je nachdem die Liebe oder der Trotz die Oberhand hatte. —

Mit einem Manne von Geist und Herz, von reichem Wissen und warmem Empfinden so zwanglos zu verkehren, war der Gräfin etwas Neues und Ungewohntes. Sie hatte ihre innige Freude daran und überließ sich

dieser Freude mit voller Seele. Warum auch nicht? Was sollte sie zurückhalten? jene Fessel etwa, die sie ohnehin schon in allen ihren Bewegungen hemmte, und die sie längst schon zu zerreißen gewünscht hätte? Mehr denn je empfand sie ihren schmerzhaften Druck; denn dem Grafen war der lange Aufenthalt Eberhards in seinem Schlosse und die Sorge der Gräfin um ihn ein Aergerniß, und in kalter, hochmüthiger Weise, nicht ohne Beimischung von giftigem Spott, gab er seinem Aerger Ausdruck. Der Pflicht — meinte er — und der romantischen Schwärmerei sei doch nun wohl mehr als Genüge geschehen. Er wünsche nicht, daß seine Gemahlin der immer bereiten Medisance Anlaß gebe, sich mit ihr zu beschäftigen. Der Kranke könne jetzt sehr wohl, wenn auch vielleicht mit einiger Anstrengung, eine Reise vertragen, und habe die Pflicht, seinen Wohlthätern nicht allzu lange lästig zu fallen. Wenn er selbst das nicht fühle, so könne man es ihm, dem Grafen, nicht verdenken, wenn er es fortan an deutlichen Winken nicht fehlen lasse. — Mit stolzer Ruhe und Bestimmtheit entgegnete die Gräfin: „Ein Mann, der mit eigener Gefahr ein Menschenleben gerettet, sei es auch nur das der Gräfin Holm, bedarf keines solchen Winkes. Herr Doctor Ernst hat längst unser Haus verlassen wollen — ich allein habe ihn zurückgehalten. Er wird reisen, sobald der Arzt ihm das Reisen gestattet — nicht eher, solange ich es hindern kann. Ich wenigstens empfinde den Dank, den ich ihm schulde, und wenn nicht für unsere, so doch für meine Ehrenpflicht halte ich es, ihn nur geheilt von hinnen ziehen zu lassen — aller etwaigen Verleumdung zum Trotz, über die ich mich hoch erhaben weiß.“ Ihre Wangen glühten, und ihr Auge flammte, so sehr sie sich auch zur Ruhe zu zwingen schien.

„Hm, Hm, Frau Gräfin! ein wenig Mäßigung, wenn ich bitten darf! etwas grelle Farben, die Sie da auftragen. Was Herr Ernst gethan, ist immerhin recht löblich, aber doch nichts Besonderes — bei einem Cavalier selbstverständlich. Wundere mich nicht, daß es dem Herrn bei uns gefällt. Daß seine Wunden gar so schlimm — kann mir's nicht denken. Kenne den guten Hofrath, übertreibt gern ein bischen, namentlich wenn er glaubt, damit gefällig zu sein,“ sprach der Graf, die letzten Worte mit einem boshaften Lächeln begleitend. Die Gräfin wollte auffahren; aber ihr Gemahl ließ sie nicht zu Worte kommen. „Still, still, ma chère Comtesse Félice! Bin niemals eifersüchtig gewesen, wie Du weißt, habe romantische Phantastereien niemals gehindert; aber die Ehre meines gräflichen Hauses, nicht das kleinste Stäubchen dulde ich darauf. Bitte sich danach zu richten!“ Und nach seiner Pürschbüchse greifend, schritt er, ohne auf eine Antwort zu warten, zur Thür hinaus. —

In einer Erregung, wie sie sie niemals vorher gekannt hatte, fuhr die Gräfin empor und durchmaß mit raschen Schritten das Zimmer. Sie trat an's Fenster und preßte ihre heiße Stirn an die kalten Scheiben. Die Thränen wollten ihr hervorstürzen; aber sie drückte sie mit ihrem Tuche

gewaltsam zurück, und dann seine Enden krampfhaft um ihre Hände schlingend, riß sie es mitten entzwei. „Nein!“ rief sie, „Weinen ist Feigheit, und feig sind alle diese Opfer — einem Phantome zu Liebe — und für wen! Nein! nein! nein! Ich will das Glück an mich reißen, wo ich es finde — ihm und aller Welt zum Trotz! Und wenn die Wogen über mir zusammenschlagen, was kümmert's mich!“ —

Eberhard lag sinnend in seinem Zimmer. Seit einiger Zeit schon hatte er das Bett verlassen dürfen, und die Gräfin hatte für eine bequeme Chaiselongue gesorgt, auf der sich's behaglich ruhen und träumen ließ. Er blickte hinaus auf die sinkende Sonne, die Himmel und Berge mit purpurglühender Fluth übergoß, und auf die Laubkronen, die sich mit leichtem herbstlichem Schimmer zu färben begannen. Auch ihn überkam ein Herbstgefühl, so daß er unwillkürlich zusammenschauerte. „Herbst? Schon?“ sprach er leise vor sich hin. „Was ist denn aus den Verheißungen Deines Jugendfrühlings geworden? Und wo ist denn Dein Sommer geblieben? Ein wenig Sonnenschein und dann Blitz und Wettersturm“ — — Nein! nein! Er wollte diese trüben Gedanken nicht weiter spinnen. Fort damit! — Er zwang sich, an Anderes zu denken. Ein Bild trat ihm vor die Erinnerung, das er vor ein paar Jahren gesehen. „Nach schweren Tagen“ hatte es der Künstler genannt. Das Bild war klein und anspruchslos; aber es war mit vollendeter Kunst und so recht mit dem Herzen gemalt. Es stellte einen jungen Rittersmann in der Genesung von schweren Wunden dar. Er hatte sein krankes Bein auf einen Schemel ausgestreckt, und sich halb zurücklehnend, schaute er mit warmen, innigen Blicken auf seine Pflegerin, eine wunderliebliche Mädchengestalt, die über ein Buch gebeugt ihm mit Vorlesen die Zeit zu vertreiben suchte. Hatte der Maler vorahnend ihm sein eigenes Schicksal vor Augen geführt? Ach! Eines nur war anders: was in den Augen des jungen Mannes und auf den Wangen des jungen Mädchens glühte, waren reine, keusche, von keinem Erdenhauch getrübte Himmelsflammen. Und er? — Das Herbstgefühl hatte ihn weich gemacht — Die Liebe hatte wieder Macht gewonnen über den Trotz, und mit der Liebe war auch die Treue wieder lebendig geworden. Konnte, durfte er Anderes als Dankbarkeit für das schöne Weib empfinden, von dem er wußte, daß sie das verzehrende Feuer der Leidenschaft nur schwer noch zurückzudämmen vermochte, und an deren Gluthhauch sich sein eigenes Herz zu entzünden begann? — —

„Erna,“ kam es wie ein Hauch von seinen Lippen. Was wußte er von ihr? Nichts! nichts! sie schwieg und schwieg. Sollte sie wirklich nichts von ihm wissen? oder nichts von ihm wissen wollen? Hatte sie sich von ihm losgesagt, sich selbst ausgeschieden aus seinem Leben für alle Zeit? Vielleicht, vielleicht — — Und berechtigte ihn dieses Vielleicht, ihr gegenüber zu begehen, wessen er sie selbst beschuldigt hatte, und — mit Unrecht vielleicht? — wenn er Gewißheit haben könnte, frohe Gewißheit! Wenn

er festhalten könnte, was ihm — vielleicht noch nicht für immer entflohen war! Vielleicht, vielleicht — ach, immer nur vielleicht! — Verlangend streckte er die Arme aus nach einem Luftgebilde, in dem sich, wie so oft schon, Ernas Züge mit denen der Gräfin verschmolzen. —

Die Gräfin! War nicht auch sie das Weib eines Anderen? Eines Anderen, der ihm Schutz und Rast geboten, dessen Dach sich gastlich über ihm wölbte? Nein! nein! der Gräfin Gast war er, nicht der des Grafen. Als sein Gast hätte er längst schon das Schloß verlassen. — Ach! hätte er's doch gekonnt! hätte er's doch gethan! — Welche Rücksicht schuldete er dem Grafen, diesem hochmüthigen, hohlen Gesellen, der selbst den Schatz nicht zu würdigen verstand, den ein blindes Glück ihm in den Schoß geworfen, der die quälte, die er hätte glücklich machen sollen und die es so sehr verdiente, glücklich zu sein? — Das Herz versteht es so gut, zu überreden und mit Trugschlüssen die Berechtigung dessen nachzuweisen, wonach es sehnend verlangt. Aber hinter der Schlange, die den verlockenden Apfel reicht, steht immer noch der Cherub mit dem flammenden Schwerte, vor dem das Lügengespinnst der Begierde in's Nichts zerflattert. —

Eberhard war so sehr mit sich selbst und mit seinem inneren Ringen beschäftigt, daß er es überhörte, als nach vergeblichem Klopfen die Thür geöffnet wurde, und daß er erschreckt auffuhr, als sich plötzlich eine weiche Hand auf seinen Arm legte und eine noch weichere Stimme ihn fragte:

„In welchen Gefilden der Seligen waren Sie jetzt?"

„Frau Gräfin!"

„Gräfin! Gräfin! und immer diese unselige Gräfin! Felice heiße ich. Das ist gewiß auch solch' gütige Fee gewesen, die mir diesen Namen in die Wiege gelegt hat, um doch wenigstens etwas von Glück in mein Leben zu bringen!"

Sie sprach erregt und mit einer ihr sonst fremden Bitterkeit.

„Was ist Ihnen — liebe — Felice? Kommen Sie, lassen Sie uns etwas lesen! es wird uns auf andere Gedanken bringen."

„Nein! ich kann, ich will heut nicht lesen!" und an seinem Lager niedersinkend, lehnte sie ihre Stirn an seine Schulter, und ein Strom heißer Thränen entstürzte ihren Augen.

Eberhard ließ sie eine Weile gewähren. Er drückte ihr Haupt an seine Brust und einen Kuß auf ihren Scheitel. Sein Herz klopfte heiß und stürmisch. — Aber in der Dämmerung, die sich über das Zimmer zu breiten begann, während draußen die letzten Purpurlichtwellen verglühten, glaubte er den Cherub mit dem Flammenschwerte zu sehen, der ihm vorhin schon einmal erschienen war —

Den ernst begonnenen Kampf, er mußte ihn weiter kämpfen und, so schwer auch das Ringen, er wollte Sieger bleiben! — Mit aller Kraft seines Willens sich zu einem ruhigen Tone zwingend, der wenig dem Wallen seines heißen Blutes entsprach, begann er:

„Muth, liebe Gräfin Felice! Muth! Je heftiger wir an unseren Ketten rütteln, desto schmerzhafter schneiden sie uns in's Fleisch. Das Wort eines alten Weisen sagt: Es ist ein Trost im Unglück, Unglücksgefährten zu haben. Diesen einen, wenn auch schwachen, traurigen Trost wenigstens will ich Ihnen bringen. Lassen Sie mich Ihnen von meinem eigenen Schicksal erzählen!"

„Erzählen Sie!" und es klang wie ein Seufzer der Enttäuschung, der Resignation.

Sie schob ein niedriges Tabouret herbei und ließ sich darauf nieder, die Ellenbogen aufgestützt und das Antlitz in die Hände gedrückt.

„Auf Glück hatte ich gehofft," murmelte sie vor sich hin, „und wieder soll ich nur von Unglück hören — und das nennt man Leben!"

Eberhard erschien es wie eine Rettung vor sich selbst und wie eine Befreiung, endlich einmal vor einer warm empfindenden, befreundeten Seele heruntersprechen zu können, was ihm diese ganze lange Zeit hindurch das Herz bis zum Zerspringen erfüllte. Langsam und zögernd begann er von seinem Vaterhause, von seiner glücklichen Kindheit zu berichten; aber mehr und mehr kam seine Rede in Fluß bei der Schilderung seiner fröhlichen Jugendzeit, und wie eine Beichte war es, als er rückhaltlos und ohne Schonung gegen sich selbst von seiner Werbung, von dem Sonnenschein, von dem Nebelgewölk und endlich von dem Wettersturm seiner Ehe erzählte. Mit keinem Worte, mit keiner Bewegung hatte ihn die Gräfin unterbrochen. Regungslos, einer Statue gleich hatte sie an der Seite seines Lagers gesessen — er hatte selbst nicht gewußt, ob sie überhaupt auf ihn höre. Aber es war ihm ein Bedürfniß gewesen, seinen Bericht zu Ende zu führen, und wär's auch nur zur Rechtfertigung vor sich selbst.

Unbeweglich, das Antlitz in die Hände gepreßt, saß sie auch jetzt noch eine Weile lang, nachdem er geendet. War's ihr doch wie ein Reif auf die Seele gefallen, wie ein kalter, frostiger Reif, der mit einem Male all das Treiben und Blühen vernichtete, das im Gluthhauch der Leidenschaft allzu geil emporgeschossen war. Aus dem, was Eberhard ihr erzählte, und mehr noch aus dem Tone, mit dem er es erzählte, als aus dem Inhalte selbst hatte sie mit feinem, untrüglichem Instinkt herauszufühlen gewußt, daß all der Zorn und Trotz, in den er sich hineingegrübelt und -geredet hatte, mochte er's selber wissen oder nicht, nichts Anderes als heiße Liebe zu seinem Weibe war, das er verloren zu haben glaubte und doch festhalten wollte, das er nicht festhalten zu können fürchtete und dem sich doch alle Fühlfäden und Fangarme seines Herzens — polypengleich — entgegenstreckten. Ihr scharfer Blick sah noch weiter; aber sie wollte jetzt keine Auseinandersetzung. Es war zu plötzlich über sie gekommen — sie mußte allein sein, mußte erst mit sich selber klar werden. So erhob sie sich — eine Andere, als die sie gekommen war. Ihre vorher so weichen Züge waren hart, sie selber war — so schien ihr's — um Jahre älter geworden, und ihre sonst so melodische

Stimme klang rauh, als sie ihm — nicht ohne einen herben, fast höhnenden Ausdruck — zurief:

„O Ihr Herren der Schöpfung, was dünkt Ihr Euch groß, und wie seid Ihr so klein, so klein!“

Sie schritt durch die Thür und ließ Eberhard in einem Zustand völliger Verblüffung zurück.

Er verstand nicht, was geschehen, und hatte nur noch den einen heißen Wunsch: Fort! fort! fort! —

Erna befand sich in einer recht trüben Gemüthsverfassung, als sie am Morgen nach Eberhards Abreise allein in dem Erker ihres mit behaglicher Wohnlichkeit reich ausgestatteten Zimmers saß. Alle diese schwellenden Polster und Tischchen und Etageren, alle diese zierlichen Sächelchen, diese Bronzen und Statuetten und Aquarellen und Pflanzengruppen und was Alles den Raum beengte, um ihn zu einem recht traulichen Boudoir zu gestalten, — für sie war das Alles heut nicht vorhanden. Sie war empört über das ihr widerfahrene Unrecht. Hätte Eberhard in noch so heftiger Erregung, in einem Ausbruch noch so leidenschaftlicher Eifersucht ihr die schwersten Vorwürfe gemacht, sie würde sich nicht entsetzt, nein! sie würde sich vielleicht darüber gefreut haben wie über ein Zeichen seiner Liebe zu ihr, wie über ein Gewitter, das endlich die lange, schwüle Spannung zu glücklicher Lösung brachte, sie würde ihm Rede gestanden und seinen bösen Argwohn zerstreut haben, würde ihm um den Hals gefallen sein und sich mit ihm ausgesöhnt haben, so recht aus vollem, ganzem Herzen. Aber diese Ruhe, diese eisige Kälte, mit der er selbst den von ihr gebotenen Versuch einer Aussprache, einer Verständigung kurz von der Hand wies — das war es, was sie nicht verzeihen, was sie nicht ertragen konnte. Mußte er als Richter nicht wissen, daß man Niemand verdammen dürfe, ohne ihn wenigstens vorher gehört zu haben? Hatte sie das nicht zu fordern, selbst wenn sie schuldig gewesen wäre? Und nun erst, da sie sich keiner Schuld bewußt war, da sie selbst in Gedanken nicht gesündigt hatte. Selbst in Gedanken nicht? — Nein! selbst in Gedanken nicht! Hatte sie nicht rasch und siegreich niedergekämpft, was — eine kurze Spanne nur — ihren Sinn zu verwirren drohte? Und hätte es schlimmer sein können, wenn sie dem verlockenden Zuge nicht widerstanden hätte? Sie bedauerte das nicht; denn gerade daß sie sich schuldlos fühlte, daß sie Unrecht litt, das gab ihr Selbstvertrauen, das gab ihr festen Halt in dieser Wirrniß, die sich doch endlich einmal lösen mußte. — — Denn — so sehr sich auch ihr Stolz und ihr ganzes Denken und Fühlen aufbäumte bei der Erinnerung an das, was ihr von Eberhard widerfahren war, und was sie als eine Erniedrigung empfand — der Gedanke, daß nun mit dem häßlichen Auftritte des gestrigen Abends Alles aus sein sollte zwischen ihr und ihrem Gatten, der Gedanke war ihr unerträglich. Eberhard war krank, augen-

scheinlich krank; das allein konnte sein Vergehen — nicht entschuldigen — aber doch mildern. Statt ihn zu verdammen, statt ihm den bindenden Ring stolz vor die Füße zu werfen — bedurfte er nicht vielleicht des Mitleids? Nur eine abnorme, krankhafte Gemüthsverfassung konnte den sonst so guten und rücksichtsvollen Mann zu solchem Vorgehen bestimmen. Und mußte er nicht endlich wieder zur Besinnung kommen? zu einem klaren Urtheile über sie und über ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander? Vielleicht war gerade der von ihm gewählte Weg der richtige. Wenn er erst mit sich allein war, fern von der gewohnten Umgebung, und Alles in Ruhe überdenken konnte, mußte es dann nicht bald klar werden in ihm? Ja gewiß — er würde nicht lange fortbleiben; er mußte bald wieder zu ihr zurückkehren — ein Anderer, freier, gerechter und vielleicht — auch zärtlicher. Und die Verzeihung, die sie ihm gewähren wollte, sollte seine einzige Strafe sein! —

Aber bis dahin? Wie sollte sie es anfangen, allem Gerede, allem Klatsch, allen zudringlichen Fragen nach Grund, Ziel, Dauer von Eberhards Reise aus dem Wege zu gehen — Fragen, denen sie nicht ausweichen und die sie doch, ohne zu lügen, nicht beantworten konnte? Niemand, selbst ihre Eltern nicht sollten von dem ehelichen Zwist auch nur das Allergeringste erfahren.

Eine Ausrede, eine Erklärung der plötzlichen Reise war leicht gefunden. Und regte sich auch bei den Eltern wohl der Verdacht, daß die Sache nicht ganz so harmlos sei, wie sie Erna darzustellen suchte, so beruhigte sie einerseits Ernas anscheinende Unbefangenheit; andererseits waren sie viel zu weltklug, als daß sie ohne Noth eine unerbetene Einmischung hätten versuchen sollen. Entweder sie glaubten wirklich, oder sie gaben sich den Anschein, zu glauben, was Erna ihnen erzählte. Dieser wurde das Ausweichen und Verleugnen, das Erfinden und Heucheln endlich so zuwider, daß sie den Eltern, die demnächst wieder für einige Zeit auf ihr Landgut überzusiedeln gedachten, vorschlug, ihnen dorthin zur Vorbereitung ihrer Villegiatur voranzugehen. —

Und nun war sie wieder in Buchau, und diesmal so ganz allein und verlassen. Die Erinnernngen an den vorjährigen Aufenthalt traten ihr auf allen Wegen und Stegen entgegen, und schmerzlich empfand sie den inzwischen eingetretenen Wandel. Und als nun gar Woche um Woche verging, ohne daß auch nur eine Zeile, ohne daß auch nur ein Wort von Eberhard an sie gelangte, da fühlte sie sich, von den wechselvollsten Stimmungen und Gedankengängen erregt und gepeinigt, muth- und rathlos und nahe daran zu verzweifeln. Dabei suchte sie immer noch vor den inzwischen eingetroffenen Eltern zu verbergen, was kaum noch zu verbergen war, sah, wie diese sich um sie sorgten, und beantwortete doch alle ihre Fragen ausweichend und im Widerspruch mit der Wahrheit. Auch das wurde ihr bald derartig zur Pein, daß, wie sie aus der Stadt auf's Land geflohen war, sie jetzt unter dem Vorwande, Alles für Eberhards bald zu

erwartende Heimkehr herrichten zu müssen, vom Lande in die Stadt, in ihr vereinsamtes Heim zurückeilte, das sie mit tiefem Weh betrat, und in dem sie unter einem Strome heißer Thränen zusammenbrach.

Schon unterwegs hatte Erna hin und her überlegt, wie sie ohne eine directe Anfrage am besten die Dauer von Eberhards Urlaub erfahren könne. Daß sie selber darüber nicht unterrichtet sei, mochte sie Niemand verrathen. Dabei tauchten andere Fragen auf, denen sie nachgrübeln mußte, und die sie in Angst und Sorge versetzten. Wie kam es denn überhaupt, daß ihm ein so langer Urlaub bewilligt worden war? Auf welche Begründung hin hatte er ihn verlangt und erhalten? Oder sollte er ihn in der Verstörung seines Gemüthes eigenwillig überschritten haben? Oder — sie wagte den Gedanken nicht auszudenken — sollte ihm ein Unglück widerfahren sein? Die Zeitungen waren so voll von Berichten über verhängnißvolle Abstürze in den Alpen, und ihre erregte Phantasie malte ihr Bilder vor, die sie mit Grauen erfüllten, die sie aber mitten unter allen Schrecknissen immer wieder das Eine empfinden ließen, wie sehr sie trotz alledem und alledem Eberhard liebte, und wie sie den Gedanken nicht zu ertragen vermöchte, ihn zu verlieren.

Am ersten Vormittage nach ihrer Ankunft in der Stadt machte sie sich zitternd und zagend mit bangem Herzklopfen auf den Weg nach dem Gerichtsgebäude. Da, während sie, ganz mit sich selbst beschäftigt, durch die belebten Straßen dahinschritt, begegnete ihr plötzlich, den sie seit Monaten nicht gesehen, Hauptmann von Schrön. Er trat auf sie zu, und ihr zum Gruße freundschaftlich die Hand reichend, fragte er mit ernst theilnehmender Miene: „Wie lauten die letzten Nachrichten vom Herrn Amtsrichter? Hoffentlich gut.“ Erna wurde purpurroth und hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten. Dem Hauptmann gegenüber hätte sie nicht zu lügen vermocht; aber konnte sie ihm denn sagen, daß sie überhaupt keine Nachricht erhalten? Dann aber — was bedeutete diese mitleidsvolle Miene? Welcher Sinn lag in seiner Frage? Der Hauptmann, der ihre Erregung auf Eberhards Unfall bezog, ließ ihr zum Antworten gar nicht Zeit, sondern fuhr in beruhigendem Tone fort: „Nun, hoffentlich wird er von seinen Wunden bald wieder genesen sein?“

„Wunden? genesen?“ Alles Blut wich aus Ernas Gesicht, und krampfhaft erfaßte sie des Hauptmanns Arm. „Um Gott! — was bedeutet das? ich weiß von Nichts!“

Der Hauptmann gerieth in Verlegenheit. Er konnte nicht glauben, daß Erna nicht aus erster und zuverlässigster Hand erfahren haben sollte, was er selbst von einem Collegen Eberhards auf Grund des eingegangenen ärztlichen Attestes gehört hatte, und was er ihr nun im Weiterschreiten mildernd und beschwichtigend wieder erzählte. Nur die Art der Verletzung war aus jenem Zeugnisse zu ersehen gewesen. Ueber die näheren Umstände, welche dieselbe herbeigeführt hatten, verlautete Nichts, und gerade

darüber hatte der Hauptmann von Erna Etwas zu erfahren gedacht. Aber das Eine stand fest, daß Eberhard schon seit einiger Zeit an Wunden, deren, wenn auch langsame, Heilung der Arzt in sichere Aussicht stellte, in Baden-Baden daniederlag. — Schweigend, erregt, ein ganzes wogendes Heer von Gedanken in ihrem Köpfchen umherwälzend und nach festen Stützpunkten ringend, schritt Erna neben dem Hauptmann dahin. Endlich schien sie zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Einen Augenblick stehen bleibend, sah sie mit ihrem bleichen, abgehärmten Gesichtchen zu dem Hauptmann empor und sprach: „Herr Hauptmann, haben Sie wohl ein Viertelstündchen Zeit für mich?" und als dieser sich zustimmend verbeugte, „darf ich Sie bitten, mich in unsere Wohnung zu begleiten? Ich möchte gern den Rath eines treuen, aufrichtigen Freundes hören."

„Sie dürfen auf mich zählen, verehrte Frau," erwiderte der Hauptmann fest und bestimmt, und schweigend gingen sie weiter.

Alle Fragen einer gleißnerischen Etikette, alle Rücksichten einer scheinheiligen Convenienz waren in diesem Augenblicke für Erna verschwunden. Sie mußte Jemand haben, mit dem sie sich aussprechen, mit dem sie über ihre Entschließungen sich berathen konnte, und sie wußte, daß sie keinen Zuverlässigeren, Gewissenhafteren, Aufrichtigeren und Urtheilsfähigeren zu finden vermochte als den Hauptmann. — Und als sie nun in dem kleinen, traulichen Zimmer einander gegenüber saßen — ob auch wirklich vielleicht früher einmal auf Augenblicke heißere Wünsche als trübe, verwirrende Nebel in ihrem oder in seinem oder in Beider Herzen aufgetaucht sein mochten — das war völlig ausgelöscht und vergessen, und sie hatten Beide das ihnen Schutz und Sicherheit gebende Gefühl, daß nur ein Interesse sie fest verband: die reinste, lauterste Freundschaft zu einander und zu dem fernen, kranken Freunde.

Der Hauptmann hörte aufmerksam zu, während Erna ihm treuherzig und mit warmer Empfindung erzählte, was zwischen Eberhard und ihr sich ereignet hatte, und wenn sie es auch mit feinem Tacte vermied, auch nur anzudeuten, welche Rolle er selbst unbewußt in diesem Ehedrama gespielt hatte, so ward es ihm doch nicht schwer, das zu durchschauen, und die Gewißheit des früher bereits Geargwohnten erfüllte ihn mit schmerzlichem Bedauern. „Verehrte Frau!" sprach er zu ihr, nachdem sie ihren Bericht beendet, „ich habe recht wohl verstanden, was Sie verschwiegen haben; und wie es mir innig leid thut, daß ich unabsichtlich Störer Ihres Friedens geworden bin, so verspreche ich Ihnen, Alles zu thun, was in meiner Macht steht, um dieses unselige Mißverständniß so rasch wie möglich zu beseitigen. Wenn Sie damit einverstanden sind, reise ich noch am heutigen Abend zu unserem Freunde und berichte Ihnen, wie ich ihn angetroffen habe, und von welchem Erfolge mein Bemühen gewesen ist."

„Und ich? Soll ich hier müßig sitzen, während ich ihn dort krank und der Pflege bedürftig weiß? Soll ich, die ich höre, daß er verwundet

ist, ohne Veranlassung, Art, Bedeutung seiner Wunden zu kennen, ohne zu wissen, wo und wie er untergebracht ist, wer an seinem Lager sitzt, ob rohe oder geschickte, gleichgiltige oder theilnehmende Hände seine Wunden verbinden, und was irgend zu seiner Heilung, zu seiner Pflege geschehen könnte und vielleicht nicht geschieht, soll ich mich hier mit qualvoller Ungewißheit, mit Schreckensbildern zermartern und Anderen den Platz überlassen, auf den mich — nicht die Pflicht allein, nein! ich schwöre es Ihnen zu — der Ruf des eigenen Herzens drängt? Nein! nein! nein! Meinen Sie nicht, daß ich selbst noch heut zu ihm eilen kann und darf und muß, selbst auf die Gefahr hin," setzte sie schluchzend hinzu, „daß er mich von sich weist?"

Im Innern seines Herzens gab ihr der Hauptmann Recht; aber er hielt es für seine Pflicht, ihrem überwallenden Gefühl gegenüber mit möglichst nüchterner Erwägung auf alle Schwierigkeiten, alle Bedenken aufmerksam zu machen, die sich der Ausführung ihres Vorhabens entgegenstellten. Sollte sie in solcher Gemüthsverfassung die immerhin nicht ganz kurze Reise allein unternehmen? Ihr seine Begleitung anzubieten — so bereitwillig er es gethan haben würde, — war es nicht in dem vorliegenden Falle geradezu undenkbar?

„O fürchten Sie Nichts für mich! Ich bin stark, wenn es sein muß."

„Wenn nun aber das Wiedersehen — von sich weisen würde er Sie nicht — Eberhard allzu sehr aufregte, wenn die Auseinandersetzung, die er selbst bis auf seine Heimkehr hatte verschieben wollen, und die doch nun unvermeidlich sein würde, schädlich auf seine Nerven, auf seine Kräfte, auf seine Heilung wirkte?" Erna ließ traurig das Köpfchen hängen, und thränenden Blickes fragte sie kleinlaut: „Sollte das wirklich möglich sein?"

Sie waren noch mitten in diesen Erwägungen, als draußen heftig die Klingel gezogen wurde, und bald darauf das Stubenmädchen ihrer Herrin ein soeben für sie abgegebenes Telegramm überreichte. Erna ward von einem heftigen Schrecken erfaßt; bleich, mit geschlossenen Augen sank sie in die Kissen des Stuhles zurück, und das Blatt zitterte uneröffnet in ihren Händen. „Muth! Muth!" rief ihr der Hauptmann aufspringend zu, „da, rasch einen Schluck frischen Wassers! Soll ich das Siegel lösen?"

„Nein!" sprach Erna sich aufrichtend mit matter Stimme, „ich will den Kelch leeren bis auf die Neige," und mit zitternden Händen öffnete sie das Blatt. Es flimmerte ihr vor den Blicken, und sie verstand nicht recht, was sie las, und doch ging ein Strahl der Verklärung über ihr Antlitz, und ein feuchtschimmernder, seliger Glanz leuchtete aus ihren Augen. Laut aufschluchzend, aber diesmal vor Freude, überreichte sie dem Hauptmann das Blatt, das nur die Worte enthielt: „Ihr Gatte erwartet Sie — Kommen Sie bald und froh! Ich verheiße Ihnen Glück. Gräfin Felice von Holm." —

Als die Gräfin in jener Dämmerstunde Eberhards Zimmer verließ, ward es ihr zu eng in den weiten Hallen ihres Schlosses — die Wölbungen,

so hoch sonst, bedrückten ihr den Scheitel, die Mauern beklemmten ihr die Brust; sie verlangte nach freier Luft, nach frischer, erlösender Bewegung. Sie befahl, schleunigst ihren Schimmel zu satteln. Der Reitknecht schüttelte den Kopf über diesen abendlichen Ritt, und die Zose, die ihr das Reitkleid anzulegen hatte, konnte nicht begreifen, daß ihre sonst so gütige Herrin heut so ungeduldig, so unwirsch war. Erst als sie auf einsamen, von dem aufsteigenden Mondlicht geisterhaft beleuchteten Waldwegen in schärfster Gangart dahinjagte, als der frische Berghauch ihr Wangen und Schläfe kühlte und sie in tiefem, beschleunigtem Athmen den ozonreichen Tannenduft einsog, ward ihr leichter und freier um's Herz. Freilich — Ordnung in ihre Gedanken zu bringen, die Wirbel zu bewältigen, die ihr wild das Hirn durchbrausten, das vermochte sie immer noch nicht. Und sie wollte es auch nicht. Erst austoben! Sie kannte sich genau und wußte, daß sie dann erst ruhiger werden würde. Als sie endlich nach langem und scharfem Ritt auf schweißtriefendem Roß mit gerötheten Wangen ins Schloß zurückkehrte, suchte sie sofort ihr Zimmer auf und ließ sich beim Grafen entschuldigen, wenn sie, von Migräne geplagt, heut nicht im Salon erschiene. Der Graf wunderte sich nicht und vermißte sie nicht. Er lächelte schmunzelnd über die Wirkung, die sein heutiger Wink augenscheinlich gehabt habe, und ließ sich Forelle und Rebhuhn und den würzigen Lure de Saluce, die man ihm schweigend servirte, nur um so trefflicher munden. —

Die Gräfin hatte den größten Theil der Nacht ruhelos verbracht. Erst gegen Morgen war sie in einen festen tiefen Schlaf verfallen. Als sie dann aber erwachte, als die Sonne sich hell und klar über ihr Zimmer ergoß, in alle Winkel hineinleuchtete, und Alles ringsum, was in der Nacht ihre erregten Sinne mit verschwommenen, unheimlichen Gestalten geängstet hatte, in scharfen, deutlichen und ach! so nüchternen Umrissen hervortreten ließ — da war auch von ihr aller verstörende Spuk gewichen, und vor dem hellen Lichte des unter siegreichem Ringen erleuchtend und klärend auch in ihre Seele dringenden Tages schwanden die gespenstischen Schatten, die in der letzten Zeit dort ihr seltsames Wesen getrieben. Wie der Arme, Verzweifelnde, um den Qualen der Noth und der Sorge auf einen Augenblick zu entfliehen, nach dem betäubenden Feuergeist, so hatte sie in der kläglichen Oede ihres Lebens nach einem nicht minder berauschenden Tranke gegriffen, den der Zufall ihr bot. Ach! und der Rausch war so wonnig, so schön und zeigte ihr so verlockende Bilder, und der Trank war so süß, daß sie die Lippen nicht von ihm zu lassen vermochte und ihn zu schlürfen gedachte in vollen, durstigen Zügen. Der Becher ward ihr vom Munde gerissen — und jetzt, da sie vom Rausche erwacht war, begann sie sich darüber zu freuen, daß keine bittere Hefe ihr den Trank vergällt, und daß, so sehr sie auch noch die wüste, nüchterne Leere empfand, doch der Rausch Nichts zurückgelassen hatte, was auf längere Zeit hinaus ihr Leben mit zerstörender Reue hätte vergiften können. —

Auch war ihr bereits im einsamen Ringen das Heilmittel vor die Seele getreten, das sie zur vollen Genesung führen sollte. Ein Wort ihres alten verstorbenen Freundes Turgéniew fiel ihr ein. Sie hatte den geistvollen Alten oft dort oben in seiner Villa auf dem Wege nach der Yburg zu besucht, und eines Abends, als er mit ihr plaudernd am Kaminfeuer saß, hatte er ihr — vielleicht nicht ohne beabsichtigte Mahnung — einen Satz vorgelesen, den er in einer seiner Dichtungen niedergeschrieben: „Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß . . das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung — das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Räthselwort. Nicht auf die Verwirklichung seiner Lieblingsgedanken und Ideale, wären sie noch so erhaben, sondern nur auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein." „Nun, wohl denn! Entsagung und Pflichterfüllung!" rief sie aus. „Hat mir das Schicksal Freuden und Pflichten versagt, die dem Leben anderer Frauen Werth und Inhalt geben, so will ich es lernen, mir neue Pflichten zu schaffen!" Und um in den muthig gefaßten Entschlüssen nicht zu erlahmen, wollte sie bald an die Arbeit gehen. —

Die erste Pflicht, deren Erfüllung ihr gestern noch schwer, sehr schwer erschienen wäre, die sie heut aber freudig auf sich nahm, war die Versöhnung Eberhards mit seiner Frau. Sie wußte Nichts, als was Eberhard ihr gestern erzählt, oder was sie, ohne daß er es erzählte, aus dem Tone seiner Worte entnommen hatte. Ob sein Argwohn begründet war? sie glaubte es nicht; schien er selber es doch kaum noch zu glauben. Ernas Auftreten bei jener Abschiedsscene — selbst nach seinem Bericht — sprach mehr für gekränkte Unschuld als für Schuldbewußtsein. Aber sie mußte von ihm noch mehr erfahren, wenn sie handelnd eingreifen wollte. Mit dem festen Vorsatze, unter allen Umständen ihren schwererkämpften Gleichmuth zu bewahren, trat sie freundlich grüßend in Eberhards Zimmer. —

Sie fand ihn mit dem Zusammenpacken seiner wenigen Habseligkeiten beschäftigt, und sein Aussehen verrieth, wie sehr ihn diese an sich unbedeutende Arbeit angestrengt hatte.

„Was bedeutet das?" fragte sie erstaunt.

„Schon allzulange," entgegnete er in höflichem, aber durchaus förmlichem Tone, indem er sich niedersetzte und sich mit seinem Taschentuch den Schweiß vom Antlitz wischte, „schon allzulange, meine gnädigste Frau Gräfin, habe ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen; es ist Zeit, daß ich gehe. Die Reise wird mir vielleicht ein bischen schwer werden; aber ich weiß, daß ich sie ohne Gefahr durchführen kann."

„Nein, nein, lieber Doctor! Lassen Sie uns offen und ehrlich mit einander sprechen! Sie sind empfindlich, Sie haben mir mein gestriges Benehmen übel genommen, Sie sind nicht klug aus mir geworden. Ich verdenke es Ihnen nicht — habe ich mich doch selbst nicht verstanden. Aber heut — hier meine Hand — ich bitte Sie um Verzeihung — lassen Sie alles

Störende, alles Verwirrende vergessen, lassen Sie uns gute Freunde sein, nicht mehr, aber auch nicht weniger — und — lassen Sie uns nicht im Unmuthe von einander scheiden! Sie können noch nicht reisen — haben Sie doch selbst das Zimmer noch nicht verlassen können. Ich verspreche Ihnen, Sie keinen Augenblick länger zurückhalten zu wollen, sobald der Arzt Ihnen das Reisen gestattet. Aber bis dahin — nein! nein! und abermals nein! Ich dulde keinen Widerspruch! Und nun lassen Sie uns unser Gespräch wieder aufnehmen! Ich habe Sie über Vieles zu fragen, und Sie müssen mir über Vieles noch Auskunft geben — dann sollen Sie mein Urtheil hören — nicht leidenschaftlich wie gestern, sondern ruhig und klar — und — glauben Sie nur — ein Frauenauge sieht in solchen Dingen weiter und schärfer als das eines Mannes, dem die Eifersucht überdies ihre trüben Gläser vorhält!" Sie hatte ruhig, unbefangen und herzlich und heut wieder mit ihrer klaren, warmen, wohltönenden Stimme gesprochen. Sie hatte lange geredet und sich nicht unterbrechen lassen — sie wollte ihrer selbst erst wieder ganz sicher sein, und sie war es. Kein Ton, keine Bewegung verrieth, was an überwallender Leidenschaft vorangegangen war. Und während sie selbst ruhiger wurde, wirkte sie auch beruhigend auf Eberhard, dem der Wohllaut und noch mehr der wohlthuende Inhalt ihrer Worte wie Musik in die Ohren klang. Wohl vermochte sie noch nicht alle seine Zweifel zu zerstreuen, wohl bat er sich noch eine Bedenkzeit aus, um in seiner bedächtig gewissenhaften Weise Alles, was sie ihm gesagt, zu prüfen und sich zurechtzulegen, ehe er die von ihr angebotene Vermittlung annahm. Aber in die Mauer, hinter der er sich so lange und mit so starrem Eigensinn verschanzt hatte, war Bresche gelegt, und diese ließ sich erweitern in der Zeit, die zu bleiben er doch schließlich zugesagt hatte. Für die Gräfin bedurfte es keiner Bedenkzeit. Mit sicherem weiblichen Tacte hatte sie die Wahrheit herausgefühlt, und das Erste, was sie that, nachdem sie gehobenen Hauptes Eberhards Zimmer verlassen, war die Absendung jenes Telegramms an Frau Amtsrichter Ernst, das sie zu schleunigster Herkunft einlud. —

Ja, es war weite Bresche gelegt in Eberhards eifersüchtige Grillen, die er kaum noch zu behaupten vermochte. Was er in der Einsamkeit der Hochalpen und dann auf seinem Schmerzenslager sich oft leise selber gesagt, hatte die Gräfin laut und überzeugungswarm ausgesprochen. Und wie freudig hatte er ihren Beweggründen gelauscht! Nicht deshalb also hätte es für ihn einer Ueberlegungsfrist bedurft. Aber das Andere! Je größer die Gewißheit wurde, daß er Erna Unrecht gethan habe, desto mehr wuchs auch die Furcht, daß sie ihm das nie vergeben könne, und daß ihr Schweigen der Ausdruck des erfolgten Bruches sei. Was die Gräfin für wahrscheinlich erklärte, daß sie von seinem Unfalle nichts erfahren habe und sich sein Fernbleiben so deute wie er ihr Schweigen, hielt er für unmöglich. Wie war die Wahrheit zu ermitteln? Wie ließ sich

— wenn irgend noch möglich — der ersehnte Ausgleich herbeiführen? Das war es, worüber er grübelte. Sollte er sich direct an sie wenden, oder sollte er die Gräfin um ihre Vermittelung bitten? Zu dem Ersteren drängte ihn Wunsch und Verlangen des eigenen Herzens, zu dem Letzteren rieth die Furcht vor einem Mißerfolge. Darüber wollte er sich noch einmal mit der Gräfin, die sich ihm als warme und verständige Freundin erwiesen, berathen, ehe er sich fest entschieden. Er ließ sie um eine Unterredung bitten — man meldete ihm, daß sie ausgefahren sei, und daß man ihr seine Bitte bald nach ihrer Rückkehr ausrichten werde. —

Die Gräfin war nach dem Bahnhofe gefahren, um den ankommenden Zug zu erwarten. Was sie dahin geführt hatte, war das Verlangen, das den kleinen Rechner erfüllt, wenn er die Probe zu dem ihm aufgegebenen Exempel anstellt, um zu sehen, ob er richtig gerechnet habe. Hatte sie bei der vorliegenden Aufgabe richtig gerechnet, dann mußte Frau Amtsrichter Ernst dem von Norden herankommenden Zuge entsteigen — es war der erste, den sie überhaupt zu erreichen vermochte, wenn sie sofort nach Empfang der Depesche abgereist war und die Nacht zu Hilfe genommen hatte. Mit mathematischer Gewißheit ließ sich — wie aus der Schnelligkeit des Eisenbahnzuges die ihn treibende Dampfkraft — aus der aufgewendeten Eile die Stärke von Ernas Liebe ermessen. — War es der Triumph über das richtige Facit der Rechnung, oder war es noch ein Rest der jählings gedämmten Gluth, was die Wangen der Gräfin röthete, und ein eigenthümliches Lächeln — vielleicht ein Pailleron'sches — über ihr schönes Antlitz gleiten ließ, als eine etwas bleiche Dame von schlanker Gestalt und gefälligem Aeußern in schlichter, aber geschmackvoller Reisetoilette dem Damencoupé entstieg und — nicht ohne eine gewisse Verlegenheit — einen Gepäckträger herbeiwinkte.

„Frau Amtsrichter Ernst?" fragte die Gräfin, an sie herantretend, und als die Dame bejahte, stellte auch sie sich ihr vor, lud sie ein, in ihrem Wagen Platz zu nehmen, und befahl dem Diener, für das Gepäck Sorge zu tragen. Während die beiden Damen dem Schlosse entgegenfuhren, benutzte die Gräfin die kurzgemessene Zeit, um Erna von Allem zu unterrichten, was ihr zu wissen nöthig war.

„Sie werden," schloß sie, als der Wagen bereits durch das Portal in den Vorhof rollte, „Sie werden vermuthlich erst etwas ausruhen, den Reisestaub von den Kleidern schütteln, vielleicht etwas Toilette machen wollen." — Es war wieder nur eine Probe auf das Exempel, und auch hier stimmte die Rechnung; denn Frau Erna erwiderte höflich, aber bestimmt:

„Verzeihung, Frau Gräfin! Nichts von alledem! Wo ist das Zimmer meines Gatten?" —

Eberhard hatte das Rollen der Räder gehört, und erwartete, als es bald darauf bei ihm klopfte, die Gräfin eintreten zu sehen. Aber was

war das? Trieb der neckische Kobold wieder sein Spiel, der ihm so oft die beiden Erscheinungen, Ernas und die der Gräfin, durcheinander gewirrt hatte? Nein! diesmal war es beglückende Wirklichkeit.

„Erna!" rief er, im Vollgefühl der Freude ihr beide Arme entgegenstreckend.

„Eberhard!" klang es zwischen Jubeln und Schluchzen, und in seliger Umarmung hielten sie sich innig umschlungen. —

Zeit und Raum versanken vor ihnen, und das alte Sprichwort bewahrheitete sich: Keine Liebe ist größer als die wiederkehrende. Der Tag war längst zu Rüste gegangen — sie hatten es nicht gemerkt, bis endlich ein Diener mit brennender Lampe erschien und zugleich einen an Eberhard adressirten Brief überbrachte, der gleichzeitig mit Erna angelangt war.

„Vom Hauptmann," sagte Eberhard, als er die Handschrift erblickte. „Was meinst Du," fuhr er lächelnd fort, „ob ich ihn ungelesen dem Feuer überantworte?"

„Nein! Du bist es dem Freunde schuldig, zu hören, was er Dir sagt."

Eberhard entfernte den Umschlag und las.

„Der Gute!" sprach er voll inniger Rührung, „aber er sagt mir nichts Neues mehr," und er schlang seinen Arm um Ernas Nacken und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. —

Erna hatte die Einladung der Gräfin, an ihrem Mahle theilzunehmen, höflichst abgelehnt. Sie wollte bei ihrem Gatten bleiben, und die Gräfin sorgte dafür, daß das Zimmer für sie so wohnlich als möglich hergerichtet wurde. Und während die Beiden, die sich selbst und die sich gegenseitig wiedergefunden, sich so unendlich viel und immer noch nicht genug zu erzählen hatten, saßen im Salon der Graf und die Gräfin schweigend bei einander. Der Graf rauchte, im Fauteuil zurückgelehnt, eine edle Havanna, und blätterte, während er den Rauch mit sichtlichem Behagen in die Luft blies, in den mit der letzten Post angekommenen Briefen und Zeitungen, die vor ihm ausgebreitet lagen. Die Gräfin hatte ihren Sessel etwas weiter zurückgeschoben und eine Handarbeit vorgenommen. Aber sie arbeitete nicht — die Hände hingen schlaff in den Schooß hinab, und die Augen blickten sinnend in unbestimmte Ferne. Das Roth auf den Wangen war jetzt nur der Widerschein des dunkelrothen Lampenschirmes — sonst waren sie bleich wie die Lippen, in denen sich manchmal ein leises Zucken verrieth. Die sonst so elastische Gestalt der schönen Frau war in sich zusammengesunken und zeugte von Abspannung und Müdigkeit. Es war die Reaction auf die seelische Erregung der letzten Wochen und Tage und die Folge des Ausblicks in eine nun um so öder erscheinende Zukunft. Sie war eine energische Frau und wußte, daß sie auch das überwinden würde; aber — das Endziel war doch nur Entsagung. —

Sie raffte sich endlich zusammen und brach das Schweigen.

„Frau Amtsrichter Ernst ist heute angekommen.“

„Hab's bereits gehört — hm — jedenfalls, um ihren Mann abzuholen. Freue mich, daß diese — hm — fatale Affaire endlich einmal zu Ende geht. Dergleichen wird unbequem für beide Theile. Hm — pardon, Felice, wenn ich neulich etwas scharf gewesen! Liebe nun einmal dieses Vermengen mit der populace nicht.“

Felice war entsetzt über dieses Wort.

„Hm, Ausdruck vielleicht etwas hart — n'importe! Diese Leute — hm, sonst vielleicht ganz brave Menschen, passen nun einmal nicht zu uns, ebenso wenig wie wir zu ihnen. Hm, andere Anschauungen, andere Gewohnheiten, anderer Gesichtskreis — hm, liebe das Vermengen nicht — am besten unter uns, ganz unter uns!“

Die Gräfin schwieg — was sollte sie sagen, wo die Ansichten so weit auseinandergingen?

Nach einiger Zeit begann der Graf wieder:

„Hm, weißt Du, Felice, ich meine, daß genug hin- und hergedankt; möchte nicht gern wieder von vorn anfangen. Empfang der Frau — dann der Abschied u. s. w. — liebe dergleichen nicht und will der Sache aus dem Wege gehen. Hm, werde ein paar Zeilen schreiben und bedauern, daß wichtige Geschäfte mich schleunigst abrufen. Ist — hm — keine Lüge. Vetter Egon ladet mich dringend zur Eröffnung der Gemsjagd nach Steiermark ein. Hm, ja, so wird's gehen!“

Und da Felice noch immer schwieg, griff er unwillig nach der Klingel und befahl in herrischem Tone dem eintretenden Kammerdiener:

„Charles! Verreise morgen früh mit Schnellzug — rechtzeitig wecken — das Gepäck heut schon in Ordnung bringen — vor Allem Jagdzeug — versteht sich für hohe Jagd!“

Charles verbeugte sich stumm und begab sich an die Ausführung der erhaltenen Befehle, während der Graf sich wieder dem Studium der Zeitungen zuwandte. Dann schrieb er ein kurzes, förmliches, ein paar nichtssagende Redensarten enthaltendes Billet an „Sr. Wohlgeboren den Herrn Amtsrichter Dr. Ernst“, das diesem im Laufe des nächsten Vormittags übergeben werden sollte, und in der Frühe des Morgens reiste er ab. —

Erna machte der Gräfin ihren Besuch und wurde von ihr freundlich aufgenommen; aber — allem noch so lebhaften Dankgefühl zum Trotz — sie konnten nicht recht warm miteinander werden. Es stand etwas zwischen ihnen; was es war, kam ihnen nicht zu vollem Bewußtsein, aber sie vermochten es doch nicht zu bannen.

Die Gräfin hatte das Verlangen, allein zu sein. Sie griff nach der Büchse, fuhr in den Wald hinaus und ließ die armen Rehe entgelten, was ihr selber den Frieden störte.

Ernas Lage war eine peinliche, erst recht aber die Eberhards, der überdies vor seiner Frau verschweigen mußte, was er ihr aufrichtigen Herzens so gern gebeichtet hätte und doch mit Rücksicht auf die Gräfin nicht beichten durfte. Er bestürmte den Arzt mit Bitten, seiner Abreise, die er unter allen Umständen am nächsten Tage anzutreten gedächte, nichts mehr in den Weg zu stellen. Der Arzt schüttelte einmal über das andere bedenklich das Haupt, erhob Einwendungen aller Art, hantirte mit Wenn und Aber und Obgleich ꝛc., mußte sich aber doch den bestimmten Erklärungen Eberhards gegenüber zu Zugeständnissen verstehen und gab endlich — anscheinend schweren Herzens — seine Einwilligung unter der Bedingung, daß vor der Rückkehr in die Heimat noch einige Zeit auf einer Zwischenstation, sei es in Wildbad oder in der Schwarzwald-Idylle Allerheiligen, Rast gemacht werde.

Der Wagen stand zur Abfahrt bereit, und die Hände wurden zum Abschied geschüttelt.

„Nochmals wärmsten, innigsten Dank!“ sprach die Gräfin, als sie einen Augenblick lang mit Eberhard allein war. „Das Leben, das Sie mir gerettet, hat mir bisher wenig Freude gebracht; aber ich verspreche Ihnen, daß ich versuchen will, es fortan wenigstens für Andere nutzbar zu machen. Verzeihen Sie all das Leid, das ich Ihnen verursacht, und denken Sie freundlich an dieses Haus zurück und freundlich — recht freundlich — an — Felice!“

„Nein! nein, Frau Gräfin! — nicht Sie mir — Ihnen — immer und allezeit will ich dessen eingedenk sein — Ihnen hab' ich mehr als mein Leben zu danken. Bring's Ihnen selber Glück, was Sie an mir gethan haben — Glück, recht viel Glück!“

Und er küßte ihr warm und herzlich die Hand, während ihr Thränen über die Wangen rollten.

Erna war hinzugetreten. Die Gräfin überreichte ihr einen Strauß herrlich duftender Rosen.

„Haben Sie Dank, Frau Gräfin, für diese Blüthenpracht und mehr noch für das Glück, das Sie mir verheißen und wahr gemacht haben!“

„Nun, war's ein Glück,“ erwiderte die Gräfin, „so beglücken Sie auch ihn — er verdient's — und —“

Sie trat dicht an sie heran und sagte ihr einige Worte leise in's Ohr.

Erna erröthete unter lieblichem Lächeln und sprang, ihre Verlegenheit zu bergen, rasch in den Wagen, während der Diener Eberhard nachhalf. Ein Wink der Gräfin, und die Pferde zogen an.

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Die Tücher flatterten in der Luft — der Wagen entschwand den Blicken der Gräfin.

„Und das nennt man Leben!“ sprach sie leise vor sich hin und preßte die Hand um das von Thränen befeuchtete Tuch. —

„Weißt Du?“ sprach Erna, als sie in der klaren, erfrischenden Herbstluft durch sonnenbeglänzte Landschaft zwischen tannenbewaldeten Bergen dahinfuhren, „mir ist es, als ob wir heut erst unsere Hochzeitsreise anträten, und,“ fuhr sie fort, indem sie sich zärtlich an ihn schmiegte, „heut ist's noch schöner als damals, wo wir, uns selber noch fremd, in eine ungewisse Zukunft hinaussteuerten. Erinnerst Du Dich noch jenes Abends und was ich Dir damals versprechen mußte? Hier meine Hand darauf, ich habe Wort gehalten, und heute leiste ich Dir noch einmal freiwillig den Schwur!“

„Und ich Dir!“ entgegnete Eberhard, indem er sie warm an sein Herz schloß.

„Ja, das mußt Du auch,“ rief sie, neckisch sich seinen Armen entwindend, „denn weißt Du, wär' ich auch nur halb so eifersüchtig wie Du — die schöne Gräfin hätte mir doch den Kopf etwas warm gemacht.“

Zwei Wochen später langten sie — Eberhard körperlich und geistig völlig genesen — in ihrem Heim an, das ihnen noch niemals vorher so traut und behaglich erschienen war wie jetzt.

Ernas Eltern, die noch auf ihrem Landsitze weilten, hatten, von den Erlebnissen der Kinder so weit wie nöthig verständigt, ein herzliches Begrüßungstelegramm gesendet, und auf dem Tische prangte ein Korb voll der herrlichsten Blumen, den der Hauptmann geschickt.

„Was meinst Du,“ sprach Eberhard, „möchten wir ihn nicht bitten, heut Abend unser Gast zu sein?“

Erna drohte mit dem Finger.

„Es ist mein vollster, aufrichtigster Ernst.“

„Du guter, lieber Eber!“ und sie legte ihre Hände auf seine Schultern und streckte ihm ihr rosiges Mündchen zum Kusse entgegen.

„Und die Gräfin?“ fügte sie dann schelmisch lachend hinzu. —

Ein Jahr war vergangen — ein Jahr inniger, herzlicher Gemeinschaft zwischen Eberhard und Erna.

Auf Um- und Irrwegen waren sie zum vollsten Einverständniß gelangt. Die Liebe war es, die sie gelehrt hatte, sich gegenseitig zu verstehen, und da sie sich wirklich suchten, hatten sie sich auch wirklich gefunden. Eberhard hatte freudig seine Berufsarbeit wieder aufgenommen; aber er ging nicht in ihr auf, sondern ward erst recht anregend und angeregt, sobald er die Acten aus der Hand gelegt hatte. Er gab sich Mühe, sich und seiner Frau das traute Nest — wie er sich ausdrückte — recht warm und behaglich zu machen, ohne daß sie dabei zu Hausunken wurden oder sich abschlossen gegen das, was draußen des Aufsuchens werth war. Ernas Eltern, der Hauptmann und ein ganz kleiner Kreis lieber Freunde waren oft und gern gesehene Gäste, und mitten in trauliches Geplauder

wie in leidenschaftlichen Meinungsstreit hinein sang der Hauptmann ausgelassener denn je seine lustigen Schnaderhüpfeln.

Erna hatte die Freuden des Hauses kennen und schätzen gelernt und verzichtete gern auf die großen rauschenden Feste, ohne die sie früher nicht leben zu können vermeinte. Von Gift und Geifer des Klatsches hatte sie mehr als genug erfahren und mied gern die Stätten, wo er gedieh.

Und noch etwas hatte sie von der großen Geselligkeit fern gehalten. Der Wunsch, den ihr die Gräfin beim Abschiede leise in's Ohr geflüstert, war in Erfüllung gegangen.

Es sollte heut ein Sohn getauft werden, und die Gräfin war gebeten worden, Pathin zu sein. Sie hatte ablehnen müssen, weil sie den Grafen nicht verlassen wollte, der in Folge eines Jagdunfalls auf den Tod lag; aber sie hatte dem kleinen Felix Victor, wie er nach ihr und dem Hauptmann hieß, und seinen Eltern die wärmsten Segenswünsche gesandt. —

Dafür hatte Erna ihrem Gatten eine andere Ueberraschung bereitet: sie hatte seine beiden Schwestern eingeladen uud führte sie ihm strahlenden Antlitzes zu, als er sich eben zur Feier zu rüsten begann.

Es war ein kleiner, aber von Glück und Freude belebter Kreis, der nach der kirchlichen Handlung die festlich geschmückte Tafel umschloß. Commerzienrath Eitelwein hielt eine seiner schönsten Tischreden und trank auf das Wohl seines ersten Enkels, dem er die Anwartschaft auf Buchau in die Wiege legte. Und dann erhob sich der Hauptmann — — — —





Geschwätz der Straße.

Von

Guy de Maupassant.

Uebersetzt von Sigmar Mehring, Berlin.

Schlend'r ich zuweilen über'n Boulevard,
Dann hör' ich oft in stillem Grimm ein paar
Mit Ordensbändchen prunkende Gestalten
Sich süß-gezierten Lächelns unterhalten.

Der Eine:

Ah! Sie da!

Der Andere:

Welch' ein Zufall!

Der Eine:

Nun wie geht's?

Der Andere:

So, so! Und Ihnen?

Der Eine:

Danke!

Der Andere:

Prächt'ges Wetter!

Der Eine:

Ein schöner Sommer wird es, wenn es stets
So bleibt.

Der Andere:

O ja.

Der Eine:

Ich reise bald. — 's ist netter
Auf meinem Gut.

Der Andere:

Jetzt kommt die Reisezeit!

Der Eine:
Ja, ja. Mein Flieder ist noch gar nicht weit.
Der trock'ne Boden macht's. Und kalte Nächte.

Der Andere:
April! — Wie steh'n die Pfirsiche?

Der Eine:
Ich dächte,
Sie werden gut.

Der Andere:
Nichts Neues?

Der Eine:
Nein.

Der Andere:
's ist greulich!
Die Gattin wohl?

Der Eine:
Ein bißchen Schnupfen.

Der Andere:
Ach!
Das liegt so in der Luft jetzt. Sah'n Sie neulich
Das Stück von Machin?

Der Eine:
Ist was dran?

Der Andere:
Na, — schwach!
Es ist nicht flott im Stil und voll Bombastes,
's ist kein Sardou! Der kann's!

Der Eine:
Ja, ja, der kann's!

Der Andere:
Machin ist viel zu tief. Für Bücher paßt es,
Da schadet nicht poet'scher Firlefanz.
Allein das Drama muß verständlich bleiben.

Der Eine:
Ich lobe mir Feuillet. Der weiß zu schreiben!
Doch halt' ich nichts vom neuen Kunstgeschmier.
Das viele Lesen will mir auch nicht dienen,
Zum Zeitvertreib genügt die Zeitung mir.

Der Andere:
Und schöne Weiber!
(— — Sie verzieh'n die Mienen
Wie Jemand, der sein Laster frech gesteht. — —)

Der Andere:
Und ein Menu . . .

Der Eine:
Ich halte auf Diät!

Der Andere:

Die Politik macht Ihnen noch Vergnügen?

Der Eine:

Ja wohl! Ich hab' noch immer mein Mandat.

Der Andere:

Sich so dem Dienst des Staatswohls einzufügen,
Ist eine edle Sache, in der That.
Wir haben jetzt gedieg'ne Redner sitzen
Im Parlament.

Der Eine:

Gedieg'ne! Zweifellos!

Der Andere:

Thiers und Changarnier, — die waren groß!
Was halten Sie von Zola?

Der Eine:

Nichts als Pfützen!

Der Andere:

Und wo man hinsieht, giebt es Raub und Mord.
Man hört von Lug und Trug und Ränkeschmieden.
Keine Moral! Und kein Familienfrieden!
Wo soll's hinaus?

Der Eine:

Gott weiß! — Nun muß ich fort.

Der Andere:

Woll'n Sie der werthen Gattin mich empfehlen!

Der Eine:

Dank! Bitte, Ihrer werthen Freundin mich!
Adieu!

Der Andere:

Adieu!

— — Und sie entfernen sich.

Und Priester geben diesem Völkchen Seelen!
Und predigen: All' anderem Gewürm
Zeig' sich der Mensch schon dadurch überlegen,
Daß sich erhab'ne Triebe in ihm regen
Und edle Denkart sieghaft vorwärts stürm'!

Allein so lang die Welt noch hängt am Alten,
Wird die Beschränktheit zähe sich erhalten.
Und wenn man Mensch und Vieh zur Wahl mir zeigt,
— Schwank' auch mein Herz, — Vernunft wird schnell entscheiden.
Wer fragt noch, ob sie vorzieh' von den beiden
Den Esel, der da lärmt, vor dem, der schweigt?!





Illustrirte Bibliographie.

Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Von Gustav Karpeles. Leipzig, Verlag von Adolf Titze. 1899.



Heinrich Heine. Gezeichnet von Tony Johannot 1837.
Aus: G. Karpeles: „Heinrich Heine". Leipzig, Ad. Titze.

Als eine Ergänzung zu den vorhandenen Lebensbeschreibungen des Dichters, der wie kein Anderer unter dem leidenschaftlichen Streite der Parteien hat leiden und für seine menschlichen Schwächen auch mit einer Einbuße an litterarischer Reputation hat bezahlen müssen, dessen poetische Lebenskraft aber kein gehässiger und kein gerechter Tadel negiren und auslöschen kann, bietet der bekannte Litterarhistoriker, der sich die Heineforschung zur Lebensaufgabe gestellt, in dem vorliegenden Buche. Neben der überaus billigen und dabei gut ausgestatteten Heine-Ausgabe, durch welche die Deutsche Verlags-Anstalt den Dichter den weitesten Kreisen zugänglich gemacht hat — der beste und schönste Ersatz für das dem Sänger der „Loreley" auf deutschem Boden noch versagte „Denkmal" — ist das Buch von Karpeles die schönste litterarische Gabe, welche man den Manen des vielbefehdeten Poeten zu seinem angeblichen 100. Geburtstage geweiht hat. „Nicht um das Büchergedränge zu ver-

mehren," bemerkt Karpeles im Vorworte, „habe ich Alles, was ich in den letzten zwölf Jahren geschrieben, in diesem Buche gesammelt, sondern ich befolge damit den bestimmten Zweck, dem ich nunmehr seit dreißig Jahren einen großen Theil meiner Lebensarbeit geweiht habe: die Einsicht in die menschliche und dichterische Bedeutung Heines zu fördern und zu heben." Diese Entstehung des Buches macht sich wohl kenntlich. Man empfängt weniger den Eindruck eines völlig in sich organisch geschlossenen, als vielmehr eines durch eine Aneinanderreihung einer Anzahl ursprünglich selbstständiger Theile ent-



Heinrich Heine.
Angeblich gezeichnet von J. H. W. Tischbein 1826 oder 1828.
Aus: G. Karpeles: „Heinrich Heine". Leipzig, Ad. Titze.

standenen Ganzen. Der Verfasser selbst bemerkt, daß, was er zu schildern versucht habe, „nur einzelne Beziehungen und Gesichtspunkte seien, von denen aus man das Leben des Dichters betrachten kann und muß." Aber sie scheinen ihm mit Recht als die wichtigsten, „weil man von der Höhe aus, auf die sie uns führen, eine freie Uebersicht gewinnt und das Bild des Mannes so gleichsam mit einem Blicke überschauen kann". Chronologisch schließen sich übrigens selbstverständlich die einzelnen Abschnitte eng aneinander, so daß der äußere Zusammenhang nicht fehlt, und man Heines Leben — nachdem wir in einem

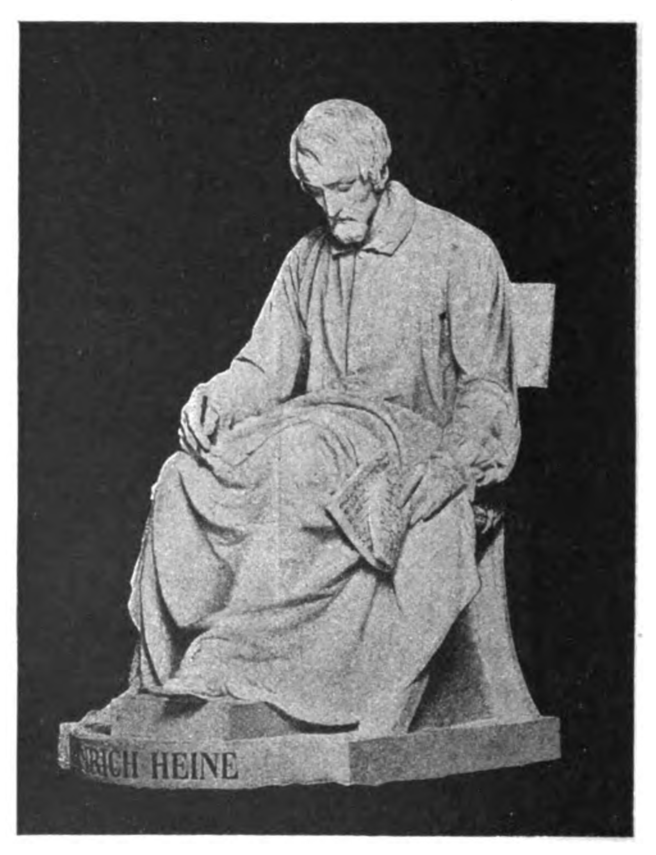
einleitenden Capitel die Genealogie der Familien Heine und van Geldern kennen gelernt — in seinem ganzen Verlauf verfolgen kann. Karpeles beschränkt sich im Wesentlichen darauf, uns das Leben Heines und den Menschen zu schildern, und in Verbindung damit die Entstehungsgeschichte und die Wirkung seiner Werke. Eine ästhetische Würdigung derselben und eindringende Charakteristik des Dichters fiel nicht in den Rahmen seiner Aufgabe; und wo er die Bedeutung und poetische Eigenart einzelner Werke, wie der Reisebilder, in helles Licht zu setzen für zweckmäßig hält, bedient er sich gern der Worte Anderer. War doch auch innerhalb der Grenzen des Arbeitsfeldes, auf welches er in diesem Werke sich beschränkt, noch so unendlich viel zu thun. Sind doch, wie über den Charakter des Dichters so manche schwankende und verzerrte Urtheile zu prüfen und zu



Amalie Heine. (1830.)
Aus: G. Karpeles: „Heinrich Heine." Leipzig, Ad. Titze.

berichtigen sind, auch in Bezug auf das äußere Leben Heines so viele Zweifel zu lösen, Irrthümer aufzudecken, Legenden zu zerstören. Erst nachdem in dieser Beziehung die größtmögliche Klarheit geschaffen, wird die Zeit gekommen sein, uns ein wirkliches, abschließendes Bild dieses Dichterlebens, die Heine-Biographie zu bescheren. Die hierzu nöthige kritisch-polemische Vorarbeit hat Karpeles in dem vorliegenden Werke geleistet, das von seinem Spürsinn, seinem Sammeleifer, seiner unermüdlichen Aufmerksamkeit, die sich nichts, was Bezug auf seinen Helden hat, entgehen läßt, rühmliches Zeugniß ablegt. Die Zweifel beginnen für den Biographen Heines bekanntlich gleich am Anfang. Die strittige

Frage, in welchem Jahre Heine geboren, bringt auch Karpeles noch zu keiner Entscheidung; obwohl er, nachdem er die wichtigsten Zeugnisse für und gegen die beiden in Frage kommenden Jahre angeführt, das Jahr 1899 als das für die Feier des 100. Geburtstages Heines allein in Betracht kommende bezeichnet. Zu dem von Karl Emil Franzos in der „Deutschen Dichtung“ (vom 1. December 1899) veröffentlichten und inzwischen als Separatabdruck (Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt) erschienenen Aufsatz: „Heines Geburtstag“, in welchem der Verfasser mit gewichtigen Gründen für das Jahr 1797 eintritt, war Karpeles Stellung zu nehmen natürlich noch nicht in der Lage. — Karpeles hat seinen Stoff in vier Abtheilungen — „Bücher“ — gegliedert: I. Aus der Jugendzeit.



Heine-Denkmal im Achilleion auf Korfu. Von L. Hasselriis.
Aus: G. Karpeles: „Heinrich Heine“. Leipzig, Ad. Titze.

II. Lehr- und Wanderjahre. III. Im Exil. IV. Die Nachwelt. Das erste Buch bietet, nachdem wir im ersten Capitel desselben in den „Ahnensaal“ eingeführt worden, die Schilderung von des Dichters Heimat und Kindheit; die Charakteristik seiner Schwester Charlotte, die durch ein schönes Bildniß derselben nach einer Zeichnung von Lilly Bernheim ergänzt wird, und die amüsante Geschichte einer Millionenerbschaft, welche die Familie Heine und ihre Verwandten lange in Athem erhielt, bis sie wie so manche andere zu Wasser wurde. In dem Capitel über Charlotte Heine („Lottchen“) erfahren wir noch die von ihr dem Verfasser mitgetheilte interessante Thatsache, daß der Rabbi von Bacharach ursprünglich kein Torso, sondern daß er vollendet gewesen und erst durch den großen

Hamburger Brand vom Jahre 1842 zum Fragment geworden. In dem ersten Capitel („Lehrjahre) des zweiten Buches werden über Heines ersten Aufenthalt in Hamburg, über den wir bis jetzt so wenig wissen, die vorhandenen Nachrichten zusammengestellt. In den folgenden Capiteln werden Heines Beziehungen zu einem Schüler und Protégé Braunhardt, zu Grabbe, zu Ph. Spitta, dem Dichter von „Psalter und Harfe", und dem den Vermittler zwischen Beiden spielenden Adolf Peters, den Heine mit Vorliebe zum Opfer seiner Mystificirungslust und seines Witzes machte, sein feindseliges Verhältniß zu Maßmann — über den Alexander von Humboldt ganz anders als der von persönlichen Motiven und Antipathien beeinflußte Heine geurtheilt — sowie in dem Capitel „München" das zu Platen und Döllinger, der Heine in der „Eos" in heftigster Weise angegriffen, beleuchtet. Dann wird ein Capitel der italienischen Reise und Heines italienischer Reisebeschreibung gewidmet. Nachdem dann noch Heines Aufenthalt in Potsdam und auf Helgoland mit den hierbei in Betracht kommenden Persönlichkeiten, vor Allem Friederike Robert, dem Stieglitz'schen Ehepaar, Wilhelmine Schröder-Devrient geschildert, wird im 15. Capitel das Freundschaftsverhältniß zwischen Heine und Immermann zum ersten Male im Zusammenhange dargestellt. — Im dritten Buch folgen wir dem Dichter in's Exil. Dieses Exil ist, wie Karpeles in scharfer Auseinandersetzung mit Treitschke nachweist, keineswegs ein freiwilliges gewesen, ferner wird die Behauptung, Heine habe sich in Frankreich naturalisiren lassen, als haltlos zurückgewiesen und die entsprechende feierliche Erklärung Heines als unwiderlegt und aus inneren wie äußeren Gründen glaubwürdig bezeichnet. In der Frage des „großmüthigen Almosens", das die französische Nation dem deutschen Dichter gespendet, sucht Karpeles alles Bedenkliche fort zu disputiren. Daß Heine seine Feder nicht verkauft, darin mag man Karpeles gern beistimmen; immerhin muß er selbst zugeben, daß der Verdacht, daß der Dichter für das bezahlt wurde, was er nicht schrieb, eine Zeitlang nicht unberechtigt war; und wenn er auch diesen Verdacht als hinfällig bezeichnet, so kann er doch den Eindruck nicht verwischen, daß eine zum mindesten gewisse geistige Unfreiheit und Gebundenheit die natürliche Folge dieses „Almosens" gewesen. In dem früheren häßlichen Lichte wird dieses Stipendiatenverhältniß Heines heute von vorurtheils- und leidenschaftslos prüfenden Geistern jedoch nicht mehr angesehen werden. Von bedeutenden Persönlichkeiten, deren Verhältniß zu Heine in diesem Abschnitt ausführlich erörtert werden, sind hervorzuheben von Deutschen: Chamisso, Hebbel, Richard Wagner, Ferdinand Lassalle; von Franzosen die drei Historiker Mignet, Thiers, Guizot, ferner George Sand, — hier ist der Bericht Laubes über den Besuch, den er mit Heine bei der Dichterin machte, interessant und werthvoll — Musset, A. Dumas. In dem Capitel „Von der Matratzengruft" ist das hier mitgetheilte philosophische Gespräch Heines mit dem ihn besuchenden Sohn und dem Enkel Fichtes, mit welchen der kranke Dichter sich über Seelenfortdauer und deren Zusammenhang mit dem Gottesglauben unterhielt, wichtig. — Je ein vollständiges Capitel wird dem Elsässer Alexander Weill, dessen „Souvenirs intimes de Henri Heine" (1883) kritisch beleuchtet werden, und der räthselvollen, romanhaften Persönlichkeit der „Mouche", von der ein keineswegs verführerisches Bildniß beigefügt ist, gewidmet; wobei die auf die Mouche bezüglichen Briefe Meißners beachtenswerth sind. In einem anderen Capitel zieht die Reihe der in geringerem Maße hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten: W. Müller v. Königswinter, Heinrich Börnstein, Paganini, Jenny Lind, an uns vorüber. — Das vierte Buch enthält die lange verschollen gewesene Grabrede, die Heinrich Laube nach dem angeblichen Tode Heines im August 1846 aufgesetzt, ein Capitel über die „Heine-Portraits" und eines über die Denkmalfrage. —

Was der Verfasser in seinem Buche an neuem Material gebracht, was er in der Aufklärung von Irrthümern, Fälschungen, in der Zurückweisung von unbewiesenen und unbegründeten Annahmen, die trotzdem fast dogmatische Geltung erlangt, geleistet, verdient die wärmste Anerkennung. Und wenn er auch in der warmen Begeisterung für seinen Helden, ohne für dessen menschliche Schwächen durchaus blind zu sein, doch ihn überall zu entlasten, zu entschuldigen allzu beflissen sein mag, so ist es doch eben diese Begeisterung, aus der allein ein Buch wie das vorliegende hervorgehen kann. Nur dem liebevollsten Eifer ist z. B. die Herbeischaffung dieses Bildermaterials möglich gewesen. Außer den zahlreichen Heine-Bildnissen, von denen das nach dem Gemälde von Moritz Oppenheimer in Heliogravüre als Titelbild das Buch schmückt, finden wir in Karpeles' Buch auch ein Bild von Heines Großvater Gottschalk van Geldern († 12. October 1795) und Josephs van Geldern († 25. April 1796), eines Bruders von Heines Mutter. Sogar von einem

Bruder von Heines Großvater, dem abenteuerlustigen Simon van Geldern hat Karpeles zwei Documente aus dessen Reisetagebuch beigebracht: „Amulett gegen das Fieber" und die Abbildung eines „Globus". Unter den zahlreichen Portraits fehlten natürlich auch nicht die von Amalie und Mathilde Heine: und unter den sechs Beilagen sind namentlich die drei handschriftlichen Entwürfe von Heinrich Heine willkommen. —

Ausstattung und Druck entsprechen dem Rufe, den die Verlagshandlung ihren früheren Publicationen verdankt. Der Druckfehlerteufel hat sich erfreulicher Zurückhaltung beflissen. — Ein paar kleine Versehen seien verzeichnet: S. 37, Z. 2 u. 3 muß es an Stelle von „eins . . . das, welches" — „einer . . . der, welcher" (auf Stammbuchvers bezogen) heißen. Auf S. 76 muß es in dem „Heine-Citat" (Grabbes Gotland betreffend) statt „Lager" — „Bagno" der Poesie heißen. —l—.

Bibliographische Notizen.

Die einheitliche Lebensauffassung als Grundlage für die sociale Neugeburt. Von L. Reinhardt, V. D. M. Stuttgart und Basel, Ludolf Beust; C. F. Lendorff. 1899.

Der Verfasser will eine neue, von religiösem Geist getragene Socialethik bieten, zu deren Grundlegung er umfangreiche metaphysische und religionsgeschichtliche Studien anstellt. Diese bilden den Hauptinhalt des Werkes, von dem der Verfasser selbst sagt, daß die darin entwickelte Lebensauffassung „für unser gesammtes inneres und äußeres Leben denselben Umschwung hervorrufen will, welchen Kopernikus zunächst nur in der Astronomie gebracht hat." Was er vorschlägt, ist kurz Folgendes: „An die Stelle der dualistischen, innerlich unwahren, antik-heidnischen und mittelalterlich orthodoxen Weltanschauung muß die biblisch-christliche und modern-wissenschaftliche, einheitliche Lebensauffassung gesetzt werden, welche von dem heidnischen Götterhimmel und dem kirchlich überlieferten Jenseits Nichts weiß, sondern auf Erden das Reich Gottes oder die Herrschaft der göttlichen Natur- und Geistesgesetze zu verwirklichen sucht." Die in diesem Satze vorgenommene Gruppirung der Weltanschauungen dürfte trotz der Ausführungen des Verfassers sehr anfechtbar sein. Insbesondere wird er der griechischen Philosophie, vor Allem dem Platonismus nicht gerecht, den er theilweise mit grimmigem Hasse bekämpft. Reinhard bemüht sich in erster Linie einen „idealen Monismus und Monotheismus" als richtige Weltanschauung zu erweisen: wie der Materialismus wissenschaftlich unhaltbar ist, so ist es auch dessen „Ausgeburt", der unpersönliche Pantheismus; nur der dem menschlichen Selbstbewußtsein entsprechende bewußte und consequente Entwickelungsgedanke kann die Wahrheit sein. Die Natur Gottes muß sich nach Reinhardt in gesetzmäßigem Werden von der passiven Materie zu dem in persönlichen Wesen gipfelnden Kosmos entwickeln; die Welt ist „die Selbstverwirklichung des persönlichen Aussichselbstwerdens." Von großer Ueberzeugungskraft sind die Ausführungen über diesen Gedanken nicht; man vermißt vor Allem eine genügende erkenntnißtheoretische Grundlage. Weit werthvoller sind die religionsgeschichtlichen Abschnitte, in denen der Verfasser ziemlich ausführlich die wichtigsten Culturreligionen bespricht. Hier finden sich so gründliche und anregende Untersuchungen, daß denkende Leser dem Buch, mögen sie seinem Inhalt sonst beistimmen oder nicht, manche Belehrung und Förderung verdanken werden. H. B.

Ueber familiäre Irrenpflege. Von Dr. Konrad Alt, Director und Chefarzt der Landesheil- und Pflegeanstalt Uchtspringe (Altmark). — Halle a. S., Carl Marhold.

Das vorliegende Heft 7/8 gehört zum II. Band der vom Verfasser herausgegebenen Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten. Eine geordnete und öffentliche Irrenpflege begann mit dem 19. Jahrhundert, das deshalb in der Geschichte der Irrenpflege als ein besonders gesegnetes gepriesen werden wird. Die jetzige freie Behandlung in den modernen deutschen Irrenanstalten ist zu einer großen Vollkommenheit gelangt, so daß hierdurch die sogenannte familiäre Irrenpflege oder kurzweg Familienpflege, wie sie in Belgien und Schottland schon seit langer Zeit gehandhabt wird, bis jetzt in Deutschland noch nicht recht hat Boden gewinnen können, und doch ist die Familienpflege so alt, wie die Geisteskrankheit selbst. „Irrenärztlich versteht man unter Familienpflege nicht die Pflege in der eigenen Familie, sondern die Unterbringung eines Geisteskranken

gegen angemessene Vergütung in einer fremden Familie, welche im Umgange mit derartigen Kranken besondere Erfahrung und Geschicklichkeit besitzt, welche sich gewissermaßen berufsmäßig in den Dienst einer Anstalt und des Irrenarztes stellt." Der Verfasser behandelt nach einer kurzen Einleitung die Entwickelung und den Stand der familiären Irrenpflege im Ausland sowie in Deutschland und erörtert zum Schluß die gegen die weitere Einführung und Ausbreitung der Familienpflege erhobenen Bedenken. Der Verfasser hält es im Hinweis auf die zweckmäßige Behandlung und billigere Verpflegung nicht nur im Interesse der Kranken, sondern auch der Steuerzahler geboten, dem genannten Zweige der praktischen Irrenfürsorge erhöhte Aufmerksamkeit und Beachtung zuzuwenden, — eine Aufgabe, die dem neuen Jahrhundert zufallen dürfte. Als Anhang sind die Bestimmungen über die Uchtspringer Familienpflege mit 2 Planskizzen beigegeben. Den Schluß bildet ein Verzeichniß der einschlägigen Litteratur. Die Abhandlung ist klar und anregend geschrieben und recht lesenswerth.
K.

Schwert und Krummstab. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Indridi Einarson. Aus dem Neu-Isländischen von Karl Küchler. Berlin, E. Ebering.

Die Dankespflicht, die die gesammte Germanenwelt der altisländischen Litteratur, die in die Zeit von 1150—1400 fällt, abzutragen hat, erfordert, daß sich die festländischen Germanen auch mit den neueren litterarischen Erzeugnissen des kleinen, auf weltentlegener Insel abgeschlossenen Völkchens beschäftigt. Diese Pflicht ist um so angenehmer zu erfüllen, wenn sie, wie bei dem Drama Einarsons — dem ersten dramatischen Werke Islands, das in eine fremde Sprache übertragen wird, — sich selbst reichlich belohnt.

Freilich führt uns das Drama, das sich in der Uebersetzung wie im Originalwerk liest, in eine ganz eigenartige, anfänglich recht sonderbar anmuthende Welt. Es trägt uns auf mächtigem Fittich in das ferne Island, versetzt uns in das Jahr 1244 und mitten in die brutalen Kämpfe einzelner sich wüthend befehdender Fürsten des Landes. Thorolf, eine Hagenfigur, wird ermordet, ein Manne Kolbeins des Jungen. Fürchterliche Blutrache soll gehalten werden, aber sein opferwilliges Weib errettet den dem Tode geweihten Fürsten Brand.

Das Drama starrt von Mord und Blut, manchmal schlägt es durch Rohheiten, die in der dargestellten Zeit an der Tagesordnung waren, dem modernen Empfinden in's Gesicht. Es ist auch Anfangs schwer, sich in der Wirrniß der fremdklingenden schwer auszusprechenden Namen, der Menge der auftretenden Personen zurecht zu finden. Aber trotz alle- und alledem weht aus dem Werke ein Hauch des gesunden und kraftvollen Lebens, der in der Zeit des Mysticismus, des Symbolismus, der Feinnervigkeit und der „süßen Mädel" doppelt erfrischend anmuthet.

Die Charaktere sind mit bewunderungswürdiger Kunst, mit knappen, aber Alles sagenden Strichen gezeichnet, bis hinab zu den kleinsten Nebenfiguren. Daß sie auch eigenartig sein müssen, ergiebt Zeit und Ort der Handlung zur Genüge. Leider gestattet der Raum nicht, sie einzeln herzuzählen. Hervorgehoben seien nur die beiden Frauengestalten, die Fürstin Helga, die stolze, herrschende, die selbst aus ihrer Liebe zu Thorolf und aus der Sucht, seinen Tod zu rächen, kein Hehl macht, und die sanfte Fürstin Jörun, die heiß den Frieden ersehnt und im Interesse der Versöhnung bereit ist, sich für ihren Gatten zu opfern. Meisterhaft ist auch der Aufbau des an Handlung reichen Dramas. Jeder Act weist bedeutende Momente auf, so z. B. der zweite, in dem der vom Christenthum verjagte Odin dem Thorolf den nahen Tod verkündet, der dritte, da der eben eingeläutete „Gottesfriede" den Fürsten Kolbein vor der Uebermacht seiner Feinde rettet, und vor Allem der reich bewegte Schlußact.

Leider dürfte sich eine Bühne in Deutschland zur Aufführung des bedeutenden Werkes kaum finden. Das ist zu beklagen, aber nicht zu ändern. Aber selbst als Buchdrama ist „Schwert und Krummstab" von größter Wirkung. Es zeigt, daß auch die neu-isländische Dramatik vollen Anspruch auf Beachtung hat.
L. S.

Eine Leidenschaft. Roman von Gyp. Fünfte Auflage. Dresden, Heinrich Minden.

Das ist ein ganz köstliches Buch. Eine tausendmal gehörte, fast raffinirt einfache Geschichte: Wie Frau von Guelbre in jenes kritische Alter tritt, das alles Raisonnement und alle kühle praktische Vernunft verliert und noch einmal, ein einziges Mal mit krampfigem Bemühen sich an die Jugend klammert, ein Mal den köstlichen Freudenbecher mit durstigen langen Zügen zu leeren, wie diese Frau natürlich darin untergeht,

weil ihre letzte und erste Liebe Wahnsinn ist. Und wie klein, wie erbärmlich sind diese hohlen Menschen der Gesellschaft! Das Niedrigste wüthet in ihnen; diese Adelsmenschen stehen rein menschlich unter dem Nullpunkt. Und doch!

Niemals hat ein entzückender, sprühender Geist mehr süßen Charme und Grazie auf solche Nippes gegossen, niemals tänzelte die Leichtigkeit so wundervoll einfach wie in diesem Buch. Die Gyp ist die idealste Incarnation des Französischen, lebendig und farbig wie ein sprühendes Raketenwerk, voll müheloser Eleganz und Vornehmheit, voll naiv begehrender Genußsucht, niemals frivol, immer von tänzelnder Drôlerie, huschenden, zärtlichen Bewegungen und oft entzückend keck, wenn sie behutsam die eleganten Schleier von der schmerzlichsten Wunde deckt.

J. G—r.

Gedichte von Oskar Wiener. Titellithographie von H. Steiner. Berlin, Schuster & Loeffler.

Das Büchlein ist Detlev v. Liliencron in dankbarer Verehrung gewidmet. Ob es wohl dieser liebenswürdige Meister vor dem Druck gelesen haben mag? — Kaum! Sonst würde er jedenfalls an den Verfasser dieselben Worte gerichtet haben, die er „An meinen Freund, den Dichter“ schreibt: „Nur für Dich allein laß Deine „Sachen“ drucken, Tagebücher sind Dir dann, Erinnerungen Deine Verse; seufzend magst Du sie durchblättern: Daß die Jugendtage Dir so eilig schwanden. Aber — Eitelkeit, die läßt Euch nicht in Ruhe, alle Welt soll durchaus, soll und muß erfahren, welch ein „hehrer“ Mordskerl solch ein Dichter ist.“ — Die Gedichte enthalten einiges Hübsche, z. B. „Ein Sonntagslied“ und „Mein Maien“, aber auch manches Unfertige, Unklare und Geschmacklose.

Was denkt sich Herr O. W. unter „Weißer Liebe“, „Weißer Gottheit“, „Weißen Wünschen“? —

N.

Aus einem Leben. Gedichte von Maximilian Bern. Fremdländische Sinnsprüche. Romanfragmente. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.

Bei Büchern von Maximilian Bern ist man vor jeder unangenehmen Ueberraschung sicher. Man weiß, daß dieser bewährte, feinfühlende Schriftsteller und Sammler nichts Unbedeutendes und Unschönes herausgeben wird. Auch seine neue poetische Gabe bestätigt den alten, guten Ruf. Sowohl die Gedichte als auch die Romanfragmente bieten Werthvolles und schlagen tiefe Herzenstöne an; vor Allem aber enthalten die fremdländischen Sinnsprüche einen Schatz bewährter Lebensweisheit. Die reichhaltige Sammlung umfaßt Uebertragungen aus 17 Sprachen und schließt mit frauenfeindlichen Sprüchen. Nur einige Proben: Spanisch: „Wer's Glück nicht zu empfangen versteht, beklage sich nicht, wenn's weiter geht.“ — Russisch: „So stolz die Berge auch empor zum Himmel ragen, die Ebenen sind's doch, die alle Berge tragen.“ — Dänisch: „Wohl=geboren wiegt nicht schwer, wohl=erzogen sagt schon mehr. Wohl=verheirathet ist viel. Wohl=gestorben heißt: am Ziel!“ — Abessinisch: „So unersättlich wie der Wunsch ist Nichts auf weiter Gotteserde; den Magen füllt ein Straußenei, das Auge keine Straußenheerde.“

N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Aus fremden Zungen. Zeitschrift für die moderne Erzählungslitteratur des Auslands. IX. Jahrgang. 1899. Heft 22–24. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bartels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Eduard Avenarius.

Birt, Theodor, Deutsche Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Eine Rede zur Jahrhundertwende gehalten am 9. Januar 1900 (Marburger akademische Reden 1900. Nr. 1.) Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.

Blum, Hans, Lebenserinnerungen von Agnes Wallner. Berlin, Otto Elsner.

Drachmann, Holger, Künstler-Herzen. Zwei Strandgeschichten. Autorisirte Uebertragung aus dem Dänischen von M. phil. Carl Küchler. (Bibliothek nordischer Meister-Erzähler. Nr. 1.) Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung.

Fels, Gsell, Italien in 60 Tagen. (Meyers Reisebücher). Leipzig, Bibliographisches Institut.

Gutenberg-Büchlein. Zur fünfhundertjährigen Gedächtnissfeier des Geburtstages Johann Gutenbergs am 24. Juni 1900, herausgegeben von einem Mainzer Schulmann. Mit Abbildungen. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Hebbels Werke. Herausgegeben von Dr. Karl Zeiss. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 4 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Helmolt, Hans F., Weltgeschichte. Vierter Band. Die Randländer des Mittelmeers. Mit 8 Karten, 7 Farbendrucktafeln und 15 schwarzen Beilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Hoffs, Friedrich van, Bunte Schmetterlinge. Lieder und Schwänke. Leipzig, Eduard Avenarius.

Horneffer, Ernst, Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft und deren bisherige Veröffentlichung. Leipzig, C. G. Naumann.

Jahrhundert, das neunzehnte, in Bildnissen. Mit Anderen herausgegeben von Karl Werckmeister. Lfg. 42—45. Berlin, Photographische Gesellschaft.
Jeremias, Dr. Alfred, Hölle und Paradies bei den Babyloniern. (Der alte Orient. 1. Jahrgang. Heft 3.) Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.
Jugendfürsorge, Die, Centralorgan für die gesammten Interessen der Jugendfürsorge mit besonderer Berücksichtigung der Waisenpflege, der einschlägigen Gebiete des Armenwesens, sowie der Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Mit Anderen herausgegeben von Franz Pagel. I. Jahrgang. 1900. Heft 1. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.
Justi, Ferdinand, Hessisches Trachtenbuch. 1. Lieferung. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagbuchhandlung.
Kirchhoff, Theodor, Allerhand Heiteres aus Californien. Leipzig, Eduard Avenarius.
Koch, Julius, Im Frühglanz. Gedichte. Leipzig, Eduard Avenarius.
Kresse, Oskar, Hilfe für Alle! Ein Weg zur Erlösung aus den Fesseln der Noth. Berlin, John Schwerins Verlag.
Krücken, Oscar von, Budapest in Wort und Bild. Heft 3. 4. Berlin, Internationale allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H.
La Politica Actual en Filipinas. Manila. (Noviembre, 1899.)
Leverkühn, August, Jugendgedichte. Leipzig, Eduard Avenarius.
Lie, Jonas, Auf Irrwegen. Roman. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. München, Albert Langen.
Lorenz, Carl, Das Schandmal. Ein amerikanisches Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Lyon, Otto, Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner.
Menghini, Domenico, Centenario Heiniano. Parma, R. Pellegrini.
Mielke, Hellmuth, Coeur-Dame. Novelle. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 84.) Berlin, Albert Goldschmidt.
Muret-Sanders encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem Phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Grosse Ausgabe. Lfg. 14. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
Muther, Richard, Geschichte der Malerei. Band 1. 2. (Sammlung Göschen) Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
Netto, E., Natur und Kunst oder der Schweinehirt. Scherzspiel mit Gesang und Tanz in einem Aufzuge unter ergebenster Verarbeitung des seligen Andersen. Giessen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.
Pro Finlandia, Berlin, Otto Mertz.
Rocholl, Dr. Heinrich, Graf Hellmuth von Moltke, der Schlachtendenker des deutschen Volkes in grosser Zeit. Ein Charakter- und Lebensbild zu dessen hundertjährigem Geburtstage am 26. October 1900. Mit zahlreichen Abbildungen. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).
Römer, Alexander, Leidenschaft. Novelle. (Goldschmidts Bibliothek für Haus und Reise. Band 83.) Berlin, Albert Goldschmidt.
Schwabe, Toni, Ein Liebeslied. Ein Testament. Leipzig, Wilhelm Friedrich.
Schreyer, Hermann, William Shakespeare. Schauspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhang: Zur Shakespeare-Frage und einer Uebersicht über die Abänderungen für die Bühnenaufführung. 2. Aufl. Leipzig, Eduard Avenarius.
Schweiger, Dr. Lazarus, Philosophie der Geschichte, Völkerpsychologie und Sociologie in ihren gegenseitigen Beziehungen. (Berner Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte Band XVIII.) Bern, C. Sturzenegger.
Singer, Hans Wolfgang, Allgemeines Künstler-Lexicon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler. Dritte umgearbeitete und bis auf die neueste Zeit ergänzte Auflage. Siebenter Halbband. Raab-Scotto. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.
Streckfuss, Adolf, Der tolle Hans. Criminal-Novelle. 3. Aufl. (Goldschmidt's Bibliothek für Haus und Reise. Band 8.) Berlin, Albert Goldschmidt.
Tolstoj, Leo Graf, Auferstehung. Erste vollständige im Auftrage des Verfassers hergestellte Uebersetzung von Wadim Tronin und Ilse Frapan. Dritte Auflage. Berlin, F. Fontane & Co.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze

von **Ernst Weiland-Lübeck.**

Abkürzungen: **B. u. W.** = Bühne und Welt. — **D. Re.** = Deutsche Revue. — **D. Ru.** = Deutsche Rundschau. — **G.** = Gesellschaft. — **J.** = Insel. — **I. L.** = Internationale Litteraturberichte. — **Kr.** = Kritik. — **Ku.** = Kunstwart. — **Kultur.** — **L. E.** = Das litterarische Echo — **N.** = Nation. — **N. D. Ru.** = Neue Deutsche Rundschau. — **N. u. S.** = Nord und Süd. — **R. U.** = Reclams Universum. — **T.** = Türmer. — **V. & Kl. M.** = Velhagen & Klasings Monatshefte. — **W. Ru.** = Wiener Rundschau. — **Z.** = Zukunft. — **Z. f. B.** = Zeitschrift für Bücherfreunde. — **Zeit.**

Antike Humanität. Von K. Jentsch. Z. VIII. 17.

Bildung, Die neue. Von G. Kaibel. D. Re. 1900. I.

Bismarck. Aus der Correspondenz des Grafen Friedrich zu Eulenburg mit dem Fürsten B. Von Horst Kohl. D. Ru. 1900. I.
Bismarcks Vorfahren. Von W. Graebner. Z. VIII. 15.

Brandes, Johann Christian. Ein Schauspielerleben im 18. Jahrh. Von M. Ewert. B. u. W. II. 8.
Britanniens Demüthigung. Von W. T. Stead. Z. VIII. 16.
Brüssel, die Hauptstadt Belgiens. Von A. Ruhemann. R. U. 1900. 9.
Bühnenvirtuosen. Von L. Barnay. D. Re. 1900. 1.
Bühnenwerke, Deutsche. Von H. Weber-Lutkow. I. L. VII. 2.
Bulss, Paul. Von M. Marschalk. B. u. W. II. 8.
Calderon de la Barca. Von G. Diercks. T. II. 4.
Carducci Giosuè. Von W. Kaehler. G. XVI. Jan. I.
Chamberlain und der englische Imperialismus. Von S. Saenger. Z. VIII. 15.
Deutsche Theater in Berlin, Das. Von J. Hart. B. u. W. II. 7.
Dirigenten, Moderne. Von A. Seidl. G. XVI. Jan. II.
Doerpfeld, Wilh. Von P. Elsner. N. und S. 1900. März.
Dumas, A., Vater und Maquet. Von J. Maehly. I. L. VI. 26.
Erziehung, Moderne. Von M. Traube-Mengarini. N. u. S. 1900. März.
Farbe und Linie. Von A. Lindner. W. Ru. IV. 2.
Feminismus und die Gesetzgebung, Der. Von L. Fuld. Kr. XV. 4.
Foerster, Karl. Eine Episode aus seinem Leben. Von H. Rickert. D. Re. 1900. 1.
Frauenlitteratur, Moderne. Von A. Pappritz. I. L. VI. 26.
Geheimniss, ein bedeutsames religiöses und ethisches Moment, Das. Von J. Nover. N. u. S. 1900. März.
Goethe-Schriften. Von R. M. Meyer. L. E. II. 7.
Goethes Faust in der französischen Kunst. Von A. Tille. V. & Kl. M. XIV. 5.
Goethe-Sammlung, Heinrich Lempertz sen. und seine. Von J. Schnorrenberg. Z. f. B. III. 10.
Haeckel, Ernst. Aus dem Leben und Werke E. H's. Von W. Bölsche. N. D. Ru. XI. 1.
Häckel, E., und die Religionsfrage. Von H. von Gumppenberg. T. II. 4.
Hauptmann, Gerhart, und sein Naturalismus. Von R. Hamann. G. XVI. Jan. II.
Helmerding, Karl. Von Ph. Stein. B. u. W. II. 8.
Hugo, Victor- Bei. Von R. Waldmüller. L. E. II. 8.
Hypnose. Thierische. Von M. Verworn. Z. VIII. 13.
Ibsens, Henrik, Epilog. (Wenn wir Todten erwachen.) Von H. Stümcke. B. u. W. II. 7.
Jahrhundert, Das XIX., Politische Uebersicht über. Von E. Heysch. V. u. Kl. M. XIV. 5.
Jahrhundert-Requiem. Von E. Key. Zeit 275.
Jahrhundert, Das neue. Von A. Tille. Z. VIII. 13.
Jahrhundert. Auf der Schwelle des neuen J. Von Th. Ziegler. N. D. Ru. XI. 1.
Ibsens Epilog. Von L. Berg. L. E. II. 8.
Ibsen, H., neues Drama „Wenn wir Todten erwachen". Von E. Brausewetter. I. L. VII. 1.
Ich-Roman. Noch etwas vom. Von F. Spielhagen. L. E. II. 7.
Kanada, Reiseskizzen aus. Von A. Forel. Z. VIII. 14.
Kant und Darwin, Irrthümer gegen. Von Ritter. Kr. XV. 4.
Keramik, Vorgeschichtliche. Von A. Rehberg. R. U. 1900. 9.
Lichtwark, Alfred. Von F. Klossowski. Zeit 276.
Lingg, Hermann. Von M. Greif. Z. VIII. 17.
Litteratur des Thiergartenviertels, Die. Von C. Bleibtreu. Kr. XV. 4.
Lyrik, Romantische, vor 100 Jahren. Von L. Jacobowski. G. XVI. Jan. 1.
Lyriker unserer Tage, Die. Von K. Breysig. Z. VIII. 17.
Mächte, Die grossen. Ein Rückblick auf unser Jahrhundert. Von M. Lenz. D. Ru. 1900. 4.
Michelangelo in C. Ferdinand Meyers Gedichten. Von H. Moser. N. 1900. 14.
Musik, Ein Vierteljahrhundert. Von E. Hanslick. D. Ru. 1900. 4.
Nietzsches Krankheit. Von E. Förster-Nietzsche. Z. VIII. 14.
Nouhuys, W. G. Von R. Jacobsen. W. Ru. IV. 2.
Pasteur, Erinnerungen an. Von J. Héricourt. D. Re. 1900. 1.
Petöfi, Alexander. Von B. Lazar. Z. VIII. 13.
Rococo. Von R. Muther. N. D. Ru. XI. 1.
Römische Verbrecherwelt, Die. Von M. Gagliardi. Kr. XV. 4.
Schiedsgericht des deutschen Bühnenvereins, Das. Von Felisch. B. u. W. II. 7.
Sevillanische Poesie. Von J. Fastenrath. I. L. VI. 25.
Shakespeare. Einiges über S. und das gegenwärtige Theater des Auslandes. Von M. Mendheim. I. L. VI. 25.
Sorma, Agnes, in Paris. Von B. Petzold. B. u. W. II. 8.
Stenographie. Zeitgeist und Stenographie. Von Mil Richter. N. u. S. 1900. März.
Verbotene Stücke. Von O. Blumenthal. D. Re. 1900. 1.
Volksschauspiele. Die Meraner V. Von H. Herrnheiser. B. u. W. II. 8.
Weihnachtsspiele, Schlesische. Von Prof. Vogt. B. u. W. II. 7.
Whitman, Walt. Von Knut Hamsun. G. XVI. Jan. 1.
Wolf, Hugo. Von M. Graf. Z. VIII. 16.
Wolter, Charlotte. Toilettenkünstlerinnen auf der Bühne. II. Ch. W. Von S. Grünwald-Zerkowitz. B. u. W. II. 7.
Zauberwesen in Alterthum und Gegenwart. Von E. Kuhnert. N. u. S. 1900 März.
Zimmern'sche Bibliothek, Die. Von R. Beer. Z. f. B. III. 10.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste No. 5675.)

Januar 1900.

Inhalt.

Seite

Helene Svoboda in Stuttgart.
Der große und der kleine Adam. Eine Erzählung 1

Navalis in Berlin.
Eine starke deutsche Flotte 40

Ludwig Geiger in Berlin.
Briefe von Justinus Kerner an Varnhagen von Ense 51

H. Schmidt-Rimpler in Göttingen.
Augenärztliche Betrachtungen im Theater 81

Ludwig Fuld in Mainz.
Rechtseinheit 95

Julius Gesellhofen in Breslau.
Der kategorische Imperativ 102

Bibliographie 131
Moritz Lamberg: „Brasilien." Leipzig, Hermann Zieger.

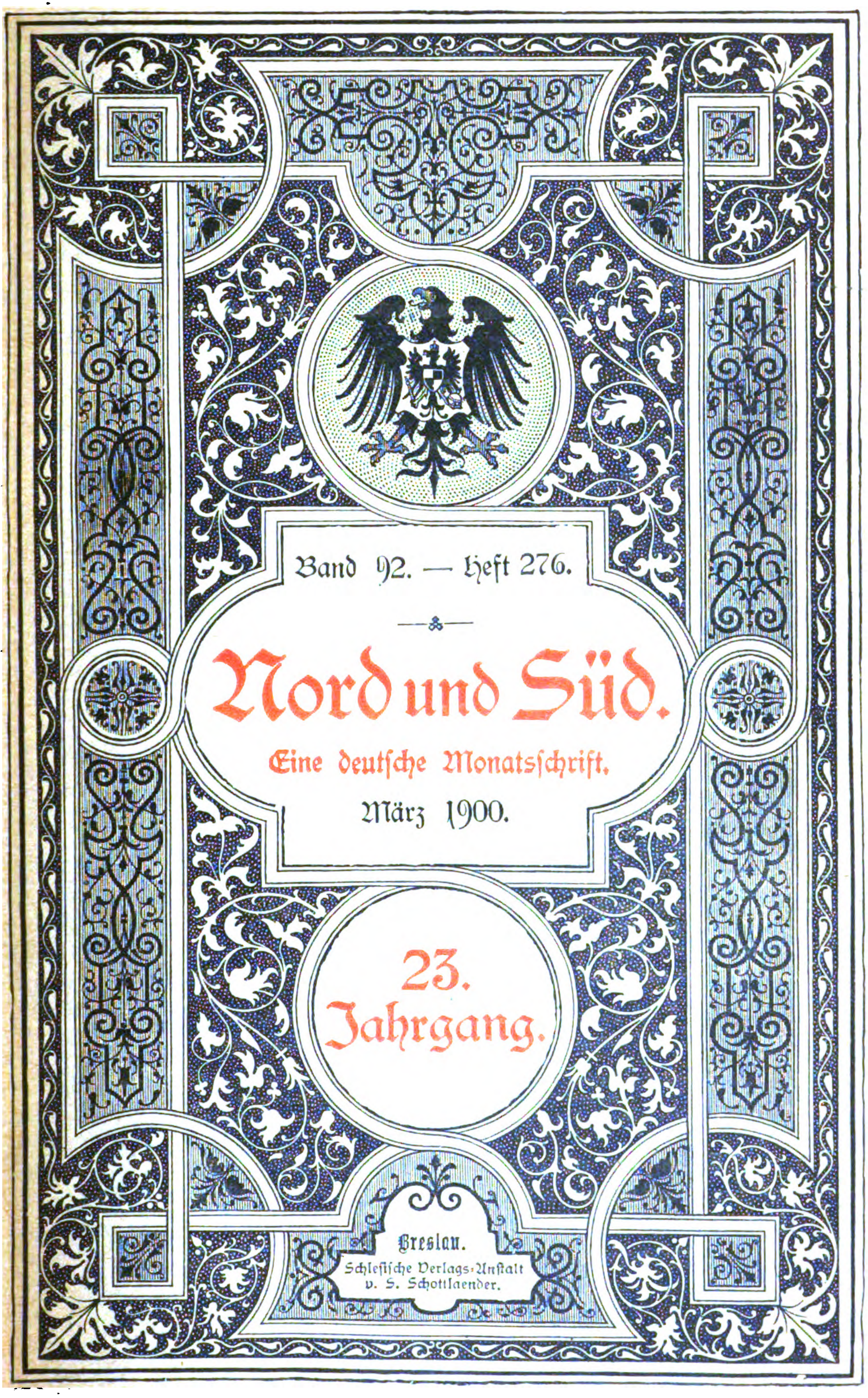
Bibliographische Notizen 135

Hierzu ein Portrait: Viceadmiral Alfred Tirpitz.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.



Preis pro Heft 2 M, pro Quartal (3 Hefte) 6 M,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M (Zeitungs-Preisliste No. 5675.)

März 1900.

Inhalt.

Seite

Wanda von Bartels in München.
Von einer Königin, die schon lange gestorben. Ein Märchen der Zeit. 277

Paul Elsner in Athen.
Wilhelm Doerpfeld 293

Helene Zimpel in Breslau.
Heinrich von Kleist und die Frau 306

Ernst Kuhnert in Königsberg.
Zauberwesen in Alterthum und Gegenwart 327

Mil Richter in Leipzig.
Zeitgeist und Stenographie 337

Margherita Traube-Mengarini in Rom.
Moderne Erziehung 350

J. Nover in Mainz.
Das Geheimniß, ein bedeutsames religiöses und ethisches Moment 363

M. Beerel in Hirschberg.
Gähren hilft klären. (Schluß) 381

Guy de Maupassant.
Geschwätz der Straße. Uebersetzt von Sigmar Mehring in Berlin. 402

Bibliographie 405
Gustav Karpeles: „Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit." Leipzig, Verlag von Adolf Titze. 1899.

Bibliographische Notizen.......... 410

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze von Ernst Weiland-Lübeck.... 413

Hierzu ein Portrait: Wilhelm Doerpfeld.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd" Breslau.
Siebenhufenerstr. 11, 13, 15.